Digitized by Google

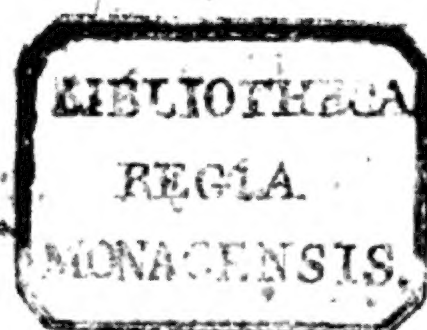
Mannheim

E

Deutsches Museum.

Zweiter Band.
Julius bis Dezember
1781.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.



Inhalt
aller sechs Stükke des zweiten Bandes.

Julius.

August.

6. Aus-

September.

Oktober.

5. Ue-

November.

9. Ueber

Dezember.

---

1. Ode,

Deutsches Museum.

Siebentes Stück. Heumond. 1781.

I.

Ode
dem glüklichen Alter
Friedrichs des Grossen
gesungen
von
Friedrich Gedike.

Den 24sten Jänner 1781.

Wann im Mittag die Sonne,
glühend und blendend, am Himmel steht —
dann schimmert kein leuchtend Gestirn;
alle stralenden Fürsten der Nacht
verschleiern sich vor dem blendenden Glanz,
beten des Tages Königin an.

Von ihrer Höhe schaut sie stolz herab,
geußt Licht und Wärme nieder;
in reinen Bächen quillt
Leben, Wonne quillt herab.
Ohne sie hüllete Nacht,
hüllete Grauen des Grabes uns ein!
Doch bebt vor ihr der scheue Blik
geblendet zur Erde nieder;
von ihrem Bogen fahren feurige Pfeile
jedem kühnspähenden Aug' entgegen.
Aber wenn sie mit sengender Glut

die durstigen Gefilde dörrt —
dann blikt die lechzende Flur,
und die schmachtende Blume,
von ihr selber geliebt und genährt,
blikket voll Wehmut empor.
Und siehe! die gerührte Monarchin
zeucht aus den stolzen Stralenpanzer und den Flammenschild,
hüllet in thauenden Wolkenschleier sich ein.
Da strömet Segen hernieder,
und tränket Gefild und Wald.
Gestärkt erheben ihr Haupt
die Töchter der Flur und des Gartens,
lächeln der himlischen Allernährerin Dank. — —

Wann am Abend die Sonne
mild und freundlich am Himmel steht —
wonnevoll schauet sie dann
auf die glänzende Laufbahn
des heissen Tages zurük,
schauet reifen die goldene Saat,
die ihr belebender Stral
aus dem Schoosse der Erde rief.
Dann sieht sie die Zähre des Danks
in dem Auge des Schnitters beben,
der mit Entzükken die vollen Aehren zählt,
und ihre Zahl vergißt.

O Lichtverbreiterin, du leuchtest
am Abend so helle der Welt,
wie am Mittag du glänztest.
An deinen Stralen wärmet der Kranke sich,
saugt mit begierigen Zügen sie ein,
und fühlet mit Jugendkraft sich gestärkt.
Dir gegenüber lagert der müde Pilger sich,
blikket nun froh in dein glühendes Antliz,
das des langen Wohlthuns Bewußtsein

mit

mit höherer Röthe färbt.
Weile, ruft er, himlische Pflegerin,
weile du lange — lange noch
an dem vergoldeten Horizont,
und spät — spät verlösche dein Licht. — —
Verlöschen? — Nein, nie verlischt die Sonne.
Doch wenn sie von uns einst scheidet —
unsre Thränen folgen ihr nach;
aber sie selber leuchtet dann
andern Welten mit nie verlöschendem Glanz. —
Dann werde der silberhelle Mond,
der izt bescheiden neben ihr schimmert,
funkelnde Sonne, wie sie!

2.

Auszug aus den Statuten der ökonomischen Geselschaft zu Madrid, unter dem Namen der Vaterlandsfreunde.

---

§. 1.

Von der Geselschaft überhaupt.

Die Anzahl der Mitglieder ist unbestimt. Der Hauptgegenstand dieser Geselschaft ist, durch Abhandlungen, die sie herausgibt, die verschiedenen Handwerke, vorzüglich aber den Akkerbau zu befördern. Jedes Jahr erscheinen diese Schriften öffentlich im Druk. Die Unkosten so wie die Prämien werden durch eine jährliche Beisteuer von 30 Liv. wozu jedes Mitglied verbunden ist, bestritten. Die Arbeiter der sämtlichen Mitglieder werden nicht bezahlt, indem man voraussezt, daß Liebe und Eifer für den Ruhm ihres Vaterlands ihre einzige Triebfeder ist. Die Professoren aber, die man über die gewöhnliche Zahl in die

Geselschaft aufnimt, und deren Einsichten und Erfahrungen man hier nicht leicht entbehren kan, sind in Rüksicht auf ihr weniges Vermögen zu dieser Beisteuer eigentlich nicht verpflichtet; doch steht es ihnen frei, auch hierzu beizutragen, dagegen sie alsdann das Recht, eine Stimme, so wie die übrigen, zu geben erhalten.

§. 2.

Abtheilung der Mitglieder in drei Klassen.

Die Geselschaft ist zusammengesezt aus ordentlichen Mitgliedern, Korrespondenten und mitaufgenommenen Gliedern. Die ordentlichen Mitglieder sind solche, die sich zu Madrid aufhalten und den ordentlichen Zusammenkünften beiwohnen können. Zu dieser werden gerechnet die so in den fünf Städten Toledo, Guadalajara, Segobia, Abila und Talawira ihre Wohnsize haben. In jeder dieser Städte entsteht durch sie wieder eine besondere Geselschaft, die von der zu Madrid abhängt.

Die Korrespondenten bestehn aus solchen, die in den übrigen Städten und Dörfern der fünf Provinzen sich befinden, und der Geselschaft nähere Nachricht von dem Zustand des Akkerbaus, der Industrie und der Künste geben; so daß sie immer von ihrem Wachsthum wie von ihrer Abnahme in den verschiedenen Provinzen genau unterrichtet ist. So lange die Korrespondenten zu Madrid sich aufhalten, haben sie Siz und Stimme wie die ordentlichen Mitglieder. Die, welche in den Provinzen, die der Hauptstadt näher liegen, sich befinden, schikken ihre Abhandlungen gradezu an den Direktor, die hingegen in den entfernteren an den Vicedirektor.

§. 3.

Von den Zusammenkünften.

Jede Woche wird gewöhnlich einmal eine ordentliche Versamlung gehalten. Man fängt sie jedesmal an, mit

mit Vorlesung dessen, was in der vorhergehenden vorgekommen, damit jeder, wo er es noch für nöthig findet, seine Bemerkungen hinzusezen könne. Diese werden alsdann von dem Sekretair gesammelt und in Ordnung gebracht mit Einwilligung des Censors. Deutlichkeit im Stil und wahre Bestimmung im Ausdruk sind hier überaus wichtig und notwendig. Der Direktor trägt jedesmal sein Urtheil über die Schriften, die vorgelesen werden, zuerst vor. Die so nichts, das wirklich von Nuzen seyn kan, beizusezen wissen: sind nicht verpflichtet zu reden. Keinem ist es erlaubt den andern zu unterbrechen, sondern er muß warten, bis dieser völlig mit dem, was er zu sagen hat, fertig ist, weil es sehr schwer ist einzusehn, was eigentlich jemand sagen will, wann man ihm die Zeit nicht läßt zu endigen. Jedes Mitglied liest seinen Aufsaz selbst vor, und übergibt ihn alsdann dem Sekretair. Findet man für nöthig, diese Schrift genauer noch durchzugehn; so ernennt man einige Mitglieder dazu, die alsdann in wenig Worten und mit aller möglicher Schonung ihr Urtheil darüber vortragen, zuvor aber sich mit dem Autor selbst unterreden, um zu sehn, in wiefern sie sich alle verstehn. Keiner behauptet vor dem andern einen Rang, sondern man nimt in der Reihe, so wie man komt, seinen Plaz ein. Gegen dem Eingange des Saals sizt der Direktor, hat zu seinen beiden Seiten den Censor, den Sekretair, den Contador und Schazmeister. Keines der Mitglieder erlaubt sich einen Wortwechsel, noch viel weniger Persönlichkeiten, weil dies nicht nur unschiklich wäre, sondern auch Friede und Einigkeit in der Geselschaft stören würde. Der Direktor hat das Recht Stilschweigen aufzulegen, ja sogar die, die seinen Befehl nicht befolgen, von der Geselschaft auszuschliessen. Da die Anzahl der Mitglieder sich immer vermehrt: so werden zu einer gültigen Wahl nur die vierzig Aeltesten erfordert, den Direktor und übrige Beamten der Geselschaft nicht mitgerechnet. Komt ein

ausserordentlicher Fall vor, so untersucht ihn der Direktor mit den zwölf ältesten Gliedern. Wovon alsdann der Sekretair in der nächsten Versamlung Rechenschaft gibt.

§. 4.

Von den Aemtern in der Geselschaft.

Es wird ein Direktor, Sekretarius, Censor, Contador und Schazmeister erfordert. Da diese Aemter immer auf dem haften, der sie einmal angenommen, so werden vorzüglich solche Personen dazu gewählt, die Zeit und gehörige Talente haben, diesem ihrem Amte völlig Genüge zu leisten. Jeder dieser Beamten hat noch einen unter sich, den er im Fall der Noth an seine Stelle sezen könne. Ausgenommen der Schazmeister, der während seiner Abwesenheit immer auf seine eigenen Unkosten und Gefahr seine Stelle durch einen andern vertreten lassen muß.

§. 5.

Von dem Direktor.

Das Amt des Direktors ist eines der wichtigsten, weil es ihm zukomt, in allen Versamlungen, in ordentlichen so wie in ausserordentlichen, als Vorsteher die oberste Stelle zu bekleiden; Leben und Thätigkeit in die Versamlungen zu bringen; die verschiedenen Aufträge, die in genauer Untersuchung der Maschinen, Abrisse, Entwürfe und Aufsäze, die der Geselschaft zugeschikt werden, bestehn, zu vertheilen. Es wird daher zu solcher Stelle eine Person erfordert, die Kentnisse vom Akkerbau und der Industrie hat, und in den Mitteln sie zu vervolkomnen bewandert ist, die vornehmsten Sprachen besizt, um sowol die Schriften, die aus entfernten Ländern zugeschikt werden, als auch die Fremden selbst, die neue Entwürfe der Entdekkungen mittheilen, zu verstehn, und um mit andern Geselschaften in Korrespondenz treten zu können. Sein Charakter muß offen, frei und leutselig sein. Die Ver-

vol-

volkomnung aller der verschiedenen Theile dieser Künste müssen ihm Fleiß und Anstrengung zur Pflicht machen. Ueberdas muß er frei von allem Hochmut, so wie von Vorurtheilen sein. In seiner Abwesenheit vertrit das älteste Mitglied seine Stelle. Die Forderungen, die an die Kasse gemacht werden, müssen durch ihn ausgeliefert werden, doch jedesmal mit der Unterschrift des Sekretarius und Contadors.

§. 6.

Von dem Censor.

Dem Censor liegt ob Acht zu haben, daß alle die Verordnungen, die durch die Geselschaft gegeben worden, genau beobachtet werden. Die geringste Unterlassung ist er verpflichtet sich anzumerken, und in ein dazu bestimtes Buch einzutragen. Es steht blos allein bei ihm, alles der Geselschaft vorzuschlagen, was er glaubt, das zu ihrer Vervolkomnung was beitragen kan. Die Ausführung dessen, worüber die ganze Geselschaft übereingekommen, muß er samt dem Sekretarius besorgen; so wie auch die Rechnungen des Schazmeisters berichtigen. Diese Stelle erfordert einen Gelehrten, der Leutseligkeit mit Talenten und Beredsamkeit verbindet.

§. 7.

Von dem Sekretarius.

Das Sekretariat ist eines der wichtigsten Aemter in der Geselschaft, das am meisten Zeit und Anstrengung erfordert. Daher muß jedesmal eine Person dazu gewählt werden, die mit Schriften umzugehen weiß, Fleiß, Eifer besizt, und Fertigkeit im Schreiben hat. Dem Sekretarius komt zu, in einem kurzen Auszug das anzuzeigen, was in jeder Versamlung vorgekommen, welches alsdann von dem Censor durchgesehn wird. Jedes Mitglied liest die Abhandlungen, die es mitzutheilen hat, selbst vor, und übergibt sie sodann dem Sekretarius, der sie

nach den verschiedenen Klassen von Akkerbau, Industrie und Künsten ordnet. Jede dieser Klassen hat wieder ihre Unterabtheilungen und ihre Register, die, wann sie jedesmal gleich abgefaßt werden, mit leichter Mühe alsdann können fortgesezt werden. Die Papiere müssen von dem Sekretarius so bald möglich in das Archiv gebracht werden. Nur die darf er zurükbehalten, die man fast immer nöthig hat. Bei jeder Aufnahme ist er verpflichtet ein Diplom auszustellen mit seiner Unterschrift und dem Insiegel der Geselschaft zur öffentlichen und förmlichen Versicherung der Aufnahme in die Geselschaft. Von jedem Werk, das im Druk erscheinen soll, muß der Sekretarius eine genaue und fehlerfreie Abschrift verfertigen lassen, die der Orthographie der spanischen Akademie völlig gemäß sei. Das Original bleibt alsdann immer bei dem Sekretarius in Verwahrung.

§. 8.

Von dem Contador, (Maitre des Comptes).

In Spanien hat jede Schazkammer ihren Contador. Seine Verrichtungen haben viel ähnliches mit denen, die dem Schazmeister obliegen. Er ist verpflichtet ein genaues Verzeichnis über die Ausgabe und Einnahme der Kasse zu führen, das, was an sie gefordert wird, auszuliefern, und Quittungen für die Summen zu geben, die wieder eingehn. Ueberhaupt besteht sein Amt darin, Bücher zu halten, in die er sowol die Quittungen als Unkosten einträgt. Welche, nachdem sie von dem Direktor durchgesehn und gebilligt worden, in das Archiv der Geselschaft niedergelegt werden.

§. 9.

Von dem Schazmeister.

Der Schazmeister ist verpflichtet, jeden Monat ein genaues Verzeichnis von dem wirklichen Vermögen der Geselschaft zu liefern. Die Kasse wird durch dreifache

Schlösse

Schlosse verwahrt. Wozu ein Schlüssel dem Direktor übergeben wird, ein anderer dem Contador, und ein dritter dem Schazmeister.

§. 10.

Von den Abhandlungen die in Druk kommen.

1) Jedes Jahr wird das, was am wichtigsten ist, und von der Geselschaft am meisten bearbeitet worden, in den Druk gegeben. So wie auch ein historisches Verzeichnis der eigentlichen Arbeiten der Geselschaft.

2) Jedes seine Meinung läßt man unverändert so stehen, wie sie ist. Die Aufsäze, deren Inhalt Thatsachen und Experimente sind, und deren Stil nicht sehr fliessend ist, werden in einem Auszug mitgetheilt; das Publikum wird dabei gewinnen, und der Autor nichts verlieren.

3) Jedem Mitglied, das der Tod der Geselschaft raubt, wird eine feierliche Lobrede gehalten.

4) Die Fortschritte in allen Theilen der Wissenschaften, womit sich die Geselschaft beschäftiget, werden öffentlich bekant gemacht. Eben so erscheint auch jedesmal eine politische Berechnung der Einfuhr und Ausfuhr der Früchte und Waaren, vorzüglich in Rüksicht auf die fünf obengemeldete Provinzen. Welches aber die genaue Beobachtung des Fortgangs aller Anstalten und Einrichtungen auch in den übrigen Provinzen von Spanien im geringsten nicht ausschliessen sol. Die Mitglieder schaffen sich die Abhandlungen, die im Druk erscheinen, selbst an, weil es zu viele Kosten verursachen würde, sie jedem ohnentgeltlich abfolgen zu lassen. Doch von dieser Regel sind der Direktor und die übrigen Beamten der Geselschaft, so wie auch die, welche zu dem Werk, das herausgegeben wird, durch Abhandlungen selbst beigetragen haben, ausgeschlossen. Jede der übrigen Geselschaften, die von der Hauptgeselschaft anerkant sind, und von ihr abhängen, erhält ein Exemplar.

§. 11.

Von der Bibliothek.

Diese Bibliothek ist zum Nuzen und Gebrauch der Geselschaft aus ökonomischen und politischen Schriften zusammengesezt. Wozu vornemlich die gewählt werden, welche durch geborne Spanier verfaßt, oder übersezt worden. Finden sich keine andern Geschäfte vor: so schreitet man zur Vorlesung einer dieser Abhandlungen, über deren Methode und Sistem man sich sodann unterredet. Die, welche in der vorkommenden Materie am meisten bewandert sind, reden zuerst. Wer etwas beizusezen hat, fährt fort; doch so, daß die leztern nie anfangen, ehe die erstern ausgeredet haben.

§. 12.

Von den Aufträgen.

Die akademischen Aufträge werden theils durch den Direktor ausgetheilt, theils von den Mitgliedern von freien Stükken selbst übernommen. Sie bestehen vorzüglich in Absendungen, die im Namen der Geselschaft entweder an einzelne Personen, oder an ein ganzes Tribunal, oder Gemeinde, oder auch an den König selbst und die Staatsräthe unternommen werden. Dann aber auch in näherer Untersuchung der Instrumente, Maschinen und Erfindungen. Endlich überhaupt in alle dem, wozu entweder nur ein einzelnes Mitglied, oder nur eine kleine Anzal von Mitgliedern erfordert wird; da jeder am besten selbst wissen muß, wozu er am tüchtigsten ist, so wird es gut sein, wann sich zu diesen Geschäften die Mitglieder selbst anbieten. Unter diesen Aufträgen sind die am wichtigsten, welche die Unterstüzung der Handwerke und die Aufsicht über die patriotischen Schulen zum Zwek haben. Die Hauptgeschäfte der ersteren sind in dem Werke des Hrn. Campomanes: Von der Volkserziehung der Handwerksleute, weitläuftig beschrieben. Daher

her man es für überflüssig hält, hier mehreres davon zu sagen.

§. 13.

Von den Prämien.

Die erste Klasse von Prämien wird in den Versamlungen der Geselschaft ausgetheilt, und dem zugedacht, der am besten eine wichtige Aufgabe, den Akkerbau und die Viehzucht betreffend, aufgelöst hat. Um den wahren Werth der Aufsäze, die der Geselschaft vorgelegt werden, genau zu bestimmen, werden vier Glieder aus der Klasse der Agrikultur und zwei von jeder der übrigen Klassen gewählt, die mit dem Direktor, dem Sekretarius und Censor eilf Stimmen ausmachen. Den Fremden steht es frei, ihre Aufsäze in lateinischer, französischer, englischer oder italiänischer Sprache einzusenden. Die Schriften, die den Preis erhalten, werden in der Sprache, in der sie geschrieben, mit einer spanischen Uebersezung zur Seite, in die Memoires der Geselschaft eingerükt. Es werden auch besondere Prämien denen zuerkant, die in Künsten und Handwerken sich rühmlich hervorthun. Der Belauf dieser Prämien kan nicht genau bestimt werden, sondern er muß nach den jährlichen Einkünften der Geselschaft, nach dem mehr oder minderen Fortgang der Industrie und Künste eingerichtet werden. Um Nacheifer zu erwekken wird die Geselschaft jedesmal die Namen derer, die den Preis davon getragen, so wie auch die Ursache, wodurch sie dessen würdig geworden, durch den Druk bekant machen. Ohn alle persönliche Rüksicht wird jedesmal nur das Verdienst belohnt werden.

§. 14.

Von den patriotischen Schulen.

Da der methodische Unterricht am meisten dazu beiträgt, Industrie und Künste emporzubringen: so ist es der Geselschaft hauptsächliches Bestreben, Mittel auszufinden, um

um patriotische Schulen zu errichten. Sie bietet sich daher an, jedesmal eines ihrer Mitglieder abzuschikken, unter dessen Aufsicht solche Schulen könten errichtet und fortgesezt werden. Eben dieser Vorsteher aber solle keine andere Gewalt und Rechte besizen, als die, welche ein Hausvater über seine Kinder ausübt. Eben so wenig solle ihm erlaubt seyn, den Rechten der Obrigkeit jedes Orts in irgend etwas den mindesten Eingrif zu thun. Sein ganzes Augenmerk müßte vorzüglich auf gute Sitten, Arbeitsamkeit und Reinlichkeit der Jugend gerichtet sein. So wie es auch ihm zukäme, Lehrer und Lehrerinnen aufmerksam auf ihre eigene Fehler zu machen, und im Fall er sie nachlässig findet, ihnen Verweise zu geben. Die Schulen müßte er oft selbst besuchen. Und damit er dies alles mit einem gewissen Ansehen thun könte: so müßte ihn die Obrigkeit aus allen Kräften unterstüzen; um nicht gezwungen zu werden, wegen jeder Kleinigkeit Streit anzufangen, als wodurch mehr als zu bald sein Eifer in einer dem algemeinen Wohl so nüzlichen Beschäftigung erkalten könte. Auch müßte er von der Oekonomie, die bei den Magazinen dieser Schulen beobachtet wird, genaue Nachricht einziehen. Es müßte ferner ihm erlaubt sein, zur nüzlichen Verwaltung dieser Güter Anweisung zu geben, wie die Bücher darüber müßten geführt werden. Ausser der Obrigkeit würde auch der Geistliche jedes Orts ersucht, zu diesem allem hülfreiche Hand zu bieten. Man würde mit dem Unterricht im Spinnen und Weben den Anfang machen, die Schulen selbst nach den Kirchspielen vertheilen, beide Geschlechter, und also auch Meister und Meisterinnen, absondern.

Eine Schule, deren Errichtung noch wichtiger wäre, würde diese sein, wo Unterricht in Verfertigung der Maschinen und Instrumente für die verschiedenen Handwerke ertheilt würde. Da aber die Errichtung einer solchen Schule ungleich mehr Aufwand erfordert: so begnügt man sich unterdessen eine zu Madrid unter dem Schuze des Königs

und des Staatsraths anzulegen, in welcher Schüler können gezogen werden, die nach diesem ihre Kentnisse in den übrigen Provinzen auszubreiten im Stande sind.

§. 15.

Sinbild der Geselschaft.

Es besteht aus einer Schaumünze, auf welcher Akkerbau, Industrie und Künste simbolisch dargestelt sind, mit der Inschrift: *Soccorre ensennando.* (Succurrit docendo.)

Die Stadt Madrid hat mit Einwilligung des Raths der Geselschaft einen Saal auf dem Rathhause eingeräumt, wo die gewönlichen Versamlungen gehalten werden.

Die 5 übrigen Geselschaften, so man aufgenommen, sind die zu Toledo, Guadalajara, Segobia, Abila und Talawira. Sie sind auf eben die Art eingerichtet wie die zu Madrid.

In der Approbation wird unter andern gesagt, daß der König dieses Institut genehm halte, welches viel beitragen kan, dem Bettelstand in seinen Staaten abzuhelfen. Solte aber die Geselschaft in ihren Gesezen etwas finden, das einer Abänderung bedürfe: so möchte sie ihn jedesmal zuvor um Rath darum befragen. Auch sol ihm der Staatsminister alle Jahr genaue Nachricht von ihrem Fortgang geben. Und um dieses Institut wirklich zu begünstigen, sezt er auf zwei Preise, die die Geselschaft auszutheilen hat, jährlich 750 Pfund aus der königlichen Kasse zu. Auch willige er gern in das Begehren seiner Söhne, der Infanten Don Carlo und Don Antonio, als Mitglieder in die Geselschaft aufgenommen zu werden.

3.
Die neunte Elegie des dritten Buchs der Liebesgedichte Ovids.
Auf Tibulls Tod.

Tibull, der beste elegische Dichter der Römer, ward im Jahre Roms 705 geboren. Er war vom M. Valerius Messala Korvinus sehr wohl gelitten. Diesem folgte er auch im zwanzigsten Jahre seines Alters nach Gallien in den aquitanischen Krieg, und wolte ihn das Jahr darauf von da nach Asien begleiten; allein er ward unterwegs gefährlich krank, und wurde vom Messala zu Korzyra gelassen. Hier schrieb er die dritte Elegie des ersten Buchs, worauf sich in gegenwärtiger Elegie V. 47. u. f. beziehen. Als er genesen, kehrte er nach Rom zurük; wo er im ein und dreissigsten Jahre seines Alters und im 735sten Roms starb. Ausser der Delia und Nemesis, welche hier vom Ovid erwähnet werden, liebte Tibull noch die Neära, der er das dritte Buch seiner Elegien zugeschrieben.

Hat den Memnon a) die Mutter, die Mutter Achillen beweinet;
rührt auch der Göttinnen Herz trauriges Menschengeschik:
o, so löse bethränt, Elegeia! dein finsteres Haupthaar!
Dir gebühret anizt leider! dein Name mit Recht!

Er

a) Memnon, Sohn der Göttin Aurora. Er starb in der Belagerung von Troja, von der Hand Achillens, des Sohns der Göttin Thetis. Bei Theben in Aegypten war dem Memnon eine Bildsäule errichtet, welche des Morgens, wann sie von den Stralen der aufgehenden Sonne getroffen wurde, harmonischklagende Töne von sich gab.

Er, dein Ruhm, der Sänger deiner Gefühle, Tibullus,
liegt auf dem Rogus entseelt, lodernden Flammen ein Raub.
Um ihn trauret Kupido; umgestürzet den Köcher
geht er, den Bogen zerknikt, lichtlos die Fakkel gesenkt.
Siehe, wie ihm vor Leid herniederhangen die Flügel!
wie er die nakkende Brust sich in Verzweifelung schlägt!
Thränen benezen die Lokken, die wild den Nakken umwallen,
und der bebende Mund schluchset und klagt überlaut.
So ging, saget der Ruf, zu der Leich' Aeneens, b) des Bruders,
er aus deinem Palast, schöner Julus hervor.
Und nicht minder betrübt ist Venus beim Tode Tibullens,
als da der Eber das Blut ihres Geliebten c) vergoß.
Wie? Man nennet uns hehr, uns Dichter? die Sorge der Götter?
wähnet in unserer Brust himmelbefreundeten Geist?
Dennoch darf sich der Tod an uns Geweihten vergreifen?
Opfer sind allezumal seiner verzehrenden Wut?
Nichts, nichts half dem ismarischen Orpheus d) der Vater, die Mutter!
nichts das erhabene Lied, welches die Tiger bezwang!
Ja, sein Vater Apoll, er hat auch auf schuldiger Leier
Linus! e) o Linus, mein Sohn! schweigenden Wäldern geseufzt.
Dich selbst, f) Mäonide! (von dem zu dem Chore der Dichter,
wie aus Kastaliens Quell, hohe Begeisterung strömt;)
hat

b) Aeneas, als Sohn der Venus, war Kupido's Bruder. Julus, Aeneas Sohn.

c) Adonis.

d) Orpheus war ein Sohn Apolls und der Muse Kalliope.

e) Linus, gleichfals ein Sohn Apolls. Er lehrte den Herkules die Leier; wurde von demselben aber in einem Augenblik von Ungeduld damit erschlagen.

f) Homer.

hat ein trauriger Tag in den schwarzen Avernus versenket!—
Lieder, nur Lieder entfliehn gieriger Lohe Gewalt.
Sie, sie dauren! Es bleibet der Ruhm der ilischen Arbeit;
Bleibt, was Penelopens g) List nimmervollendend gewebt!
Ewig nennt man auch dich, du erste Liebe Tibullens,
Delia! dich, Nemesis, die er im Tode geliebt!
Aber umsonst, daß ihr betetet; from das ägyptische Sistrum h)
schlugt; daß im einsamen Bett heilig enthaltsam ihr lagt. i)
Er ist dahin! Ach, gibt es denn Götter, (fast wag' ich zu zweifeln)
da so das böse Geschik selber der Guten nicht schont?
Lebe from: du stirbst from! Ehre, was heilig, mit Inbrunst:
von dem Altare hinweg reißt dich der Tod in die Gruft!
Sei mit den Musen vertraut. Da liegt, o siehe, — Tibullus!
Kaum was ein Aschenkrug faßt ist noch des Herlichen Rest.
Und dich heiligen Dichter, dich hat die Flamme vernichtet?
hat dein zärtliches Herz nicht zu verzehren gescheut?
O! sie hätt' auch vermessen sich an der unsterblichen Götter
Tempel gewaget, sie, die solch einen Frevel vermocht!

Venus

g) Die Freier der Penelope drangen in der Abwesenheit des Ulysses, ihres Gemals, in sie, sich für Einen von ihnen zu erklären. Penelope, um sie los zu werden, versprach, es zu thun, wann sie erst den Schleier vollendet, welchen sie in der Arbeit hatte. Allein sie vollendete ihn niemals, weil sie Nachts immer das wieder aufwebte, was sie bei Tage gemacht hatte. Darüber kam endlich Ulysses von Troja zurük, und tödtete die Freier.

h) Sistrum, ein musikalisches Instrument, dessen man sich besonders beim Gottesdienste der Isis bediente.

i) Vers 33. 34. beziehen sich auf den Gottesdienst der ägyptischen Göttin Isis, welche man zu Rom bei der Krankheit seiner Freunde anzurufen pflegte. Beide Verse sind fast wörtlich aus dem Tibull.

Venus am Gipfel des Erix k), sah es, und wandte das Antliz;
Thränen rolleten ihr häufig die Wangen hinab.
Zwar ist's also noch besser, als hätt' ein phäazisches Eiland l)
dich ungeehret zum Staub seiner Bewohner gescharrt. m)
Hat doch hier dein brechendes Auge die Mutter geschlossen,
und das lezte Geschenk, Zähren, der Asche gebracht;
hier die Schwester, des fliegenden Haars nicht schonend, zur armen
Mutter verstummetem Schmerz rührende Klagen gestimt;
und zu der Deinigen Kuß; Nemesis und Dälia zärtlich
Küsse der Liebe geküßt und bei der Grabstatt geweilt.
„Segen dir nach!„ rief Delia, „ach, weit glüklicher warst du,
als du mich liebtest! Da war von dir ferne der Tod.„ —
„Wie?„ fiel ihr Nemesis ein, „mag mein Verlust dich bekümmern?
n) Hielt er nicht, als er verschied, mich mit ersterbender Hand?„
Bleibet indeß von uns mehr, als Staub und Namen, noch übrig,
o, so bist du, Tibull, in dem elysischen Thal.
Eil' ihm, gelehrter Katullus, o) mit deinem Kalvus entgegen,
dein

k) Erix, Berg in Sizilien, auf welchem Venus einen Tempel hatte.

l) Das heutige Korzyra, wo Tibull in seinem 21. Jahre gefährlich krank gelegen hatte.

m) Unter Fremden begraben werden wurde für unselig gehalten.

n) Vers 58. ist, nur mit Veränderung Eines Worts und Einer Endsilbe, ganz Tibulls 60. V. der 1. Elegie des 1. Buchs.

o) Katull und Kalvus, zwei vortrefliche römische Dichter, die damals schon todt waren.

dein frühjugendlich Haupt frischer mit Ephen umkränzt!
Du auch, (zeiht dich der Ruf, der entheiligten Freundschaft mit Unrecht,)
Geuder des Odens und Bluts, Gallus, p) empfange du ihn!
Diesen zur Seite, hast du (ist anders der Schatten des Leibes
Etwas,) der Seligen Zal, frommer Tibullus, vermehrt.
Ruhet denn sanft, ihr Gebeine, so wünsch' ich im Schosse der Urne,
und die Erde sei dir, heilige Asche, nicht schwer!

August Rode.

p) Kornelius Gallus, ein elegischer Dichter. Er war von niederer Herkunft. August erhob ihn zum ersten Praefectus Aegypti, und liebte ihn, als einen Freund. Dennoch wurde Gallus angeklagt, daß er sich gegen denselben verschworen habe; man konte ihn aber nicht überführen. Da dessen ohnerachtet der Senat zu Rom das Urtheil der Verbannung über ihn aussprach: so erstach sich Gallus. Siehe Sueton im 66. K. des Oktavius.

4.

Patriotische Phantasien eines Wirtembergers.

Schwenningen, an der Quelle des Nekkars.

Rausche mich immer tiefer, Quelle meines vaterländischen Flusses, in patriotische Träume, in die der schöne Abendhimmel mich gewiegt hat! Da siz' ich einsam, und dir will ich die Entwürfe anvertrauen, die mein Wirtembergisches Herze schon lange für das Wohl des Vaterlands nährte. Es hat sie groß gesäugt, daß sie die Brust schwellen, und länger kan ich sie nicht verschliessen; aber nur du darfst sie von mir hören, liebe Quelle! Trage sie hinab in deinen sanften Wellen zu dem Wohnsize Karls.

Viel-

Vielleicht hört Er sie; vielleicht hören sie Seine Räthe; aber entdekke nicht, wer sie dir anvertrauete!

Ist nicht mein Vaterland eine der schönsten Perlen in Deutschlands Krone? Fleußt nicht Milch in demselben und Honig? Sind seine Bürger nicht Patrioten, die ihren vaterländischen Boden mehr lieben, als die düftende Zitronenwälder Italiens, und die Zimthügel des Morgenlands? Liebt nicht der Wirtemberger, an den Ufern des Wolga und der Weichsel, alles, was in seinem Lande entsprossen ist? Hat ers nicht Ursache zu lieben, da sein Land das kostbare Kleinod der Freiheit reiner erhalten hat, als manche Provinz des Reichs? Sind seine Landstände nicht ein Parlament, und hat nicht jeder Bürger eine Stimme?

Wohlan! auch ich habe die meinige! Aechte Vaterlandsliebe befiehlt mir, sie zu erheben, nicht Eigennuz oder ehrgeizige Absichten. Wie könt' ich sie auch haben? Mein höchster Wunsch ist, Pfarrer bei einer braven Gemeinde zu werden; es sei unter deinen Traubenhügeln, lieber Fluß, oder in den Buchenwäldern der vaterländischen Alpen — und hätte ich sie, die ehrgeizigen Absichten, so würde ich sie gerade auf diesem Weg verfehlen; denn leiden und schweigen sind die zwei grosse Leitern, auf denen man zu den höchsten Stufen der Kirche hinansteigt, und dies ist dein Hauptfehler, liebes Vaterland, daß du das schon zu sein wähnst, was du werden köntest; daß du auf den, der ungebetten dir guten Rath gibt, und einen Theil deiner Blösse entdekt, zürnst, und ihn für einen Hochverräter hältst. Die Stimme des Tadlers hört der am liebsten, der die Fehler nicht hat; aber darüber aufbrausen, heißt, sich schuldig fühlen. Doch ich will nicht tadlen, nicht sagen, wie dies oder jenes ist; nur sagen, wie es sein solte und könte? Nein! auch dieses nicht, nur träumen will ich, wie es zur Zeit meiner Urenkel sein wird. Ehrt alsdann das Andenken eures Anherrn, und sagt nur dieses von ihm: „Er liebte sein Vaterland, wie wenig

es lieben, und meint' es besser, als hunderte, die nur sich lieben!„

Mein Vaterland hat einige sechzig Landstädte, und in jeder derselben ist eine Realschule, in der die Knaben in allem, was der Bürger und der Gelehrte braucht, unterrichtet werden, hauptsächlich im Schreiben, Rechnen, in den Anfangsgründen der Geographie, der Naturlehre, des Lateins, des Französischen ꝛc. Bei dem zwölften Jahre scheidet sich der erste Weg, rechts zum wirklichen Gelehrten, und links zum Professionisten, Kaufmann, Krämer, Künstler ꝛc. Die lezteres werden wollen, kommen in die erste Klasse der landstädtischen Realschule, wo sie sowol in den obigen Kentnissen noch weiter geführt werden, als auch eine kleine Rechnung stellen, die wichtigsten und ersten Rechte der Natur, das nötigste von der gesezlichen Verfassung und der Geschichte des Vaterlands lernen, und dann im 14ten oder 15ten Jahre die Bahn ihrer Bestimmung antreten. Die künftigen Gelehrten aber gehen folgenden Weg:

Ehemals hatte mein Vaterland 14 sekularisirte Klöster, deren einige in Ruinen lagen, andere halb noch stunden, andere wirklich bewohnt wurden. Von diesen sind zwölf entweder der Absicht gemäß vollends eingerichtet, oder neu aufgebauet worden. Lezteres konte man um so leichter, da sie meistens in Gegenden lagen, die Holz und Steine genug haben.

Denkendorf, Blaubeiren, Maulbronn und Bebenhausen durften nur ausgebessert werden: Herrenalb, Hirsau, Reichenbach, Alpirspach, Adelberg, Lorch, Murrhard und Anhaussen wurden wieder, theils von den eingezogen Kirchengütern, theils von freiwilligen Beiträgen der Patrioten, entweder von Grund aus aufgebaut, oder in wohnbaren Stand gesezt.

Nun werden in meinem Vaterlande jährlich ungefähr 150 Jünglinge zu Theologen, 140—150 zu Juristen, und 10 zu Aerzten bestimt, zusammen sinds gegen

300

300 Jünglinge, die studiren sollen, daß also auf jede der zwölf Klosterschulen nicht einmal 20 Jünglinge kommen, und zwar in die, die ihnen am nächsten ist, damit die Aeltern nicht so viele Kosten haben.

Wie jedes preussische Regiment seinen Kanton hat, aus dem es Rekruten zieht, so hat hier jedes Kloster seinen Distrikt, wohin die studirende Jünglinge versezt werden, sie mögen Juristen oder Theologen werden. Denn man hat eingesehen, daß in vorigen Zeiten nur für den Theologen allein gesorgt war; die Väter hingegen, die ihre Söhne den Rechten oder der Medizin gewidmet hatten, sie mit schweren Kosten entweder zu Stuttgard unterhalten, oder sonst in eine Kost thun mußten, wo Ein Mann nicht alles Nöthige lehren konte; ein Punkt, der manchen Vater ehemals bestimt hatte, seinen Sohn zum Theologen zu machen, der ein besserer Advokat oder Arzt geworden wäre! Nun aber wirds nicht viel mehr kosten, ob der Sohn ein Rechtsgelehrter oder ein Theolog wird.

Laßt mich die Eintheilung der Distrikte beisezen, damit ihr seht, daß die Sache wohl ausführbar ist. Einige haben zwar weiter, andere näher; aber wie konte das anders sein? Mußte nicht ehemals mancher Vater seinen Sohn vom Schwarzwalde nach Maulbronn, und von Neustadt nach Blaubeiern liefern? Einige Klöster erhalten zwar ein paar Studenten mehr aus ihrem stärkern Kanton, andere weniger; dies schadet aber wieder nichts.

Denkendorf: Hierzu gehören die Aemter Kanstadt, Ludwigsburg, Besigheim, Nürtingen, Grehingen und Siedelfingen.

Anhausen: Die Heidenheimer Herrschaft und Weiltingen.

Blaubeiern: Urach, Münsingen und was von der Herrschaft Justingen protestantisch ist.

Bebenhausen: Tübingen, Pfällingen, Neufen, Balingen, Böblingen.

Reichenbach: Freudenstadt, Wildberg, Nagold, Dornstetten.

Maulbronn: Grüningen, Vaihingen, Brakenheim, Güglingen, Bietigheim, Sachsenheim, Göchsen.

Murrhard: Baknang, Marbach, Beilstein, Botwar, Weinsberg, Neustadt, Mekmül und Laufen.

Adelberg und Lorch: In diese beide nahe beisammenliegende Klosterschulen theilen sich folgende Städte und Aemter: Weiblingen, Kirchheim an der Tek, Göppingen, Welzheim, Heubach und Winneden.

Alpirspach: Duttlingen, Sulz, Rosenfeld, Hornberg, Ebingen, Schiltach und Dornhan.

Hirsau: Leonberg, Marklingen, Calw, Herrenberg, Bulach, Liebenzell.

Herrenalb: Heimsheim, Neuenbürg, Wildbad und Altenstaig.

Wer also ein Gelehrter werden will, wird in dem zwölften Jahr ein für allemal geprüft, ob er zum Studiren tüchtig ist? Werden die nötigen Fähigkeiten in ihm gefunden, so wird er nun in die Klosterschule seines Kantons aufgenommen, wo er vom 12. bis zum 20. Jahre bleibt. In den Klassen derselben, deren natürlicher Weise acht sind, wird er stufenweise in allen, dem Gelehrten nötigen, Kentnissen unterrichtet, die ich hier nicht anzugeben brauche. Der Unterricht ist bei allen gleich. Der künftige Jurist trägt ja nicht schwer daran, wenn er etwas Hebräisch gelernt hat, und es geschieht ohnehin auch nicht mehr nach dem schwerfälligen Danz.

Die sich der Schreiberei widmen, werden auch in die Klosterschulen, doch nur als Kostgänger, aufgenommen, und lernen, ausser etwas Philosophie, Mathematik, Geographie, politische und natürliche Geschichte, auch die Grundsäze der Landwirtschaft und des Kameralwesens.

Alle Jünglinge haben Uniform, nämlich alle gleiche Kleidung; auch die künftigen Theologen tragen den geistlichen Habit, den sie als Buben öfters schändeten, nicht eher,

eher, bis sie durchs theologische Examen zu Kandidaten des Predigtamts erklärt sind.

Manche Aeltern glauben zwar, ihr Sohn komme zu spät auf die Universität, aber sie irren. Der Jüngling komt selten, oder nie, zu spät auf Universitäten, aber wol neunzig von hunderten kommen zu bald.

Neben den ordentlichen Lehrern der Klosterschulen steht noch ein Schreib- und Zeichenmeister, und ein Aufseher der Sitten, der die Jünglinge zu Tische und auf die Spaziergänge begleitet, sie auf ihren Stuben besucht, und in ihrer Mitte wohnt. Sobald die Lektionen vorbei sind, tritt er hauptsächlich sein Amt an, und läßt die Jünglinge nicht aus seiner Aufsicht. Oefters gehen auch die Lehrer selbst mit den Jünglingen spazieren.

An dem Kloster ist ein Garten zu den körperlichen Uebungen. Hier wird mit den Kegeln, dem Ball, Ballon, dem Federballe 2c. gespielt, je nachdem die stärkere oder geringere Leibesbewegung dem Alter des Jünglings angemessen ist. Alle Tage begeben sie sich in die frische Luft, es mag kalt sein, oder warm, regnen oder schneien. Solte aber das Wetter gar zu schlim sein, so ist gleich neben dem Auditorium ein Mozionszimmer, in welchem Drehbänke, Sägen, deutsche Billiarde 2c. herumstehen. Zu den Leibesübungen und zum Spielen, wie zu den Lektionen, sind Stunden bestimt.

O wie sehr freuen sich die Aeltern dessen, daß ihre Söhne gerade in der gefährlichsten Jugendzeit, wo die Leidenschaften am heftigsten zu sein pflegen, gleichsam von der übrigen Welt abgesondert, unter beständigen Begleitern und Führern sind, und so in der Welt leben, daß sie gegen Verführungen derselben gesichert sind, und doch den gehörigen Nuzen aus der Bekantschaft mit ihr ziehen können! Zuweilen, besonders mit denen, deren Aufführung vorzüglich gut ist, werden abwechselungsweise kleine Reisen zu rechtschaffenen Männern in der Nachbarschaft

angestelt, damit der Student sich fein und anständig betragen lernt.

Bei jeder jährlichen Prüfung werden die Sittenlisten öffentlich bekant gemacht. Zu den Prüfungen selbst wird der ganze Kanton, besonders die Aeltern eingeladen, damit sie Zeugen von dem Fort- oder Rükgange ihrer Kinder sind; und sie können wol erscheinen, da keiner alzuweit hat.

Je mehr der Jüngling den akademischen Jahren sich nähert, desto mehr Freiheit erhält er nach und nach, wenn er sie nicht misbraucht. Man hat eingesehen, daß es in alten Zeiten nicht gut war, wenn der achtzehnjährige Jüngling eben so sehr durch den klösterlichen Zwang eingeschränkt wurde, als der von vierzehn Jahren. Der Jüngling muß sich mit der Zeit, auch ohne Führer, betragen lernen, sonst kan er die Freiheit nie ertragen.

Die Kosten der Unterhaltung dieser Klosterschulen werden theils von den Kirchengütern bestritten, theils tragen die vermöglichern Aeltern ein mässiges Kostgeld bei. Die armen sind ganz frei, doch nur unter der Bedingung, wenn sie vorzügliches Genie äussern, das aber nicht mehr nach einer Uebersezung ins Latein sine vitio beurteilt wird.

Daß Stuttgard sein Gymnasium behalten, und die Erziehung seiner Bürgerssöhne so viel möglich auf den Fuß der Klosterschulen eingerichtet hat, versteht sich von selbst.

Izt trit der Jüngling in seine akademische Laufbahn. Ehemals waren die Söhne vom zehnten Jahr an schon bestimt entweder zum Theologen oder Juristen. Aber in unsern Tagen entscheidet sichs erst im zwanzigsten Jahre. Izt hat er etwas von der Welt gesehen, hat seine Kräfte und Neigungen kennen gelernt, und kan nun erst mit Zuverlässigkeit sagen, wozu er Lust hat? Vom zwölften Jahr ginge der Scheidweg aus zum Gelehrten oder eigentlichen Bürger; vom zwanzigsten zum Theologen, Juristen oder Arzte. Daher hat man izt wenige Beispiele, daß ein Jüngling ein andres Studium ergreift, die ehemals

so

so häufig waren; oder blieben sie in der Laufbahn, z. E. der theologischen, weil etwa der Vater schlechterdings seine Erstgeburt zum Pfarrer bestimt hatte; so wurde der Jüngling ein Pfuscher seines Standes, und Zeitlebens unglüklich.

Was unsere Jünglinge auf der Universität wirklich studiren, und studiren sollen, und wie? ist einem jeden bekant. Also sage ich davon nichts, und träume von dem dritten Scheideweg, an dem hauptsächlich die Theologen zu wählen haben; wiewol das alte Vorurtheil, daß nur Theologen zu Jugendlehrern tüchtig sein, sich auch bald verlieren wird.

Wenn nämlich das theologische Examen nach vollendeten Universitätsstudien vorbei ist, geben sich diejenige Kandidaten entweder selbst an, oder werden dazu gewählt, die einst zu dem Unterricht in den Klosterschulen gebraucht werden sollen. Es sind allemal die geschicktesten; denn man lacht oder weint izt über die höchstverderbliche Mode, daß die untersten aus den Promozionen, oder wol gar Leute, die nicht zum Studiren bestimt waren, wenn sie nur ein lateinisches Thema machen konten, den Schulen vorgesezt wurden, von deren tüchtigen Besezung mit gründlichen Gelehrten die Aufklärung der Nachwelt und die bessere Verwaltung aller Aemter im Lande abhängt — oder daß wol gar derjenige zu einem Schulamte immer noch gut genug war, der wegen allerhand Ursachen kein Pfarrer werden konte; gleichsam als ob an der jungen Welt nicht weit mehr zu verpfuschen wäre, als an der alten, die schon verpfuscht ist!

Wer also Geschik zum Lehramte hat, einen freundlichen, gefälligen Karakter, die nötige Biegsamkeit, den aufgehellten Kopf, Liebe zu Jünglingen, Fleiß, Deutlichkeit des Vortrags, besondere Stärke in den Sprachen und Wissenschaften, die jedem Stande brauchbar sind rc. der geht nach dem theologischen Examen nach Tübingen zurük, studirt da ein oder mehrere Jahre hauptsächlich Pädagogik, über die Vorlesungen gehalten werden, und

man verschaft ihm Gelegenheit, selbst Hand anzulegen. Brauchen die Lehrer der Klosterschulen Unterstüzung, so wird ihnen ein pädagogischer Vikarius zugeschikt, und überhaupt, auch ohne daß es ein Lehrer der Klosterschulen verlangte, üben sich die Seminaristen einige Jahre in denselben unter der Aufsicht der schon geübtern Lehrer.

Aus diesem pädagogischen Seminarium werden alle Lehrstellen des Landes besezt. Keiner weigert sich, Lehrer an der Realschule eines Landstädtchens zu sein. Denn erstlich sind die Stellen besser, als die ersten Pfarren, und dann ist der Lehrer derselben nicht mehr der lezte unter den Honorazioren der Stadt, sondern hat einen angemessenern Rang, und wird nach einigen Jahren immer weiter befördert. Das Publikum ehrt ihn, weil die Obern mehr Achtung für sein Amt und seine Person zeigen, und ihn immer höher sezen. Wer dreissig Jahre gelehrt hat, erhält eine Prälatur, wo er seiner lezten Lebenstage bei seinem Schlaftrunke *) ruhig geniessen kan.

Ha! wie blüht mein Vaterland auf durch diese Einrichtung! Jeder gute Kopf wird nun entwikkelt, und, statt niedergedrükt zu werden, ermuntert und unterstüzt. Stolz sieht Wirtemberg umher auf alle seine Nachbarn; denn keiner hat so die Kräfte, dies alles auszuführen. Seid gesegnet, ihr Edlen! die ihr das grosse Werk dieses Baus aufgeführt habt! Der Jüngling walle an Euer Grab, und schwöre bei Eurer Asche, seinem Vaterlande nüzlich zu werden! — —

Aber wo bin ich? Die Nacht hat ihre Schatten um mich verbreitet, und ich habe geträumt. Liege ich noch an meiner lieben Quelle des Nekkars? — Von Osten her

*) Ein Theil der Weinbesoldung unserer Prälaten heißt der Schlaftrunk. Dieser Titel und dieser Theil der Besoldung kömt zwar aus den katholischen Zeiten her; weils aber keine Kezerei oder grundstürzender Irrthum ist, habens unsere protestantische Prälaten mit Fug und Recht beibehalten.

her wird's hellen. Wilst etwa du den einsamen Pfad ins Dorf zurük mir beleuchten, freundschaftlicher Mond! Erbarmst du dich des Träumers, und hast du Freude daran, ihn wieder zu sehen, wie du ihn oft siehst, voll der herlichsten Entwürfe zum Glük der Menschheit und seines Vaterlandes!

Virgil. Aen. VI. v. 894.

Sunt geminae Somni portae: quarum altera fertur
Cornea, qua *veris* facilis datur exitus *umbris*:
Altera candenti perfecta nitens elephanto:
Sed *falsa* ad coelum mittunt *insomnia* Manes.
— — tum natum Anchises — —
Prosequitur dictis, portaque emittit *eburna*!

den 10. März, 1781. Mag. Aldinger.
pro. t. Vic. Schwenning.

5.

Briefe eines Vaters an seinen Sohn, über die Klugheit des Lebens und Erkentniß seiner selbst.

Fortsezung.

Zweiter Brief.

Nothwendigkeit eines klugen Verhaltens; Einfluß der Klugheit auf die Ruhe und Glükseligkeit des Lebens. Die Kentniß ihrer ächten Grundsäze ist viel werth.

— — Ich habe dir neulich, m. S., etwas über den Begrif und die Natur der wahren Klugheit geschrieben, und deine Antwort darauf nicht ohne Vergnügen gelesen. Jezt wil ich einige Bemerkungen über ihre Nothwendigkeit machen; zeigen, wie sehr sie uns das Leben erleich-

tere, und wie grosse Ursache wir haben, uns mit ihren ächten Grundsäzen früh bekant zu machen.

Klugheit würde in jeder andern Welt wichtig und notwendig sein; besonders aber ist sie es in derjenigen, worin wir leben. Man denke sich jede andere Verbindung geschaffener Dinge, so gut man kan und wil, so bleibt sie ein wesentliches Bedürfniß der Handlung. Auch ohne das wirkliche Böse, auch wenn es nicht tausende von erklärten oder verstohlnen Feinden des Guten gäbe, — wird doch zu jeder Welt Handlung, Veränderung, Bewegung erfordert. Hiebei komt nun oft alles auf die Art an, wie diese Handlungen, Veränderungen und Bewegungen geschehen. Die schlechte Art verdirbt alles, oder benimt den besten Dingen ihre Kraft und ihren Einfluß. Daher komt alles auf eine gute Art und feine Wendung an; und diese sezt Klugheit voraus.

In unserer Welt ist sie besonders nötig. — Diese zeigt uns ein Gewirr der verwikkeltesten Verbindungen. Welcher Mensch lebt nicht

inter spem, curamque, timores inter et iras,

wie Flaccus sagt? Es ist daher nicht ohne Bedeutung, was Gracian in seinem Oraculo Manual sagt, „daß man jezt mehr Geschiklichkeit brauche, um mit einigen Menschen umzugehen, als ehemals mit einem ganzen Volk, so wie jezt mehr erfodert werde, um den Namen eines Weisen zu führen, als die sieben ersten Weisen Griechenlands zusammen hatten. Unsere Welt ist ein Schauplaz der mannichfaltigsten Auftritte, wo das Tragische mit dem Komischen beständig abwechselt. Eine Welt, worin alles für sich interessirt ist, wo jedes das Seinige sucht, und jeden andern für seinen Feind hält, der ihm entgegen handelt.

Denke dir, wie viel thierische Klugheit ein Lamm brauchen würde, wenn es unter raubgierige Wölfe geschikt würde, und unbeschadet aus ihrer Gesellschaft gehen wolte. Im menschlichen Leben trift dieses zuweilen zu. Hat man nicht mit Gewalt und Neid und einem ganzen

Bie-

Bienenschwarm böser Neigungen, wie Plato sagt, zu kämpfen? Wie viel wird erfodert, um kein Schlachtopfer derselben zu werden, um den rechtmäßigen Antheil an dem Guten und Angenehmen der Welt, wozu die Natur einen Menschen gemacht hat, nicht einzubüßen?

Weil Klugheit daher so wichtig und notwendig ist, so macht die Kenntniß ihrer ächten Grundsäze einen kostbaren Theil desjenigen aus, was ein Mensch wissen kan und sol.

Die Weisheit des Alterthums hielt die Erkentniß seiner selbst für die wichtigste und notwendigste Wissenschaft. Eben diese schließt dasjenige in sich, woraus die **schäzbarsten Lehren der Klugheit und der wahren Kunst zu leben folgen:**

Quid minuat curas: quid te tibi reddat amicum:
Quid pure tranquillet; honos, an dulce lucellum,
An secretum iter, et fallentis semita vitae.
Me quoties reficit gelidus Digentia rivus,
Quem Mandela bibit, rugosus frigore pagus,
Quid sentire putas? — —

Ohne daß der Mensch sich selbst kennt, hat er keinen Maasstab für andre und das was menschlich überhaupt ist. Er versteht den Zustand menschlicher Dinge nur, in so weit er sich selbst versteht, und die Gründe dazu in sich selbst hat. Aus der Selbsterkentniß fließt einer der wichtigsten Theile der Klugheit; und diese sol eine Leuchte auf der oft schlüpfrichen Bahn des Lebens sein; eine Schuzgöttin, die, jenem sokratischen Genius gleich, Warnungen gibt und kluge Vorsicht lehrt; und zeigt, wie man jedesmal handeln muß, um den Frieden der Seele zu bewahren.

Die zahlreichste Wissenschaft anderer Dinge ersezt ihren Mangel nicht; es kan jemand Polihistor sein, und doch sehr unweise leben. Die Kentniß aller Steine, aller Pflanzen, aller Sprachen u. s. w. lehrt nicht, wie man sich

sich Freunde machen und unnötigen Feindschaften ausweichen könne, wie man über die menschlichen Dinge urtheilen müsse, um nicht hintergangen zu werden u. d. gl. Manche Grundsäze der Klugheit sind ohnehin von so ausgebreitetem Nuzen, daß man mit denselben nicht früh genug bekant werden kan. Die alte Welt hat dazu ihre Sprüche der Weisheit und des Lebens, die für die grosse und ehrwürdige Klasse von Menschen gemeiniglich Wunder thaten, wenn unsere moralischen Räsonnements so wenig wirken. Du kennst die köstlichen Sentenzen eines Salomo, Sirach, Solon, Pythagoras und anderer. Die Jugend wurde danach erzogen, früh darin unterwiesen, mußte sie als einen Halsschmuk von Kleinoden schäzen lernen. Sie waren es auch. Denn so wie ein einziges, treffendes und vielsagendes Bild oft mehr zur Ueberzeugung thut, wenn es die Sache anschaulich macht, und die gesamten Merkmale ihrer Wahrheit in ihrer Verbindung dem Auge mahlt, als die langweiligste Demonstration, so ist es auch mit den kurzen Sinnsprüchen der Klugheit und des Lebens. — — — — Dein ꝛc.

Dritter Brief.

Der Geist der Klugheit ist nur ein einziger; seine Aeusserungen aber mannichfaltig.

Was ich dir bisher geschrieben habe m. S., betrift nur noch das Allgemeine unseres Gegenstandes, so wie auch dieser und einige der nächsten Briefe nur noch gewisse vorläufige Grundbegriffe entwikkeln werden.

Der Geist der Klugheit ist nur ein einziger oder einfach; die Aeusserungen und Wirkungen derselben hingegen sind sehr mannichfaltig.

Es würde nicht gut sein, wenn man für jeden Fall, da man sich entschliessen oder handeln sol, einen eigenen Sinn brauchte. Vielmehr ist es ein Beweis von der volkommensten Weisheit unsers Schöpfers, daß er jeden un-

serer

serer Sinne für tausende von Gegenstände geschaffen hat. Das Auge ist für die ganze sichtbare Welt, für alle Farben, Grössen, Figuren, Gestalten; und mit demselben Ohr hört man alle Töne, hohe und tiefe, dumpfe und helle, rauhe und sanfte; so auch mit dem Gefühl und allen Sinnen. Selbst die thierischen Triebe gehen auf alle Wirkungen derselben Art. Eben das gilt von den innern Sinnen des Menschen. Christus, der das Gewebe der menschlichen Natur sehr gut kante, vergleicht daher den innern Sinn des Menschen mit dem Auge. „Wenn das Auge des Leibes (sagt er) gesund ist, so hat der ganze Körper Licht; eben so ist es mit dem Auge des innern Menschen: wenn dieses richtig siehet, so hat die ganze Seele Licht; es siehet tausend Dinge richtig.„ Ist daher jemand scharfsinnig, so ist er es nicht blos für eine Sache; er braucht nicht für jeden Gegenstand einen eigenen Sinn; eben so verhält es sich mit dem Geiste des Tiefsinns bei allen Dingen, worauf er sich richtet. Ein feines und richtiges Gefühl für die sinnlichen oder geistigen Schönheiten äussert sich in jedem Fall.

Wie daher alle Glieder, alle äussern und innern Sinne des Menschen in ihrer Kraft einfach, in ihren Anwendungen und Wirkungen hingegen so mannichfaltig sind, wie die Natur der Gegenstände es mit sich bringt: so ist es auch mit dem Geiste der Klugheit. Ein kluger Mensch handelt unter den verschiedensten Umständen auf dieselbe Weise klug und vernünftig, ob er gleich in dem einen Fall das nicht thut, was in dem andern. Hätte er aber den algemeinen Sinn nicht, so würde er in jedem Fall zurükbleiben, wie das Auge weder roth noch grün sehen würde, wenn es überhaupt nicht sehen könte. Der algemeine Geist der Klugheit äussert sich daher so mannichfaltig, wie die Verbindungen und Umstände verschieden sind; bald redet er, wenn andere schweigen, bald schweigt er, wenn andere reden, bald ist er offen, wenn andere zurükhaltend sind, bald zurükhaltend, wenn andere herausfah-

ren. — Es ist daher im Grunde keine andere Klugheit, wonach ein ganzer Staat regiert wird, als wonach jemand in den einzelnen Verbindungen des Lebens seinen Entschliessungen und Handlungen eine sinnreiche, zwekmässige und feine Wendung zu geben weiß; obgleich nicht jederman, der diese leztere in seiner Gewalt hat, auch einen ganzen Staat zu regieren im Stande ist. Dieses sezt nämlich tausend politische, historische, sittliche und ökonomische Kentnisse und Erfahrungen als Grundlage voraus. Du bist zwar nur noch in den Anfängen des öffentlichen Lebens, hast aber doch schon längst die Bemerkung machen müssen, daß bei jeder Angelegenheit die besondere Kentniß dessen vorausgesezt wird, womit man es jedesmal zu thun hat. Indessen wird bei allen diesen Kentnissen noch ein gewisser algemeiner Geist erfordert, wonach die einzelnen Dinge auf eine mehr als gemeine Art behandelt, und zu den bestimten Zwekken gelenkt werden müssen. Nicht jeder, der die bürgerlichen Umstände kennt, ist deswegen ein Staatskluger; eben so kan jemand viele Länder und Menschen gesehen haben, ja ein ganzes Labirinth menschlicher Begebenheiten und Veränderungen selbst durchgegangen sein, und hat doch vielleicht nicht die Hälfte von derjenigen grundwahren Menschen- und Weltkentniß, die ein anderer von feinern und gedankenreichern Sinnen hat, der nicht so viel Länder und Menschen mit eignen Augen gesehen hat. Denn dieser kan aus dem, was er gesehen hat, noch vielmehr schliessen und gleichsam ahnden, als jener wirklich gesehen, und bei dem was er sahe, gedacht hat.

Du kennst ferner die Eintheilung der algemeinen Klugheit in die politische, häusliche und geselschaftliche, ohne daß ich davon insbesondere zu reden brauchte. Die erstere ist die schwerste Kunst, die Kunst aller Künste; die zweite im Kleinen, was jene im Grossen ist; die leztere aber ist jedem Menschen notwendig, der unter Menschen leben wil; sie beziehet sich auf die mannichfaltigen gesel-

schaftlichen Verbindungen des menschlichen Lebens. Alle drei Arten sezen ausser vielen eigenthümlichen Kentnissen noch insbesondere die Kentniß der Welt und Menschen voraus. Man muß die menschlichen Neigungen verstehen; muß wissen, was die Liebe, den Haß, die Eifersucht, den Neid der Menschen gegen einander reizt oder hemt, weil man es überal mit Menschen zu thun hat, und man, ohne sie für oder wider sich zu haben, fast keinen Schritt auf der Bahn des Lebens thun kan. Man muß alles kennen, sowol das Gute und Nachahmungswürdige, als das Schlechte und Verachtungswerthe, um entweder zu wählen oder zu verwerfen.

Alle drei Arten der Klugheit haben gewisse Grundsäze, die einfach sind, mit einander gemein; diese sind gleichsam die Seele des ganzen Körpers. Daher derselbe Grundsaz tausend Anwendungen leidet in Verhältnissen des Staats, der Häuslichkeit und des geselschaftlichen Lebens. Daher ein kluger Mann überal nach seiner Art handelt, als Staatsmann, als Hausvater, als Weltbürger und Geselschafter. u. s. w.

Vierter Brief.

Der ganze Inbegrif der Klugheit sezt den Inbegrif aller menschlichen Volkommenheiten voraus, die sich unter den verschiedenen Menschen zerstreut, aber fast nie in einem einzigen beisammen finden.

Deine lezte Bemerkung, m. S., daß eine volkommene Klugheit sich bei keinem Menschen finde, so wenig als eine volkomne Tugend, ist richtig. Die Erfahrung lehrt nicht nur eben das, sondern man siehet auch leicht die Gründe, warum dieses so sei. Es wird nemlich kein Mensch geboren, der nicht Fehler machte, er müßte denn noch vor dem Gebrauche der Vernunft und Freiheit sterben. Theils sind wir nicht alles auf einmal, sondern brauchen Erfahrungen, müssen durch immer bessere Versuche vom Unvolkomnern zum Volkomnern fortgehn;

theils finden sich bei demselben Menschen nicht alle diejenigen Eigenschaften, die zu einer volkomnen Klugheit erfodert werden. Der volkomne Inbegrif derselben sezt eben, wie das Ideal der Tugend oder sittlichen Schönheit und Volkommenheit, alles dasjenige zum voraus, was die menschliche Natur, im Ganzen genommen, Vortrefliches haben kan. Diese verschiedenen Vorzüge sind aber von dem Schöpfer der Menschen so wunderbar vertheilt, daß sie in demselben einzelnen Subjekt nicht gut vereinigt sein können. Der Zwek des Schöpfers ging auf Mannichfaltigkeit und bestimte Charaktere. Diese verhalten sich wie die verschiedenen Farben; die eine kan von der andern mehr oder weniger tingirt sein; aber als bestimte Farbe schließt sie nicht alle andere in sich. Ein volkomnes Ideal der schönsten und reinsten menschlichen Natur müßte dem Licht gleichen, das alle Farben in sich hält. Von der Art war die Natur Christi, welche nach Verschiedenheit der Umstände die verschiedensten und entgegengeseztesten Merkmale der sittlichen Volkommenheit offenbarte, wie das Licht seine verschiedenen Farben, je nachdem es so und so gebrochen wird. Diese mußte ein volkomnes Ideal der sittlichen Schönheit und Volkommenheit sein, weil sie in allen Dingen Muster sein solte; die gewönlichen menschlichen Charaktere hingegen sind so viel Farben; jede ist in ihrer Art Beispiel, und gibt eine Idee von ihrer Natur und Bestimmung; sie ist mehr oder weniger rein, mehr oder weniger mit andern gemischt, und nähert sich dadurch der Volkommenheit des Lichts. Doch nun näher zu unserer Sache.

Um in den verschiedenen und oft entgegengesezten Fällen vernünftig und weise zu handeln, werden verschiedene und oft entgegengesezte Eigenschaften erfodert, bald die schnelste Entschliessungskraft, bald die langsamste Bedächtlichkeit, bald das schnelste Feuer, augenbliklich zu handeln, bald das bedächtigste Zaudern — dieses fodert entgegengesezte Eigenschaften, deren verschiedene Triebwerke selten ein Mensch in gleicher Stärke in sich vereinigt, so

daß

daß es nur auf seine Besonnenheit und freien Willen ankäme, jedesmal dasjenige in Bewegung zu sezen, wonach gehandelt werden sol. Man pflegt daher bei wichtigen Geschäften verschiedene Charaktere zu gebrauchen, damit die Bewegungen des einen durch die des andern temperirt werden. Unter tausend Beispielen denke dir nur Melanchthon und Luther bei der Reformation; sie zeigen dir die göttliche Bestimmung entgegengesezter Charaktere zu demselben Zwek. Es gibt Menschen, die sich zu allem schnel entschliessen, aber nicht selten voreilig und unbesonnen. Andere sind bedächtlich und vorsichtig, aber wenn es auf einen Coup d' Heroisme ankomt, wie betroffen und gleichsam gelähmt. Manches weise Verfahren fodert Tiefsinn des Geistes, manches hingegen die schnelste momentanste Einbildungskraft, um die verwikkelteste Sache hell und wie vor Augen gemahlt zu sehn, damit die rechte Seite getroffen werde, bei der eine Sache gefast sein wil. Jede dieser Eigenschaften ist an sich schon etwas Vorzügliches; ihre Contraria finden sich nur in sehr glüklich gebildeten Menschen beisammen. Die Gegenwart des Geistes, eine Stärke der Seele, die sich auch durch das Unerwarteteste nicht verwirren läßt, und wovon die Geschichte manche seltene Beispiele zeigt, ist für den Flatterhaften oft eben so unmöglich als für den Blödsinnigen. Jener verliert aus Unbedachtsamkeit, und dieser aus Aengstlichkeit seine Fassung. Ein Glük, wenn man sich auf dergleichen Fälle gleichsam zum voraus gefaßt machen kan; allein eben dies sezt schon mehr als gemeine Seelenkräfte zum voraus: mancher wird durch den blossen Gedanken an etwas, das ihm doch wirklich begegnen kan, schon zu Boden geworfen. Und doch ist nichts so seltsam und fremd, was dem Menschen nicht unter gewissen Umständen begegnen könte. Daher kan man seinen Mut und seine Entschlossenheit zum voraus durch blosse lebhafte Vorstellungen von dergleichen Begegnissen üben.

Besonders werden gewisse Erfahrungsbegriffe erfodert. Man muß die bedeutenden Vorfälle seines Lebens genuzt, und Beobachtung mit Nachdenken darüber gemacht haben. Diese sind gleichsam die Schule, worin man sich tausend einzelne Begriffe für die besondern Fälle des Lebens erwirbt. Wenn man bedenkt, wie viel Scharfsinn und Beurtheilungskraft, tiefes und feines Gefühl, schnelle und ungemeine Einbildungskraft u. s. w. zur Klugheit gehören, so wird man leicht den Schluß machen, daß eine ganze Samlung menschlicher Volkommenheiten erfodert werde, die sich aber nur in sehr ausserordentlichen Fällen bis auf einen gewissen Grad in demselben Menschen vereinigt finden. Denn der Charakter der größten Leute hat oft solche wesentliche Eigenschaften, daß gewisse Kräfte darin nicht angebracht werden konten, weil sie andern, welche in der größten Stärke da sein mußten, widersprochen haben würden. — Alexander — Luther. — Es ist schon ausserordentlich, wenn der Mensch in den wichtigsten Fällen nur nach seiner Art und nach Maßgabe seines Charakters klug handelt. Es gibt oft mehrere Arten, aus einer einzigen Verlegenheit gleich gut heraus zu kommen, oder eine gute Absicht auszuführen, wovon der eine diese, der andere jene, jeder nach seinem Charakter die seinige erwählt. Ueberhaupt ist in solchen Fällen nichts mehr zu fliehen, als das Verfahren eines andern ganz buchstäblich nachzuahmen, nicht nur weil das, was für den einen gut stand, für den andern übel stehet, sondern auch, weil die Arten und Manieren zu verfahren bei verschiedenen Menschen oft ganz entgegengesezte Folgen haben. Was dem einen gut gelang, muß dem andern oft eben deswegen mislingen, weil er es nachahmte, damit es ihm auch gelingen möchte. Der Geist der wahren Nachahmung hat am wenigsten das buchstäbliche einer Rede, das Aeussere einer Handlung oder Bewegung zum Gegenstande. Hierin versehen es so viele; sie handeln eben deswegen unbesonnen und einfältig, weil sie wie

andere klug handeln wollen. So wie der Charakter jedes bedeutenden Menschen sein eigenes Gepräge hat, so hat er auch seinen eignen Ton, seine besondere Manier, und sein Decorum personae. Er muß vor allen Dingen studiren, worin dies bestehe, was diesem gemäß sei, und sich hiernach umsehn.

Weil also zur volkomnen Klugheit so vieles gehört, so findet sie sich fast nie bei einem Menschen ganz, so wenig als die volkomne Tugend. Und warum das nicht? Weil manche Charaktere in besondern Zügen so stark gezeichnet sind, daß gewisse entgegengesezte Eigenschaften gar keinen Plaz fanden. So war z. B. Luther wegen seiner Heftigkeit und heroischen Gesinnung nicht zu der bedenklichen Schlauigkeit eines Erasmus gemacht; dahingegen das Gewaltsame seines Naturels oft zwekmässige Wirkung that, wo Erasmus notwendig zurükbleiben mußte. Ein heroischer Charakter würde in gewissen Situationen oft weiter kommen, wenn er mehr Sanftes, Biegsames, auch Laurendes hätte. Das aufrichtige Geradezureden edler Gemüther thut zuweilen Wunder von guter Art; es schadet aber auch in Geselschaft solcher, die es nicht verstehen, oder es nicht leiden können. Kurz, es ist schon viel, wenn jemand das Starkgezeichnete seines Charakters da, wo es misliche Wirkung thun würde, nur zu mildern weiß, so daß er nicht überal mit vollen Segeln schift; daß er aber die entgegengesezte Eigenschaft in der Volkommenheit und wahren Manier haben solte, wie sie zuweilen erfodert würde, ist äusserst selten. Die tausendfältige Mischung menschlicher Gemüther hat ihre Vortheile und Grenzen für die Wirkungen der Klugheit. Jede einzelne Mischung von Bedeutung, die etwas originelles hat, schenkt gewisse Vortheile; diese sind aber gemeiniglich nur vorhanden durch den Mangel anderer Eigenschaften, die wieder zu andern Zwekken notwendig sind. Wäre irgend ein Mensch volkommen gut und weise, so wäre er volkommen glüklich, so weit die Glükseligkeit

unter dem Monde vom Menschen abhängt. Dieses ist aber nie gewesen. Indessen kan jemand von der volkommnen Güte und Weisheit mehrere Züge in sich vereinigen; wenigstens sol er nach so vielen streben, als seine Natur nach ihrer Anlage nur immer zusammenfassen kan.

Allein der Blik der Seele, die Erkentniß selbst muß noch weiter gehn, als das praktische Vermögen reicht. Wenn einer gleich nicht alle Eigenschaften der sittlichen Schönheit und Volkommenheit selbst besizen kan, so muß er doch das ganze Bild derselben fassen, damit er wenigstens bei andern versteht, was er nicht immer selbst hat oder haben kan. Mancher ist schön, und hat doch nicht die Schönheit eines andern Gepräges. Er muß es aber erkennen, damit er sich nicht für das einzige Ideal hält. Es kan einer sinreich sein, und doch nicht auf die Art wie ein anderer; er muß aber den andern verstehen. Es ist im menschlichen Leben oft von der äussersten Wichtigkeit, daß jemand die bedeutenden Arten und Manieren des Redens, Denkens und Handelns bei andern versteht, ob er gleich selbst nach einer andern Manier, und zwar auch seinem Zwek gemäß, handelt. Die falsche Auslegung einer wichtigen oder ganz besondern Handlung (—Handlungen haben so gut ihre Unverständlichkeit für gewisse Menschen, als Reden, die über ihren Gesichtskreis gehen—) kan oft an den wichtigsten Zwekken hindern. Hier ist kein gemeines Studium nötig; und die Natur muß dem Menschen gewissermassen den Schlüssel selbst ins Herz gegeben haben, wodurch er sich den Weg zu andern Herzen aufschließt. Mancher versteht sich selbst nicht, vielweniger andere.

Mein Brief ist etwas lang geworden, weil ich von einer Sache zu reden hatte, die zwar zum Theil, aber selten so praktisch genuzt wird, wie sie es solte. Ich hätte ihn noch viel länger machen können, wenn ich mich auf das Einzelne der Hauptbegriffe und ihre mannichfaltige Anwendung hätte ausdehnen wollen. Das Einzelne

macht

macht indessen die wenigste Schwierigkeit, sobald man nur erst die wahren Blikke hat; und diese, glaub' ich, sind zum Theil geöfnet. Ich erwarte deine Bemerkungen darüber, und bleibe unveränderlich 2c.

Fünfter Brief.

Die Klugheit wird durch das Erkentniß seiner selbst, der Welt und menschlichen Dinge, durch Erfahrung und Beobachtung eben so sehr befördert, als die natürliche Gabe des Genies durch die Kunst vervolkommet wird.

Du möchtest gern wissen, m. S., wie weit die Erwerbung der Klugheit von dem Menschen selbst abhange, wie weit sie durch Studium, Erfahrung, Nachdenken, kurz, durch das, was man Kunst nennt, befördert und der Volkommenheit nahe gebracht werde. Ich habe dir sonst wol manches darüber gesagt, aber in zerstreuten Anmerkungen, und nach Beispielen, die besonders in den jüngern Jahren immer die besten Quellen und Muster der Lehre sind. Diese Frage hat etwas ähnliches mit derjenigen, womit sich die alten Philosophen so sehr beschäftigten: ob nämlich die Tugend gelehrt werden könne, oder ob sie allein durch Uebung erlangt werde, oder gar ein blosses Geschenk der Natur sei? Das Altertum beantwortete diese Frage selten recht, weil man glaubte, die Tugend müßte aus einer von diesen drei Quellen allein hergeleitet werden, ohne zu bedenken, daß alle drei zu Hülfe gerufen werden müssen, wenn etwas Volkomnes oder demselben sich näherendes herauskommen sol. Mein Zwek ist es nicht, mich auf diese Untersuchung einzulassen; ich bemerke dagegen, daß eben diese Frage in Absicht auf das, was man Genie nennt, gemacht werden kan, und oft gemacht worden ist. Auch dieses muß von der Natur prästabilirt sein, sonst wird keine Kunst es hervorbringen. Es hat wizige Sophisten gegeben, die das Gegentheil zu beweisen gesucht haben; allein die Erfahrung redet so sehr dagegen, daß sie nie algemeinen Beifal gefunden haben,

und nie finden werden. Allein wenn gleich die Natur zu allem Guten und Vorzüglichen selbst den Grund legen muß, so ist diese Grundanlage doch so wenig ausgebildete Volkommenheit und Reife, daß diese vielmehr in jeder Sache Studium, Uebung, Kunst erfodert, wenn reife Fertigkeiten entstehen sollen. Ich schliesse daher mit volkomner Wahrheit, daß das Erkentniß seiner selbst, der Welt und menschlicher Dinge, Erfahrung und Nachdenken zur ausgebildeten und reifen Fertigkeit eines vernünftigen und weisen Lebens eben so viel beitragen, als die Kunst zur Vervolkommung des Genies vermag.

Die Talente, wie die Natur sie schenkt, sind Schäze, kostbare Mitgaben, aber sie gleichen rohen Diamanten, deren Glanz erst durch die Politur komt. Die Natur muß durch die Kunst erhoben, die Kräfte des Naturels durch Uebung und Anwendung derselben zu ausgebildeten Fertigkeiten werden. Dazu gehören Erkentniß seiner selbst und der Dinge dieser Welt, Erfahrung des Lebens und Beobachtung über alles, was uns umgibt und über sich selbst. Der Mensch muß eben so sehr in sich als ausser sich leben; Eins ohne das Andere ist unzureichend. Wer blos in sich selbst lebt, versteht die Welt ausser sich nicht, weil er nicht geübt ist Erklärungen, Bemerkungen und Anwendungen zu machen; er ist ein Idiot für die Welt ausser sich, wenn er gleich sehr vertraut mit sich selbst sein kan. Wer hingegen blos ausser sich lebt, lebt eigentlich gar nicht, wie ein Mensch leben sol, weil er gleichsam seinen Schwerpunkt verloren hat, wohin sich alles Aeussere, sofern es für ihn ist, vereinigen sol, so wie alle Eindrükke der verschiedenen Sinne in derselben Seele zusammentreffen. Ein solcher Mensch versteht von den sittlichen Verhältnissen der Dinge ausser sich wenig, weil er sich selbst nicht versteht; nähert sich der thierischen Sinnlichkeit, die in jedem Augenblik nur das siehet, hört und schmekt, woran sie unmittelbar haftet. Einem solchen Menschen ist jede momentane Kleinigkeit sein Ganzes und Alles, wie der Stein

für eine Auster die ganze Welt ist. Er siehet überall nur die Oberfläche; für seinen innern Sinn ist die ganze Welt eine Tafel unerklärbarer räthselhafter Figuren, von deren Bedeutung und Verbindung er keinen Laut zu sagen weiß. Wenn ein Mensch erst so weit ist, daß er auf sich merken, und das, was in ihm vorgehet, verstehen kan, so ist es gut, wenn er eine Zeitlang mehr in als ausser sich lebt; nachmals aber muß er eben sowol ausser sich als in sich leben, um das Leztere zu vergleichen, und für sich dasjenige auszuwählen, was ihm besonders dient.

Ohne Zweifel sezt die Klugheit manche Erfahrungen, Beobachtungen und Kentnisse voraus; dagegen aber ist es eben so gewiß, daß man ohne ein freies Geschenk der Natur, ohne gute Anlage, weder Erfahrungen noch Beobachtungen machen, noch die beste Kentniß nuzen kan. So wie das Genie nicht durch Fleiß erlangt, noch von andern gelernt werden kan: eben so wenig wird jemand durch Polyhistorie, noch durch das Lesen vieler Lebensbeschreibungen kluger Männer in seiner Art klug werden, wie jene es in der ihrigen waren, sondern die Natur selbst muß ihm gewisse Talente verliehen haben, die den Grund der Möglichkeit, unter solchen und solchen Umständen, nach Maßgabe der besten Anwendung seiner verliehenen Kräfte, klug zu sein, enthalten. Diese Möglichkeit steht und fällt mit der Natur. Wenn es blos auf die äussern Dinge ankäme, so müßte auch ein Schaf vernünftig handeln können; denn auch dieses siehet mit seinen zwei Augen die Welt an, kan aber das nicht daraus lernen, noch dabei denken, was ein Mensch daraus lernen sol. Um Kentnisse zu nuzen, Erfahrungen und Beobachtungen zu machen, müssen die innern Sinne, die Kräfte des Verstandes und der Empfindung in einem gewissen Verhältniß mit den Dingen selbst stehen, wie Bakon von sich sagt, seine Seele habe ein Commercium interius cum rerum veritate.

Wie also der Besiz jedes Schönen und Guten nicht durch Beschreibung und Kentniß dessen, was dazu gehört, erworben wird; so wenig die Vernunftlehre einen Menschen vernünftig denken lehrt, dem eine verkehrte Denkungsart schon zur unseligen Fertigkeit und unerkanten Gewohnheit geworden ist; so wenig endlich die feinste Theorie des Empfindens einem Menschen Feinheit, Tiefe und Stärke der Empfindung geben kan, der sie nicht schon hat: eben so ist es mit der Klugheit. Die richtigste Theorie derselben kan Erkentniß geben, aber praktische Fertigkeit gibt sie deswegen noch nicht; wenn sie tief aus den Gründen der menschlichen Natur geschöpft ist, so wird sie selbst nur von einem Erfahrungskundigen verstanden, wie jeder Meister die Regeln seiner Kunst am besten versteht.

So weit gehen etwa die vorläufigsten Grundbegriffe, die als algemeine Einleitung zur Lehre der Klugheit dienen können. Nächstens sol nun das Besondere folgen.

6.

J. G. P. Möller von der historischen Grösse.

Die mehresten Nazionen haben in ihren Jahrbüchern einige ihrer Regenten aufzuweisen, denen die Geschichte den Namen der Grossen beigelegt hat; ein Titel, der viel in sich faßt, aber auch ganz verschiedener Bedeutungen, Bestimmungen und Erklärungen fähig ist. Aus den ältern Zeiten schallen uns unter andern die Namen eines Alexanders, eines Mithridats, eines Antiochus, eines Eumenes, eines Arsaces, eines Pompejus, eines Constantins, Theodosius und Justinians entgegen. Die Araber berufen sich auf ihren Kassem, in Spanien trozet Leon auf seinen Alphonsus III., Castilien auf seinen Ferdinand, Arragonien auf seinen Peter III. Deutschland hat seinen Carl

Carl und Otto aufzuweisen; Frankreich rühmet sich seines Heinrich IV. und Ludwig XIV.; Portugal erhebet seinen Johann II. und seinen Emanuel; Italien hat seinen Gregor VII., Rußland seinen Iwan Wasiljewitsch und Peter I.; Polen seinen Casimir, Ungarn seinen Ludwig, Dännemark seinen Canut, Holstein seinen Gerhard, Pommern seinen Philip, mehrerer zu geschweigen. Haben gleich viele dieser Prinzen diesen prächtigen Namen durch eigene grosse Thaten verdient, so ist doch bei andern oft eben so viel der damaligen Lage der Welt, den ihnen zur Verrichtung derselben besonders vortheilhaften Umständen der Zeit und den grossen Männern, die zugleich mit ihnen lebten, beizumessen. Diese zusammengenommen, haben ihnen wenigstens die Wege geöfnet und gebahnt, worauf sie mit leichterer Mühe die Lorbeern einsammeln konten. Ohne Colom, ohne Vasco de Gama und Albuquerque würde weder Johann der Größte, noch Emanuel der Grosse geworden sein, unter welchen Portugal seine goldenen Zeiten erlebte. Ferdinand in Spanien ward groß durch seine glükliche Heirat und die staatskluge Isabelle. Eine oft mehr glükliche als aus weiser Ueberlegung angestelte Wahl der Feldherrn und Staatsbedienten hat schon manchen den Namen der Grossen mit erlangen helfen. Man nehme einen Colbert aus der Regierung Ludwig XIV. weg, und wie viel verliert dieser Monarch nur allein mit ihm? Vielleicht verdienen einige unter den obgenanten Prinzen den Namen des Grossen gar wenig. wenn man auf eigene Heldentugenden, Genie und Staatsklugheit sieht. Einen Justinian macht die Samlung von Gesezen, die Trebonian bewerkstelligte, noch berühmt, und vielleicht machten ihn die grossen Gebäude, die er allenthalben aufführen ließ, nur mit groß.

Grösse ist überhaupt ein relativer Begrif, und um desto schwerer ist es oft in einzelnen Fällen, solche genau zu bestimmen, oder die Grösse dieser Grösse anzugeben. Auch ist das, was zu einer Zeit groß ist, es nicht

immer

immer zur andern. Nimrod, der den ersten Staat stiftete, konte groß heissen; allein viele der folgenden Nimrode waren es gewiß weit weniger, ob gleich ihre Staaten weit grösser waren. Wer sich selbst eine Bahn bricht, ist grösser, als wer nur einer schon betretenen Spur folgt, wenn er auch weiter vordringt, als jener. Wer einem andern auf den Schultern steht, kan weiter sehen, als dieser; aber ist er desfals grösser, grösser an und durch sich selbst? Er ist ein Zwerg auf dem Thurm, der weiter sehen kan, als der Riese auf der Erde.

Es ist sehr wahrscheinlich, ja unstreitig, daß sich bisweilen Vorurtheile, Eitelkeit und Schmeichelei zusammen vereiniget haben, einigen schwachen Fürsten und kleinen Geistern den Namen des Grossen gleichsam aufzudringen. Ja es hat Zeiten gegeben, jene traurige Zeiten der Barbarei, der Unwissenheit und des Aberglaubens, denn diese grenzen immer an einander, Zeiten der blinden Unterwürfigkeit unter die aufbrausende Macht eines eingebildeten algemeinen Oberhaupts der Christenheit, wo man beinahe versichert sein kan, daß die Prinzen gerade das Gegentheil von dem zu heissen verdient haben, was die Chronisten der damaligen Zeit sie in ihren Annalen zu nennen pflegen. Die Grossen, die Weisen, die Gerechten, die Frommen, die Heiligen waren es mehrentheils nur, je ehrerbietiger, gehorsamer und freigebiger sie gegen die Geistlichkeit waren, welche damals allein in Besiz war, Jahrbücher zu schreiben, und Ehre und Schande nach Gunst auszutheilen, und auf die Nachwelt zu bringen; sie waren es nur, je mehr sie die Majestät ihrer Staaten und die Hoheitsrechte ihrer Person verleugneten, wider jeden, der nicht wie Rom dachte, eiferten, und durch Testamente an Kirchen und Klöster, durch Büssungen und Pilgrimschaften, durch Kreuzfahrten und Römerzüge, da Ehre, Segen und Seele zu gewinnen glaubten, wo sie oft Schäze und Ansehen, Ehre und Leben verloren. Sie konten also bei allen diesen noch so glän-

zenden

zenden Beinamen im Grunde dennoch schwache, einfältige Fürsten, schlechte Helden und Bösewichter sein. Die Konstantine, die Ottone, die Ludwige werden gelobt, und beinahe kanonisirt; die Heinriche, die Konrade, die Friedriche, vielleicht grössere Fürsten als jene, werden dagegen angeschwärzt und verlästert. Oft findet man auch, daß eben derselbe Prinz, der zu einer Zeit und an einem Ort wirklich groß war, sich an einem andern Ort und zu andern Zeiten ungemein klein bewies. Agnes und ihr unglüklicher Sohn Heinrich waren das nicht in Rom und Canossa, was sie in Deutschland waren.

Allein ohne auf das zu sehen, was blos die Epoche, was das Glük, der Ort und andere Umstände thun, was kluge Minister und tapfere Generale ausrichten können, was Einfalt und Enthusiasmus, Eigensinn, Parteilichkeit und Schmeichelei von einem Regenten urteilen: so gibt es auch in den Handlungen der Fürsten selbst etwas Grosses, etwas Erhabenes, was einem jeden, dem es in die Augen fällt, einnimt und für sie interessirt. Alle bemerken freilich die Grösse nicht, die darin liegt; sie können sie zum Theil nicht bemerken, weil ihre Augen zu schwach sind, solche zu übersehen, oder weil sie solche aus einem falschen Gesichtspunkte oder nicht aus dem rechten Standorte betrachten. Sie wollen sie auch zum Theil nicht bemerken, weil sie in gewissen Verbindungen sind, welche sie natürlicher Weise hindern, die Grösse dieser Thaten, wo nicht zu erkennen, doch wenigstens zu fühlen und zu preisen, ja die es ihnen bisweilen auferlegen, diesen Handlungen einen ganz andern und schwarzen Anstrich zu geben. Nie würden unsere tapfere Vorfahren, die ehrlichen Slaven, den Namen der Treulosen in der Geschichte erhalten haben, wenn andere, als Dänen, Franken und Sachsen, als Helmold, Arnold und Adam von Bremen, ihre Geschichte verzeichnet hätten, deren Interesse es war, sie zu erniedrigen, zu bekehren und unterwürfig zu machen. Friedrich I. würde mit ganz andern Farben ge-

geschildert worden sein, wenn die damaligen Schriftsteller nicht alle Anhänger Alexanders III. oder Heinrichs des Löwen gewesen wären. Viele, die es mit mehrerem Grunde verdient haben, die Saladine, die Dschingischane, die Koblaj, die Timur, hätten eben so viel Recht dazu gehabt. Ja einige Fürsten sind wol gar unverdienter Weise mit Schande überhäuft worden. Es kostete zu gewissen Zeiten wenig, jemanden bald von Mäusen fressen, bald von bösen Geistern wegführen zu lassen, um noch sein Andenken zu schwärzen. Unwürdige sind dagegen oft bis in den Himmel erhoben worden, wo aber ihr Thron erschüttert wird, so bald sich ihnen die Wahrheit, die weise unparteiische Führerin der Geschichte, mit der leuchtenden Fakkel in der Hand nähert.

Und was ist es denn Wunder, daß man bei so viel Betrug und Ungewisheit bisweilen selbst ungewiß wird, wer den Namen des Grossen verdiene? daß man allenthalben Widersprüche antrift, wenn man darüber eine freie Untersuchung anstellen wil? Man muß die ganze Lage der Staaten gegen einander, das Genie des Zeitalters, einen grossen Theil der Kette der Weltbegebenheiten, den Charakter, die Geschiklichkeit, die Absichten, die Verbindungen des Schriftstellers, den Geist und den ganzen Umfang der Kräfte des Prinzen kennen, wovon die Rede ist, um von der Grösse desselben im Ganzen urteilen zu können. Ein König ist auch zugleich Mensch, er ist Beherscher eines ganzen Volks, vielleicht auch ein Christ, ein Staatsmann, ein Held, ein Genie, ein Philosoph, ein Freund, ein Gelehrter. Unter allen diesen verschiedenen Beziehungen kan er bald groß, bald klein erscheinen; und desto schwerer ist es überhaupt zu sagen, ob ihm der Name eines Grossen mit Recht zukomme oder nicht. Jener vom Leonidas und Aristoteles gebildete junge und feurige Prinz war groß, als er sein Vaterland gegen raubsüchtige Barbaren sicherte, als er das treulose Theben bestrafte, und Pindars Haus verschonte, als er durch seine Be-

redsamkeit die Griechen, so wie durch seine Waffen die Perser bezwang, als er die Sisigambis im Arm der wohlthätigen Freundschaft aufnahm, den Becher des verdächtig gemachten Arztes austrank, den erfrornen Mazedonier selbst ans Feuer führte, vielleicht gar, als er sich in den persischen Luxus kleidete, und sich für den Sohn Jupiters ausgab, — nur muß er in den beiden leztern Stükken nach den Ideen der damaligen Zeit und Politik beurteilet werden; aber er war klein, sehr klein, als er wider den tapfern Betis wütete, als er den Clytus zum Philip, Attalus und Parmenio schikte. Er war groß in dem Flor Alexandriens, klein in den Flammen von Persepolis; groß als ein majestätischer, nie mutloser Sieger, klein als ein ungestümer Straſſenräuber des menschlichen Geschlechts. Konstanzin war oft als Staatsmann groß, kleiner als Mensch, noch kleiner als Christ. Theodosius war groß in seinen kriegerischen und Privattugenden; allein das thessalonichsche Blutbad und die unpolitische Theilung des Reichs geben ihm gewiß keine Grösse. Karl war groß, wenn er vom Sieg zum Siege flog, hier die Sachsen, dort die Longobarden, izt die Baiern, dann die Sarazenen, dann die Avaren züchtigte, wann er sein Reich vom Ebro bis am Raab ausdehnte; allein klein, wann er gefangene, bittende Feinde, auf gut türkisch, bei Tausenden niedermachen ließ, sehr klein in seinem eigenem Hause. Otto war groß im Felde bei seinem Heer, klein im Kabinet an Adelheits und der Geistlichen Seite. Man muß also billig die verschiedenen Relationen, worunter der Regent betrachtet werden kan, trennen, wenn man nicht in beständigen Widersprüchen und unbestimten Begriffen herumzuirren Lust hat, wenn man wissen wil, ob ihm in der Geschichte der Name des Grossen zukomme oder nicht. Denn volkommene Grösse, Grösse in allen Stükken, zu aller Zeit, und unter allen Beziehungen von Menschen und Fürsten fodern, das ist weder den einen noch den andern kennen.

Wenn

Wenn die Geschichte jemanden den Namen eines Grossen geben sol: so muß aus dem Begrif der Geschichte selbst bestimt werden, von welcher Grösse da eigentlich die Rede sein könne. Eine jede Grösse sezt eine Menge von Theilen voraus, sie erfodert Ausdehnung. Die Historie hat nur merkwürdige Fakta zu Gegenständen ihrer Beobachtung. Je wichtiger diese Fakta für die Welt und den Staat sind, je grössere Ausdehnung sie haben, das ist, je mehr Einflüsse auf solche, je mehr Folgen sie für solche haben, je mehr Kräfte zur Ausführung derselben erfodert werden, um die mächtigen Hindernisse zu überwinden, die im Wege standen; desto grösser sind sie dem Geschichtschreiber. Derjenige, der solche Fakta bewirkt, ist historisch groß, und in ihrer Summe besteht die historische Grösse. Demjenigen also, welcher zum Exempel eine ganze Nazion aus der Unwissenheit und Barbarei mit der größten Anstrengung seines unablässig geschäftigen Geistes hervorzieht, und nicht nur ihr Herr ist, sondern ihr Schöpfer wird, oder Peter I.; demjenigen, welcher sich durch die Stärke seines Genies und seines Arms gegen ungleich mächtigere Feinde glüklich verteidigt, wie Friedrich II.; demjenigen, welcher einen am Rande des Verderbens stehenden grossen Staat durch seinen Mut, die Gegenwart seines Geistes, seine Beredsamkeit und seine Klugheit, mit seiner eigenen Gefahr glüklich errettet, die Ketten der Anarchie zerbricht, und alles zum neuen Flor desselben einrichtet, oder Gustav III.; denen wird es wol niemand wagen, die historische Grösse abzusprechen. Allein nicht sie allein sind groß — denn alle Jahrhunderte haben keine Peter, Friedriche und Gustave aufzuweisen, sondern auch überhaupt der Prinz, der für die Welt und den Staat wichtige Thaten verrichtet, der viele Schwierigkeiten überwindet, der mit wenigem viel ausrichtet, auch der Eroberer, auch der Sieger, wenn er gleich zulezt unglüklich würde, aber nur nicht ungerächet stürbe, wenn auch sonst eine Menge andere Fehler und

Schwachheiten mit unterlaufen, kan historisch groß sein, und seine Grösse müßte nach der Menge und Wichtigkeit seiner Thaten abgemessen werden. Gregor VII sezte durch seinen Stolz, seine Herschbegierde, seine Intriguen ganz Deutschland und Italien in Flammen; aber er bleibt, wenn man auf seine Thaten sieht, die er mit der größten Standhaftigkeit, ungeachtet aller Hindernisse, nach einem grossen Plan ausführte, und wodurch er den Grund zur Hoheit des päbstlichen Stuls und zu einer ganz veränderten obgleich nicht verschönerten Gestalt der christlichen Welt legte, in der Geschichte immer ein grosser Pabst. Wie? sollen denn die Nerone, die Christierne groß heissen? auch sie haben grosse merkwürdige Dinge gethan. Merkwürdige freilich, aber nicht grosse. Zur Grösse habe ich Genie, Kräfte des Verstandes und Anstrengung erfodert; allein es gehört weder Genie noch Verstand dazu, ein Tiran zu sein; die schwächsten Geister sind gemeiniglich die grausamsten. Und warum solten endlich auch Tirannen, selbst in anderer Betrachtung, nicht einige historisch grosse Dinge verrichten können?

Die historische Grösse sieht also blos auf die Fakta selbst, auf ihre Wichtigkeit, auf die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, auf die Folgen, die sie haben, und wie weit sich dieselbe verbreiten. Sie bekümmert sich aber nicht um die Moralität der Handlung an und für sich selbst, und daher kan ein Fürst historisch groß heissen, ohne moralisch groß zu sein. Er kan moralisch groß sein, das ist, das beste Herz von der Welt haben, und die größte Tugend besizen, und doch in der Geschichte, als Geschichte, nur eine kleine Figur machen. Hätte man dies allemal gehörig unterschieden, und es muß doch unterschieden werden; denn historische Grösse kan nicht ohne Glük und Genie, moralische nicht ohne Tugend sein — Glük, Genie und Tugend sind aber nicht immer zusammen: — so würden viele Streitigkeiten der Historiker weggefallen sein, und man würde manchem Helden die histo-

rische Grösse nicht abgesprochen haben, weil man die moralische nicht an ihm fand. Geschichte sieht auf Thaten, nicht ins Herz.

Ausser der historischen und moralischen Grösse muß bei mächtigen Regenten auch die politische Grösse noch billig in Betrachtung gezogen werden. Man scheint sie gemeiniglich in dem Gewicht zu sezen, das ein Fürst in der Waage der Staaten hat. So war Philip von Mazedonien, Ferdinandus Katholikus und Ludwig XIV. groß. Da aber die Politik die Glükseligkeit der Unterthanen, das ganze gemeine Beste zum vorzüglichen Augenmerk haben sol: so solte man die politische Grösse eines Regenten wol eigentlich in der Klugheit sezen, seine Macht zum Wohl seiner Länder und Unterthanen am besten zu gebrauchen. Und auch diese politische Grösse, man mag sie im ersten oder andern Verstande nehmen, ist nicht allemal mit der historischen und moralischen Grösse verbunden. Ein Fürst kan unstreitige Verdienste um sein Volk haben, die den Ruhm und Segen der Nachkommen nach sich ziehen, und kan doch nicht historisch groß, noch durch grosse wichtige Thaten bekant sein; und mancher kan historisch groß sein, ohne diese in sich wahrhaft grosse Verdienste zu besizen. Die größten Eroberer, deren Wink die Welt regierte, und deren Arm sie zittern machte, deren Thaten noch so viele historische Grösse hatten, sind nicht allemal die größten Menschenfreunde, nicht immer die besten Staatsklugen, selten die besten Landesväter gewesen. Ludwig XIV. schwächte sich, sein Land und seine Macht durch seine Siege und kostbare Unternehmungen, er erwekte das Mistrauen aller Staaten gegen sich, schadete also seiner eigenen politischen Grösse, und die Verfolgungen der Hugenotten und Camisards durch die gestiefelten Apostel machten seinem Charakter oder seiner Einsicht wenig Ehre. Da, wo der Geist algemein zu herschen und gefürchtet zu sein, die Oberhand behält, unterdrükt er gemeiniglich die feinern Empfindungen der Menschlichkeit;

und

und selbst die größten auswärtigen Eroberungen haben endlich den Ruin des Hauptlandes befördert. Rom hatte zulezt in den bürgerlichen Kriegen, bei aller seiner noch immer historischen Grösse, weder seine vorige politische noch moralische Grösse mehr.

Die wahre Grösse manches kleinen Fürsten, der in der Stille Ruhe und Friede, Ordnung und Geseze in seinen Staaten erhält, sein kleines Land blühend und seine Unterthanen glüklich macht, bleibt, da er so wenig Einfluß auf die grossen und algemeinern Weltbegebenheiten hat, der Historie unbemerkt, die so wenig Auffallendes von ihm zu erzälen hat, wenn sie gleich der Unterthan mit Dank und Liebe in seinem Herzen anzeichnet. Nur alle drei zusammengenommen, historische, moralische und politische Grösse, machen erst einen grossen König, einen grossen Regenten aus; und eben daher ist es weit schwerer zu bestimmen, ob einer wirklich ein grosser König sei, als ob er historisch groß genant werden könne. Bei dem Wort König oder Regent gedenkt man sich nicht allein sein Genie, sein Glük, seinen Mut, seine Thaten; denn die Geschichte schreibt auch die Thaten derer auf, welche das menschliche Geschlecht berauben und verderben; man gedenkt sich zugleich ein Volk, das er beherscht, das er glüklich machen sol, man gedenkt sich ihn als dessen Schuz und guten Vater, der er sein muß, wenn er diesen Namen würdig führen wil. Wird er dies ohne moralische Tugend, ohne Güte des Herzens, ohne Menschenliebe, ohne Treue, ohne Empfindung für Wahrheit, Ordnung und Verdienst sein können? Wird er es ohne politische Tugend, ohne die gehörige Macht, sein Volk zu schüzen und glüklich zu machen, ohne wahre Staatsklugheit sein können? Aber besizt er diese Tugenden, ist er moralisch und politisch groß, und sezt dann auch die Welt durch seine Thaten in Bewunderung; dann ist er der grosse König, der nicht blos gefürchtet, sondern auch geliebt, nicht blos angebetet, sondern auch gesegnet sein wird.

Je seltener die historische, moralische und politische Grösse zusammen angetroffen werden, je öfter sie sich sogar einander im Wege sind: desto schäzbarer, desto verehrungswürdiger ist derjenige, der Geist, Herz und Mut genug hat, alle drei mit einander in Harmonie zu bringen und zu vereinigen. Denn es gehört Stärke der Seele dazu, der historischen Grösse zu entsagen, wann sie mit den moralischen und politischen nicht bestehen kan. Diese sind allemal Tugend, jene kan bisweilen ein Laster sein. Die historische Grösse muß also billig jenen, da wo sie nicht zusammen bestehen können, aufgeopfert werden. Daraus aber folgt nicht, daß die Prinzen, die nicht in allen drei Bemerkungen den Namen der Grossen verdienen, desfals nicht in der Geschichte groß genant werden mögen. Man sage also immer Alexander, Konstantin, Theodosius, Otto und Ludwig der Grosse; man bestimt dadurch noch nicht, ob sie grosse Menschen und wahre Staatskluge, daß sie Väter ihres Volks und grosse Könige gewesen sind; man sagt nur blos, daß sie eine Summe historisch grosser Handlungen verrichtet haben. Deswegen können sie weder den Theodorichen, Henrichen IV. noch Gustaven Wasa, Gustaven Adolphen vorgezogen werden, die nicht allein eben so grosse, ja oft noch grössere Thaten verrichtet haben, sondern auch von der moralischen und politischen Seite grösser waren. Legt ihnen die Geschichte gleich nicht gewöhnlich den Beinamen der Grossen, so wie jenen, bei: so sind sie doch dessen in ausgedehnterm Verstande würdig. Und glüklich wäre die Welt, wenn alle historisch grosse Fürsten auch wirklich grosse Regenten wären!

7.

Briefe aus Holland.

Vierter Brief.

Amsterdam, d. 13. Heum.

So eben, liebster Freund! kommen wir von einer kleinen Reise nach Nordholland zurük, welche uns ausnehmend viel Vergnügen gemacht hat. Man sieht sich so satt an gewöhnlichen Gegenständen, daß, wenigstens auf eine kurze Zeit, nichts so angenehm ist, als einmal dem Ausserordentlichen nachzugehen, solte dies auch gleich größtentheils nur in lächerlichen Karikaturen bestehen, und die Natur dabei immer auf den Kopf gesezt sein.

Wir fuhren gestern früh mit der um sieben Uhr abgehenden Schüit über das Y nach Buikesloot, welches das erste nordholländische Dorf ist. Um nicht durch die Zeit des Abganges der Schüiten von einem Orte zum andern gebunden zu sein, mieteten wir uns mit mehr als 10fach grössern Kosten ein leichtes Fahrwerk, oder, wie man hier spricht, ein Rejtzeug, und bereiseten solchergestalt die nächsten Städte und Dörfer; Edam, Monnikendam, Purmerend, Broek und Zaardam. Da nur zwei Tage zu dieser Walfahrt in dem Reiseplan ausgesezt waren, so mußten wir dem Verlangen, die entferntern Oerter, als Hoorn, Enkhüizen und insonderheit den Texeler Hafen zu sehen, entsagen. In Broek hielten wir uns gestern, so wie heute in Zaardam, am längsten auf. Broek, mit dem Zunamen im Waterlande, ein Dorf, welches nur etwan eine halbe Stunde von Büiksloot nordwärts liegt, verdient in der That am meisten die Aufmerksamkeit der Fremden, welche sich von den nordholländischen Sitten, vornemlich in Rüksicht auf ihre so sehr gerühmte Rein-

lichkeit, einen Begrif machen wollen. Aussen vor dem Dorfe ist der Gasthof, in welchem man absteigen muß, denn weder Pferde noch ander Vieh dürfen hinein, um die Strassen nicht zu beschmuzen, auch sind diese theils so schmal, theils so winklich angelegt, daß man schwerlich mit irgend einer Art Fuhrwerk durchkommen würde, wenn auch nicht über die kleinen und grösseren Kanäle, welche den Ort durchschneiden, so schmale enge Stege und Brükken angelegt wären, daß nur Fußgänger sie passiren können.

Unter den Bauern in dem Dorfe, denn so werden sie genant, wenn sie gleich gar keine Landwirthschaft treiben, sind Negotianten und Rheder, welche Millionen im Vermögen haben; wil man sie aber sprechen, so muß es in Amsterdam auf der Börse geschehen: denn hier lebt alles ganz still und einsam. Man sieht auch keine Spur von irgend einem Gewerbe. Wir durchwanderten den Ort eine ziemliche Zeit in die Kreuz und Queer, ohne einen Menschen gewahr zu werden. Endlich sahen wir eine Dienstmagd im fischbeinen Rokke — denn hier tragen die gemeinsten Leute dergleichen — welche vor einem Hause ein Grashälmgen mit einem Messer aus der Erde stach. Vermutlich war es die Nacht vorher erst zwischen den Steinen hervorgekeimt. Kaum erblikte sie uns, als sie ins Haus zurükging, und die Thüre hinter sich zumachte. Man sagte uns zwar diese Schüchternheit der Einwohner gegen alle Fremde vorher, indessen fiel sie uns dennoch auf, so wie alles übrige was wir wahrnahmen. Am hellen Tage, bei dem schönsten Wetter, in einem nicht kleinen, sehr dicht bebauetem Orte herumzugehen, allerwärts den äusersten Fleiß in Ansehung des Puzes und der Reinlichkeit, und dennoch kaum ein lebendes Wesen gewahr zu werden, eine so feierliche Stille, wie kaum in einer Quakerkirche sein kan, — gestehen Sie, mein Freund, daß dies eine sehr überraschende Scene sein mußte, auch war sie es in der That, und mit einer lebhaftern Einbildungskraft würd'

ich wahrscheinlicher Weise geglaubt haben, mich in eine Feenwelt versezt zu sehen.

Die Häuser sind größtentheils klein, unansehnlich und ohne allen Geschmak und Symmetrie. Dagegen sind sie aber auch auswärts mit Täfelwerk versehen, und mit Blumen und Guirlanden bemalt. Die mit grauen und röthlichen Mauerziegeln gepflasterten Strassen sind mit der größten Sorgfalt so rein gewaschen, wie immer nur unsere Tafelgeschirre sein können, mit weissem Sande allerlei Figuren darauf gestreuet, und da wo öffentliche Pläze sind, findet man die farbigen Ziegelsteine mit kleinen Marmorplatten so untermischt und eingesezt, daß Rosen, Sterne und dergleichen Bilder herauskommen. An den Brükken und Stegen sind nicht nur die Geländer angestrichen, mit Schnizwerk und Vergoldung versehen, sondern auch die Bretter selbst, worüber man hingeht, mit Blumen bemalt. Kleine Pläze vor den Häusern mit artigen Geländern oder Hekken umgeben, sollen Lustgärten vorstellen. Blumenbeete in künstlichen Figuren, sehr regelmässig geordnet, findet man zwar darin; weil indessen Blumen und Gewächse, ohne Erde unter sich zu haben, nicht gut fortkommen, gleichwol aber sich in so reinliche Gärten keine Erde schikt, so ist man auf den sinreichen Einfall gerathen, die Gartenbeete von Holz zu machen und Blumen darauf zu mahlen, oder Korallen und Muschelwerk darauf zu legen. Mich wundert nur, daß man an einigen Orten noch Hekken und Bäume geduldet hat, aber freilich sind sie, wie sich von selbst versteht, zu allerlei artigen Figuren gezogen und geschnitten; auch weil der natürliche Stamm des Baumes viel zu unansehnlich neben so vielem Puzwerk gewesen sein würde, ist man der Natur auch in diesem Stük sehr weislich zu Hülfe gekommen, und hat die Rinde der Bäume mit Farben überstrichen. Kurz, liebster Freund! diese Leute übertreiben die Reinlichkeit und den Puz auf eine so alberne Weise, daß es alle Vorstellung übersteigt. Den Grund davon

sucht man im Klima. In einem so feuchten neblichten Lande, heißt es, müßte man der Fäulniß und Verderbung, welche eben daher entsteht, durch häufiges waschen und reinigen wehren. Diese notwendige Vorsicht, sei nach und nach Volkscharakter geworden, und Uebertreibung sei eben so natürlicher Weise daraus gefolgt, wie sie immer in dergleichen und ähnlichen Fällen erfolgen müßte. Ich habe nichts gegen diesen Grund. Wenn man etwas zuknüpft, sagt, dünkt mich, der Abbate Galiani, sehr sinreich, macht man immer mehr Knoten als gerade nötig sind, um desto sicherer zu gehen. Indessen scheint mir dieses doch nicht die einzige Ursach der hiesigen Volkssitte zu sein. Ich kenne andere feuchte und sumpfige Gegenden, wo man nicht daran denkt, den schlimmen Wirkungen der feuchten Luft durch den unaufhörlichen Gebrauch des Wassers zu widerstehen. Mehr scheint mir die bei diesem Volke bekantermassen ganz notwendige Industrie und der immerwährende Hang zum Fleiß und zur Thätigkeit jene Gewohnheit hervorgebracht zu haben. Ein Volk, welches, um seinen Unterhalt zu erwerben, den äusersten Fleiß anwenden muß, und dessen Charakter einmal hiernach gebildet ist, wird auch gewiß sehr reinlich sein. Denn wie viele Hände gibt es nicht, welche doch nicht zu jeder Zeit sich mit dem Erwerb beschäftigen können? Beschäftigung wird also eifrig gesucht, und daraus entsteht natürlicher Weise jene Art der Thätigkeit. Das so algemeine Anstreichen aller Geräthe und Sachen mit Oelfarben möchte indessen wol vornemlich der erstgemeldeten Ursach zuzuschreiben sein, wiewol auch die Reinlichkeit selbst sehr dadurch befördert wird.

In dieser Gegend von Nordholland ist gar kein Akkerbau, ondern blos Hornviehzucht. Die Bauereien, wie man sie hier nennt, welches eigentlich nur Viehhöfe oder Holländereien sind, liegen einzeln auf dem Lande umher. An den äusersten Enden von Broek sind auch einige dergleichen, und wir begaben uns also dahin, um die Wirth-

schaft

schaft dieser Leute näher kennen zu lernen. In einem artigen nach hiesiger Gewohnheit ausgepuzten und mit niedlichen Matten belegten, von dem Kuhstalle nur durch eine Thüre abgesonderten Kabinet, fanden wir den Hauswirth, welcher wider unsere Erwartung sehr freundlich und bereit war, uns die ganze Einrichtung seiner Wirthschaft zu zeigen. Er öfnete die Thür, und wir befanden uns im Kuhstalle, welcher zumal in dieser Jahrszeit, da die Kühe auf der Weide waren, auch sehr gut zum Visitenzimmer hätte dienen können. Der marmorne Fußboden mit den feinsten Matten bedekt, die Wände mit Fliesen eingelegt, zu beiden Seiten, wo die Stellen für die Kühe waren, der etwas erhöhete Fußboden von bemalten Holze, worauf man kein Stäubgen gewahr wurde. Die Geräthschaften, Schaufeln, Mistgabeln und dergleichen ebenfals bemalt, und mit vergoldetem Schnizwerk versehen. Eimer und Milchgefässe auswendig bunt und inwendig mit weisser Oelfarbe überstrichen, u.s.w. Von hier gingen wir in die Molkenkammer, wo ein niedliches äusserst reinlich angezogenes Mädgen im kurzem Unterrokke und mit aufgestreiften Ermeln sich mit Buttermachen beschäftigte. Mir fiel die Prinzessin Galactine mit ihrem Melkkübel von Rubin dabei ein. In der That kan man nichts reizenders sehen, als die meisten holländischen Milchmädgen, welche sogar vor dem philosophischen Auge unsers lieben Viktors Gnade finden. Hier ist die grosse Reinlichkeit am rechten Orte, und wenn man die hiesige Molkenwirthschaft sieht, muß sie einem die holländische Butter doppelt schmakhaft machen. Gehen Sie im Sommer einmal auf einen Viehhof in unserm Vaterlande, und der Geruch von saurer Milch und Rahm, von faulenden Käse und Gott weiß, wovon noch mehr, wird Ihnen schon einen Ekel beibringen, noch ehe Sie die Säuerei in dem innern werden betrachtet haben. Ich erkundigte mich genau nach dem Prozesse des Buttermachens, und durch dasjenige, was ich erfuhr, bin ich überzeugt worden, daß der vortrefliche und reine Geschmak

der holl. Butter, fast einzig und allein daher rührt, weil man die Milch eher abrähmt, den Rahm nicht so lange stehen läßt, und die Butter sorgfältiger reinigt als bei uns. Das Vieh wird zweimal im Tage gemolken. Die Milch vom Abend wird des folgenden Morgens, und die vom Morgen des Nachmittags darauf schon abgerähmt, und der Rahm sogleich verarbeitet. Bei uns läßt man ihn oft im Sommer 3. 4. 5. und mehr Tage, im Winter aber doppelt so lange stehen; in grossen Wirthschaften aus Nachlässigkeit, und in kleinen um so viel zu samlen, als das Butterfaß auf einmal erfodert. Wie ist es anders möglich, als daß dergleichen Rahm sich entbrennen und nur eine schlechte Butter liefern müsse? Die Butter wird zwar nachher gewaschen, aber wie? In den Zwischenräumen bleiben immer noch kleine Tröpfgen von Buttermilch hangen; diese gehen in Korruption über, und verderben die ganze Masse. Wenn man die holländische Butter durchschneidet, findet man sie ganz zusammenhängend, ohne fremde Theile, ohne Zwischenräume, und ohne mehrerley Farben. Dies sind Eigenschaften, welche vorzüglich von einer sorgfältigern Reinigung abhangen, und ich glaube fest, wenn man bei uns so verführe, wie ich vorhin erzält habe, würde man dies Produkt so wohlschmekkend als es die Holländer haben, selbst gewinnen können. Gewöhnlich werfen die Oekonomen dagegen ein, daß wir nicht die fette Weide der Holländer hätten, und also auch keine Butter machen könten, welche der holländischen an Güte gleich wäre. Mir scheint dieser Einwurf sehr wenig Grund zu haben. Das Gras wächst hier zwar sehr hoch und stark, ob es aber in diesem feuchten Torfboden kräftiger sei, als in gebirgigten Ländern, daran zweifle ich sehr. Man solte denken, die vielen wohlriechenden Kräuter, welche insonderheit in den Harzgegenden gefunden werden, müßten dem Viehe eine noch kräftigere Nahrung geben, und mir ist auch bekant, daß die auf dem Harze gewonnene Butter mehr gesucht

und

und immer wenigstens um den 4ten Theil theurer verkauft wird, als die aus benachbarten niedrigen Gegenden. Der Vortheil der Marschländer in diesem Stük beruhet, meiner geringen Einsicht nach, blos in dem Ueberfluß der Weide und dem frischeren und stärkeren Wuchse des Grases.

Vielleicht besorgt mancher durch das vermehrte Waschen und besonders durch das frühere Abnehmen des Rahms die Menge der Butter zu verringern. Allein wenn auch dies zugegeben werden müßte, so würde doch der Preis es genugsam wieder ins Gleiche bringen, so daß am Ende der reine Ertrag nicht darunter litte. Hier in Amsterdam bezahlt man gewöhnlich ein kleines Faß der besten Leydener *) Butter, welches nicht völlig 90 Berliner Pfund wiegt, mit 30 bis 35 fl. Bei Ihnen kostet das Pfund 6 Ggr. und drüber. Vergleichen Sie diesen Preis mit dem von Ihrer Landbutter, und Sie werden mir Beifall geben, daß man sehr wohl thun würde, den Nordholländern in diesem Stük, allenfals mit Ausschluß der buntgemalten Schaufelstiele, nachzuahmen.

Man reiset in diesem Lande mit unglaublicher Geschwindigkeit von einem Orte zum andern. Weil die Wege vortreflich sind, so werden die Pferde so gewöhnt, daß sie mit dem hier üblichen sehr leichtem Fuhrwerk beständig im stärksten Trott gehen. Zu beiden Seiten der Wege sieht man nichts als Wiesen mit Kanälen, über welche Zugbrükken gehen, eingeschlossen. Ein Theil dieser Wiesen dient zur Weide für das Vieh, und der andere wird gemähet, um Heu zur Winterfütterung daraus zu machen. Man gibt sich hier nicht die Mühe, das Heu oft aus einander

*) So wird die beste Butter hier genant, wenn sie gleich in Nordholland verfertigt ist. Auf ähnliche Weise sagt man Edammer Käse, nicht als wenn er blos in der Gegend um Edam gemacht würde, sondern weil ehmals hier der vornehmste Markt für dieses Produkt gewesen sein sol.

ander zu streuen, um es desto geschwinder zu troknen. Man läßt es vielmehr in sogenanten Schwaten liegen, und die Natur muß das meiste dabei thun. Dies ist die Ursach, warum es auch keine grüne Farbe hat, sondern von ferne dem Stroh ähnlich sieht, wiewol die Art des Grases zur Farbe des Heues auch etwas beitragen kan. Die Grösse der Grundstükke wird hier gewöhnlich nach Scheffelsaat berechnet, ohngeachtet beinahe gar kein Getraide ausgesäet wird. Zwei Scheffelsaat machen, wie man mir gesagt hat, einen Morgen aus, welcher zu 20 fl. und drüber verpachtet wird. Wie groß ein solcher Morgen sei, darüber erhielt ich sehr verschiedene Nachrichten, weil ich nicht Gelegenheit hatte, einen Landmesser oder andern Sachverständigen zu fragen. Aus der Grösse des hiesigen Scheffels aber, welcher sich zu dem Berliner wie 1361 zu 2571 verhält, vermute ich, daß rheinländische Morgen zu 120 Quadratruthen darunter zu verstehen sind. Zwei Morgen sind hinreichend, eine Kuh darauf zu halten, nemlich die Hälfte zur Weide und die andere Hälfte zur Winterfütterung. Das erforderliche Stroh wird aus Friesland geholt. Von der Stallfütterung im Sommer weiß man nichts und lacht darüber.

Heute sind wir fast den ganzen Tag in Zaardam, einem auf Stundenwegs in die Länge sich erstrekkenden Dorfe, gewesen. Ein Ort, der ein erstaunendes Gewerbe treibt, und welcher mir wegen seiner Lebhaftigkeit und angenehmen Lage am Y am besten gefiel. Peter der Grosse lernte bekantermassen hier den Schifsbau, und man zeigt noch das Haus, welches er bewohnte. Es ist hieselbst ein ansehnlicher Schifswerft, auf welchem ehedem viele Schiffe für fremde Nazionen erbauet worden sind. Dieser Handel mit fertigen Schiffen fällt nun zwar größtentheils weg, weil alle handlungtreibende Nazionen jezt gute Schifsbauleute haben, dennoch aber fehlt es den Zimmerleuten nicht an Arbeit, ihre Anzahl sol aber ehedem weit stärker gewesen sein, als jezt; um wie viel? hab ich nicht erfahren.

ren. Der gegenwärtige Krieg zwischen England und Frankreich belebt den Handel, und insonderheit den mit Bauholz, welcher immer in Zaardam der wichtigste gewesen ist, ausnehmend. Man arbeitete auf dem Werft eben an drei Schiffen, welche in wenig Tagen vom Stapel laufen werden. Sie waren für Nordfahrer, so nennt man die, welche vornemlich Bauholz aus Norwegen, Schweden, Rußland, u. s. w. holen — bestimt. Ehmals lieferte Deutschland das meiste Holz; seitdem aber die in der Nähe des Rheinstroms belegenen Waldungen größtentheils ausgehauen sind, und aus den entfernteren die Abfuhr zu beschwerlich und kostbar ist, kommen nur wenig Holzflösse mehr den Rhein herunter.

Diese in Frankreichs Häfen und Werften jezt so angenehme Waare reizt die Spekulation der Holländer in einem hohen Grade, wenn gleich der grosse Haufe, so viel ich bemerkt habe, sehr englisch gesinnt ist.

Bei Zaardam findet man eine ungeheure Menge Windmühlen von allerlei Art, und es wird behauptet, daß ihre Anzahl sich über 2000 erstrekken sol. Die vielen Schneidemühlen machen insonderheit einen unbeschreiblichen Lerm. Wir besahen unter andern einige Papiermühlen, um bei der Gelegenheit von den Ursachen der vorzüglichen Güte des holl. Papiers so viel als möglich Erkundigung einzuziehen. Das weiche Wasser kan vielleicht etwas dazu beitragen, noch mehr aber scheint mir, nach allem, was ich gesehen und gehört habe, das vorsichtige Sortiren der Lumpen, nebst der sorgfältigen Behandlung, welche in diesem Lande so algemein ist, die Vortreflichkeit jener Manufaktur zu bewirken. Da, wo ganze Schifsladungen von Lumpen aus allen Gegenden ankommen, und vielleicht hundert und mehr Papiermühlen damit versehen, kan natürlicher Weise diese Papiermaterie genauer und besser sortirt werden, als wo etwa eine solche Mühle die Lumpen aus einer ganzen Gegend verbraucht, und zufrieden sein muß, wenn es ihr nur nicht

gar

gar daran fehlt. In Zaardam können sich die Papiermühlen einander aushelfen, und die eine, welche etwan feinere Lumpen verarbeitet, kan der andern die gröberen Sorten überlassen. Auf unsern Papiermühlen hat man zwar jezt mehrentheils die bekante Maschine, welche ein Holländer genant wird, auch eingeführt, es wird aber nicht eben dasselbe damit ausgerichtet, weil man sich nicht die Mühe gibt, eine jede Nath in den Lumpen aufzutrennen, wie hier geschicht, um dadurch die ganze Masse innerhalb einer gewissen Zeit zu einem durchaus gleichartigem Breie zu machen. Die bei den ganz feinen Papieren ins bläulige fallende Farbe wird durch einen geringen Zusaz von Indig hervorgebracht. Man hat hier zu so mancherlei Arten von Arbeiten Windmühlen — denn Wassermühlen gibt es hier, wegen des Mangels am Gefälle, gar nicht, — angelegt, daß es sehr weitläuftig sein würde, das Register davon durchzugehen. Eine der sinnreichsten und zugleich der nüzlichsten Verrichtungen dieser Art ist die Gattung von Mühlen, wodurch die niedrigen Gegenden vom Wasser befreiet werden. Eine schiefliegende archimedische Schraube, von zusammengesezten Brettern, zieht das Wasser aus dem Graben oder Kanale einer tiefer liegenden Wiese in den Kanal einer daran stossenden höheren. Aus diesem wiederum eine andere Mühle über irgend einen Damm, auf einen noch höheren Boden, bis endlich das Wasser aus dem wirklich tiefern Lande in die höhere See gebracht, und solchergestalt weggeschaft wird. Diese Erfindung ist bekantlich schon sehr alt, allein die Noth hat ihre Anwendung nur hier sehr häufig gemacht. Man könte indessen auch in andern Ländern oft einen sehr nüzlichen Gebrauch davon machen. Mir ist bekant, daß zuweilen die Urbarmachung einer sumpfigen Gegend blos deswegen unterblieb, weil man den Abzugskanälen kein hinreichendes Gefälle verschaffen konte. Durch eine oder ein paar Mühlen dieser Art kan der Sache leicht geholfen werden, wenn nicht gar zu grosse Anhöhen es verhindern.

dern.

dern. Wir sahen bei unserer Zurükreise von Zaardam nach Büikesloot eine dieser Mühlen, welche am Wege stand, gerade im Gange, und bewunderten die Menge von Wasser, welche dadurch fortgeschaft wurde.

Die Dämme in Nordholland sind erstaunende Werke, zumal die an der Südersee. An den gefährlichsten Orten sind die Mauren von Quadersteinen und mit grossen Klammern befestigt. Die Böschung der Dämme am Y aber ist blos mit Feldsteinen gepflastert. Zu den Unterhaltungskosten tragen nicht nur diejenigen bei, deren Grundstükke unmittelbar daran stossen, sondern auch alle übrigen von der See entfernter liegenden Besizer, in sofern ihnen die Ueberschwemmungen Gefahr bringen können. In der That ist dies auch die billigste Einrichtung. Dies, liebster Freund! mag für heute genug sein. Mich verlangt sehr nach Briefen von Ihnen; weil wir aber vielleicht nicht lange mehr hier bleiben dürften, so wollen wir Ihre Nachrichten von * * im Haag und zwar im Gasthofe, das Parlament von England genant, erwarten. Leben Sie wohl. V. grüßt Sie, und ich bin 2c. 2c.

(Die Fortsezung folgt.)

8.

Von einem historischen Manuskripte, oder einer Chronik von K. Karln dem fünften.

Vor einiger Zeit kam mir ein altes Manuskript zur Hand, das mich sehr aufmerksam machte. Beim ersten Hin- und Herblättern sah ich, daß es von Kaiser Karln dem fünften handelte, und zwar sehr umständlich; denn der Verfasser erzält von Tag zu Tag was Karl gethan hat, wo er übernachtet, wo den Morgenimbs einnahm, wie diese und jene Feierlichkeit angeordnet war, was er für ein Kleid dabei trug 2c. Hier pochte mir das Herze

vor

vor Freuden; denn aus dieser Umständlichkeit des Verf. mußte ich schliessen: der Mann sei immer um den Kaiser gewesen, habe ihn auf jeder Reise begleitet, und müsse daher von den merkwürdigen Begebenheiten dieser Regierung die genaueste und zuverlässigste Nachricht geben. Gleich suchte ich also bei den wichtigsten Auftritten in Karls Leben nach, z.E. was der Autor von seinem Kriegszuge nach der Barbarei, von der Reise durch Frankreich, von der Schlacht bei Mühlberg rc. erzälte, fand mich aber in dieser Hofnung sehr betrogen. Denn er übergeht entweder die Anekdoten, die sonsten schon aus andern Büchern bekant sind, mit Stilschweigen, z.E. den Ring, durch den er die Duchesse von Estampes sol gewonnen haben, den verrätherischen Bauer, der die Furth durch die Elbe zeigte rc. oder führt nur das Bekante an. Doch eine Stelle scheint mir nicht unwichtig zu sein, nämlich die von der Gefangennehmung Philips von Hessen. Ich wil sie in der Sprache des Verfassers abschreiben, damit man auch diese, nebst seiner Orthographie, kennen lerne.

„Den 18ten fürgemelts Monats (Jun. 1547) Der Churfürst (Moriz) von Sachsen und Brandenburg, nachdem Sie fuergangenen Tagen khays. Mai. angesprochen, das Ihr khays. Mai. wolle Sich über den Landtgraffen in Hessen Erbarmen, und Ihme Gnadt erzeigen, doh nuhn Seines Verdrags Capitulation und Artickell gegen Ihr khays. Mai. verfertigt, und dem Landtgraffen fürgelessen, haben Sie auff gemelten Tag den Landtgraffen mit Sich nach Hall geführett:

Den 19ten eiusdem ungefehrlich umb vier Auhren Nachmittag haben für den Landtgraffen mit sich in Ihr khays. Mai. Hoff gefuehret zu Hall in Sachsen, auff einer Gallereien doh Ihr khays. Mai. In Sein khayserlichen Stoull under Einem Hümmell von krauselechtem gulden Stuck genaeht gesessen, und bey Ihr khays. Mai. fiell Printzen und Herrn. Doh nuhn fürgemelte Churfürsten doselbsten ankhommen, ungefehrlichen acht Schohe (Schuh) weytt

weytt von Jhr khays. Mai. der Landtgraff für khays. Mai. ein Fousfall gethaen, auff Seinen kneien sich begebent, paide Seine hendt zuesammen geschlagen, Nach der erden Sein khopff und augen khehrent und neigent.

Doselbsten durch Sein des Landtgraffen Cantzler, So auch auff Seine kneien Sich begeben, furgeben, furgetragen und den Mishandell bekhennett, so er der Landtgraff Sein Herr groblich gegen Jhr khays. Mai. begangen, Sich gentzlich in Jhr khays. Mai. Handt und Gewalt freien Willen, Barmhertzigkuytt und Gnadt und Ungnad ergebent.

Doh nuhn diese Gnaden Bütt also geschehen, in Gegenwart der Churfürsten, Jhme Landtgraffen und Sein Cantzler durch khays. Mai. Rhaett und Secretarien Sehveldt *) geantwortt, das Jhr khays. Mai. umb erwehgung etlicher Sachen halben und der Churfürsten Bütt so für Jhme geschehen ansehent, das Jhr khays. Mai. Jhme das Leben So er Billiger Weyß verschuldett geschenkett, dargegen zuer ewiger Verstrickung nicht verbunden Sein Soll wie auch Jm fuhrigen Hertzog Johann in Sachsen des verstrikten Verdrags articull und Capitulation gemelt und furbehalten.

Doh diß nuhn also geschehen, der Landtgraff in des Herzogs von Alba des Veltobersten Henden gelüffert worden welcher Jhme in das Schloß zue Hall gefuhrett, welcher auch Jhme Landtgraffen, und den Churfürsten den Nacht Jmbs geben, darnach der Landtgraff in Ein Gemach gefuhrett worden, und Don Iohann de Brenaere Obersten über 2 fendell Spannischen Kriegsvolks gelüffertt.

Auff gemelten Tag gefenglich Eingezogen der Graff von Oberstein und zwehn andere seine Gesellen, umb das Sie Sich wegen etlichen habent Befelch um die Stadt Bremen Sieh mißbraucht.

Den

*) Vermuthlich der Name des Sekretärs.

Den 18ten Zue Hall in Sachsen ankhommen der Herzog von Brunschwich und Sein eltester Sohn So der Landtgraff fünf Jar lang gefangen gehalten. *)

Desgleichen auch doselbsten ankhommen die Ambassadores aus Dennemark, und Sich die Stadt Lubek und Lunenburg ergeben.

Den 19ten, 20ten, 21ten 22ten und 23ten Nachdem die Churfürsten Herzog Moritz In Sachsen und Brandenburg bey khays. Mai. heftig anhielten, fürbringent wie der Landtgraff Sich beclagett und nicht woll zuffrieden wehre, das er verstrikett wahr, weyll man Jhme uff Frei Glaidt die Vertrags Articull zugeschikett, darein kheiner Verstrickung gedacht worden:

Herüber khays. Mai. Nachdem Er über diß beraethschlagen lassen, für Sich fürgemelte Churfürsten berufen laßen, und Jhnen die Verdrags Articull So zwischen Jhr khays. Mai. und den Landtgraffen ergangen furlessen lassen, **) welche also Lautent, als Nemblich, das der Landtgraff herbey khommen Soll, und Sich in Jhr khays. Mai. Hendt Barmherzigkaytt und guetten Willen ergeben, und des khays. Mai. darnach durch Furbitt furgemeldter Printzen und Churfürsten und Jhre Reputation halben dem Landtgraffen das Leben So er gröblich gegen Jhr khays. Mai. verwürkt Schenken wollen, Jhr khays. Mai. Sich und alle Seine Landt ohne einigen Außzug übergebent, derowegen wolle Jhr khays. Mai. Jhme Gnadt erzeigen und der ewigen Gefencknuß entledigen: welches genugsam zuverstehen das der Landtgraff Jhr khays. Mai. Seinem Willen nach Ein Zeytt lang Sein gefangener Sein soll.

Doh nuhn furgemelte Churfürsten Hertzog Moritz In Sachsen und der Brandenburger disses also höreten batten sie khays. Mai. umb Verzeihung weyll die Scholt Jhr

*) Heinrich der jüngere.

**) In denen, die dem Landgrafen vorher vorgelesen wurden, muß doch nichts von Verstrikkung gestanden haben.

Ihr wehre und Ihr khays. Mai. den Verdrag gemeß gehandelt wie Sie Sich auch deßwegen gegen allen So hergegen handtlen Stett Vest und unverbröchlichen hinfürter gehalten und volnzogen werden soll.

Demnach khays. Mai. dem Hertzogen von Brunschwich So khorzlich ausser des Landtgraffen Verstrickung khommen für Sich beschaiden, Ihme fürlegen laßen den hohemuth So er mit Schreiben und Sagen von Ihr khays. Mai. erzeigt, doh er von Ihr khays. Mai. gegen den Khönig in Franckreich Hülff und Beistandt begehrett, und andere Sachen mehr, So er gegen Ihr khays. Mai. lauffen lassen. Disses alles ohn angesehen Ihr khays. Maj Ihme Hertzogen gnediglich verzeihen, Ihne in allen Seinen Landten guetter und Fürstlich Standt widerumb erblichen Insetzent:„

Aus dieser Stelle erhelt, daß es falsch ist, was Iselin in dem sogenannten Basler Lexikon sagt: „Als Philipp des Abends nebst dem Churfürsten von Brandenburg und Mauritio von Sachsen bei dem Herzoge von Alba speiste, seie ihm (erst Abends) der Arrest unvermuthet angekündigt worden.„

Zugleich wird man daraus ersehen, daß Karl zu Halle die höchste Stufe seines Ansehens erreicht hatte. Denn die Stände von Oberdeutschland hatten sich ihm schon vorher zu Ulm, Augspurg ꝛc. unterworfen, und izt zu Halle nicht nur Niederdeutschland, sondern auch Dännemark. Aber nun war er auch auf dem Punkte, von seiner Höhe herabzusinken, und eben die Unterwerfung der Reichsfürsten ꝛc. die eine völlig monarchische Verfassung befürchten ließ, gab ihr den ersten Stoß.

Ungeachtet ich nun in diesem Buche nicht fand, was ich suchte, so enthält es doch viele Merkwürdigkeiten, unter andern die kaiserlichen Propositionen bei den Reichstagen, Kriegserklärungen, öffentliche Schreiben ꝛc. und hier erwähne ich besonders der Anrede, die Karl im J. 1535. bei einem neu ausgebrochenen Kriege zwischen ihm

und Franzen an das Kardinalskollegium zu Rom hielt. Iselin sagt von derselben: „Karl habe eine heftige Rede im Konsistorium wider Frankreich gehalten.„ Dieses Heftige aber finde ich nicht in derselben. — Besonders umständlich ist der Verfasser in Beschreibungen von feierlichen Einzügen und Ceremonien, z. E. der Krönung zu Bologna, in Kampfspielen, Banketen, Staatsbesuchen der gekrönten Häupter 2c. wo man die Sitten und Gewohnheiten, dem Ceremoniel, den Preis der Lebensmittel 2c. der damaligen Zeiten lernen kan.

Von diesen leztern Punkten wollen wir einige artige Proben geben. Doch wirds nicht mehr nötig sein, den Stil und die Schreibart des Verf. so ganz beizubehalten.

Im Oktober des Jahrs 1544. besuchte Karln seine Schwester, die Königin von Frankreich, in Brüssel, und nun beschreibt unser Autor, was ihr der Kaiser für Ehre erzeigt hatte. Zuerst haben die Königin von Frankreich und all ihr Frauenzimmer, Befehlshaber und „Gesündell zue Hoff ihr Losement gehabt„ welche Gemächer und Kammern samt der Bettung gar köstlich und reichlich zugerüstet, der Tisch auch täglich mit Essen und Trinken gleichster gestalt köstlich gespeißet, und bedienet, wie folgt.

Zuerst waren zu Brüssel am Hof zugerichtet:

Der Königin in Frankreich Tafel.

Drei Tisch für die Prinzessinnen, Fürstinnen und Gräfinnen.

Drei Tisch für die Fräulein und edle Jungfern.

2 für die Hofmeister.

1 für der Königin Kammerjungfern.

4 für der Prinzessinnen, Fürstinnen und Gräfinnen Dienstjungfern.

1 für der Frauenzimmer Mägde.

1 für die Kammerjungen und Kleidbehälterknecht.

1 für die Tresoriers, Pfenningsmeister, Controlleurs, Silberknecht und Schreiber in der Pfennigkammer.

Die Adelspersonen wurden gespeißet von dem „überentzigen, so von der khönigin Tusch überbleipt. — „Der Königin Beichtvater, ihr Medicus und ihr Apotheker hatten ihr Essen besonders auf ihrem Zimmer. — Die Kammerjungen und Kleiderknecht wurden gespeißt von dem, was von der Edlen Kammerjungfern Tisch, die Marschälle und andere Frauen oder Diener von dem, was von der Frauenzimmer Tisch, die Becker und Keller, von dem, was von der Hoffmeister Tisch übrig blieb. Der Königin Edelknaben und Pagen hatten in der Küche zween Tische und wurden doselbsten wohl gespeisett. „

Für der Königin Tafel wurde täglich aus der kaiserlichen Pfisterei (Hoffbekkerei) geliefert 72 Duzend Brod, jedes zehn Loth schwer, das Duzend zu 6 Stüber „thuet der Stüber ungefehrlich einen halben Bazen, thuet 21 Pfundt 12 Stüber, das Pfundt für 20 Stueber gerechnett, thuet unsers Gelt oder an Strasburger Munz ungefehrlich 10 Batzen. „

„Item an früschem Bottern für 60 St.
Item ein Fiertell Parmasanischen Khes für 3 Pf.
Sex Hollendischen khes für 2 Pf. 7 St.
Sex weiße Khes 16 St.
weiß Salz 5 St.
zwehn Meß Baumöl 20 St.
Rättig und Salladt 18 St.
allerley Obs fünffhundert so woll Äpfel als Birnen 3 Pf. 17 St.
drey hundertt Mespeln 24 St.
zwey hundertt Quitten 2 Pf. 8 St „

Aus des Kaisers Keller: „Ein weißer Wein Clehrett (Claret) Most Malvoseyer, item Wein von S. Martein alle Tag ungefehrlich 6 niederlendische Ohmen und Bier gnug 2c. „ — „Item außer khays. Mai. Metsch (Metzg) uff dragen an Ochsen, Schoff, hemmell, khälber,

Speck und ander gespückett Gevögels ꝛc. täglich für 27 Pf.— an Worst, Bradtwörst Fueß khopff und kröß und ander gedärmes täglich für 8 Pf.„ und zwar täglich in der Königin Mundküche gegeben:

127 Pf. Ochsenfleisch. 2 Hämmel und ein Viertel. 1 Milchkalb. 2 Spanferklein. 2 feiste Kapaunen. 18 junge Hühner. 4 Feldhühner — 4 Schnepfen. 2 Hasen. 4 Kaninchen. 2 Pfauen, ein Duzend Wachteln oder Turteltäubchen — ohne andere Speißen, als Voreßen, Suppe, Spek ꝛc. Wenn Fasttag war, kamen außer den gesottenen oder gebakkenen Fischen folgende Fischpasteten auf der Königin Tafel:

Eine Forellen pastete, zu	20 St.
Eine Ruffolk — —	30 St.
Eine Brüken (Neunaugen)	60 St.
Eine Macrellen — —	6 St.
Eine Salmen — —	25 St.
Eine Bürsing (Börsch) —	12 St.
Eine Stör — —	50 St.
Eine Karpfen — —	6 St.
Eine Seehundt oder Meerkhalbpastett —	60 St.
Eine Aal — —	12 St.
Eine Barben — —	10 St.

„In der khönigin Gesündt und Gmeine Koch hat man täglich gelüffertt: Einen halben Ochsen, 18 Hemmel und Schoff, 12 Spehenfehrlein oder 12 Gentz ꝛc. „— an Fastentagen aber „Ein hundert Meehrpünnen (Meerspinnen) 100 Meer Crabben ꝛc.„

„Dieses alles erdracht täglich 745 Pf. 16 Stüber, und disses also 13 Tag lang gewehrett.„

Seind auch herein der Roß und Maullesell Ungcosten nicht begrüffen noch auch so auswendig dem Hoff auffgangen.

Item

Item alle ungcosten So mit Thurnieren, Fechten, Mommereyen und uff andere angestellte khortzweyll auffgangen ꝛc. „

Die andere Probe, die wir — mit Erlaubniß des Lesers — geben wollen, ist vom Anfange des Jahrs 1546, wo Karl zu Utrecht ein Generalkapitel von dem Orden des goldnen Vließ hielt. Hier beschreibt der Verf. das ganze Traktament folgendermaßen:

Auff den Tag doß man den orden des guldenen Flueß gehalten für den ersten Gang auf Jeglichen Tüsch ahn und aufgedragen worden:

Ochsen und Hammell Fleisch. Geranchette Schuncken und geranchete Zungen. Ein Soppen. Ein khalbs khopff. Wultprecht mit Ruben. Dücke durchgestossene Erbsen. Ein kalte Schwahn. Ein Gannß. Ein Welsch Hun. Ein khalbs Bastett. Ein Euter Bastett und die neben Plettlein.

Zum andern Gang.

Ein khalbs Brust. Braadtwörst. khott Fleisch. *) Tostelettes geröstet Fleisch. Wülprecht in der Bruehen. Ein gepraden Fasant. Ein gepraettene Cappen. (Kapaun) Gebrädene wülde Dauben. Ein Reiger. Veltthüner Bastett. Gebradene Füsch. Dauben und die neben plettlein.

Zum dritten Gang.

Pfohen. Veldthuner. Troßlen. *Vulpes*. Spehnferlein in Galrey. (Gallerte) Dauben Bastett warm. Reiger

*) Dies scheint mir so viel als Kaldaunen (in Schwaben Kuttelflek) zu sein. Denn in der Berechnung des Aufwands bei Anwesenheit der Königin von Frankreich hat er auch die Rubrik, khot Fleisch. An Braedwürst khottfleisch Fueß khopff und kröß und ander gedärmes täglich für 8 Pfund.

ger Bastett khalt. Blanc Mange Maul und Fueß in weisse Gallrey. 2 gebraettene khönlein. (Kaninchen, lapins) Gebrattene Entten. Ein Stuek Hammel fleisch und die neben Plettlein.

Zum viertten Gang.

Welsche Huener Bastett khalt. Wultprecht Bastett khalt. Haasen Bastett khalt. Velthuener Bastett. Reiger Bastett. Wülden Schweinskhopff. Kalte gebraettene Schwahn. Hassel Huener geprathen. Kränch. (Kranich) Khonlein Bastetten. Pfohen und Fasant gepraethen und in Bastetten, und die neben Plettlein.

Zum funfften Gang.

Dreyerley Gallrey. Dreyerley Jngebaiste (eingemachte) Fröchten, als Meertrübell, *) Feigen und Datteln. Dreyerley Confecten. Ein Flammkuchen. Ein grosse Brettstell (Elf. für Brezel) Ein Tarten. Apffell und Bieren gruhn und geprathen. Mespeln. Aniß. Khesten. (Elf. Kastanien) Kheß. und nach dem disses alles vom Tusch khommen ausgenommen den Duschdüchern, Hypen (Hippen) Biscuyt, weisser und rotter Hypocras. (Liqueur)

Nota.

Ehe man diesse Drachten und Speiß angedragen auff der Taffeln dühn geröstett Brott auffgedragen und Malvaseyer.

Volgt
das Banquet des Guldenen Fließ So gehalten zue Utrecht den 4ten Januarii Anno 1546.

Zum ersten was man zum Morgen Jmbs **) auffgedragen an Jeder taffell.

Erst=

*) Meertrauben heissen im Elsaß die grossen Rosinen.

**) Aus mehreren Stellen des Manuskripts erhellt, daß damals Morgenimbs hieß, was wir Mittagsessen nennen.

Erstmahl ein Stueck Ründfleisch wagent 16 Pfundt. Ein halber Hammell. Ein Fiertel vom khalb. Ein Mülchfehrlein. Ein welsch Houn oder welscher Haen. Ein Pfohe. Ein Fasant. Ein Raiger. Ein gesotten Cappen, dem alle Glieder entzwey In einer khöstlichen Brühen. Zweyerley Galrey mit Maul und Fueß. Vier krambs fögell. Vier Dauben. Vier Velthuener. Vier Schneppen. Vier Hasselhuener. Zwölff oder ein Dotzent Wachtlen. Ein Haas gepraethen. Zwei khönlein in Pastetten. Vier khönlein gepraetten. Ein Dotzett Lerchen. Ein khalbs Bastett. Wültprecht Bastett von wüldem Schwein. Ein Zungen Bastett. Wültprecht in der Bruehen. Ein Schwahnen Bastett. Ochsen Maull und Fues. Speek. Ayer. Butter und allerley Gattung kochenspeeß. Pomerantzen. Citron oder Lehmohn. (Limonen) Cappern. Oliven, und allerley Gattung der Saulsen. (Sauces)

Frianbre. *)

Ein geraucherter Schunken. 2 gesalzene und gedörrete Zungen. Ein Eutter. Ein Schwahn. Ein Fasant. Ein Pfohe. Ein Raiger. Ein Rhordümmel. Ein Kranch. Ein Hasen Bastett. Ein Welsch Huen Bastett. Ein Wülprecht Bastellt und dieß alles khalt. Dreyerley Gallrey. Ein khönlein Bastett. Dreyerley gebachenes.

nen. Karl der fünfte speiste zu Mittag um 9 oder 10 Uhr, und zu Nacht um 5 Uhr. Wie bürgerlich! Die Stunde, wo der Herr Ost- und Westindiens zu Nacht speiste, ist izt fast die Zeit der Mitagstafel in London und Paris, und Mitternacht ist die rechte Zeit des Nachtessens. — Wenn Ball war an Karls Hofe, tanzte man ungefehr von 1 — 5 Uhr, und ging dann hübsch ordentlich zur Abendtafel.

*) Sol wol so viel sein, als Fricanderie oder Friandise, Nachtisch, oder hat der Verf. das Nachtessen darunter gemeint.

Dreyerley Confect. Ein grosse Brettstell. Ein Flammkuechen oder Flotterkuechen. Ein Torten. Streublein und Spritzenkuechlein. Apffel und Bieren gruehn und gepraethen. Mespeln. Khösten. Khes. Anis. Brott Biscuyt So zweymall gebachen. Hypen. Weisser und rotter Hypocras.

Disses alles auf einen Düsch und erdracht Solches alles ohne Wein und Brott 66 Pfund für Jeglichen Tüsch, das Pfund zu 20 Stueber.„

Wie würde ein solches Gastmal jeden unserer Landjunker anekeln! Und in der That, unsere Ritter des goldenen Vliesses der damaligen Zeit müssen gute Magen gehabt haben! Auch erhellt aus obiger Specifikazion, worinnen der gröste Luxus jener Zeiten bestund. Denn daß hier so herlich banketet worden ist, als möglich, läßt sich von der feierlichen Gelegenheit, bei der es geschah, und von dem Haupt des Ordens denken. Zwar mußte zu diesen Traktamenten das ganze Pflanzen- und Thierreich — dieses mehr als jenes — seinen Tribut geben, doch blieben Ost- und Westindien von aller Abgabe verschont — wiewol man, zu Steuer der Wahrheit, auch das sagen muß, daß die Vulpes, Seehunde, Meerkälber, Meerspinnen, Kraniche und Rohrdummel heut zu Tage bessere Zeit und weniger die Ehre haben, den Magen eines Ritters des goldenen Vliesses zu beladen.

Aus dem, was ich angeführt habe, kan der Leser nun ungefehr den Werth des Manuskripts schäzen. Hauptfakta können wol aus demselben in kein helleres Licht gesezt werden, als sie schon sind. Solte aber ein Streit entstehen, ob Karl an diesem Tage, in jenem Monate zu Brüssel, Gent, Toledo, Augsburg oder Regensburg war, so würde unser Autor den Zwist ohne Widerrede entscheiden.

Wer er war? ist nirgends angemerkt. Daß er römischkatholischer Religion war, erhellt aus vielen Stellen, doch kan ich nicht sagen, daß er schimpfe, oder besondere Bigoterie zeige. Als einen Elsasser gibt ihn theils sein

Dialekt an, wovon wir oben Proben gegeben haben, theils die Berechnung des Aufwands nach Straßburger Münze. Geschrieben konte das Buch zwar in Brüssel sein. Denn am Ende heißts, wiewol die Erzälung selbst, wie gleich gesagt werden wird, früher geschlossen ist: „Carolus Quintus starb anno 1558 in Februario, im Hieronymus Closter bei Plaisensen (Piacenza) gelegen, in des khönigreigs — — wohin Ihr khayſ. Mai. sich begeben: Sein Exequiae und kürchendienst und Seelmess Seindt folgens in Brüssel in St. Pauller kürch gehalten worden." — Doch muß der Autor selbst ein Elsasser gewesen sein, wie aus Obigem erhellet.

Was das Manuskript selbst betrift, so ists zimlich erhalten, wiewol es hier und da einige Lükken hat. Z. E. vom Anfang bis in die Mitte des Jahrs 1542. die mir wegen des folgenden Umstands desto angenehmer war. — In dem zwölften Stükke der diesjährigen Göttingenschen Zeitungen wird bei Gelegenheit der Anzeige von Luthers Briefen eine in diesen enthaltene Nachricht bezweifelt, und die Frage aufgeworfen: *) „Solte die Nachricht vom Jahr 1542. No. 7. wol gegründet sein, daß Kaiser Karl die Verfolgung der Protestanten in den Niederlanden verboten habe?" Ich suchte in dem Manuskripte nach, und fand, daß gerade die Blätter fehlen, worinnen diese Nachricht stehen mußte, wenn sie darinnen gestanden hat. Uebrigens fängt die Erzälung an mit der Krönung zu Bologna im Jahr 1530. um welche Zeit der Autor in Karls Dienste gekommen sein mag, und zwar, wie aus obigen ausführlichen Nachrichten von dem Aufwand, etwan als Küchenmeister oder Kontrolleur, oder dergleichen etwas, kurz, als einer, der zu Karls Suite gehören mußte, weil er alle seine Reisen mitgemacht hat; und der Schluß des Buchs ist mit dem 25sten Mai 1551. gemacht, wo Karl zu Augsburg war. Daß aber der Autor noch län-

*) S. 94.

länger gelebt hat, und etwa nur in Ruhe gesezt worden ist, erhellt aus der oben angeführten Nachschrift, die von ihm eigenhändig zu sein scheint.

Buchsweiler,
den 24. Febr. am Tage, da Karl
geboren ward, und die Schlacht
vor Pavia gehalten wurde.
1781.

Seybold.

9.

Heinrichs von Veldeck, Ritters, Aeneas.

In diesem Gedicht ist die Aeneis Virgils in die Sinnesart und den Geschmak Landgraf Hermans und der Gräfin von Clive umgewandelt. Juno wendet sich hier nicht an den Aeolus, daß er die Meere in Aufruhr jage; Neptunus besänftigt die Sturmwinde nicht; Venus begegnet ihrem geliebten Sohn nicht, den Köcher und Bogen einer Spartanerin auf der Schulter. Veldenck bringt den Aeneas ohne grosse Maschinen aus den stürmischen Wogen zu Dido. Diese verspricht sich an ihm den Helden, der ihr die neue Stadt werde beschüzen helfen. Er kömt nicht in einer Wolke verhült in den Tempel; Askanius wird nicht in die idalische Haine versezt; Dido nimt nicht Amorn auf den Schooß, inscia quantus insideat miserae Deus, es ist Askanius selbst. Dieser Poet läßt keine Schlange aus dem Meer hervorkommen, sich um Laokoon zu winden. Aeneas gibt sich keine Mühe, den Jammer zu erzälen, den die Griechen anrichteten, die in dem hölzernen Pferde verborgen lagen. Er kömt in sein Fach, da er der Königin Liebe beschreibt. Anna hebet den Skrupel, den der Schwur ihr machte, daß sie den andern Mann nicht nehmen wolte, mit der Leichtigkeit, wie bei Virgil: „Ihr

sprecht

sprecht von dem ersten Manne alzuviel und ohne Noth; er ist ja schon manchen Tag todt; was wär ihm desto besser, wenn ihr stürbet? Ihr solt euer Leben nicht ihm aufopfern; er könte es euch nicht ersezen.„ Sie hat dann ein anders Bedenken, wie sie dem Aeneas ihre Liebe mit Wohlstand eröfnen könne. Die gütige Schwester macht es ihr wieder leicht: „Ihr möget ihn wol mit Wohlstand freundlich ansehn; er ist nicht so dumm, daß er nicht leicht verstehe, daß ihr ihn liebt. Er liebt euch zuerst; aber er trägt mit männlicher Geduld die Liebe in seinem Herzen, und verschweigt sie. Die Weibspersonen sind schwächer als die Männer, und können Liebe und Schmerzen weniger verbergen.„ — Der gute Aeneas kömt nicht in der Höle mit ihr zusammen. Sie sahen in dem Ungewitter einen dichten und schönen Baum. Hier half er ihr vom Pferde: „da mußte das werden, was lange begehrt ward. Aeneas nahm sie unter sein Gewand.„

Da sie Aeneas Entschliessung, in die See zu gehn, entdekt, läßt Veldeck sie keinen Mangel an Klagen und Vorstellungen leiden, ihn zu bewegen, daß er sie nicht verlasse; alles umsonst! Sie warf alle Geschenke, die sie von ihm hatte, auf einen Haufen, und verbrante sie. Mit einem Schwert, das er zurükgelassen, erstach sie sich, und fiel zu den brennenden Geschenken ins Feuer.

Die Kampfspiele bei Anchises Grabmaale haben Veldecks Aufsehn nicht erhalten; er gibt sich die Freude nicht, Menöten von dem Erker des Schiffes in die See zu stürzen und ein Gelächter zu erregen, da dieser auf der Klippe sizt und die salzige Fluth ausspeit. Anchises erscheint ihm ohne Umstände, und befiehlt ihm die Höllenfahrt. Die Sibylle, die ihn führte, war vielmehr garstig als venerabel. In der Hölle fand Aeneas keine geringe Schaar Todter, die vor Minne starben; bei denselben war Dido. „Als er sie sah, wolte er sie beklagen, und sah sie traurig an; aber sie wandte das Haupt von ihm weg und wolte ihn nicht ansehn.„ Er sah die grossen Krieger, die vor Troja

gefallen

gefallen waren, und schämete sich, daß er von ihnen geschieden war. Er kam in die rechte Hölle; hier sizt Tantalus im Wasser bis zu dem Kinne, und leidet doch Qual vor Durst, wiewol das Wasser ihm nahe bei ist, und ihm an den Mund fließt; Aepfel hängen vor seinem Mund, und da er nehmen wil, schlüpfen sie schnel von ihm weg. „Tityus liegt auf dem Rükken; auf seiner Brust sizen Geier, die sein Herz essen. Alles, was sie essen, wächst sogleich wieder.„ Aeneas wolte seinen Vater küssen, aber dieser sagt ihm, daß es nicht sein könte, ob er gleich Fleisch scheine, so sei er doch nur ein Geist. Anchises weissagt ihm etwas algemeines von Roms Herrschaft, aber von den Seelen, die nach tausend zirkelnden Jahren wieder in die Körper kommen, schweigt er, und von den Camillen, Gracchen, Scipionen hat er ihm nichts zu sagen, Catonem Cossumque relinquit tacitos. Der Dichter eilt aus den Wohnungen der Todten, und ist in kurzen Worten an der Mündung der Tiber. Hier belustigt er den Leser mit dem kleinen Einfal des Askanius, daß sie ihre Schüssel gegessen hätten.

Veldeck bedient sich weder der Juno noch der Alekto, den friedfertigen Willen des König Latinus zu hintertreiben. Er hat genug an der Königin Abneigung gegen die Fremdlinge, an Turnus Liebe zu Lavinien und Ansprach an die Krone. Er gibt Camillen eben so viel Schönheit als Tapferkeit, schöne und wohlsehende Augen, daß man dächte, sie wäre eine Göttin; ihre Nase, Mund und Kinn standen so minneklich, daß der reichste Mann, der sie sah, gelüstete, daß sie an seine Arme läge.„ Er schildert uns auch ihr Roß: Ihm schimmerte das Haar als einen wilden Pfau.

Wiewol Veldeck dem Helden von Vulkan Waffen schmieden läßt, so sind es doch nicht so kunstreiche, daß wir Catilina darauf sähn.

Pendentem scopulo, furiarum ora trementem — —
Secretosque pios, his dantem iura Catonem. —

Hier ist kein Held. Attol-

Attollens humero famamque et fata Nepotum.
Zu der Hoheit dieses Ausdrukkes erhob Veldeck sich nicht.

Dagegen bedient er sich dieser Gelegenheit, das Nez zu schildern, in welches Vulkan den Mars und Venus in dem Bette unauflöslich beschlagen hatte. — Da die Götter es gewahr wurden, und Vulkan es ihnen klagte, da deuchte sie es übel gethan, daß sie so nahe bei einander lågen; jedoch war einer von ihnen da, der gern also offenbar bei Frau Venus wäre gefangen gelegen.

Zu den Waffen sandte Venus dem Aeneas eine Fahne, die nicht Vulcans, sondern der Pallas Werk war. Es war dasselbe, mit welchem Minerva Arachnen den Preis in Stikarbeiten abgewan.

Die Schiffer, so die Lateiner verbranten, in Nymphen zu verwandeln, war nicht in Veldecks Sinnesart, wiewol in dem ritterschaftlichen Geschmak sonst so viel Abentheuerliches ist.

Da Nisus dem Eurialus das Haupt abschlagen sah, war es der leidigste Schlag, den er noch hatte schlagen gesehn; jezt wolte er nicht mehr in der dunkeln Nacht verborgen stehn; er sprang hervor, ihn zu rächen. Das ist so etwas von Virgils:

nec se celare tenebris
amplius, aut tantum potuit perferre laborem.

Er läßt auch Eurialus den Helm des Erschlagnen sich aufsezen, der ihn in der Tiefe der Nacht durch seinen Glanz dem Feinde verräth.

Die bittern Worte des Pallas zu den flüchtigen Trojanern,

Deest iam terra fugae, pelago Troiamne petamus?
gibt Veldeck nicht sanfte: „Wolt ihr nach Troja schwimmen? Welche Dumheit! das Meer ist alzubreit, ihr möchtet leicht ertrinken.„

Virgil läßt Turnus den Aeneas, der nur ein Gespenst ist, in welches Juno eine Wolke ausgebildet hat, in das Schif hinein verfolgen, ihren Günstling von der Wut

der

der Feinde zu retten; unser Veldeck läßt ihn ohne Wunderwerk einem Krieger nachjagen, der sich in den untern Boden des Schiffes geflüchtet hatte.

In Aeneas Klage um Pallas ist ein Zug, der desto lebhafter ist, weil er dem gottseligen Aeneas in den Mund gelegt wird: „Könt' ich dich an dem nicht rächen, der dir den Leib nahm, so wolt ich den Göttern, meinen Anverwandten, gram werden, die dich so übel schüzten; wolten sie mir Schäze und Ehre geben, so durften sie dich mir gegönt haben; mit dir hätt' ich mir ein Weib und ein Land erstritten.„

In Evanders Klage des Todten ist ein feines Lob: „Liebster Pallas, du warst alzufrüh tapfer; Großmut und hohe Sinnen wohnten dir ohne Mässigung bei. Das ists, was mich niederschlägt und auf immer traurig macht.„

Bei Virgil hält Evander die Königin, seine Gemahlin, für glüklich, daß sie diesem Jammer durch den Tod entronnen ist; Veldeck läßt sie leben und mit Ungestüm klagen: „Ich fluche den Göttern, denen ich all mein Leben diente und meine Opfer gab, daß sie dich behüteten; sie waren taub und blind, daß sie dich nicht bewahrten; nimmer gewinnen sie Ehre und Dienst von mir, es sei denn, daß sie dich an dem Trojer rächen, der dich zu todt schlagen ließ, und dir nicht zu Hülfe kam; war er entschlafen, da man dir das Leben nahm? Was helfen diese Waffen, diese Rosse, dieses Gewand, das er uns hergesandt hat?„

In der Beschreibung des Grabmaals verschwendet Veldeck seine Kunst und seinen Reichtum. „Das Wunderbarste ist ein Stein, der brennet und nicht verbrennet; er brante bis an den Tag, da der Kaiser Friedrich zu Rom geweiht ward, nach seiner ersten Heerfahrt, die er über die Alpen that; damals fand man Pallas in dem Grabe.„

Da Draucus von Turnus ausgescholten wird, verläßt ihn sein Wiz nicht; er sagt: „Ich wil um vergänglichen Reichtum keinen unsanften Schlag empfangen, oder jemand zu todt schlagen. Hättet ihr den Zepter und die

Prin-

Prinzessin, und ich läge erschlagen, so würdet ihr mich, wie andre, die todt liegen, hübschlich genug beweinen, das thut mir nicht noth. Ich fürchte mich doch nicht so übel, daß ich aus Furcht vor euch gern stürbe, euch Ehre zu machen.„

Da Veldeck Camillen in das Feld führt, rühmt er sie mit starken Zügen: Die stolzen Trojaner meinten, daß die Jungfrauen der Camille Meernymphen wären, die nicht sterben könten, bis Oriloch Laurinen erschlug, daß sie todt da lag. Nun sprach er zu seinen Streitgefährten: Wehret euch, gute Krieger, dieses Volk, das ihr da seht, sind nicht Göttinnen; es ist ein Heer Weiber! Und Tarton *) sagte zu Camilla: Was meint ihr, Jungfrau, daß ihr uns so jaget? Das Streiten geziemt euch nicht und mag ein übel Ende nehmen. Euch ziemt ein andrer Sturm besser, den ihr vornehmen soltet, da ihr sanft auf einem schönen Bette lägt. Gält es eine Wette, so sezte ich einen troischen Bisant zu Pfande, der zwölf eine Mark wöge, daß ihr stark genug wärt, mit der Minne zu fechten; in den Streit möchtet ihr wol gewinnen. Camilla stach ihn, daß er todt in das Gras fiel. Sie rief ihm nach: „Dieses geb ich dir zur Miete für die bösen Reden; so muß man Klaffern antworten. Deine Reden und dein Stolz sind jezt erwiedert; du bist in Gottes Haß dahin gefahren.„

Der satirische Zug ist Veldecken nicht entgegen:

Faemineo praedae et spoliorum ardebat amore.

Choras (Virgils Chloreus) hatte einen Helm, der dem Tage gleich leuchtete; als die Königin Camilla ihn sah, fiel die Begierde sie an, den Helm zu erwerben oder in dem Streite zu sterben. In dem Verlangen, ihn zu haben, stach sie den Priester von dem Rosse, so, daß ihm der Hals brach, und er gleich todt war; sie stürzte sich über ihn in das Gras; die Schnüre schnitt sie, die gut seiden

*) Virgils Tarchon.

seiden waren, mit dem Schwert entzwei; sie hätt es besser unterlassen; denn es stand darauf ihr Tod. Thoras erschoß sie, und ward selbst von Tarpide (Tarpeja) erschossen. Veldeck gibt die Mühe, sie zu rächen, nicht der Göttin Diana, und Diana beweint hier sie nicht.

Lavinia war zwischen Turnus und Aeneas das gleichgültigste Mädchen. Bei Virgil verläßt diese Kaltsinnigkeit sie nicht; kaum bringt er sie einmal vor unsre Stirne, da sie die Königin zu Turnus sagen hört, sie wolle eher sterben, als ihr Kind in des fremden Ankömlings Armen sehen. Sie ward feuerroth und die Thränen flossen, ohne daß sie dem Turnus das geringste Zeichen einiger Zuneigung zuwinkt; aber Veldeck macht uns mit ihr ganz bekant. Die Mutter gibt ihr einen volständigen Unterricht von der sanften und der widrigen Natur der Minne. Kürzlich hernach sieht Lavinia den Aeneas zum erstenmal vor dem Graben; da schoß die Frau Venus sie mit einem scharfen Pfeile; sie gewann eine Wunde tief in ihrem Herzen; sie lebte unsanft; sie schwizte und bebete; sie ward bleich und roth. Sie apostrophirt den Amor, sie fürchtet die Ungnade der Königin. Sie wünschte, daß sie beide liebte; aber sie findet bald, wenn sie mehr als einen liebte, so liebte sie keinen. Denn die Minne ist nicht von der Natur, daß man sie theilen kan. Die Königin wird böse, da sie ihre Neigung gewahr wird; sie malt den Trojaner schwarz, und sagt: „Du wärst übel mit ihm versehen; er hat niemals ein Weib lieb gewonnen; hätten alle Männer seinen bösen Gebrauch, die Welt müßte zu Grund gehn; nimmer würde von einer Mutter ein Kind geboren. Ich gönte ihm eher den Tod, als dich.„

Aber die Fräulein war nur besorgt, Aeneas ihre Neigung wissend zu machen. „Mir ist leid, sagte sie zu ihrer Mutter, „daß ich ihm so hold bin; das thut mir die zwingende Minne ohne meinen Dank; der Minne Gott, Kupido, ist Aeneas Bruder, und Venus ist seine Mutter, die hat mir seine Minne in mein Herz gethan.„ Dann

schrieb sie in schönem Latein, sagt Veldeck, kurz und gut, daß er ihr über alle Männer sei. In den ritterschaftlichen Zeiten trug eine Fräulein einem Ritter ihre Hand ohne Uebelstand an, Amfolisa Gamuretan, Liasse spani fale, Antigone und Obilot Gawanen.

Den Brief schießt Lavinia, um einen Pfeil gewunden, vor Aeneas Füsse. Er sah zu der Fräulein ans Fenster hinauf; er sah, daß ihre Augen und ihr Mund minnelkich waren; da schoß ihm Amor mit dem goldenen Pfeile eine so tiefe Wunde, wie zuvor der Fräulein. Sein Blut erhizte vor Minne, und er errôthete und erbleichte, wie es Askanius besser angestanden hätte. Er führt eine lange Klage, die er ganz ritterschaftlich endigt: „Selig sei Lavinia, die mir ihr Herz anbietet! Besteht mich Turnus, das ist sein Tod. Es wird ein ungleicher Kampf, wie des Löwen mit dem Lamme. Lavinia hat mir Macht, Kühnheit und Sinne gegeben, daß ich zehntausendmal stärker bin. — „ Recht in Parcifals Denkart! Der altdeutsche Dichter bringt dem Aeneas eine Wunde bei und heilt sie ihm mit Diktam, ohne daß er sich dieses Kraut von Venus geben lasse. Juturna hält die Zügel von Turnus Wegen nicht in Metiskus verwandelt. Turnus Schwert zersplittert nicht auf Aeneas vulkanischen Helm. Megära kömt nicht aus dem Tartarus, dem Turnus Schrekken einzujagen. Juturna gibt ihm keinen andern Speer; Aeneas Wurfspieß bleibt nicht in dem wilden Oelbaume stekken, bis Venus vom Olympus steigt, ihn loszumachen. Von aller dieser Maschinerie macht Veldeck keinen Gebrauch.

Als Amata Feuer in die Stadt werfen sah, zerreißt sie in der Aeneis die Kleider,

et nodum informis lethi trabe nectit ab alta.

Diesen unanständigen und unnüzlichen Tod erspart Veldeck ihr, und Lavinien und dem Leser. Er führt seine ritterschaftlichen Leser zu dieser Fräulein zurük, die jezt um ihre Liebe bekümmert ist, da der Kampf zwischen Aeneas und Turnus beginnet. Jezt kömt ihr in ihre romantische Ge-

danken: „Hätte Aeneas mein Haarband um sein Haupt gebunden, so wär er vor Wunden desto besser behütet; es wäre ihm vor Schläge gut; hätte er mein Armband um seinen Schaft gewunden, so wäre dieser desto fester; hätte er meinen Fingerring, so würde er desto kühner sein, und sein Schwert desto besser schneiden. Weh mir, daß ich sie ihm nicht sandte!„

In dem Zweikampf gibt Veldeck dem Aeneas nur den Vorzug, daß er Waffen von Vulkan hatte. Er kam von einem Schlag auf die Knie und wäre von dem Schlage todt gewesen, wenn ihn der feste Helm nicht erhalten hätte. Aber Turnus brach sein Schwert, eine Spanne von der Hand; er hob einen schweren Stein von dem Boden und warf Aeneas mit solcher Kraft, daß er taumelte; noch hob er seinen halben Schaft, der vor ihm auf dem Grase lag, auf, und wehrte sich damit gegen Aeneas, der ihn mit den ungleichen Waffen bestand. Dieser hätte ihm das Leben gelassen, aber als Turnus dem Aeneas die Hand bot und sein Vasall werden wolte, sah dieser den Fingerring von Gold, den Turnus dem Pallas nahm. Dann sprach er: Es muß anders sein, ich kan dich nicht verschonen; ich sehe den Ring, den ich Pallas gab, den Jüngling, den du ins Grab brachtest. Ich muß Pallas rächen.„

Unser Poet erstrekkt sein Gedicht über Turnus Tod hinaus. Er macht seinen Rittern und Damen noch das Vergnügen, daß sie Aeneas in den Armen seiner Geliebten sähn und seine Hochzeit mit ihm feirten. Er hatte, wie sie, einen starken Hang zu Feierlichkeiten und versäumt keine Gelegenheit, sich in festlichen Pomp auszubreiten, den er in den Begriffen seiner Zeiten gefunden hat. Aeneas Brautlauf ist nur mit dem Fest zu vergleichen, welchen Veldeck selbst beiwohnte, als der Kaiser Friedrich zu Mainz zween Söhnen das Schwert umgürtete. Der Poet stellt den Helden auf den Gipfel der Wonne. „Wenn auf dem Erdreich keine Freude wäre, als die der König Aeneas

in seinem Herzen trug, so hätte die Welt derselben genung gehabt, wenn er sie mit ihr hätte theilen wollen. Er hätte damit alle betrübten Herzen von Trauer und Schmerzen heilen mögen." Auch Lavinien dauchte, daß alle Weibspersonen ohne Freude wären, die solche Minne entbähren müßten, die sie hätte.

Veldeck hatte die Idee nicht, daß er Aeneas Nachkommen in der Hölle könte erscheinen lassen. Er erzält etwas von ihnen neben dem Wege am Ende des Werkes. Von Sylvius Aeneas sagt er, „er sei Aeneas an Haut und Haar, an Füssen und Händen ähnlich gewesen, an Worten und Thaten; die Mädchen wären in ihn verliebt geworden, wie in seinen Ahnherrn, und er hätte diesen Vorzug von ihm geerbt."

Ein Italiäner hatte die Aeneis mit der Lizenz überarbeitet, wie izt Veldeck des Italiäners Werk. Dieses ist zu Grund gegangen, und eben dieses Schiksal hätte Veldecks Gedicht betroffen, hätte es nicht der Landgraf Hermann gerettet. Der Graf Heinrich von Schwarzburg hatte es einer Kammerjungfer der Gräfin von Clive entwandt, als er mit dem Landgraf Ludwig in Clive war, der hier das Vermählungsfest mit der Gräfin beging. Das Gedicht war noch nicht zu Ende gebracht, und Veldeck hatte es lange verloren gegeben, als Hermann, der izt noch Pfalzgraf von der Neuenburg bei der Unstrut war, es dem Verfasser wieder gab, und ihn vermochte, daß ers vollends zu Ende bracht.

Es haben sich zween Codices dieses Gedichtes erhalten; einer liegt in der wienerschen Bibliothek, von welchen Lambeccius Nachricht gibt; den andern besizt die herzogliche von Sachsengotha. Beide sind auf Papier geschrieben, über zweihundert Jahre nach des Poeten Tod, mit der Rechtschreibung, welche in den Tagen des Amanuensis üblich war, ohne daß die Urkunde dadurch auffallend gelitten hätte. Die Artikulation eines Tones, die ein Buchstabe ausdrukken solte, war von Provinz zu

Provinz so sehr unbestimt und so wankelhaft, daß bei dieser Ungewißheit in unsern Tagen oft ein- und dasselbe Wort nur wegen ungleicher Rechtschreibung für zwei verschiedne sind gehalten worden. Veldecks Sprache ist eine todte; viele Wörter derselben und Wortfügungen sind zu Grund gegangen; tausend sind zum Pöbel gesunken; tausend, die mit allen Sylben noch da sind, haben den Sinn vom Weissen zum Schwarzen verwechselt; darum geschähe Veldecken unrecht, wenn man die Plattheit, in die seine Sprache gefallen ist, ihm zur Last legete. Auch das Ohr würde nicht über Beleidigung klagen, wenn es seine Wörter in dem Tone aussprechen hörte, wie die Gräfin von Clive, und Guta, Hermanns Tochter, sie ausgesprochen haben. Ich denke, daß Veldeck sich mit gutem Wissen an keinen Vers von gleichen Füssen gebunden habe; er und Eschilbach und andere scheinen uns nur ein verdorbenes Metrum zu haben, weil sie mehr Mannichfaltigkeit in den Vers zu bringen pflegten, und den Anapäst und den Daktylus unter den Jamben aufnahmen. Dazu kömt, daß sie Elisionen und Expletiva hatten, die von den Abschreibern vernachlässigt sind. Das kurze Versgen machte sich durch die häufige Wiederkunft des Reimes beliebt. Die Engländer bedienten sich keines längern in ihren grossen Romanzen.

Der Beifall, den Hermann, die Gräfin von Clive und Eschilbach Veldecks Aeneas gaben, erwekkt ein vortheilhaftes Vorurtheil für dieses Werk. Man muß es mit der Gutherzigkeit lesen, womit man Popes Homer begünstigt. Pope hat die Ilias umgewandelt wie Veldeck die Aeneis. Veldeck hat die Gefälligkeit für den Geschmak seiner Zeitgenossen gehabt, die Pope für die Engländer hatte. Der Dido Liebe ist hier in den Geschmak der Ebentheuer; Lavinia hat die minnekliche Complexion der Pelikane und der Antigone Eschilbachs; so kaltblütig wie Virgil sie zu einen Preis der Kampfspiele macht, hätte sie die Ritter und die Damen an Landgraf Hermanns und

Friedrichs von Oesterreich Hofe zu Tode geärgert. Der Gesichtspunkt, in welchem ich diesen Aeneas, Sivrit, Parcifal, Wilhelm von Oranse möchte betrachtet wissen, ist, daß sie uns zu den Umgang mit unsern Voraltern führen; indem wir sie lesen, sezen wir den Zeitpunkt unsers Lebens etliche hundert Jahre zurük; wir leben so viel früher und mit ihnen.

10.

Erklärung über die Verhöre des Hrn. Voß.

Herr Voß in Ottendorf hat in des deutschen Museum drittem und viertem Stükke von 1781. abermals eine heftige Invektive wider die algemeine deutsche Bibliothek einrükken lassen. Der gelehrte Gegenstand, bei Gelegenheit dessen er sich gegen zwei Rezensenten dieses Werks so sehr ungeberdig anstellt, die Tonmessung, mit allen dahin einschlagenden Untersuchungen, ist zu dem Zwekke, den er sich vorgesezt hat, mir und einigen Verfassern der A. D. B. eine unangenehme Stunde zu machen, in der That bequem genug gewählt. Da gewiß nur der kleinste Theil der Leser des Museum die zu dieser Materie gehörige Dinge gründlich einsehen und untersuchen kan, so werden bei den Lesern, bei denen die am stärksten schreiende Partei allemal Recht behält, die Schimpfwörter, die Hr. Voß ausstößt, desto besser haften, weil sie ihnen bei weitem das verständlichste sind. Dieser Art von Lesern vorzüglich zu gefallen scheint Hr. Voß den Ton anzunehmen, in dem er wider die A. D. B. schreibt. Die Verfasser der A. D. B. die einer ganz andern Art von Lesern gefallen wollen, wählen auch ihren Ton ihrem Zwekke gemäß. Es ist dies nicht das erstemal, daß sie für ihre Bemühung, Wahrheit und Freiheit zu denken zu befördern, mit plumpem Stolze sind angeschnauzt worden.

Es ist nicht das erstemal, daß sie auf heftige Angriffe geschwiegen haben, wenn Antwort zu geben den Wissenschaften nicht nüzlich sein konte. Auch izt ist noch Raum in der Welt für sie und für Herrn Voß.

Die streitige Materie selbst ist von der Art, daß zwei Gelehrten, ihrer Einsicht und Liebe zur Wahrheit unbeschadet, füglich darin dissentiren können. Sie scheint auch, troz des entscheidenden Tones, mit dem Hr. Voß darüber spricht, und mit einem αυτος εφα sie mit einemmale abmachen wil, wol noch nicht so völlig entschieden zu sein, und wegen ihrer Wichtigkeit für Versifikation und Numerus ist sie gewiß näherer Untersuchung würdig. Ich frage aber jeden unbefangenen Leser, ob die Rezensenten, die Hr. Voß angreift, jezt mit ihm diese Materie weiter untersuchen können? Ich frage jeden unbefangnen Leser, ob die bissige Zanksucht, mit der Hr. Voß schreibt, sich mit dem gesezten Untersuchungsgeiste, durch welchen Wahrheit gesucht und gefunden werden wil, vertragen könne? Und blos deshalb Streit zu verewigen, damit es nicht scheine, man wisse nichts zu erwiedern, ist wahren Gelehrten unanständig.

Freiheit zu denken ist das Vorrecht jedes Gelehrten. Jeder Gelehrte darf über die Meinungen jedes Gelehrten seine Meinung sagen. Auch dem größten darf er widersprechen. Jeder darf es, er sei groß oder klein, einsichtsvoll oder nicht, urtheile richtig oder nicht. Jeder darf widersprechen; aber wenn es geschehen ist, so urtheilt das verständige Publikum, ob die Meinung mit Einsicht behauptet worden oder nicht, ob sie wichtig sei oder nicht. So ist es gewesen, so lange Wissenschaften gewesen, so lange Bücher geschrieben worden sind. Diese algemeine Freiheit zu denken nach allen Kräften befördern, heißt den Wissenschaften einen wichtigen Dienst leisten. Aber in solchem Ton, wie Hr. Voß über seinen Widersacher herfahren, und seine und seiner Freunde Meinungen als ausgemachte Wahrheiten mit dem heftigsten Zorn aufzu-

dringen, heißt die Freiheit zu denken verdrängen wollen.

Daß durch die A. D. B. die Freiheit zu denken befördert worden? Daß dieses Werk im Ganzen der deutschen Gelehrsamkeit sehr nüzlich gewesen? Ich darf ohne die geringste Ruhmredigkeit sagen, das dies kein billigdenkender Mann wird leugnen können und wollen. Dieses Werk aber herabzuwürdigen ist Hr. Voß nun eifrig beflissen. Er wiederholt einige locos communes für und wider die Nüzlichkeit der Journale; macht besonders ein grosses Aufheben, daß die Rezensenten ihren Namen nicht nennen; wil, daß durchaus alle Rezensenten in der Welt ihre Namen nennen sollen und müssen; führt Gründe an, über die man die Achseln zukken muß. *) Ich dächte, diese Frage wäre durch sich selbst längst ausgemacht. Wer wil irgend einem Gelehrten wehren, sein Urtheil über ei-

*) Er behauptet z. B. S. 199. „Unter dem Volke, das man gleichwol durch solche urtheilende Berichte aufklären wil, gilt, wie die Erfahrung lehrt, auch die bescheidenste Kritik ohne Namen, nicht für das, was sie sein sol, für die Meinung eines andern Gelehrten, der auch irren kan, oder für den Zweifel eines Lehrbegierigen; sondern für einen Richterspruch, d. h. für ein Urtheil eines oder mehreren Gelehrten, die die Sache besser verstehen, als der Schriftsteller.„ Ob wol Hr. Voß seiner bescheidenen Kritik über zwei Rezensionen in der A. D. B. deshalb seinen Namen beigesezt hat, daß das Volk sie für die Meinung eines Gelehrten, der irren kan, für die Zweifel eines Lehrbegierigen, nicht für einen Richterspruch halten sol. Denn wenn das eine nothwendig wäre, müßte es auch das andere sein. — S. 206. bei Gelegenheit, daß ein Rezensent wider Klopstock behauptete, Pfeile müsse anders ausgesprochen werden als Feile, ereifert sich Hr. Voß, daß ein namenloser Ausrufer sich untersteht, Klopstocken zu widersprechen! Nun Gott behüte! Muß man auch seinen Namen nennen, wenn man hören kan, daß Ph. anders klingt als F.? Kinderei und kein Ende!

ne Schrift frei heraus zu sagen? Wer kan und wil ihm vorschreiben, ob er seinen Namen dabei nennen wil oder nicht? Sind nicht von jeher die besten Beurtheilungen von Büchern geschrieben worden ohne die Namen der Beurtheiler anzuzeigen? Haben die Verfasser der Acta eruditorum, des Journal de Sçavans, und des Monthly Review ihre Namen genennet? Waren das auch namenlose Taugenichts, welchen die lautgenanten Vosse ihrer Zeit wehren mußten, „armselige Stümper zu erheben, und die vortreflichsten Schriften, theils durch Stilschweigen und gelegentliche Spötteleyen, theils durch kaltes, schlaugesteltes Lob zu verdammen? „Gibts nicht unter den Gelehrten, die bei ihren Urtheilen ihre Namen nennen, sehr viele, die ihn uns nennen, um durch ihren Namen ihrem Urtheil ein Gewicht, oder durch oft gefälltes Urtheil ihrem Namen eine Celebrität zu geben? Und endlich, was thut der Name zur Sache, wo es auf Gründe, und nicht auf Namen ankomt? Nur Leute wie Hr. Voß können mit kindischem Eigendünkel sagen: **Wollen wir's dulden? Wollen wir's ferner zulassen?** Vernünftige Leute lassen einem jeden in solchen Sachen die Freiheit, die ihm der Natur der Sache nach zukomt, befehlen nicht, wo sie nichts zu befehlen haben. Es ist kein Gesez in der gelehrten Republik vorhanden, welches verbiete, eine Rezension ohne beigesezten Namen zu schreiben, und erlaube, eine Ode an einen Dukatensch** ohne Namen in der Welt herumgehn zu lassen.

Mich selbst behandelt Hr. Voß bei Gelegenheit der A. D. B. auf die ungerechteste Weise. Ich wil mich auf das ganze unparteiische Publikum berufen, welches mein Bestreben bei diesem höchstmühsamen und algemein für nüzlich erkanten Werke gesehen, und, ich muß es dankbar erkennen, gebilligt hat, ob ich verdiene so behandelt zu werden. Hr. Voß thut, als ob ich dabei zu schlechten Zwekken wirke, und eigennüzige Absichten dabei habe. Meiner redlichen Absicht, der beständigen Anwendung

red-

redlicher Mittel mir bewußt, muß es mich schmerzen, mir so völlig ungerechte Beschuldigungen, und ohne den geringsten Grund machen zu lassen. Ich wil das Publikum, ich wil jeden unparteiischen Gelehrten, ich wil Hrn. Voß selbst — in einer Stunde wo Eigendünkel und Leidenschaft sein moralisches Gefühl nicht unterdrükken — fragen, ob mein ganzes Betragen bei der A. D. B. eine solche Behandlung verdiene? Was sol z. B. seine kindische aber niederträchtige Anspielung auf Leute, die mit Rezensionen handeln? Hr. Voß besinne sich! Was würde er sagen, wenn bei Gelegenheit seiner Uebersezung der Odyssee (wobei er dem Publikum auf eine Art begegnete, wie ich, und die wie ich denken, demselben nie begegnen werden) jemand, von Leuten, die mit Uebersezungen handeln, so etwas herspötteln wolte? Ist der geringste Anschein da, daß ich die A. D. Bibl. nur deswegen herausgegeben, um damit zu handeln? Hätte ich keinen höhern Zwek damit gehabt, hätte ich nicht geglaubt, Aufklärung, Freiheit zu denken, Toleranz ausbreiten zu helfen; hätte ich blos Gewinst haben wollen: so wäre ich ja wol ein Thor gewesen, die besten Jahre meines Lebens auf eine höchstbeschwerliche, ununterbrochene, in vieler Absicht sehr undankbare Arbeit zu wenden, immer zu trachten, dies Werk volkomner zu machen, mit dem beständigen Bewußtsein, daß es nicht volkommen sein könne, ja daß es nicht in meiner Macht stehe, sichtlichen Unvolkommenheiten abzuhelfen, dennoch mit beständiger Gleichmuth unverdiente Vorwürfe zu ertragen, auszudauern viele Jahre lang, bei allen sich häufenden Schwierigkeiten, zu leiden, daß ich dieser, meine ganze Zeit fodernde Beschäftigung wegen, alle eigene Plane, zu deren Ausführung ich mich tüchtig fühle, unausgeführt lassen muß. Wahrhaftig, der Weg zum blossen Gewinst, und zwar zum unbescholtenen Gewinst, würde gemächlicher gewesen sein.

Aber Hr. Voß meint es vielleicht so böse nicht. Er wil nur, ich sol dem steuren, was er für Unfug hält, ich sol

sol nicht zulassen, daß etwas in der A. D. B. erscheine, das Hrn. Voß und seinen Freunden nachher, so sehr misfallen könte. Er stellt es sich sehr leicht vor, daß ich ihm diesen Gefallen thun kan, denn er meint (S. 339.) ich hätte bei der Bibliothek zu befehlen, er meint (S. 340.) ich hätte Herrschaft, er nennt mich einen Aufseher, einen harten Aufseher (S. 342.) — Steuren, zulassen, befehlen, herschen, aufsehen! was für Begriffe! Sie mögen Hrn. Voß, der, wie man siehet, zu den Leuten gehöret, die nicht viel Einwendens leiden mögen, sehr geläufig sein. Mir sind sie bei der A. D. B. noch nicht in den Sinn gekommen. Hr. Voß würde ein feiner Herausgeber eines Werkes sein, an dem vier und neunzig Gelehrten arbeiteten! Er würde, das zeigt seine ganze Aufführung, kraft seines Herausgeberamts, sich klüger dünken, als die vier und neunzig, steuren, zulassen, befehlen, herschen, aufsehen, bis keiner von den vier und neunzig mit ihm würde etwas wollen zu thun haben. Wer ihm widersprechen würde, dem würde er zurufen: „Ich habe dir es unwiderleglich bewiesen, daß ichs besser verstehe, als du; du wilst die Hize des Feuers und die Näsße des Wassers läugnen.„ — So nicht ich.

Ich habe es mehrmals öffentlich gesagt, und (mein ganzes Betragen zeigt es) mit Wahrheit, daß mein ganzes Verdienst bei der A. D. B. ist, Männer zu wählen, die ich aus Gründen für einsichtsvol und unparteiisch halte. Daß ich in der Wahl vorsichtig, und mehrentheils glüklich gewesen, bezeugt der unterscheidende Vorzug des Werks; daß ich, wenn ich an einem Rezensenten geirret habe, bemühet gewesen bin, ihn von der Bibl. wieder zu entfernen, davon sind öffentliche Beweise bekant. Was wil man mehr von mir? Jede einzelne Rezension mit meinem Zulassen und Steuern so zu modeln, wie sie nur mir oder Hrn. Voß gefiele, wäre ungereimt. Ausserdem habe ich es mehr als einmal gesagt, auch kan es nicht anders sein, daß ich den größten Theil der Rezensionen erst gedrukt lese. Wer die Weitläuftigkeit des Unternehmens bedenkt, wird die-

dieses leicht begreifen. Ich lasse jeden Rezensenten seine Rezension verantworten, und mehrentheils werden sie es ganz gut können, bedürfen daher meiner Vertheidigung nicht, die ich auch nicht auf mich zu nehmen schuldig bin.

Daß übrigens Herr Voß von mir (S. 340.) sagt: „Wenn er mir unwiderleglich bewiesen habe, daß ich unzufrieden sein solte, so habe ich doch mit freiem unerröthendem Gesichte meine Zufriedenheit bezeugt, die Hize des Feuers und die Nässe des Wassers geläugnet„ hat so viel nicht zu bedeuten. Es zeigt nur, daß Herr Voß, wenn er sich eine Sache einbildet, glaubt, ein anderer müsse auch davon schlechterdings überzeugt sein, und meint, daß das, was er behauptet, unwiderleglich sei. Man sieht hieraus, so wie aus mehrern seiner öffentlichen Schritte, er hat noch keinen Sinn für den grossen Eigendünkel, der sich so oft an ihm zeigt. Die erste Empfindung davon wird bei ihm der erste Schritt sein, sich dessen zu entschlagen. Es wird länger nicht als zehen Jahre dauren, daß er zehen Jahre älter sein wird.

Die niederträchtige Art, wie Hr. Voß den Gelehrten begegnet, deren Rezensionen er angreift, verdient noch öffentlich gerügt zu werden. Er nennt sie (S. 201.) Gesellen, (S. 202.) namenlose Taugenichts, (S. 203.) vermummete Buchhändlermiethlinge, (S. 338.) gedungene namenlose Schmierer, unterthänige Diener ihres Herrn, des Buchhändlers, (S. 340.) meine Leibeigene, (S. 342.) Leute, die einen hastigen Frohndienst thun, u. dgl. mehr. Solte sich ein Gelehrter nicht schämen, einem andern so zu begegnen? Und welches Betragen auf Seiten dieser Rezensenten, welches Betragen auf meiner Seite kan Hrn. Voß den geringsten Schein des Rechts geben, sie in die Verhältnisse gegen mich zu sezen, in die er sie durch seine Schimpfworte gern sezen möchte? Er nennt ferner seine Schrift Verhör über Ausrufer. Verhör? Hat er keinen Sinn dafür, wie sehr er die Gelehrsamkeit in den Augen derer herabwürdigt, die nicht Gelehrte von

Pro=

Profession sind, wenn er die Abwägung der Gründe der Meinung eines Gelehrten gegen die eines andern ein Verhör nennt, den einen als einen Inquisiten betrachtet, und sich, den andern, für einen Richter ausgibt? Hat er keinen Sinn dafür, daß er sich bei vernünftigen Leuten lächerlich macht, wenn er mit kindischem Dünkel sich eine Richtermiene anmaßt, die keinem Gelehrten gegen einem andern Gelehrten zukomt. Ausrufer? Wer ist der Ausrufer? Der Rezensent beurtheilt eine Schrift, Hr. Voß beurtheilt des Rezensenten Urtheil. Beide thun ebendasselbe, nämlich beurtheilen die Meinung eines andern. Nur Hr. Voß treibt dabei ein mächtiges Ausrufen, als ob der Wein sonst nicht verkauft werden könte.

Und die so unbedeutende als unanständige Floskeln, die er braucht! z. B. (S. 205.) „Sie Hr. Lk. sezen sie sich unterdeß bei dem Ofen, und essen einen Bratapfel.„ (S. 209.) „Der böse Geist komt über sie, und sie schiessen ihren kritischen Speer in die Wand.„ (S. 335.) „Kommen sie nur her, guter Freund. Sie mein' ich, Hr. Lk. Hurtig! Nicht so blöde! Das kleidet keinen Kunstrichter. Die Knie gerade! und den Kopf in die Höh! Sehn kan man ja ihr Antliz ohnehin nicht; dafür sorgt die Larve mit der entsezlichen Nase, und der lange Judenbart. Und wenn man's auch sähe, wer kennts? Gehn sie noch nicht weg, Hr. Lk.! trinken sie erst ein Glas Wein.„ (S. 337.) „Indeß sie da eine Bewegung machen, wie eine Gans, die zu viel Haber auf Einmal niedergeschlukkt hat,„ und andere dergleichen Armseligkeiten mehr, was sollen sie? Beweisen? Lachen machen? Wer glaubt, daß sie eins von beiden thun können? Und wer empfindet nicht, wie wenig ein Aufsaz, in dem ein solcher Ton herscht, ins deutsche Museum gehören kan, das Lektür für Weltleute sein sol. Ists nicht ein neuer Beweis, daß ich (A. D. B. XL. 2. S. 629.) Hrn. Voß mit Recht ersucht habe, „auf sich zu wachen, denn sonst möchte er sich noch weiter zu einem Schauspiele darstellen, dabei der Verständige die Achseln zukkt, und der-

derjenige, dem die Achtung der Gelehrsamkeit am Herzen liegt, innerlich beseufzt, daß Leute, denen es weder an Gelehrsamkeit noch an Talenten fehlt, durch eine kindische Leidenschaft beides so oft dem Hohngelächter der Ungelehrten Preis geben.

Es scheint nicht, daß dies der lezte Angrif des Hrn. Voß wider die A. D. Bibl. sein werde, denn er gefällt sich so sehr sichtlich dabei, und im Grunde ist es auch so leichte Arbeit. Aber nach der Art, wie er nun zweimal verfahren ist, scheint es mir, als ob diese meine jezige Antwort auch noch auf mehrere seiner Angriffe hinlänglich sein werde, da sie wol alle aus Einer Quelle fliessen möchten. Ich konte nicht umhin, wenigstens Einmal zu sagen, was Wahrheit ist, und zwar blos deswegen, weil es Wahrheit ist, nicht um Hrn. Voß, der mich verächtlich zu machen sucht. Ich habe bei mehrern Gelegenheiten gezeigt, daß dieses nicht meine Art zu verfahren ist. Und wenn sie es bei jeziger Gelegenheit hätte sein sollen, so hat Hr. Voß selbst dieses Geschäft leider schon mit alzu vielem Erfolg übernommen, als daß ich mich deshalb im geringsten hätte bemühen dürfen.

Fr. Nicolai.

11.

Schreiben des Hrn. Geheimenraths Jacobi in Düsseldorf.

den 2. Jul. 1781.

Gestern Abend erhielt ich ihre übersandten Abdrücke meiner Abhandlung über Recht und Gewalt aus dem 6. Stück des deutschen Museums und damit die erste Nachricht von dem Druck derselben. Seit Herr Boie von Hannover weg ist, das ist seit ohngefähr 4 Monaten, habe ich kein Museum

seum gesehen. Da ich nun ausdrücklich geschrieben hatte, daß ich die 2te Abtheilung meiner Handschrift nicht eher schicken würde, bis ich wüßte, daß die erste unter der Presse sey, und ich hierauf keine Nachricht erhalten habe, so kan es mir nicht beygemessen werden, daß die Fortsezung ausgeblieben ist. Ich bin nunmehr gesonnen, diese Fortsezung zurück zu halten und das Ganze mit einigen Zugaben besonders erscheinen zu lassen.

Bei dem Abdruck meiner Abhandlung ist ein hartes Versehen begangen worden. Durch Nachlässigkeit des Korrektors ist ein ganzer Paragraph ausgelassen worden. Seite 532 nach den Worten: „die Macht aber,

„Die Macht allein, gibt Göttern selbst kein Recht.„ folgt in der Handschrift:

„Augenscheinlich schließt demnach ein jedes Recht eine wesentlich mit ihm verknüpfte Verbindlichkeit in sich, welche das Recht erwirbt und seine Möglichkeit ausmacht; und eben so eine jede Verbindlichkeit, ein wesentlich mit ihr verknüpftes Recht. Beyde unzertrennlich müssen mit einander stehen oder fallen.„

Hiernächst ein Strich, —— zum Zeichen, daß eine Abtheilung aufhört und eine neue anfängt.

Beynah eben so unangenehm war es mir zu sehen, daß meine Abhandlung nicht nach meiner und der gewöhnlichen, sondern nach der im Museum üblichen Orthographie abgedruckt worden.

Folgende Druckfehler sind mir in die Augen gefallen:

S. 531 Z. 1 steht einem an statt einen. S. 538 Z. 19 seyn, an statt wären. S. 545 Z. 14 erkennt, an statt erkannt. S. 548 Z. 7 von unten, *ordeur* an statt *ardeur*.

Ich ersuche, diesen Brief im Museo abdrucken zu lassen. Ich bin u. s. w.

Gedruckt in der Ifeschen Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Achtes Stük. August. 1781.

I.

Briefe des Freih. F. v. W. auf einer Reise nach Indien.

Fortsezung des dritten Briefes.

Die Frauenzimmer zu Batavia baden sich öffentlich in den Strömen, die hier vorbeifliessen, so daß jeder Vorübergehender zusehen kan. Es ist hier so wenig wider den Wohlstand, als wider die Schamhaftigkeit, wenn sie mit Mannspersonen von ihrer Bekantschaft und Umgange zugleich baden. Die Mode, Ciri oder Betel zu kauen, hat etwas sehr widriges für das Auge, wenn man sie zum erstenmale bemerkt; allein nach und nach gewöhnt man sich an diesen Anblik. Nach dieser Mode läßt sich jede Dame ein mit Gold oder Silber beschlagenes Kästchen in alle Geselschaften nachtragen; es ist alles darin zusammengepakt, was zu dieser orientalischen Lekkerei gehört. Der Betel ist das Blatt von einer Pflanze, die wie der Epheu wächst; es hat einen zusammenziehenden Geschmak. Bei dem Gebrauche wird ein Stükchen von einer Areknuß in ein solches Blatt gewikkelt, ein klein wenig Kalk hinzugethan, und so gekaut. Der Speichel färbt sich roth davon. Ich hab es selbst versucht, die Ciri zu kauen, und fand sie etwas bitter, anziehend, und in der Wirkung der ähnlich, die der Tabak angehenden Rauchern verursacht: denn auch jene nimt den Kopf etwas ein. Die Areknuß kömt von einem Palmbaume, der einen sehr hohen Stamm treibt, und ein angenehmes Ansehen hat. Verschiedene behaupten,

ten, daß die Ciri einen guten Athem mache, oder doch den übel riechenden Athem verberge. Für mich ist der Geruch von dem Ciri selbst ein Gestank; doch hab ich auch einige Damen hier gesehen, die diese Mode nicht mitmachen, und dem ohnerachtet einen guten Athem haben. Die europäischen Männer kauen den Ciri nicht, bei den Einländern aber gehört es sowol für Männer als Weiber zur feinen Lebensart. Viel schlimmer als dieses Betelkauen ist die Absonderung von der Geselschaft, welche das schöne Geschlecht gewöhnlich beobachtet, und ohne die man die hiesigen Geselschaften um ein grosses frölicher sehen würde. Die Frauenzimmer sizen bei geselschaftlichen Zusammenkünften allezeit allein, und oft in einem besonderen Zimmer. Hier kauen sie ihren Ciri, und bewirten sich mit Thee, Früchten und andern Näschereien, indeß die Männer ebenfals einen besondern Zirkel ausmachen, und sich bei einer Pfeife Tabak und Glase Wein mit Spielen und Sprechen unterhalten. Nur beim Tanze, wovon die hiesigen Frauenzimmer grosse Liebhaberinnen sind, sieht man die geselschaftlichen Freuden algemein werden, und nur an einigen Ceremonientagen sizt man in bunter Reihe an Tafel.

So bald man in ein Haus kömt, um Besuch abzustatten, legt man, nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, Degen und Rok ab, und dieses selbst bei dem Generalgouverneur. Die, welche Peruken tragen, entlasten sich auch von dieser Bürde, an deren Stelle sie ihren kahl geschornen Kopf mit einer leichten Müze bedekken, und in diesem Aufpuze figurirt man beim Tanze, beim Spiele und an Tafel. Der gewöhnliche Tag wird hier auf folgende Art hingebracht. Des Morgens zwischen 7 und 8 Uhr macht man seine Partei für den Mittag und für den Abend. Die, welche Geselschaften geben, schikken umher, um sich anmelden zu lassen, und wer nicht gebeten ist, der läßt so lange bei seinen Bekanten umher fragen, bis er Einen trift, der ihn annehmen kan. Dies ist die einzige Bemühung, die des Vormittages für das Vergnügen unternommen

men wird: denn übrigens bleibt dieser gänzlich den Geschäften gewidmet. Gegen zwölf Uhr begiebt man sich in das Haus, wo man den Mittag speisen wil. Unter einem Gespräch bei Wein und Tabak erwartet man das Auftragen des Essens. Ist die Tafel bereitet, so wird durch Sklavinnen Wasser, die Hände zu waschen, herumgegeben, und so bald sich jeder gewaschen hat, sezt man sich zu Tische. Die Suppe und eine Schüssel mit Fisch werden einzeln aufgesezt. Hierauf folgt eine Tracht von Speisen in Schüsseln und auf Tellern, deren Anzal die Grösse des Tischtuches bestimt. Ein Nachtisch von Früchten, eingemachten Sachen, Käse, Milch, Butter und dergleichen macht den Beschluß. Es wird reichlich bei Tische getrunken, doch ist dies selten mit Zwang verknüpft; der Wirt bringt bei jedem Glase Wein eine Gesundheit aus. Ich sahe Menschen, die so daran gewöhnt waren, daß sie nicht tranken, so bald sie diese Gesundheit verhört hatten. Man gibt Reiß und auch Brod bei dem Essen; verschiedene in Essig eingelegte Früchte, und mehrere Arten einer indischen Lekkerei, die man Sambul nennt. Es ist gebräuchlich, vor und nach dem Essen zu beten. Ist die Mahlzeit geendigt, so wird wieder Wasser zum Händewaschen herumgegeben, das Tischtuch abgenommen, Tabak geraucht, und Wein getrunken. Wenn die Pfeife aus ist, trinkt man noch ein Glas auf eine gute Mittagsruhe, drükt sich die Hände, und jeder eilt nach Hause zu seiner Schlafkammer. Die Damen entfernen sich gemeiniglich gleich nach geendigter Mahlzeit. Abends um 6 Uhr kömt man in die Geselschaft, die man sich für den Abend ausgesucht hat; hier wird gewöhnlich gespielt, oder man sezt sich an einen Tisch, der mit Wein und Tabak versehen ist, um sich mit Sprechen die Zeit zu verkürzen. Dies dauert bis um neun Uhr; dann geht man wieder nach Hause, wenn der Wirt nicht Lust hat ein Abendessen zu geben, oder der Gast es anzunehmen. Bleibt man, so findet man ohngefehr dieselbe Einrichtung als beim Mittagessen.

essen. Nach Tische sezen sich Herren und Damen bei gutem Wetter vor das Haus; die Damen, um Siri zu kauen, und die Männer, um Tabak zu rauchen, zu sprechen und Wein zu trinken. Das sind nun freilich keine Tage in Agathons Geschmak; allein man kan sie nicht besser haben. Eine Ursach, die allein schon hinlänglich ist, um vorlieb damit zu nehmen.

Ich habe mir hier die Freundschaft eines Mannes erworben, der unter Eberts und Zachariä Aufsicht zu Braunschweig, und unter Kästner zu Göttingen, den Wissenschaften seine Jünglingsjahre gewidmet hat, und darauf wieder nach Indien, seinem Vaterlande, zurükgekehrt ist. Ich finde eine ungemeine Erquikkung für meine oft durstige Seele in seinem Umgange, und alle schöne Geister meines Vaterlandes treff ich in seiner Büchersamlung an. Es ist nur Schade, daß ihm sein ansehnliches und Geschäftvolles Amt so wenig Zeit zu seinem und seiner Freunde Vergnügen übrig läßt. An dem Prediger Mohr, der ebenfals ein Freund der Wissenschaften war, hofte ich mir eine ähnliche Unterstüzung zu erwerben, allein er starb vor wenigen Tagen. Er war schon krank als ich hieher kam. Ich besuchte ihn verschiedene mal in seiner Krankheit, und er wartete nur auf seine Herstellung, um mich mit seinen Büchern, seinen Instrumenten und seiner Sternwarte bekant zu machen. Er war ein Deutscher, der eine Sternwarte für 80000 hiesige Reichsthaler, oder hundert und zwei und neunzig tausend holl. Gulden, hier aufbaute. Schwaben war sein Vaterland.

Von den Sitten der inländischen Völker kan ich nur noch wenige Nachricht geben, und eben so wenig kan ich von den Chinesen sagen, die hier wohnen. Man muß durchaus die Sprachen der Völker vorher verstehen, bevor man gründliche Untersuchungen über sie anstellen kan. Die wahren Einwohner dieses Landes, die Javanen, sieht man hier in Batavia nicht viel, der größte Theil des gemeinen Volkes be-

besteht aus Chinesen, aus frei gegebenen Sklaven und ihren Abkömlingen, und aus Nachkommen von den Portugiesen, deren Vorgänger die Rolle hier spielten, welche die Holländer izt vorstellen. Die Chinesen beten ihren Gost an, dem zu Ehren ich sie einige Opferungen habe anstellen sehen, mit Gebräuchen verbunden, die nichts weniger als geschikt waren, Gedanken, der Würde einer Gottheit angemessen, zu erzeugen. Der Göze, vor dem der Weirauch brante, war ein anderthalb Fuß hohes Bild, das sie mit Papier und bunten Lappen, im Geschmak der Marienbilder in armen Kapellen, ausstaffirt hatten. Das Gesicht des Gözen war feuerroth, und schien, mit hoch aufgezogenen Augenbraunen, Grimm und Zorn zu verkündigen. Vermuthlich um den Ausdruk der Wuth zu vergrössern, hing ihm die Zunge bis auf das Kinn aus dem Halse. Diese schöne Figur stand auf einem Tische, auf dem ihr ein Priester unter vielen Verbeugungen und Anbetungen vielerlei Speisen vorsezte, und ihr dünne, angezündete Stäbchen opferte, die von Holz zu sein schienen; er zündete davon allemal drei und drei zugleich an. Dieser Tisch stand rechter Hand am Eingange der Hütte, die den Tempel vorstelte und mitten auf die Strasse gebaut war; sie hatte nur drei Wände, denn die vordere diente zum Eingange. Diesem gegenüber stand ein anderer Tisch, piramidalisch mit Speisen aufgestapelt, und zur linken Seite des Eingangs ein dritter, an welchem Thee geschenkt wurde, und bei dem ein Chineser stand, der aus einer langen chinesischen Pfeife mit einer Miene Tobak rauchte, die mich vermuthen ließ, er thue es im Namen der Gottheit. An der Wand, dem Eingange gegenüber, hing eine sehr schlechte Schilderei dreier Figuren, davon die mittelste etwas grösser gezeichnet war, als die beiden andern, welche ihr zur Seite sassen. Bei den Ceremonien die der Priester vornahm, läutete ein Chineser hinter ihm mit einer Schelle, so wie man es bei den Katholiken sieht. Einige andre machten Musik auf Tamburins und auf

Instrumenten, die diesen Namen nicht verdienen. Man zündete darauf ausserhalb des Tempels ein Feuer an, und dem Gözen zu Ehren wurden darin eine grosse Menge verguldeter, beschriebener und bemalter Papiere verbrant. Das geht noch an, dacht' ich, wenn sich diese zornige Gottheit mit buntem Papier befriedigen läßt! Die Thorheit hat wol ehe dem Gott der Liebe Menschenblut geopfert.

Ich habe nur ein einziges chinesisches Schauspiel gesehen. Es war so schlecht, was den Theil betrift, den ich zu beurteilen im Stande bin, daß ich unmöglich glauben kan, der Rest davon sei von irgend einiger Bedeutung. Die Helden unterschieden sich von den übrigen Personen des Schauspiels durch 6 kleine Fahnen, wie unsre Standarten der Reuterei, und diese hatten sie auf dem Rükken stekken. Ihre Gesichter waren, gleich den Masken, schwarz und weiß gemalt. Den Kopf zierte eine Art von Helm mit Federn geschmükt. Die Kleidung bestand aus verschiedenen reichen Lappen, alt und wunderlich ausgeschnitten. Die Heldinnen waren dagegen sehr einfach gekleidet. Die Helden kamen mit einer Lanze und kleinen Peitsche versehen auf den Schauplaz. Mit der Peitsche gaben sie sich zuweilen einen Schlag auf die Falten ihrer langen Kleidung; ich schloß daraus, daß sie vorstellen wolten, sie wären Pferde. Begegneten sich zwei Parteien solcher Reuter, so wurde die Peitsche hingeworfen und zur Lanze gegriffen, die sie sich einander um die Ohren schlugen, indem sie einander stets mit einer Wendung vorbeigingen, die dem dos à dos in englischen Tänzen ähnlich war. Das Orchester ließ sich dabei wakker mit grossen Bekken hören, denen ähnlich, die man in Europa bei der Janitscharenmusik gebraucht, jene gaben aber einen viel stärkern Klang, und überschrien alle andre Instrumente, so daß es einen teuflischen Lärm gab, bis eine oder die andre Partei wieder vom Plaze getrieben war. Die triumphirende Partei heulte dann noch

etwas

etwas unter Begleitung gelinderer, aber darum nicht lieblicher klingenden Instrumente; es war weder Arie noch Rezitativ. Darauf räumte sie den Schauplaz für neue Auftritte. Das Theater war eine Bude, im wahren Geschmack der Gerüste, worauf Hanswurst den Balsam seines Doktors ausbietet. Das Orchester saß hinten auf dem Theater, und vernagte den kleinen Kampfplaz der Helden noch mehr. Das Hauptinstrument stelte eine Art von Geige vor, auf der einige Töne fest gestimt waren; es ward mit einem Bogen gestrichen. Da weder Hals noch Grifbret an dieser Maschiene war, so kont' es zu nichts dienen, als die Töne, die es hatte, auszuhalten. Einige Tamburins, einige Schellen und eine grosse Zitter von wenigem Klange, begleiteten diese Leier. Die Zuschauer bezeigten grosse Aufmerksamkeit als gesungen wurde. Vielleicht waren die Worte interessant. Allein man kan überhaupt von diesem Schauspiele keinen Schluß auf das zu Peking machen. Die Chinesen, welche hier wohnen, sind aus der allergeringsten Klasse dieses Volks, auch vermutlich ohne die mindeste Kultur. Und was würd' es für einen Schluß auf das Theater zu Weimar geben, wenn sich unsre Matrosen einmal einfallen liessen, die Alzeste in Makao aufzuführen?

Die Sklaven sind hier Heiden, oder Muhamedaner, selten aber Christen, weil man hier ein Gesez hat, das den Handel mit Christensklaven verbietet. Ich bin bei einem heidnischen Opferfeste zugegen gewesen. Es wurde an zwei Gözen geopfert, die auf verschiedenen Tragsesseln sassen, und von denen der Eine ein gutes, der Andre ein böses Wesen vorstellen solte. Die erstere Figur stelte ein Weib vor, das einige Kinder neben sich hatte; die andere war dem bei dem chinesischen Opfer vorhin beschriebenen Gözen ähnlich. Ein Bok war das Opferthier. Als dieser geschlachtet war, trug man die Gözen in Prozession nach einer Laube von Cocos- und Pisangblättern, in deren Mitte zwei junge Pisangbäume

gepflanzt waren. Musik mit Tamburins und Fakkeln begleitete die Prozession, denn das Fest nahm erst mit der Nacht seinen Anfang. Die Gözen wurden der Laube gegenüber still gehalten, um Angesichts ihrer eine zweite Opferung vorzunehmen. Ein Priester sezte sich in die Laube auf die Erde und verrichtete die Opferung, die aus Reis und einigen Früchten bestand. Er ließ sich hierauf von den Waffen, womit der böse Göze ausgerüstet war, einen kleinen Bogen und drei Pfeile geben, die er in die jungen Pisangbäume abschoß, und jedesmal in einer ehrerbietigen Stellung wieder herauszog und an seine Stirn drükte. Hierauf nahm er ein grosses Opfermesser und hieb beide Bäume einige Schuh hoch über der Erde um. Ferner zündet er etwas Weirauch an, der den dabei stehenden zugereicht wurde, und diese nahmen ihn ehrerbietig an. Ein anderer jüngerer Priester tanzte einen heroischen Tanz, erst mit einem Schwerdte, dann mit einer Art von Lanze, sehr fertig und nicht ganz ohne Anmut. Das ganze Fest nahm sich ziemlich gut aus, allein es kam mir vor, als wäre alles mehr willkürliche Veranstaltung der Priester, als eine an ihre Religion gebundene Ceremonie.

Die Verschiedenheit der Religion unter den Sklaven, und der Einfluß, den einige Betrüger, die sich für Priester ansehen lassen, auf ihren Willen haben, gibt zu vielen unangenehmen Vorfällen für ihre Herren Anlaß. Die Aufwartung von Sklaven wird hier überhaupt für das größte Unglük gehalten. In mittelmässig grossen Häusern sieht man funfzig und sechzig dieser Menschenähnlichen Gestalten; ein fressendes Kapital, oft von mehr als 18000 Rthlr. oder 43657 holl. Gulden, das mit den Zinsen und dem Unterhalt der Sklaven jährlich über viertausend siebenhundert Gulden wegnimt. Damit man sich nicht verwundre, daß ich dies für 60 Dienstboten als eine beträchtliche Ausgabe anseze, so muß ich anmerken, daß fünf bis sechs Menschen im Vaterlande mehr

Arbeit

Arbeit verrichten, als diese sechszig. Und der Verlust am Kapitale bei Sterbefällen ist noch nicht einmal berechnet, und eben so wenig der Verdruß in Betracht gezogen, der unvermeidlich ist, wenn man sich täglich von sechszig mehrentheils stupiden Menschen umringt sieht, davon der, auf welchen man sich heute am mehrsten verlassen hat, morgen ein Dieb, ein Ausreisser, oder wol gar ein Mörder ist. Man muß sich hier über die Untreue und den Leichtsinn der Sklaven um so mehr verwundern, da es gewiß ist, daß sie hier besser als an dem Kap und an andern Orten gehalten werden. Doch, was kan man selbst bei der besten Behandlung von Menschen erwarten, die ihrem thierischen Triebe sich gänzlich überlassen, weil ihnen die Vorzüge der Menschheit theils versagt, theils unbekant sind. Sie kennen keine andre Lenkung des Willens, so bald sie nur ihren Herren aus den Augen sind, als den Zufall, der ihnen in dieser grossen Stadt Gelegenheit genug zu verderblichen Ausschweifungen anbietet. Man sagt, daß die Portugiesen, als sie in ihren indischen Besizungen der Macht der Holländer weichen mußten, ihre Ueberwinder mit dem Fluche verfluchten: daß ihnen Gott reichlich Sklaven geben mögte.

Alle europäische Waaren sind hier fast nicht zu bezahlen, zumal wenn man sie aus der zweiten oder dritten Hand kaufen muß. Die Produkte des hiesigen Landes sind hingegen ungemein wolfeil. Die Theurung betrift daher hauptsächlich nur solche Dinge, die zum Wohlleben, oder zu den Foderungen des Luxus gehören. Für 4 Deut kan sich ein gemeiner Mann satt essen, wenn er sich mit Reis und Fisch begnügen will; allein eine Bouteille Bier kostet zuweilen einen halben Dukaten, und ein Mietswagen jährlich 600 Rthlr. batavisch, oder 1440 Fl. holländisch. An keinem Orte in der Welt sieht man nach Verhältniß der Grösse mehr Equipagen, als hier; aber nirgend ist auch ein Wagen notwendiger, als in Batavia, weil die mehrsten

Menschen ausser der Stadt, und so entfernt wohnen, daß man einen ganzen Tag würde zu gehen haben, um zwei oder drei davon zu sprechen. Die Verschiedenheit in der Equipagen bestimt hier den Rang. Nur der Generalgouverneur und die Räthe von Indien mögen sich ganz zugemachter Wagen bedienen, und zwei Laufer vorausgehen lassen. Die übrigen halten halbbedekte Wagen, die durch mehr oder weniger Vergulbung den Stand ihres Besizers anzeigen, und dies geht herab bis zu einem Range, dem die Verguldung nicht mehr zukömt, und dieser theilt sich wieder in bemalte und unbemalte Kutschkasten ein. Den Gouverneur begleitet allezeit eine Wache von Dragonern, und zween Trompeter blasen voraus. Bei Nacht darf keiner, der nach den Räthen von Indien rangirt, mehr als Eine Laterne am Wagen führen.

Man kan sich leicht vorstellen, wie viele Geschäfte einem Generalgouverneur von allen holländischen Besizungen in Indien obliegen, und daß seine Zeit sehr genau muß angewendet werden, um sie abzuthun. Allein die Nachrichten in der algemeinen Geschichte der Handlung ꝛc. sind übertrieben, und die darin erwähnte Vorschrift über Eintheilung der Zeit ist entweder eine Lüge, oder die Vorschrift ist ungültig geworden; sie wäre aber auch die lächerlichste, die jemals existirt hätte. Von einem Manne, dem ein so wichtiger Posten anvertraut wird, muß man wol versichert sein, daß er seine Zeit nach der Foderung seiner Geschäfte eintheilen werde. Der jezige Generalgouverneur ist nie in Europa gewesen, und die Kentnisse, die er besizt, muß man also um so mehr bewundern. *)

Es ist eine lutherische Kirche hier, die durch des General Imhof's Veranstaltung gebaut worden. Eben dieser

*) Dieser würdige Mann, Petrus van der Parra, war zu Colombo auf der Insel Ceilon geboren. Starb im Jahr 1775. Sein Nachfolger, Jeremias van Riemsdyk, starb im Jahr 1777. Der gegenwärtige Generalgouverneur ist Reynier de Klerk, von Middelburg in Seeland.

ser General, von dem man noch mehrere gute Anstalten rühmet, richtete auch eine Schule für Seeleute hier auf, und eine andre für junge Leute, die sich dem geistlichen Stande widmen, und sich zubereiten wolten, von hier aus europäische Akademien zu besuchen. Diese Schule ist wieder eingegangen, und gegenwärtig hat man in keiner unsrer indischen Besizungen öffentliche Schulen. Die Kirchen sind hier fein gebaut, aber ohne Thürme; der morastige Grund trägt so schwere Lasten nicht.

Die Musik ist hier nichts weniger als im Flor. Es ist mir nur ein einziger Musiker bekant, der vielleicht bei einem guter deutschen Orchester Dienste finden würde. Fünf Liebhaber halten wechselsweise in ihren Häusern Konzert, dem auch ich beiwohne. Man hört dem ohnerachtet in allen Häusern Musik, die von Schwarzen, im Geschmak der sogenanten Prager Studenten, aufgeführt wird, oft aber auch im Tone der Hunde und Kazen. Man ist hier in Ansehung dieses Punkts noch nicht verzärtelt; jede Musik nimt man für eine Einladung zur Freude, und lacht, tanzt, singt und trinkt dabei.

Das Militär, im Ganzen gerechnet, steht hier wenig in Achtung. Doch sind die Offiziere nicht derjenigen Achtung beraubt, die sie sich durch persönliche Eigenschaften erwerben. Die Einkünfte der Offiziere sind nach dem Verhältnisse der hiesigen Bedürfnisse und ihres Preises sehr mittelmässig, und blos zum Unterhalte hinreichend. Wäre dieses nicht, so würden sie ihr Glük machen können, denn das Avancement ist besser bei ihnen, als im Civilstande; es sei, daß die Hize, der sie ausgesezt sind, oder andre Ursachen das Sterben unter ihnen mehr befördern.

Man trift hier alle Krankheiten an, die man in Europa findet, sogar die kalten Fieber hat man hier von allen Gattungen. Die rothe Ruhr und andre Krankheiten, die in Europa heftig anstekken, sind hier wol sehr gefährlich, aber nicht anstekkend. Die Kinderblattern scheinen nicht so gemein zu sein, als in den nördlich liegenden Ländern.

Man

Man wil aus Beobachtungen wissen, daß Batavia vor diesem so gesund war, als es noch jezt verschiedene andre Pläze auf der Insel Java sind, und daß die Ungesundheit, über die man hier ohne Aufhören klagt, blos von dem Morast herrühre, den die See seit einiger Zeit an den Strand zu sezen angefangen hat. Ich glaube freilich wol, daß dieses vielen Einfluß auf die Gesundheit haben kan; allein ich begreife auch, daß die Lebensart und die schlechte oder gute Behandlung der Kranken einen grossen Einfluß auf die Todtenregister haben muß. Die wenigen guten Aerzte, welche hier sind, können ihre Sorgfalt nicht über das ganze Volk verbreiten, und wo tödten die schlechten nicht? Ich habe den Tissot in einigen Häusern bekant gemacht, worin er jezt mit gutem Erfolg gebraucht wird, und auch meinen Sklaven hab ich schon einigemal durch seine Vorschrift geholfen. Mit Sklaven gibt sich kein Arzt von Rufe ab; es ist aber auch wirklich verdrüßlich, sich mit ihrer Wiederherstellung zu bemengen, weil sie die Vorschriften selten genau genug beobachten, und wider die Diät sündigen, so bald man nur den Rükken wendet. Ich betrachte daher die meinigen in diesem Stükke wie die unverständigen Kinder, die man so viel als möglich einschränken muß, damit sie sich nicht schaden.

Jezt behelf ich mich mit zwei Sklaven; der eine davon muß das Haus hüten, und der andre den Sonnenschirm über mir hertragen, wenn ich ausgehe; ich wünsche, daß mich der Fluch der Portugiesen nie treffen möge. Das Haus, das ich bewohne, hat nicht mehr als ein Zimmer im unterm Stokwerke, und eins im obern; dennoch kostet es monatlich 8 Rthlr. oder 19 Fl. 4 St. holländisch. Die Hausmiete ist hier sehr hoch gestiegen, weil jederman in den Häusern wohnen wil, von denen man glaubt, daß ihre Lage gesund sei. Das obere Ende der Tygersgragt, wo mein Haus steht, und alle vom Seestrande entfernte Gegenden, hält man für die gesundesten.

Ich habe schon auf Schmetterlinge Jagd gemacht, aber noch zur Zeit ohne grosse Belohnung. Auf den benachbarten Inseln sollen sie in grösserer Menge und Verschiedenheit sein, als hier. Die Moschiten oder Muskiten sind nicht fürchterlicher als unsre Schnaken; wo sie hinstechen, da gibt's eine kleine rothe Beule. Des Nachts hält man sie durch Vorhänge von Musselin von den Schlafstellen ab. Von allen andern schädlichen Insekten weis man im Bezirk der Stadt sehr wenig. Die Kaimanne oder Krokodille kommen sehr selten in die Stadt; sie liegen gewönlich am Ausgange des Flusses, wo sie nach den abtreibenden Aesern fischen. Der unausstehliche Gestank, den sie um sich her verbreiten, trägt mit dazu bei, sie zu vermeiden. Nicht selten werden ihnen auch Körper entleibter Menschen zu theile, die der Strom nach der See zuführt, allein man weiß sehr wenige Beispiele, daß lebende Menschen ihr Raub geworden wären. Man hegt sie gewissermassen, weil sie den Seestrand säubern. Das gemeine Volk, vornemlich die Javanen und die Einwohner der benachbarten Inseln, haben, durch Aberglauben und durch die Gaukeleien der Priester geblendet, viele Achtung vor diesen monströsen Thieren. Diejenigen, welche der indischen Sekte zugethan sind, die die Seelenwanderung lehrt, verehren sie zuweilen mit der Zuneigung eines Gatten, Bruders oder Kindes. Man sagt, daß einige Priester das Kunststük besizen, die Kaimanne herbei zu lokken, das sie aber geheim halten, um den gemeinen Mann in der Meinung zu lassen, als erschiene der Kaimann aus Gehorsam gegen die Beschwörung, wodurch sie ihn rufen. Das Thier sol dann zuweilen Befehl erhalten, wen es fressen, oder wen es verschonen müsse, oder sich auch wol einer Bestrafung unterwerfen müssen, wenn es Schaden gethan hat. Ich habe diesen Auftritt noch nie sehen können, und eben so wenig andre Arten von Kunststükken und Zaubereien, davon man hier spricht, so sehr ich mich auch bemüht habe, ein Augen-

genzeuge dieser vorgeblichen Werke des Teufels zu sein. Es scheint mir aber, daß überhaupt der Einfluß auf die Einbildung von der Macht dieses Höllengespenstes auf die phisikalische Welt sich hier so gut als in Europa zu mindern angefangen habe, so daß ich vielleicht um 50 Jahre zu spät geboren wurde, um Wunder dieser Art zu untersuchen. Desto besser! und ich wünsche nur, daß auch in der moralischen Welt keine Aeusserungen mehr zu finden sein mögten, die die Frage erzeugen: Ob ein Teufel sei und würke?

Vierter Brief.

Batavia, im Jänner 1777.

Die Gesandten des Kaisers von Java und des Sultans von Materam (eines andern unabhängigen Regenten dieser Insel) kamen gegen das Ende des vorigen Jahrs hier an, um dem Generalgouverneur Glük zum Antritt seiner Regierung zu wünschen. Sie wurden mit dem so genanten grossen Ceremoniel empfangen; dies wil aber nicht viel sagen, und ist von dem kleinem durch nicht viel mehr unterschieden, als durch das Ablösen der Kanonen bei Eröfnung des Kreditivs. Ihr Gefolge war sehr zahlreich, allein von Herzen unansehnlich. Man rechnete, daß sie an viertausend Menschen bei sich hatten. Die Gesandten selbst wurden in Gärten ausserhalb der Stadt logirt, ihr Volk aber blieb an dem auswärtigen Ufer der Stadtgraben in Hütten von Kokosbäumen und Schilf, dicht an ihren Fahrzeugen, die auf dem Strome in einer langen Reihe unter den Stadtmauern lagen. Die Anzahl dieser Fremdlinge wurde noch durch das Gefolge des Prinzen von Madura und andrer kleinen Regenten auf der Insel Java, die zu gleicher Zeit ankamen, ansehnlich vermehrt, so daß wir unsre Mauren mit einer Armade von mehr als dreihundert kleinen Schiffen umringt sahen, und mit einem Korps, das über siebentausend Mann stark,

stark, und mit Krissen (einer Art grossen Dolche, das gewönliche Gewehr der Javanen) bewafnet war. Verschiedene unter ihnen trugen als Leibwache ihrer Befehlshaber noch ausserdem Schießgewehr, Säbel und Piken. Das Vertrauen in die Eifersucht der Fürsten, die in Asien nicht geringer ist, als in Europa, ließ uns diese Belagerung Monate lang ohne Besorgniß aushalten. Im neunten Monat nahmen sie ihren Abtritt, und nun wurden ihnen noch einige Feste in hiesigen Geschmack gegeben. Das erste davon war für die Gesandten des Kaisers und Sultans. Als Gevollmächtigte unabhängiger Fürsten, die nur als Bundesgenossen mit uns in Verbindung zu stehen glauben, wurde dies Fest durch einige Ceremonien mehr feierlicher gemacht, als das darauf folgende, welches den Prinzen und Regenten, unsern Vasallen, gegeben ward. Einer unsrer Räthe von Indien stelte den Wirt dabei vor, und der Generalgouverneur beehrte die Geselschaft nach aufgehobener Tafel mit einem Staatsbesuche. Da ich nicht mit unter die Eingeladenen gehörte, so kont ich mich nur erst gegen Abend unter die Geselschaft mischen, um meiner Neubegierde ein Genüge zu thun. Bei dem zweiten Feste hatt ich hierzu mehr Gelegenheit, weil ich selbst mit eingeladen war. Gegen zwölf Uhr versammelten wir uns in einen Garten der Kompagnie, assen und tranken bei dem Geräusche unharmonischer Musik, und unter einer beständigen Abwechselung indischer und chinesischer Spiele, mit denen wir uns bis neun Uhr Abends bei Wein und Tobak unterhielten; dann ward ein chinesisches Feuerwerk abgebrant, welches das Fest endigte. Diese Spiele bestanden in Ronking, Waiang, Kriegstänzen, Klopffechtereien u. dgl. Das Ronkingen ist der gewönliche Tanz der Javanen, davon sie grosse Liebhaber sind. Ich wil versuchen, ihn zu beschreiben. Die Tänzerinnen machen unter Anstimmung eines monotonischen Gesanges, den einige Gomgoms und mehrere dergleichen klangleere Instrumente

begleis

begleiten, verschiedene wollüstige (nicht unzüchtige) Bewegungen, worin aber nicht die mindeste Grazie ist, denn sie bestehen grösstentheils in einer epileptischen Verdrehung des Kopfs und der Arme, wobei sie sich zuweilen die Hände geben, und in verrenkten Stellungen vor einander vorbei wenden. Der Tänzer stelt sich darauf in den halben Kreis, den sie formiren, und bewegt sich einige Minuten auf eben diese Art; dann macht er wieder einem andern Plaz. Gefallen ihm die Tänzerinnen, so küßt er sie, oder macht ihnen einige andre Liebkosungen. Die vornehmsten Javanen halten diese Belustigung ihrer Würde nicht unanständig, allein nie sieht man javanische Frauenzimmer vom Stande tanzen. Die Tänzerinnen sind allemal Mädchen, die sich zu diesem Spiele vermieten, und darum gibt ihnen auch der Tänzer, wenn sein Tanz geendigt ist, ein Stükchen Geld. Ihr Anzug besteht aus einem langen zusammengenähten Stükke seidenen oder kattunnenen Zeuges, oben so weit als unten, von Form völlig wie ein weiter Sak, aus dem der Boden heraus geschnitten ist. Dies Stük Zeug wird unter den Achseln fest geknüpft, und hängt bis auf die Füsse herab. Jede Schulter bedekt ein buntes Tuch, nach Art der Halstücher der Europäerinnen zusammen gelegt, und schräg wie ein Bandelier übergehangen, so daß die Spizen davon in der Seite, die der Schulter, welche es bedekt, entgegen steht, zusammen treffen, wo sie in einen Gürtel, der gemeiniglich drei bis vier Finger breit ist, und über den Hüften getragen wird, befestiget sind. Dieser Gürtel ist entweder gestikt, oder von dünnen Gold- oder Silberbleche, und allemal vorn mit einem goldenen oder silbernen Schildchen verziert. Arme und Füsse sind unbedekt. Das Haar ist auf dem Kopfe in einen Knoten zusammen gewunden, und mit einem sehr grotesken Schmukke von gemachten Blumen verziert, die an Spannenlangen Bambusspänchen in einem halben Zirkel über dem Kopf hervorstehen, und von denen noch kleine Fäden herab-

han-

hangen, die mit bunten Läpchen von Flittergold und dgl. prangen. Zuweilen tanzen sie mit Masken aus Holz geschnizt, die vermutlich die Chineser hieher bringen; sie haben oft ein sehr komisches Ansehen. Zuweilen tanzen sie auch mit gefärbten Gesichtern, allein in beiden Fällen nie für sich allein.

Die Kriegstänze sind verschieden, je nachdem die Sitten und Gebräuche der mancherlei Nationen, die wir hier haben, verschieden sind. Die Mohren und Malabaren tanzen einzeln, mit Einem Schwerte, oder mit zweien zugleich, womit sie sehr behende schwadroniren; oder es fechten auch zwei und zwei mit Schwertern und kleinen runden Schilden zusammen, jedoch vorsichtig genug, um kein Unglük anzurichten. Ihr Anzug ist ein langer, weisser, sehr weiter Talar mit zugeknöpften Aermeln, eine weisse Scherpe um den Leib, in der ein Dolch stekt, und auf dem Kopfe ein Tulban. Die Buganesen tanzen mit Lanzen und langen Schilden, oder mit einem kurzen Schwerte, einzeln oder in Paaren. Ihr Anzug besteht in kurzen Beinkleidern, einem Kamisol ohne Aermel, einem Schurz um den Leib, und einem Kasket mit grossem Federbusche vom Paradiesvogel; das Kasket hat übrigens völlig die Gestalt eines römischen Helms. Die Javanen tanzen mit sehr langen Pieken, in zwei und mehreren Reihen neben einander. Ihr Anzug ist eine weite Jakke, in Form eines abgeschnittenen Hemdes, mit engen Aermeln, ein Schurz um den Leib, ein Tuch um den Kopf gewunden, oder auch mit einem Tulban, den ein Federbusch vom Paradiesvogel ziert; zuweilen tanzen sie auch fechtend. Die Ambonesen tanzen in einer Kolonne von zwei Reihen, die einen gemeinschaftlichen Anführer haben. Ihr Anzug verbirgt sehr wenig von der wohl gestalteten Bildung ihres Körpers. Kurze Beinkleider, die ohngefehr bis an die Mitte des Dikbeins gehen, ein Schurz um die Mitte des Leibes, davon die Enden auf die rechte Hüfte herabhangen, und ein Kranz um das Haar: das ist der

ganze Schmuk, den sie von der Kunst borgen. Im Schurze tragen sie einen Kriß, den sie zuweilen nach gleichförmigen Bewegungen des Vortänzers drohend aus der Scheide ziehen. Die Balier, minder schön, aber männlicher gestaltet, sind auf gleiche Weise gekleidet. Ihre Farbe ist brauner, und ihr Ansehen kriegerischer. Sie tanzen, je vier und vier zugleich. Ein kleiner runder Schild dekt ihren linken Arm. Sie entblössen drohend ihre Krisse unter einem kurzen wilden Geschrei, das sie bei verschiedenen Wendungen, womit sie einen Angrif vorstellen, wiederholen. Der Tanz der leztern und der eben beschriebenen Amboneſen läßt sich noch einige Minuten mit Vergnügen betrachten; die mehresten Bewegungen aller dieser Tänze aber, die ich hie beschrieben habe, grenzen nahe an den krampfigen Gang des Thiers, das Linnee unter dem Namen phasianus gallus beschreibt.

Die Mohren haben ausser dem schon angeführten Tanzgefechte, ein Gefecht mit Stäben. Sie haben in jeder Hand einen Stab von dritthalb Fuß Länge, treffen damit sehr behende und wie nach dem Takte, auf die Waffen des eben so bewehrten Gegners, der niemals fehlt, in gleichem Zeitmaasse wieder zurük zu schlagen. Die Javanen, wie schon vorhin gesagt, fechten mit sehr langen Pieken. Zwei treten mit Pieken, zehn und mehr Fuß lang, in einer Entfernung von 15 bis 20 Schritten, gegen einander über, und nachdem sie einige Zirkelbogen um den Mittelpunkt dieser Entfernung nach der einen und andern Seite abgestelzfußt, und sich mit Bramarbasblikken herausgefodert haben, gehen sie mit Hahnenschritten dem Gefecht entgegen. Beim Anblik der heldenmässigen Vorbereitung wird man fast für das Leben dieser barfüssigen Ritter besorgt; allein es hat keine Gefahr. So bald als sich nur die vorsichtig eingehüllten Spizen ihrer Speere berühren, kömt eine Mittelsmann dazwischen, der die Kämpfer scheidet und den Plaz an neue Athleten übergibt.

Ich bemerkte, daß viele sich sehr frühzeitig nach diesem Schuzengel umsahen, und wenn er zu lange ausblieb, ohne seine Vermittelung abzuwarten, den Streit in gehöriger Entfernung weislich endigten. Einen einzigen sah ich's wagen, seinem unachtsamen Gegner einen Stoß anzubringen, und hierauf, um dem Rechte der Vergeltung auszuweichen, wie eine Wiesel zurüklaufen.

Die Musik, welche alle diese Tänze und Streite begleitet, ist immer die nemliche. Die Instrumente, wodurch sie hervorgebracht wird, sind die Gom-gom, eine grosse Trommel, auf der mit einem starken Klöpfel starke Schläge gethan werden. Einige bekkenförmige Glokken von Metal, die an einem Bambus eben so aufgehangen sind, als die Scheerbekken in unserm Lande vor den Häusern der Barbierer, werden mit einem Klöpfel zum Klange gebracht, und so auch mehrere dieser Art dumpfiger Glokken, die auf Bambussen liegen. Einige Bambusse sind so als unsre Strohfiedeln geordnet; ein andres Instrument dieser Art besteht aus metallenen Stäben. Zu diesen kommen noch ein paar Tamburine und ein Geigeninstrument mit einer einzigen Saite bezogen. Das Getöse dieser Musik ist noch immer harmonischer, als die Musik der Chinesen, aber eben so sehr als diese sonder Spur einer Melodie, und höchst ermüdend.

Die Chinesen führten Waiange, oder Schauspiele von zweierlei Art auf: die eine war die gewöhnliche, welche durch lebendige Personen vorgestelt wird; die andre, ein Marionettenspiel, das wegen der Geschiklichkeit, welche die Ausübung erfodert, noch etwas gefallendes hat. Ein Chinese steht auf einem Gerüste, mit einem Tuche umgeben, so, daß man ihn nicht sehen kan. Ueber den Umhang, der ihn verbirgt, ist ein kleines Theater angebracht, auf dem der verborgene Künstler die auf seinen Fingern befestigten Puppen, nach Erfodern der Handlung, bewegt, und dabei mit ungemeiner Fertigkeit und sehr behender Veränderung

der Stimme die Rolle eines jeden dieser kleinen gedächtnißlosen Schauspieler hersagt. Die gewöhnliche chinesische Musik begleitet das Spiel. Ein grosses metallenes Bekken, in Form eines runden Schachteldekkels, das mit einem Klöpfel in Klang gebracht wird, und einen ungemein starken Laut von sich gibt, einige andre Bekken von Metal, die auf einander geschlagen ein betäubendes Geräusch machen, einige Tamburine, eine kreischende Schalmei und ein nicht minder unlieblich klingendes Geigeninstrument, führen das Konzert auf. Eben dergleichen unmenschliche Musik diente auch dem Tanze einiger monströsen Figuren zur Regel, die der chinesische Wiz zur Feier des Festes auf die Bahn brachte, und womit sie tanzend fochten; als Riesen, Drachen, Löwen, Tyger u. d. m. alles im Geschmak der Vermummungen, die als Repräsentanten des Knechts Ruprechts die Kinder erschrekken. Einige Paar Pauken mit den dazu gehörigen Trompeten, und eine Bande von Sklaven, die europäische Musik spielten, machten ein Fest noch feierlicher, dessen elegantes Geräusch man sich dann nur denken kan, wenn man sich alles hier Beschriebene zu gleicher Zeit in Gang gebracht und die Handlung selbst auf einem Plaze denkt, der vier bis fünf Akker groß und mit Hütten von Bambus besezt ist, unter und neben welchen einige hundert Herren und eben so viele tausend Sklaven in Bewegung sind.

Wir speiseten unter diesen Hütten. Jeder von uns hatte einen javanschen Gast an seiner Seite, dessen Bewirtung er besorgen mußte. Alles Schweinefleisch war von der Tafel verbannt, im übrigen aber war sie völlig nach der Art der hier lebenden Europäer besezt, und unser Wein, der nicht gespart wurde, schmekte den Bekennern Muhameds vortreflich. Der König von Madura saß oben an. Er allein von unsern Gästen war in europäischer Tracht; der Rok schwarzer Sammt, das Kamisol Goldstof; Schnallen, Degen und die Einfassung des Huts reich mit Diamanten besezt. Wenn man alle diese Kostbarkeiten

einem

einem nicht alzugrossen, und von der Sonne braun gesengten, muntern Schafjungen am Harze aufhängt, so hat man ohngefehr die Kopie von diesem Könige. Allein man muß den Hirtenknaben dann nicht in Gegenwart seines gnädigen Herrn betrachten, denn da würd er sicher eine sehr gezwungene Stellung gegen die freie Haltung des Königs von Madura haben.

Die eigentliche Kleidung der Grossen des hiesigen Landes ist ein langes Stük seidenes oder baumwollenes Zeug, das um den Leib gewunden wird, und bis auf die Füsse herab hängt; ein andres Stük, mehrentheils von verschiedenen Arten von Zeugen, wird als ein Schurz nur lose um die Hüften geschlagen, und in einen grossen Knoten vorn oder hinten zusammen geknüpft. Eine kleine Jakke, mit spizigen Aermeln und mit kleinen Knöpfen vom Halse an zugeknöpft, die ohngefehr den Schnitt hat, als die Jakken, womit unsre Urgroßmütter hier und da noch auf Gemälden prunken; Schuhe, die sehr weit mit der Spize in die Höhe gebogen sind, und ein kleiner weisser Hut, recht in Form einer halben Meze, von so feinen geplätteten Linnen, daß er fast durchsichtig ist, oder ein Hut in Form derer, wie der König von Madura trug, die ich aber für keine Landestracht erkennen kan: das sind die Kleidermoden alle, die ich hier gesehen habe.

Der König von Madura wird Parhenbani, d. i. Heiliger genant; ein Titel, den er ohnlängst mit Bewilligung unsrer Regierung angenommen hat, und der ihm viele Vorrechte bei andern indischen Fürsten gibt, die alle sehr auf Titel und Rang erpicht sind, weil der geringere dem grösseren sklavische Ehrenbezeigungen erweisen muß. — —

Das Lesen der Reisen und Reisebeschreibungen von Indien hat euch die Freundschaft für euren Bruder eingegeben, und darum glaub ich auch, daß es euch vergnügen wird, so trokken es an sich ist. Indeß muß ich von mir

mir selbst bekennen, daß dieses Lesen für mich ehmals mehr angenehmes hatte, als izt, da ich von vielen übertriebenen Beschreibungen die nakte Wahrheit sehe. Der Begrif, den du dir von der Zaunkönigschaft der Beherrscher der Moluken und Ceylan machst, ist sehr richtig; Stolz und Ohnmacht. Graafs Beschreibung von Batavia hab ich nicht gelesen. Was er aber von dem hiesigen schönen Geschlechte sagt, macht mir eine gute Idee von seiner Wahrheitsliebe. Vor einiger Zeit hab ich Barchwiz hier auf einer Auktion erstanden, und mich mit Vergnügen unsrer glüklichen Tage bei Durchblätterung desselben erinnert, da wir unter unsern Ammerbüschen durch seine Erzälungen ergözt wurden. Seine Beschreibung ist noch so ziemlich richtig, allein er hat freilich wenig Gelegenheit gehabt, ausgebreitete Kentnisse zu erwerben, und seine Leichtgläubigkeit in Ansehung der indischen Zaubereien ist sehr groß. Ich habe herzlich lachen müssen über den pathetischen Ton, womit er in der Vorrede von Steurung des Regierungsruders spricht, die mit seinem Korporalsposten auf Lethi verknüpft war. Man solte fast glauben, daß Sterne die Eintheilung der Reisenden aus dieser Vorrede genommen habe. Die Zueignung an seinen respektive hochgeliebten Herrn Bruder gefält mir dennoch als ein Opfer redlicher Bruderliebe, und beschreib ich einst hinter meinem Heerde was ich in Indien gesehen und gehört habe, so sol dieses das sein, worin ich ihm nachahmen wil.

Wenn man sich von den Rajanen und Orankai eine Vorstellung macht, wodurch sie einigermassen unsern europäischen Fürsten ähnlich gestelt werden, so muß man eine grosse Idee von der Oberherrschaft des lethischen Korporals bekommen; allein wenn man bedenkt, daß diese Reichsgrossen noch minder wirkliche Macht besizen, als unsre Dorfschulzen, die im Kriege bei Duzenden vor einem Heere Unteroffiziere hertraben, so wird diese Grösse ziemlich hinschwinden.

Du

Du fragst: Ob vor der tatarischen Unterjochung des chinesischen Reichs schon Chinesen hier gewesen sind? Es scheint mir, daß sie selbst vor der Europäer Ankunft schon diese Insel befahren haben; ob sie sich aber vorher auch wonhaft hier befunden? erhellet mir nicht so deutlich, wiewol einige wollen, daß die Einwohner der zu Java gehörigen Insel Madura von ihnen abstammen. In einigen sehr alten Tempeln des östlichen Theils von Java findet man chinesische Porzelansteine eingemauert, und in vielen alle die Gözenbilder, die die Chinesen noch izt in ihren Tempeln haben.

Es scheint mir unwahrscheinlich, daß sie unter der Regierung der javanischen Fürsten Sicherheit genug gefunden haben solten, um einen festen Wohnplaz in ihrem Gebiete zu nehmen; daher glaub ich vielmehr, daß ihnen bei der Treulosigkeit und Tirannei derselben nichts übrig blieb, als blos auf ihren Schiffen die Landesprodukte gegen chinesische Waaren einzutauschen. Mit dem Zunehmen der europäischen Macht mögen sie mehr und mehr Mut bekommen haben, sich unter dem Schuze dieser neuen Macht niederzulassen, und daß sie dieses wirklich schon sehr frühzeitig thaten, beweisen verschiedene unsrer Geseze, die ihretwegen lange vor der lezten Eroberung von China gemacht sind. Die Chinesen übrigens, die izt hier wohnen, bestehen mehrentheils aus Glüksuchern von der niedrigsten Klasse, die Hunger und Elend aus ihrem Vaterlande treibt, und die hier bleiben, bis sie so viel haben, daß sie wieder dahin zurükkehren können. Viele erleben dieses Glück nie, und viele werden durch ein einträgliches Gewerbe oder durch Absichten hier zurück gehalten. Mit einem Worte: Es geht ihnen so, als oft mit uns Europäern, nur daß nie ein Chinese von guter Abkunft sich jemals in seinen Augen so sehr erniedrigen wird, um hier sein Glük zu suchen.

Die Wirkung des Baumschlangenlichtes, davon Kolbe schreibt, hab ich nicht untersuchen können, weil ich nur kurze Zeit an dem Kap war, und auch damals nicht hieran gedacht habe. Ich bin ein wahrer Thomas in allem, was dergleichen Erzählungen betrift; wo ich nicht sehe, da kan ich nicht glauben. Kolbe schreibt auch nicht, daß er die Schattenschlange selbst gesehen habe.

Ich habe izt wieder eine ziemliche Menge Konchilien für dich gesammelt, allein da izt die Erlaubniß von den Herren Bewindhebbern gegeben ist, alle Naturalien frei übersenden zu dürfen, so wil ich erst noch mehr dazu kommen lassen, um sie in einer grossen Kiste zusammen zu schikken. Schmetterlinge sind hier sehr mühsam zu suchen, und ich habe zu wenig Zeit und Gelegenheit dazu, als daß ich hoffen könte, etwas beträchtliches zusammen zu bringen.

Eine Samlung von hiesigen Instrumenten ist zu zahlreich und nimmt zu vielen Raum ein, als daß es möglich sein solte sie zu überschikken; vielleicht findet sich aber Gelegenheit dazu, wenn ich selbst zurükkomme. Indeß zweifle ich sehr, daß die Musik etwas dabei gewinnen solte; denn obgleich die Mannigfaltigkeit der hiesigen Instrumente sehr groß ist, so sind sie doch alle zusammen nicht besser zu betrachten, als die Kinderspiele unsrer Jugend, wodurch mit Klappern, Trommeln, Glokken u.s.w. ein Geräusch erregt wird, vor dem erwachsene Personen die Ohren verstopfen.

Aus beigehenden Program *) der hier errichteten Geselschaft der Oekonomie und Wissenschaften wirst du mit Verwunderung eine neue Bedienung gewahr werden, mit welcher man mich hiebei beehrt hat, und du hast wol nicht gedacht, daß ich es noch so weit in der holländischen Sprache bringen würde, um hierzu geschikt zu sein.

*) Es ist kürzlich ins Deutsche übersezt.

sein. Indeß bin ich auch sehr überzeugt, daß man mehr meinen guten Willen als meine Geschiklichkeit in Betrachtung gezogen hat und darum auch sehr entfernt von allem Stolz auf dieses neue Amt. Wir haben hier schon einige Sizungen gehabt, und wenn es glüklich geht, so sol hoffentlich in der Mitte des künftigen Jahres der erste Theil unsrer Verhandlungen an das Licht treten. *) Es ist ein sehr gewagtes Unternehmen, das aber mit der Zeit reichlich Früchte geben kan, und eben darum wol zu wagen war. Ich habe unter andern unternommen, Versuche mit der Elektrizität anzustellen, das mir hier auch bereits glüklich von Statten gegangen ist, zur größten Verwunderung aller, die sich seit langer Zeit umsonst bemüht haben, eine elektrische Wirkung hier hervorzubringen. Solte etwas sehr neues in Deutschland über die Elektrizität zum Vorschein gekommen sein, so bitt ich mich damit zu versehen, im Fal es keine Uebersezung ist.

2.

Beiträge
zu den Ephemeriden der Menschheit voriger Zeiten;

Nebst einen Brief an den Herausgeber des Deutschen Museums.

Ich habe Ihnen, liebster B. vor einiger Zeit meine izige Lage beschrieben, und gesagt, daß ich bei meiner unter andern habenden Obliegenheit, einen schönen Haufen alter Pergamente und Papiere zu durchgehen und in Ordnung zu bringen, das zufällige Vergnügen genösse, Trauben von

*) Auch dieser ist nun übersezt.

den Dornen zu lesen. Diese Trauben sind nun von unterschiedlicher Art. Es sind Sprachbemerkungen; genealogische und historische Nachrichten, die sich bisweilen über die Gränzen der Familie erstrekken, welcher nach meinen Kräften nüzlich zu sein, mein Amt und meine Pflichten mit sich bringen; Beobachtungen der Spuren von ältern deutschen Lehns- und Privatrechten; Gewohnheiten und Gebräuche unserer Vorfahren u. dgl. Alles nehme ich mit, und danke Gott, daß ich mich daran zu belustigen weis, weil das Hauptgeschäft ohne diese Würze gar zu unschmakhaft wäre. Am meisten aber erquikken mich die Zeugnisse des Biedersinnes, des gesunden Urtheils und der ungeheuchelten Frömmigkeit aus den vorigen Zeiten, und überhaupt, was mir die theils längst, theils unlängst verstorbene Menschen nach ihrer Denkart und Handlungen gleichsam lebendig vor Augen stelt. Oft, lieber B. habe ich die schon lang verstäubte Asche der Männer gesegnet, deren Bequemlichkeit oder Ueberhäufung mit andern Arbeiten mir zwar die Anordnung dieser Urkunden hinterlassen, aber auch die Ueberraschung mit Briefen aufgespart hat, die ihnen von ganz keiner Bedeutung gewesen, und folglich ohne Gnade zerrissen worden wären, an denen ich hingegen mich manchmal für die Mühseligkeit eines Monats erlabe, weil sie mir den Schreiber oder die Schreiberin im herlichsten Glanze des Edelmuts, der heroischen Duldung oder anderer Tugenden zeigen. Ich habe davon eine kleine Gallerie aufzustellen angefangen, aus welcher ich wol andere Schilderungen von ihren Verfassern zu machen mir getrauete, als in den meisten mit sogenanten Charakteren gezierten Geschichten zu sehen sind, die der Autor aus der Luft gegriffen, und nach seiner Einbildung entworfen hat, oder die, bei genauerer Untersuchung aus lauterem in pompösen Worten vorgetragenem Unsinn bestehen. Schade, daß die Urbilder meiner schriftlichen Gallerie keine grosse Fürsten oder Fürstinnen sind. Für mich bleiben

den diese Briefsamlungen nicht minder wichtig, und gehören unter die Heiligthümer meiner Registratur, bis früh oder spät nach mir ein Barbar von einem Prozeßkrämer auf meinem Plaze sie mit eben der Kaltblütigkeit dem Vulkan aufopfert, mit welcher ich die Küchenrechnungen des gegenwärtigen Jahrhunderts demselben übergebe.

Was mir diese Art von Samlung noch schäzbarer macht, ist der Gedanke, daß wir unsern Nachkommen dergleichen Materialien, ihre Voreltern kennen zu lernen, nicht hinterlassen werden. Seitdem man in Deutschland anfängt, schöne Briefe zu schreiben, sind auch unsere Briefe in eine Maskerade ausgeartet. Man hat durch einen stilschweigenden Vertrag ein Wörterbuch über die Sprache des Herzens errichtet, woraus man die wärmsten Ausdrükke entlehnt, so wie man in Kanzleien die Verbrämungen der Ceremoniel- oder Amtsschreiben aus gewissen Büchern herholt. Die nachdrüklichsten Versicherungen ungeheuchelter Liebe, Verehrung und Freundschaft, die rührendsten Aeusserungen des Mitleidens, der Menschenliebe und aller edlen Empfindungen bedeuten von dieser Zeit an in Briefen so wenig, als der gehorsame oder unterthänige Diener in der Unterschrift. Kurz, Frauenzimmer und Mannspersonen, Hohe und Niedrige, Grosse und Kleine schreiben sich entweder ganz trokken hin, was sie einander zu sagen haben, oder schmieden einen Brief, der zum drukken schön ist, und auch vielleicht, wenns mit dem Bücherfabrikwesen so fortgeht, einmal gedrukt werden kan. Davon aber kam den Personen, deren oft bald unlesbare Handschreiben mich am meisten ergözen, nichts in den Sinn. Schwerlich glaubten sie, daß ihre Briefe den Tag, an welchen sie beantwortet wurden, überleben würden. Sie schrieben also weniger schön, suchten aber auch seltener, wenn es nicht besondere Umstände erfoderten, (welches zu bemerken so gar schwer

schwer nicht ist) zu täuschen. — Es sei ferne von mir, daß ich diese Absicht allen Briefen heutiger Zeit beimessen wolte. Nur so viel wil ich sagen, daß seit dem das Briefschreiben aus einer Bedürfniß zu einem galanten Zeitvertreib gemacht worden, man niemand aus seinen Briefen allein beurtheilen könne: und dieses werden Sie mir zugeben. — Ich glaube keine Verrätherei zu begehen, indem ich Ihnen hier ein Paar Proben der leztern Art meiner zufälligen Ergözlichkeiten mit der Erlaubniß mittheile, sie dem D. Museum einzurükken, wenn Sie dafür halten, daß ein Theil Ihrer Leser daran Geschmak finden möchte. Es sind zwar keine Briefe, aber doch auch solche Schriften, welche ursprünglich nicht für das Publikum bestimt waren; und daher dem Argwohn geheuchelter Gesinnungen nicht unterworfen sind. Da ich mich nicht werde entbrechen können, diesen Kleinigkeiten Anmerkungen beizufügen, so seze ich hier nichts weiter bei, als daß ich Ihnen vielleicht zu einer andern Zeit auch Proben von den übrigen Gattungen sende, deren ich im Eingang dieses Briefs erwähnte. Leben Sie wohl!

K**.

I.

Auszug aus dem väterlichen lezten Willen Christophs von Degenfeld, Herzogl. Würtemberg Obristen-Kämmerers und Hofraths; vom 1. Sept. 1597.

Dieweilen es dann vor Gott und der Welt recht, ruemlich und loblich, daß ein Oberkheit seine habende Underthanen wol halte, und mit keinen beschwerlichen Neuwerungen und Dienstbarkeiten überlästige, so ist abermahlen mein Will und Mainung, daß solches auch beschee;

Da denn einer sich gegen seiner Oberkheit und andern ungebürlich verhält, oder seinem Weib und Khündt nit nuzlich

nutzlich und wolhauset: so solle Erstlichs ein Oberkheit sich understehn, Jme mit gueten Worten und Beschaidenhait solches anzuzeigen. Da es aber je nit helffen, Jme mit Ernst und scharpfen Worten, Betrauwung der Gefenkhaus, solches abzuwehren; Wo es aber über das nit helffen, Alsdann Jne mit Gefenkhaus (neben Außbietung sich anderwertz einzukauffen) straffen und abschaffen. Doch alles nach Gestalt Verwürkhens und Gelegenheit der Person.

Sie sollen auch dergleichen Straffen, so mehr dann Frevel antreffen, nit mit Gelt, sondern mit Gefenkhaus, oder dem Nachrichter, solche straffen lassen. Es were dann Sach, daß ein Freundschaft dafür bitteten, und etwann Weib und Künd ir Verderben darauf stuende, mögen sie mit demselben Einsehens haben, doch alles nach Gelegenheit deß Verbrechens mit Geld straffen.

Anm. Und diese Obrigkeit, welche so väterlich für ihre Unterthanen sorgt; welche den Nachfolgern sogar in ihrem Testament die Grade vormißt, nach welchen sie in der Bestrafung derselben gehen sollen; welche die Besserung, als den ersten, wiewol nicht einzigen, Endzwek der Strafen, so schön vor Augen hat, und daher von Geldstrafen nichts hören mag; welche lieber einen Unterthanen weniger, als viel schlechte (das heißt nicht arme, sondern sich schlecht und ordnungswidrig betragende) Unterthanen haben will, ist — — ein schwäbischer Edelmann.

Wie lächerlich werden dieses Testament eine Menge hochfürstlicher Hofkammern finden, welche denjenigen Beamten geradezu für den tüchtigsten im Lande anpreisen, der jährlich die größte Summa Strafgelder zur Kasse einschikt: und die schon längst gern auf Mord und Todschlag eine ergiebige Taxe gesezt hätten, wenn ihnen nicht die altväterische Ordinatio Karolina im Weg stünde, welche Blut erfodert, und noch Unkosten dazu verursacht!

Freylich weiß ich auch einen Edelmann, welcher einem meiner akademischen Freunde eine Vokation zu einer

Amt,

Amtmannsstelle zuschikte, mit dem Ausdruk: „Die Besoldung ist zwar in Fixo nicht beträchtlich. Hingegen überlasse ich Ihnen . . . Bauren, die Sie nach eigener Willkühr besporteln können, und $\frac{1}{3}$ an allen Geldstrafen ist bei meinen Beamten ohnehin herkömmlich.

Was aber den Kontrast vollends ganz macht, ist, daß die Güter desjenigen, der meinem Freunde unter so vortheilhaften Bedingungen (wiewol vergebens) seine Dienste annehmlich zu machen suchte, seit einigen Jahren, wegen einem ausgebrochenen beträchtlichen Konkurs, in Administration gerathen sind: und der so unkameralistisch denkende Christoph zu Ende des 16ten Jahrhunderts in dem nemlichen Testament, ausser seinen Herrschaften, über eine so schöne Summe von Gültbriefen und baarem Geld disponirte, daß die Schulden des Bauren = = rs aus dem 18ten Jahrhundert damit bezahlt werden könten.

II.

Ermahnung eines Vaters an seine Kinder.

Meine herzliebste Kinder!

Nachdem der allgütige Gott mich eine Zeit her mit schwehren Krankheiten und Zufällen heimgesucht,*), und, obwohl durch seine Allmacht solche einigermassen überwunden, gleichwohl mein Leibeszustand dergestalt beschaffen und geschwächt, daß ich nichts anders als eine baldige und etwa jähe Abscheidung zu vermuten habe, und so glücklich nicht seyn möchte, euch in dem Alter zu sehen, da ihr mit Vernunft meine treuväterliche Ermahnungen anhören und be-

*) Ich hoffe zwar, daß sich kein Leser an der Zusammensezung des Allgütigen und der schwehren Zufälle stossen werde. Aber vielleicht ist es nicht überflüssig, den flüchtigen Leser auf das Edle dieser Zusammensezung aufmerksam zu machen.

behalten könntet: so habe ich euch eine wohlmeinende aus treuem Herzen fliessende kurze Erinnerung hiermit schriftlich zurücklassen wollen, in der ungezweifelten Hoffnung, daß, wenn ihr deren nachzukommen euch befleißt, der barmherzige Gott euch zeitlich und ewiglich segnen werde.

Erstlich und vor Allem habt Gott in allem eurem Thun und Wesen stets vor Augen; Denn die Gottesfurcht Verheissung hat des Wohlergehens in diesem und jenem Leben. Danket ihm, daß er euch durch ehrliche Eltern und im Ehrenstand in seiner christlichen Gemeinde hat lassen gebohren werden, auch durch die heilige Taufe in die Schaar seiner Auserwählten auf- und angenommen. Wenn ihr des Morgens erwachet, so opfert ihm eure ersten Gedancken mit herzlicher Dancksagung, daß er euch die Nacht gnädiglich behütet, und bittet ihn, daß er euch den Tag über durch seine heiligen Engel bewahren wolle. Was ihr in eurem Beruf anzugreiffen und zu verrichten habt, rufet Gott zuförderst um seinen Segen und Beystand an. Befleisset euch in eurer christlichen Religion wohl und dergestalt instruirt zu seyn, daß ihr gegen männiglich, da es nöthig, mit gutem Grund Red und Antwort eures Glaubens zu geben wisset. Mischet euch aber nicht in Disputen und Kontroversien, denn selten dergleichen vorbeygehen, ohne Verletzung der göttlichen Majestät, auch nur Anlaß zu Irrthum, Zweifel und Lauigkeit giebt. Darum wandelt mit aufrichtigem Herzen gegen Gott und den Nächsten in der christlichen Religion, darinn euch die Vorsehung Gottes hat gebohren werden lassen: so ist nicht zu zweifeln, der gütige Gott werde euch an jenem grossen Tage gnädig und barmhertzig seyn, und zu Beytrettung seiner Gesegneten berufen.

Wann ihr, meine Söhne, eure Studien absolvirt, und es an deme, daß ihr eine ehrliche Profession antretten sollt, so ist nicht zu zweifeln, wann ihr obiger Lehre folget, Gott werde euch einen sonderbaren Trieb zu derjenigen geben, in welcher seine Güte euch gedencket zu segnen;

nen *); Warum ihr ihn auch zu Erwählung einer solchen stets bitten sollt.

Der Krieg ist ausser Zweifel einem von Adel, als der gleichsam mit dem Degen gebohren, allen andern vorzuziehen, wenn die Intention christlich, ehrlich und aufrichtig dabey ist: nehmlich sich darin qualificirt zu machen, seine Religion, Vaterland und angebohrne Freyheit zu schützen, niemand wider Billigkeit zu beleidigen und beschwehren, keine Grausamkeiten durch Mord und Brand zu begehen, da es die Noth nicht erfodert; Denn durch dergleichen man sich so schwehr in als ausser dem Krieg gegen Gott versündigen, und dessen Urtheil, daß wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wieder vergossen werden soll, auf sich laden kann. Wollte man aber den Krieg erwählen, blos und allein dadurch sein Fortun zu machen, sich zu bereichern **), oder aus blutdürstigem Gemüthe, so ist wahrhaftig wenig Glück und Segen, sondern vielmehr Gottes unausbleibliche zeitliche und ewige Strafe zu gewarten. Daher auch insgemein gesagt wird, daß Pfaffen- und Soldaten-Gut selten auf den dritten Erben komme, weilen auch insgemein jene mehr ihr Absehen auf zeitlichen Gewinnst zu richten, als ihren Beruf nach göttlichen Willen und Verordnung zu warten pflegen.

Sollte nun nach göttlichen Willen euer Beruf zu solcher Profession seyn, so trachtet auf alle Mittel und Weise zu einem solchen hohen Officier als Volontär oder unter ein Regiment, davon der Commendant in sonderbarer guter Renommee, und bekanntlich keinen groben Lastern unterworffen, zu kommen; denn an Legung eines guten Fondaments alles gelegen, und da solches übel gelegt

*) Wer hierin eine Schwärmerei findet, der hat das Unglük, alle gute Menschen für Schwärmer anzusehen.

**) Dieser unächte Beweggrund möchte wol heut zu Tag hinwegfallen. Hingegen sind Hang zum Müssiggang und zur Libertinage an seine Stelle getreten.

legt wird, nimmermehr etwas solides darauf gebauet werden kann. Suchet Freund- und Geselschaft zu solchen Leuten, die eines guten Rufs unter der Generalität und bey hohen Offizieren wohl gelitten. Diesen traget den gebührenden Respect, macht euch bey diesen durch assidue Bedienung und Aufwartung beliebt, hütet euch, ihre Actionen und Conduite zu tadeln, oder denen, so es thun, Beyfall zu geben; denn öfters besonders jungen Leuten, die noch keine Experienz haben, eine Sache seltsam vorkommt, die doch an sich selbst sehr gut ist, und gewisses Absehen hat, warum es geschehen. Wenn andere davon räsonniren, ist alles wohl zu beobachten, sein Judicium aber zu suspendiren. Die folgende Zeit wird hernach schon geben, ob wohl oder übel gehandelt worden; welches man dann zur Lehre und Warnung sich dienen lassen kann.

In schuldiger Aufwartung seines Vorgesetzten, oder im Commando ist keine Gefahr zu scheuen, sondern, was anbefohlen wird, mit gutem standhaftigem Mute zu verrichten; Sonsten aber vor unnöthigen Bravouren, Scharmützeln, vor Mauren und Wällen Pferde zu tummeln, (so eine so gemeine Sache unter jungen Purschen) und dergleichen unnöthigem Wesen sich zu hüten; Denn die so lange Erfahrung in der Welt giebt, daß wenn einem in solchen Fällen ein Unglück begegnet, man von niemand bedauert wird, sondern über den Schaden noch hören muß, daß ihm recht geschehen. Vor allem ist nöthig, ein gut Fundament in der Mathematic zu legen, hernach sich unter die Infanterie zu begeben: welches zwar jungen Purschen schwehr ankommt, und lieber ein schön Pferd zwischen den Beinen, als eine Pique in der Hand haben. Allein die Infanterie ist die rechte Schuhle des Kriegs, sowohl zur Off- als Defension, auch weit besser Avancement dabey zu hoffen; Wie ihr denn von allen verständigen Generalen und hohen Offizieren hören werdet.

Uebereilet euch nicht, avancirt zu werden, sondern alles mit Solidität, zumahl so mancher sonst rechtschaffner

Mann durch geschwinde Steigung und Unerfahrenheit in groß Unglück gestürtzet, ja um Ehr und Gut, Leib und Leben kommen.

Ich will nicht sagen, daß vor allen Dingen das Hertz wohl zu prüfen sey, ob es nicht Feuerscheu, und Pulver riechen könne; Dann ausserdem ihr so unbesonnen nicht seyn werdet, diese Profession zu erwählen.

Solltet ihr euch aber an einen Hof begeben wollen, so erwählet, wo möglich, einen solchen, da der Herr eurer Religion. Dann obwohlen die Herrn anderer Religion sich gütig und günstig bezeugten, so ist doch nichts gewisser, als daß alle übrigen Geist- und Weltlichen euch im Hertzen nicht gewogen, und nichts als Gelegenheit suchen, euch zu stürtzen.

Wie denn desgleichen ihr auch wohl zu observiren habt, wenn ihr mahl zur Ehe schreiten solltet, ja keine nicht von eurer Religion seyende Frau zu erwählen, und zu trachten — — — Hütet euch aber, bey Verlust meines Segens, ja in keine Familie, wo Wahnsinnigkeit oder Narrheit sich manifestiret, zu heurathen, denn einmahl durchs Weib meistentheils die Untugenden und Erbübel transportiret werden. Nehmet auch keine*) —

— — — — — — —

Euch sämtlich, meine lieben Kinder,**) ermahne ich, den lieben Gott stets vor Augen zu haben, fleissig beten,

*) Die ausgelassene Stelle würde vielleicht Liebhabern der Physiognomik sehr angenehm gewesen sein. Da ich aber versichert bin, daß dieser treue Vater durch das, was er für seine Kinder schrieb, niemand beleidigen wolte, der, ohne eigenes Verschulden etwas in seiner Bildung oder an seinem Körper hat, so ihm, nach seinen besondern physiognomischen Erfahrungen oder Beobachtungen verdächtig schien: so würde ich mich an ihm versündigt haben, diese Beobachtungen, die er selbst gewiß nicht für untrüglich hielte, gemein zu machen.

**) Den Töchtern gab er keine besondere Lehren. Vermutlich weil er sich in diesem Stükke auf ihre Mutter verlassen konnte.

ten, nichts anfangen, ohne zuförderst durch das heilige Gebät den Allerhöchsten gleichsam zu Rath zu fragen, ob es auch sein heiliger Wille seyn mag.

Nächst Gott habt ihr eure Mutter, Vormünder und Vorgesetzten zu ehren, fürchten und lieben; deren guten Vermahnungen fleissig nachzukommen: so wird Gott euch auch meinen Segen in dieser Welt geben, und wünsche ich euch, meine hertzliebsten Kinder, sämtlich und sonders Gottes reichen Segen; In der ungezweifelten Hoffnung, daß wir mit Freuden uns wieder sehen werden. Das verleihe der barmherzige Gott. Amen. Frankfurth den $\frac{2}{12}$. Oct. 1696.

Maximilian Freyherr von Degenfeld.

Unter eine Abschrift dieser väterlichen Ermahnung, welche einem der Söhne mitgegeben wurde, als er aus dem väterlichen Hause ging, setzte seine verwittwete Mutter eigenhändig:

„Ich bitte dich, als eine Mutter, lies dieses oft, und mit Nachdenken. Es wird dir sehr nützlich seyn, sonderlich wo ich die Notabene gemacht, und unterstrichen habe. Gott helfe, daß es frucht. Wende dich doch zu ihm.„

Anmerk. Die unterstrichene Stellen bestätigen die Muthung, die ich vorhin von der Mutter äusserte. Man könte diese Stellen ohne einen äusserlichen Misstand hier nicht kenntbar machen. Zu einem Beweise aber merke ich an, daß sogar die Worte, übereilet euch nicht, avancirt zu werden, gedoppelt unterstrichen waren. Kan man von einer klugen Frau mehr fodern?

3.

Nachrichten von Johannes Ewalds Leben.

Wenn es die Pflicht der Geschichte ist, der Nachwelt die Namen und Begebenheiten merkwürdiger Männer zu

überliefern, so verdient Ewald, seines Genies, seiner Schriften, seines Herzens und seiner Schiksale wegen, gewiß, daß sein Name auch ausser seinem Vaterlande genant werde. Deswegen theile ich Ihnen, mein theurer Freund, diese Nachrichten mit, und bitte Sie, dieselben in das D. M. aufzunehmen. Sein Sie versichert, daß alle Umstände, die ich Ihnen erzäle, zuverlässig sind; ich habe Ewald sehr genau gekant, und sie alle aus seinem Munde, aus seiner eignen Handschrift, und aus den Nachrichten seiner Freunde gesammelt, die ihn lange gekant hatten, und täglich um ihn waren.

Lassen Sie mich erst einige Züge sammeln, die seinen Charakter bestimmen können; wohlwollend und zur Freundschaft gestimt war sein Herz; offen und ohne Trug, laut und öffentlich sprach er für seine Freunde; und schwer hielt's, ihn zu überzeugen, daß einer seiner Freundschaft, wenn er sie ihm einmal geschenkt hatte, unwürdig sei. Ueber seine Feinde, und deren hatte und hat er viele, drükte er sich stets mit Mässigung aus, schäzte und rühmte ihre guten Seiten, und entschuldigte sie, wo er konte. Längst erzeigte Wohlthaten vergaß er nie, und die lebhafteste Dankbarkeit war ein Hauptzug seines Charakters. Uneigennüzig im höchsten Grade suchte er wohlzuthun, wo er konte. Er ehrte stets die Religion, und selbst in denen Jahren, in welchen er von Ausschweifungen hingerissen ward, hat er sichs nie erlaubt, an ihr zu zweifeln und noch viel weniger über sie zu spötteln. Oft ward er zwar von seinen sehr heftigen Leidenschaften übermannt, aber so bald er seine Fehler einsah, bereuete und verbesserte er sie. Sein Entschluß, er mogte richtig oder falsch sein, war nicht umzustossen; er handelte, oder glaubte nach seiner Ueberzeugung zu handeln, kämpfte wider jede Schwierigkeit, bis er sie überwunden hatte, oder ihr selbst erlag. In seinen heftigsten Schmerzen war er immer geduldig, murrte nie; und selten entzwangen ihm seine

Leiden Thränen. Er war durch seine lange Krankheit so vertraut mit dem Schmerz geworden, daß der äusserst heftig sein mußte, wenn er klagte; und ob er gleich nie ganz frei von Schmerzen war, behielt er doch meistentheils alle seine Laune, alle seine Heiterkeit. So habe ich ihn in den drei lezten Jahren seines Lebens beobachtet; vorher leitete Leichtsinn, heftige Freiheitsliebe, flammende Fantasie, unersätliche Ruhmgier, die aber stets die ausschweifendsten Ideen verfolgte, seine Handlungen; und aus dieser Quelle, die durch seine strenge Erziehung ergiebiger gemacht war, entsprangen die vielen romanhaften Begebenheiten seiner Jugend.

Sein Vater, der durch seine theologischen Schriften bekant ist, war ein sehr redlicher, aber zugleich nach der Sitte seiner Zeit sehr strenger Mann. Hipochondrie und allerhand häusliche Sorgen machtens, daß er die meiste Zeit, die ihm sein Amt als Prediger ließ, auf seiner Studierstube zubrachte, und sich nicht sehr mit der Erziehung seiner Kinder abgab. Diese war gänzlich der Sorge seiner Mutter, einer sehr jungen Frau, überlassen. Er hatte mit ihr drei Söhne, unser Ewald war der zweite. Zeitig verrieth sich sein Wiz und Muth; verschiedne Züge seiner Kindheit zeigen seine Beharrlichkeit in seinen einmal gefaßten Ideen, und seine Lehrer hatten viel kaltes Blut nötig, ihn zu beherrschen. Aber es fehlte ihnen an Einsicht, ihn zu erziehen. In einem Aufsaz über einen Theil seines Lebens, der vol von den feinsten Bemerkungen ist, und den er seinen Freunden hinterlassen hat, klagt er sehr darüber, daß sie nur dafür gesorgt haben, ihm den Kopf mit Vokabeln und dergleichen Sachen zu füllen, ohne ins geringste an die Bildung seines Herzens zu denken. Sein Gedächtniß war auch so gut, daß sein Lehrer in seinem eilften Jahre gestand, er könne ihn nicht weiter bringen. Sein Vater war sehr schwächlich; er fühlte seinen nahen Tod, und aus Furcht, Ewald mögte nachher in der Haupt-

stadt verderbt werden, schikte er ihn bald nach Schleswig zum Rektor Licht, einem würdigen Mann, und starb einige Stunden nachher an denselben Tag.

Rektor Licht gewann Ewald bald sehr lieb, hielt ihn wie seinen Sohn, und verstattete ihm freien Zutritt zu seiner Bibliothek. Hier suchte er Bücher für seinen Geschmak, und das waren Romane; isländische Sagen waren das erste, das ihm in die Hände fiel. Diese gaben seinem Geist einen grotesken Schwung, der aber durch Tom Jones um etwas niedriger gestimt ward, obgleich dies Buch seiner Moralität gefährlich ward. Aber alle alten Ideen verdrängte Robinson Crusoe. Nun hatte er schon einen solchen Grad von Schwärmerei, daß er aus Schleswig in seinem dreizehnten Jahr entfloh, und nach Holland wolte, um auf der Reise nach Batavia an einer öden Insel Schifbruch zu leiden. Er war 4 Meilen weg, als sein Rektor ihn mit Gewalt zurükholte. Robinsons Insel hätte er für keinen irdischen Thron vertauscht. Schon weit früher war sein Gehirn von dergleichen Phantasien erfült. Einer seiner Informatoren, der etwas schwärmerisch gesinnt war, hatte ihm so viel Heiligenlegenden vorerzält, daß es sein heissester Wunsch war, Abissinisch zu lernen, um Märtirer für die christliche Religion zu werden. Ewald entwikkelt in seinem Aufsaze die Ursachen dieser abentheuerlichen Fantasien, und leitet sie aus seiner Lust, bemerkt zu werden, aus seinem theils auf Stolz, theils auf Gemächlichkeit gegründetem Freiheitssinn, verbunden mit den Fehlern seiner Erziehung und mit seiner wilden Imagmazion, her.

So wie er die alten Autoren las, waren, Lysander und Pausanias ausgenommen, die griechischen und römischen Helden sein Ideal. Je abentheuerlicher und edler eines Mannes Handlungen waren, destomehr bewunderte er sie, destomehr suchte er ihnen nachzuahmen; deswegen sagt er, hätte ich gern ein Alexander, ein Aesop, ein Diogen,

gen, ein Herkules, Skävola, Kurtius, nie aber Aristoteles oder Scotus, Cartouche oder Sejan werden können. Der Krieg zwischen Preussen und Oesterreich, der damals geführt ward, drehte seine ganze Imaginazion auf die Seite; die schleswigsche Schule theilte sich in zwei Parteien, die sich blutige Schlachten lieferten, und Ewald hielt es immer mit den Oesterreichern. Seine ganze Gemütsverfassung, seine Ruhmsucht, seine Begierde, aus der ihm beschwerlichen Schule zu kommen, verursachte, daß er den Soldatenstand allen andern vorzog. In diesen Ideen ward er immer mehr durch den Widerstand seiner Mutter bestärkt, die ihm durchaus nicht nachgeben wolte, so oft er sie auch gebeten hatte, ihn unter die Kadeten einschreiben zu lassen. In Schleswig mußte er allerhand kleine deutsche Gelegenheitsgedichte machen, die man damals für sehr ausserordentlich hielt; auch machte er mit dem Gradus ad Parnassum und Smetius lateinische Gedichte, vol der dunkelsten Mithologie, und, wie gewönlich, immer aus Horaz und Virgil gestolen. Aber dies war Pflicht für ihn; denn aus eigenem Trieb dichtete er damals nicht. „Meine brausende Seele„ sagt er, „erlaubte mir nicht, Helden besingen zu wollen; ich wolte es selbst sein.„ Er war nun funfzehn Jahr alt, und kam zur Akademie nach Kopenhagen. Hier fing er an zu studiren, ohne doch seine Ideen vom Krieg, die so genau mit seinem Freiheitsinn und seiner Ruhmbegier verbunden waren, fahren zu lassen. Er sah in dieser Zeit eine Verwandte seines Stiefvaters, und liebte sie vom ersten Augenblik an. Sie war seine erste wahre Liebe; und nie hat er sie vergessen; fest beschloß er, sich nichts merken zu lassen, bis er ihr mit Würde einen Antrag thun konte. Aber seine ganze Seele brante, sie zu besizen. Mit unersätlicher Begierde fing er von neuem an zu studiren. Aber seine Lust erkaltete bald, als er sah, wie viel Nebenbuler er bei seiner Geliebten hatte, und überlegte, daß er, eh er 25 Jahr alt wäre, sich keine Hofnung zu einer

Pfarre machen konte, also wenigstens noch zehn Jahre warten mußte. Seine Idee vom Kriege wachte nun stärker als je wieder auf; in wenig Jahren hofte er seinen Namen unsterblich zu machen, sich vom Gemeinen aufzudienen, und mit Ruhm und Ehre bekrönt seine Geliebte glüklich machen zu können. Hiezu kam noch, daß er, der sich sehr fühlte, mit der Begegnung im Hause seines Stiefvaters nicht zufrieden war. Dies bestimte ihn zur Flucht. Sein älterer Bruder hatte etwas Geld von akademischen Stipendien gespart. Diesem theilte er seinen Plan mit, brachte ihn auf seine Seite, und beide, vol ihres abentheuerlichen Projekts, preussische Husaren zu werden, (denn dieser schien Ewald der freieste Stand zu sein) entflohen sie nach Hamburg. Unterwegens hatte er viel Mühe seinen Bruder, der eben so viel Schwärmerei als er, aber bei weiten nicht seinen Kopf und seine Beharrlichkeit hatte, und sehr bald wieder umkehren wolte, mit sich weiter fort zu führen. So lange ihr Geld währte, bekümmerten sie sich um nichts; als aber das aufgezehrt war, faßte Ewald seinen alten Plan, meldete sich beim preussischen Residenten, erzälte ihm seine Geschichte, und wolte sich engagiren lassen. Dieser war willig, gab ihm einen Brief an einen preussischen Offizier in Magdeburg, und machte Anstalt, ihn die Elbe hinauf dahin zu senden. Dies war auch die höchste Zeit; denn sein Bruder hatte alles nach Hause berichtet, und erwartete mit jeder Post den Befehl zur Zurükkehr und Mittel ihn zu zwingen, wenn er sich widersezen würde. Ewalds ganze Baarschaft bestand in einem alten Kleide, dem Brief, und einem Terzerol. Er hatte seines Bruders Plan gemerkt, ließ sich aber nichts merken, führte ihn den folgenden Tag auf einem Spaziergange zum Schiff, umarmte ihn, der versteinert da stand, sprang ins Schiff, und segelte fort. Geld hatte er nicht, der Hunger meldete sich; aber er war zu stolz, dem Schiffer seine Umstände zu sagen, hungerte also und schwieg. Man landete an einem Zolhause; die

die meisten Leute gingen ans Land, Ewald blieb am Bord. Hier überwältigte ihn der Hunger und Durst; er nahm eine Flasche Wein, ging aus dem Schiffe, sezte sich hinter einem Hügel nah an der Elbe, und überließ sich dem Strome seiner überbrausenden Fantasie. Ich wil Ihnen hier ein Stük aus seinem Aufsaze mittheilen, das von dieser Szene handelt.

„Unendlicher Segen umgebe dich, du lieblichster unter den Hügeln. Von deinem Scheitel müsse man nie das blizende Schwert erblikken, nie den schwarzen Funken sprühenden Rauch sehen, der Verwüstungen ankündigt! Auf deinem Scheitel müsse der silberlokkige Greis sizen, seine Reichthümer zählen, seiner Jugend Thaten horchenden Enkeln verkünden und den Gütigen preisen, der ihn gesegnet hat. Auf dir müsse das schwarzäugige Mädgen seine schneeweissen Hände gen Himmel erheben, ihn zum Zeugen des heiligen Bundes anrufen, den es mit seinem gelblokkigen Hirten schließt — der Himmel wird seinen Eid hören, und nie wird es ihn brechen können. Aber in deinen Schatten möge eine Schaar scherzender und mit Rosen bekränzter Jungfrauen in der Kühle des Abends sich sammeln, im Kreis um einen halbschlummernden Barden tanzen, und Amors Lobgesang und Hymens Lobgesang von ihm fordern, aus vollen Händen deine Blumen auf ihn streun, ihn stets in seinem Gesange hindern, welchen er, ohne ihrer zu achten, immer von Bacchus Siegen und des Weines Wonne anhebt! Sei mir ewig gesegnet, ewig festlich, du geliebtester unter den Hügeln der Elbe. Denn in deinen Schatten trank Cimbrias damals werdender Barde einst himlische Wonne. In deinen Schatten fühlte, schmekte er alle Entzükkungen einer flammenden, von keinem Laster beflekten Phantasie, alle himlischen Entzükkungen eines edlen hochaufschlagenden Herzens. Noch hatte Melpomene ihn nicht zu ihrem Heiligthume eingeweiht, noch ihm ihre mächtige Harfe nicht anvertraut; aber als seine Mutter ihn empfing, hatte die Göttliche

einen Funken in sein Herz gelegt. Schon damals hatte er um sich gegriffen, schon fing das himlische Feuer an zu lodern, und ein grösserer Gesichtskreis, als der die meisten Sterblichen einschränkt, hatte sich schon vor seiner flammenden Fantasie aufgethan. An Menschen, die nur algemeine Pflichten erfülten, dachte er da nicht mehr; die niedern kriechenden Tugenden, des Eigennuzes Töchter und der Furcht, empfand sein Herz nicht; sein Flammenblik folgte unermüdet dem Helden in seinem höchsten Flug, und sein Herz schlug nur für solche Handlungen, welche von Engeln bewundert werden."

Aus diesem abgerissenen Stükke können Sie sehn, mit welchem Enthusiasmus er zwanzig Jahr nachher an die Freuden dachte, die er damals genoß. Hier entwarf er den Plan seines ganzen Lebens, wie er durch ausserordentliche Tapferkeit sich in zweien Jahren zum Obersten aufschwingen würde. Er leerte unter diesen Schwärmereien seine Flasche aus, gedachte an seine Eltern und Freunde, seine Geliebte und sein Vaterland zurük, welches er damals für das unglüklichste Land unter der Sonne hielt, weil es keinen Krieg, keine Berge, keine Strassenräuber, wilde Thiere, überal keine Materie zu Abentheuern enthielt. Ueber alle diese Schwärmereien vergaß er die Rükkehr. Der Schiffer, der nicht länger auf ihn warten konte, war weggesegelt, doch hatte er einem andern den Auftrag gegeben, ihn mitzunehmen. Dies geschah; Ewald traf den ersten an einer andern Zolbude wieder an; erzälte ihm seine ganze Geschichte und segelte weiter mit ihm nach Magdeburg. Am folgenden Tage ging er zu dem Offizier, an welchen er den Brief mithatte.

Hier endigt sich Ewalds schriftlicher Aufsaz; das folgende habe ich fast alles aus seinem Munde aus den Erzälungen seiner Freunde und einigen Nachrichten, die im ersten Theil seiner sämtlichen Schriften stehen, gesammelt.

Es

Es war ihm in Hamburg versprochen, er solte Kammerhusar werden. In Magdeburg hielt man ihm nicht Wort, sondern stekte ihn unter ein Infanterieregiment; dies verdroß ihn sehr; er fand bald Gelegenheit zur österreichischen Armee überzugehen. Er hat es nachher gesagt, daß blos sein Stolz ihn abgehalten habe, an seine Eltern zu schreiben, und Anstalten zu seiner Loskaufung zu verfügen.

Unter den Oesterreichern war er erst Tambour, hernach Unteroffizier. Er wohnte einem Feldzug in Böhmen und verschiednen Gefechten bei; und war in Dresden, als es von den Preussen belagert und von Daun entsezt ward.

Unterdessen hatte seine Familie Nachricht von ihm erhalten; es kamen Fürbitten, und ihm ward eine Offizierstelle versprochen, wenn er katholisch werden wolte. Dies schlug er schlechterdings aus. Endlich ward es durch den kaiserlichen Gesandten in Kopenhagen, den Grafen v. Dietrichstein, ausgewirkt, daß er durfte freigekauft werden. Das Geld kam; aber sein Oberster wolte ihn nicht eher verabschieden, bis der diesjährige Feldzug würde geendigt sein. Er sah keinen andern Ausweg, als zu entfliehn, und zwang auf der Flucht einen Bauern Kleider mit ihm zu tauschen. So entrann er nach Magdeburg; hier rettete ihn sein Mut aus der Gefahr, wiederum in preussische Dienste zu gerathen. Er fragte den Kommendanten, welche Strafe aufs Desertiren gesezt wäre? Der antwortete: „Hängen.„ „So hängen sie mich gleich: denn ich versichre sie auf meine Ehre, daß ich in drei Tagen weg bin.„ — Als er nach Dännemark zurükkam, widmete er sich wieder der Theologie, und studirte so fleissig, daß er nach Verlauf eines Jahrs sich dem theologischen Examen unterwerfen konte. Er kam weit klüger zurük, als er vor seiner Flucht gewesen war, hatte gelernt, daß die Zeit der Halbgötter vorbei, daß des Soldaten erste und gröste Tugend blinder

Ge=

Gehorsam sei. Auch gewann seine Fantasie sehr auf dieser Reise; er hatte Berge, Schlachten, einsame Klöster in tiefen Wäldern gesehen, war Zeuge vieler rührenden und grossen Szenen gewesen, die seinen Dichtergeist immer nährten, und immer volkomner machten.

Hier fängt eine neue Periode seines Lebens an. Seine Geliebte glaubte, es wäre mit seinen Anerbietungen nicht Ernst, oder hatte nicht Lust, so lange zu warten, bis er in dem Stande wäre, sie zu versorgen; sie verheirathete sich mit einem andern. Dieses veränderte gänzlich Ewalds Gemütsverfassung, stimte seine Seele gröſstentheils in den feierlichen, melancholischen Ton, von dem alle seine Gedichte das Gepräge tragen. Er hatte vorher studirt, um fähig zu einem Amte zu werden, in welchem er sie glüklich machen könte: nun war der Plan vereitelt. Er dachte izt nur daran, sich sein Leben so gemächlich und angenehm zu machen, als es ihm möglich wäre; er lebte nun, wie so manche leben, ließ sich von seiner Fantasie leiten, und schwächte seine Gesundheit. In dieser Zeit schrieb er, blos um sein Herz auszuschütten, ein prosaisches Stük: Der Tempel des Glüks. Dies ward die Quelle alles seines nachherigen Ruhms. Er zeigte den Aufsaz einigen seiner Freunde; wodurch er in Professor Snedorfs Hände kam, der ihn bewog, ihn der Geselschaft der schönen Wissenschaften zu senden, und diese krönte sein Werk. Aber dies war der geringste Vortheil für ihn. Weit wichtiger ward ihm die Bekantschaft des izigen Herrn Geheimenraths Carstens, die ihm dasselbe verschafte. Dieser eifrige und weise Freund der Musen schenkte ihm seine Freundschaft, die er bis ans Ende seines Lebens ununterbrochen zu erhalten so glüklich war. Durch seine weise Kritik, seinen Rath, seinen Schuz bildete sich Ewald zu dem Manne aus, der er in der Folge der Zeit ward. Oft und freudig hat er es bekant, wie unendlich viel er diesem verehrungswürdigen Manne danken müsse, und daß Carstens

stens eben so viel Antheil an seinen Werken habe, als er selbst.

Bis izt wußte Ewald noch nicht, daß er Dichter wäre. Er hatte zwar allerlei Gelegenheitsverse gemacht: aber er war weit davon entfernt irgend einen Anspruch auf Dichtertalent zu machen. Im Jahr 1766. starb Friedrich der fünfte. Kapelmeister Scheibe erhielt vom Hofe den Auftrag, eine Trauerkantate zu komponiren, und die Erlaubniß, sich den Text selbst zu wählen. Dies erfuhr Ewalds Mutter, und überredete ihren Sohn, ein Gedicht auszuarbeiten; er that es, und Scheibe zog es allen andern vor. Mit dem größten Beifal ward es aufgenommen; und Ewald, berauscht von all dem Lobe, hielt sich nun selbst für den größten Dichter, den Dännemark je gehabt habe. Die Geselschaft der schönen Wissenschaften sezte um diese Zeit einen Preis für die beste Ode über eine der göttlichen Eigenschaften aus; Ewald, dem nun nichts zu schwer schien, wählte die Güte Gottes.

Er hatte seinen Plan schon durchgedacht, als er erfuhr, daß einer seiner genauesten Freunde, Benzon, über dasselbe Sujet arbeitete. Mit ihm wolte er nicht zusammentreffen, er veränderte also die Form seines Werks, und, ohne zu wissen, was Ode, was Drama sei, machte er Adam und Eva in Einem Akt, voll Feuer und Schwung, aber ohne Ordnung, ohne Gesez, halb Drama, halb Ode. Seiner Sache gewiß dachte er, obgleich dies nicht verlangt war, doch den höchsten Preis zu gewinnen. Seine Richter sagten ihm, sie fänden viel Genie in seinem Werke, und es könte, wenn es umgearbeitet würde, gut werden; er, der nur der Erste Dichter seines Vaterlandes werden wolte, beschloß, es so lange umzuarbeiten, bis es das volkommenste Werk würde, und nahm es zurük.

Als sein erstes Feuer gedämpft war, erinnerte er sich, daß sein oben genanter Freund ihm gerathen hatte, erst

Dichter

Dichter zu lesen. Er fand, daß er Recht habe, und schwor sich einen heiligen Eid, in zweien Jahren keine Feder ans Papier zu sezen. Mit der genausten Pünktlichkeit hat er sein Versprechen gehalten. Er las nun Corneille, der ihm zuerst in die Hände fiel, und Klopstok. Diese beiden gaben seinem Geschmak eine neue Richtung. Er hielt's für notwendig, Lehrbücher zu lesen; aber versichert, daß es ihm unmöglich war, Batteur auszulesen, und daß er aus keinem, ausser Corneilles Discours, etwas gelernt habe. Von neuem fing er an die Klassiker zu lesen; es währte aber lange, bis er seinen alten Widerwillen gegen sie überwinden und sie mit Lust lesen konte. So verflossen diese zwei Jahr. Nun began er wieder Adam und Eva umzuarbeiten, und erkante, daß alles wahr sei, was seine Freunde ihm von dem ersten Versuche gesagt hatten. Er nennt ihn selbst die ärgste Misgeburt, die ein warmes Herz, eine brausende Einbildungskraft aus einem ganz unwissendem Gehirne hätten ausbrüten können. Fünfviertel Jahr brachte er drauf zu, eh es zum Druk fertig ward. Noch verstand er das Englische nicht, aber Wielands Shakespear und Macphersons Ossian bewogen ihn, es zu lernen; hier öfnete sich ihm eine neue grenzenlose Quelle dichterischer Schäze.

Ewalds folgende Arbeit war Rolf Krage. So wie im ersteren Stük Corneilles und Klopstoks Ton herschte, so ist Rolf ganz nach Ossians Harfe und den Liedern der Skalden gestimt. Er dichtete dies Trauerspiel unter Klopstoks Augen; denn Klopstok kante und liebte ihn, und ehrte sein Genie. Klopstoks Beifall krönte sein Gedicht, und dieser Beifall wird ziemlich alles aufwiegen, was man sonst dawider eingewendet hat.

Während der Zeit, in der Ewald an Rolf Krage arbeitete, überfiel ihn die Krankheit, die ihn zehn Jahre lang bis an seinen Tod marterte. Ich wil es nicht läugnen, daß er nicht selbst Schuld an seinem Unglük gewesen sei.

Seine Leidenschaften waren so heftig, so ausschliessend, daß er sich nur einer Ausschweifung auf einmal ergab, und nur in eine andre verfiel, so bald er der erstern müde ward. Ich kan und darf, so sehr ich meinen Freund liebe, ihn nicht rechtfertigen, aber sehr vieles kan ich zu seiner Entschuldigung anführen. Eine strenge Erziehung, die so sehr selten nüzlich ist, Geringschäzung und Mishandlungen derer, die ihm am meisten hätten sollen zugethan sein, und seiner auf keine Art werth waren, und endlich sein Unglük, daß seine Geliebte ihn verließ, dadurch eine so ungeheure Leere in seiner Seele entstand, daß er sich zerstreuen wolte, und darüber in böse Geselschaften gerieth — O mein Freund, wer fühlt das Loos der Menschlichkeit, ohne zu fühlen, wie sehr leicht wir, und das auf immer, hingerissen werden können, ohne je wieder zurükzukehren, und so gut, so vortreflich zu werden, als Ewald es ward.

Auch war Ewalds Herz nie verderbt; es war nur verwildert. Immer hatte er noch Gefühl für Tugend und Religion. Andre zu verführen kam ihm nie in den Sinn. Er fehlte aus Leichtsinn. Nie, das darf ich zuversichtlich behaupten, nie hatte er niedrige Absichten, sehr oft edle, aber sein brausendes Herz erlaubte ihm nicht, mit Klugheit und Vorsichtigkeit zu Werk zu gehn. Daher komts, daß er viele Handlungen beging, die man äusserst getadelt hat, und deren einzige Triebfeder Wohlthätigkeit und Großmut waren.

Klopstok liebte und schäzte ihn. Ein Beweis davon ist, daß er ihn dem Grafen Bernstorf zu einer Reise nach Schottland vorschlug, auf der er besonders Ossians Gedichte sammeln und untersuchen solte. Er hatte schon angefangen Hersisch zu lernen, als ein unglüklicher Sturz mit dem Pferde gegen einen Stamm seinen schon sehr geschwächten Körper gänzlich in Unordnung brachte. Seine Krankheit bestand in der heftigsten Gicht; sie verkürzte die Nerven seines Halses und Nakkens, daß er seitdem Kopf und Rükken immer gebogen halten mußte. Die Schmer-

zen fielen ihn im Anfang wütend an, nahmen dann immer wechselsweise ab und zu, ohne sich doch jemals ganz zu legen. Doch konte er in den ersten 7 Jahren noch ziemlich gut gehen, und war selten so krank, daß er das Bett hüten mußte.

Bei allen seinen Leiden verliessen ihn sein Wiz und seine Munterkeit nicht. Er suchte sich aufzuheitern, und schrieb einige kleine Stükke fürs Theater, die zum Theil Beziehung auf Stadtbegebenheiten hatten und voll der feinsten Laune und des schärfsten Salzes sind. In dieser Zeit übersezte er Pfeffels Philemon und Baucis; verbesserte aber das Stük so sehr, daß es beinahe ganz sein eignes Werk geworden ist.

Sein Stiefvater, ein Flachshändler, war schon gestorben, und seine Mutter, die ihn noch immer verkante, dingte ihn in Rungsted, einer überaus angenehmen Gegend, zwischen Kopenhagen und Helsignör, die der Gräfin Stolberg gehörte, in die Kost. Hier ward er sehr gut behandelt, da er mit guten Leuten zu thun hatte; auch liessen seine Schmerzen ihm Musse zur Arbeit, und hier dichtete er sein Meisterstük, Balders Tod, mit vielen kleinen Sachen, unter denen die Ode Rungsteds Glükseligkeit den Preis verdient. Als seine Wirtin gestorben war, machten es einige Vorfälle nötig, daß er von Rungsted nach Soebeks Huus, einem Dörfchen nahe bei Helsignör, gebracht ward. Aber hier fehlte es ihm an Pflege und jedem Bedürfniß. Dies, die Härte seiner Wirte und seine Krankheit, die ihn wieder heftig überfiel, hätten ihn bald getödtet, wenn nicht, durch einen glüklichen Zufal, sein alter Freund, der Kammerherr von Moltke, sein Retter geworden wäre. Er hielt sich in der Nähe auf, erfuhr es von Ungefähr, daß Ewald ihm so nahe sei, eilte zu ihm, erleichterte sein Elend, und brachte es, mit Hülfe des Herrn Geheimenraths Carstens und Herrn Doktor Schönheider, bald so weit, daß der Unglükliche im Herbst 1777. nach Kopenhagen zurük kam. Mit

off=

offnen Armen empfingen ihn seine Freunde. Die merkliche Verbesserung seines Zustandes, seine gute Wartung, die Freude, sich von seinen Freunden so geliebt zu sehn, und die mütterliche Zärtlichkeit seiner Wirtin, der Mad. Skow, erhielten sein Leben noch viertehalb Jahre.

Er erhielt vom Könige eine Pension von 100 Thalern. Diese war ihm aber nicht hinreichend, er war genötigt, sich durch Gelegenheitsgedichte einen Theil seines Unterhalts zu verdienen, bis die Einkünfte von der Vorstellung seiner Schauspiele, welche der Hof ihm zweimal bewilligte, und die Ausgabe seiner Schriften ihn ausser Gefahr sezten, Mangel zu leiden.

In den Jahren 1778. und 79. schrieb er sein leztes Schauspiel: Die Fischer, welches durch das Kieler Litteraturjournal in Deutschland bekant ist. Kaum hatte er dies geendigt, als er den Plan zu einem neuen Hamlet machte und das Werk anfing, das ihn bis zu seinem Tode beschäftigte, aber unvollendet blieb.

Seine Krankheit schien im Anfang seines Aufenthalts in Kopenhagen nachzulassen, und man hatte sogar Hofnung, ihn gänzlich herzustellen; aber die verschwand bald, und seine Schmerzen kamen mit neuer Heftigkeit wieder. Die Gicht wütete besonders in seiner rechten Seite, so daß seine rechte Hand oft nicht fähig war, die Feder zu halten. Er konte also nur in den Zwischenzeiten schreiben, welche seine Krankheit ihm erlaubte. Mit Gewißheit kan ich sagen, daß ihn die unangenehmen Empfindungen nie gänzlich verlassen haben: denn jede Bewegung auf dem Stul oder im Bette schmerzte ihn; aber die Länge der Zeit machte ihn mit den Leiden so vertraut, und härtete ihn so ab, daß er ihrer nicht achtete, und alle seine Heiterkeit und Laune behielt. Sie mußten äusserst heftig sein, wenn man es ihm anmerken konte, daß er litte, und nur in der lezten Zeit seines Lebens, als die Krankheit täglich wuchs, und seine Kräfte täglich abnahmen, hörte man ihn klagen. Er las die ganze Nacht,

weil er nicht schlafen konte, und schlummerte nur gegen Morgen. Zulezt ward er so schwach, und vom langen Liegen so empfindlich, daß er sich selbst nicht im Bette umwenden konte, sondern von andern gehoben werden mußte: und hiebei waren seine Schmerzen immer unsäglich. Mit der Gicht verbanden sich zugleich innerliche Beklemmungen, die in Brustwassersucht auszuarten schienen. In seinen lezten Monaten schafte ihm der Zufluß des Wassers zu den Füssen einige Erleichterung, aber auch die schwand. Die Beklemmungen nahmen zu, und seine Auflösung nahte mit grossen Schritten. Wenig Menschen haben ausgestanden, was er, aber seine Heiterkeit verließ ihn nicht und sein Auge blikte Liebe, wenn sein Mund nicht reden konte.

Er hätte vorher immer den Tod gefürchtet, endlich überwältigte sein Elend die Liebe zum Leben. Flehentlich betete er um Befreiung von seinen Leiden, und sein Gebet ward erhört. Den Tag seines Todes hörten seine Schmerzen auf: er lag ruhig, und lispelte die Gebete nach, die sein Freund Schönheider ihm vorsagte, kante seine Freunde und schlummerte sanft hin. Er starb den 17. Merz 1781. in seinem 38. Jahre.

Wer Ewald gekant hat, wird sich immer mit Freuden seiner Freundschaft erinnern. Sein edles, menschenfreundliches Herz, das Lust und Frölichkeit um sich zu verbreiten suchte, sein froher Wiz, der nie durch seine Schärfe beleidigte, seine Offenherzigkeit mußten ihm eines jeden Liebe gewinnen, der ihn sah. Wenn wir um seinen Lehnstul oder um sein Bett herum sassen, wie erheiterte sich sein Geist, wie theilte er jede Freude mit uns! Er erzälte uns Geschichten seiner Jugend, und vergaß beinahe selbst seiner Schmerzen. Mit Freundschaft hörte und beurteilte er die Aufsäze, die seine Freunde ihm vorlasen, sprach mit ihnen über die Ausbesserung, aber nie machte er irgend eine Prätension auf Infallibilität, und gab gerne nach, so bald er überzeugt war. Er selbst nahm gern

Kri=

Kritik über seine eigne Arbeiten an, war sehr mittheilend, und las seinen Freunden seine Gedichte vor, wie er sie ausarbeitete.

Ohne Plato je gelesen zu haben dachte er über die Würde der Poesie völlig wie er. „Nie, „ sagt er, „hätte ich mich der Poesie widmen können, wenn ich sie nur für einen Zeitvertreib gehalten hätte. Es wird immer meinem Herzen unbegreiflich sein, wie es Menschen geben kan, ja selbst einsichtvolle und gute Menschen, und, der Himmel verzeih's ihnen! selbst Dichter, die die edelste unter den Künsten auf einen so geringen, so niedrigen Zwek einschränken können. Nun will ich das sagen, von dem ich überzeugt bin; daß die Poesie blos den Sterblichen anvertraut ward, um sie die Wunder und das Lob Gottes zu lehren, zu hohen Tugenden zu entflammen, grosse und nachahmungswürdige Handlungen zu bewahren, mit einem Wort, die wahrsten, reinsten, stärksten Funken des Himmels über die Menschen auszustreun. Weh den Verachtungswürdigen, die sie je zu etwas anderem gemisbraucht haben!„ So dacht er, so handelte er. Froh sagte er in den lezten Tagen seines Lebens, daß er nie seine Harfe entweiht habe, daß nie ein unmoralisches, schädliches Gedicht aus seinem Herzen geflossen sei.

Um Nuzen zu stiften, dichtete Ewald. Er hatte die Idee, auch den gemeinen Mann durch Volkslieder zu unterweisen. Einige solche sind in seinen Fischern. Auch ließ er einen Gesang fürs Volk über den Selbstmord, der einige Zeitlang sehr häufig ward, drukken; aber seine Krankheit verhinderte ihn weiter, sein Vorhaben auszuführen.

Er las beständig Deutsch, Französisch und Englisch mit Fertigkeit. Besonders hatte er viel neue Litteratur. Klopstok, Wieland und Shakespear waren seine liebsten Dichter. Er konte nicht so fertig Griechisch, um Homer mit Nuzen im Original zu lesen; aber er hatte ihn in allen Uebersezungen gelesen. Seine lezte Arbeit war, die Ilias

im Griechischen zu lesen; aber er kam nicht weit, da er kurz nachher starb. Noch die Nacht vor seinem Tode las er im 6sten Gesange vom Messias, und starb mit dem Buch auf seinem Bette.

In seiner Jugend ist er sehr schön gewesen. Seine grossen himmelblauen Augen stralten Geist und Milde. Grazie war über sein Gesicht verbreitet, so sehr auch der Leidende darin zu sehn war. Clemens und Kleve haben ihn in Kupfer gestochen, der lezte zu sehr idealisirt; und nach seinem Tode hat Professor Stanley seine Büste in Gips überaus ähnlich modelliert.

Seine Mutter lebt noch. Sein älterer Bruder starb in Westindien, und sein jüngerer ist Husarenoffizier.

F. M.

Ode.

Mit niedergesenktem Haupt, düster sein Flammenblik,
Schwebte mir des Gesangs Adler vorbei!
Nicht der Stürmende mehr! Langsam scholl
Langsam und dumpf, wie des Tods Getös in der Schlacht,
Seiner Fittige Klang!

Ha er forschte nach Ihm, welchen die Erde dekt!
Der einst „eile!„ dem Himlischen rief! ihm aus der Sterne Bahn
Nieder zu schweben gebot, zurük mit magischer Hand
Den Wildaufstrebenden hielt, bis er endlich, gelöst,
Den holden Banden sich im Jubel entschwang.

Sehnend stieg er nun und ungerufen
Zu seinem Geliebten herab;
Er fand den Geliebten nicht mehr.

Langsamer noch schwebt er zum Grabe des Todten;
Und von dannen wieder empor,
Tönend Trauergesang im leuchtendem Flug.

Ich

Ich vernahm den Gesang, hörte, wie fern her schallt
Stürzender Ströme Getös, des Unsterblichen Lied,
Als er entgegen der Sonne sich schwang.

„Dein Gesang ist verstumt! im Grabe liegt sie zerbrochen,
Deine Leier! die himlische Leier zerbrochen im Staube!
Sänger der Almacht! des Vaterlands Sänger,
Ewald! schlummerst du?

Wer ruft gleich dir mich herab aus der Sterne Reihe?
Daß der flammende Zorn, mit dem ich hinunter mich schwang,
Vor deinem Lied, wie Morgenthau
Vor der Sonne güldnem Geschoß, erlosch?
Wer steigt von deines Volkes Söhnen
Empor mit mir, wie du,
Nicht fürchtend der Sonnenrosse schnaubende Glut,
Orions Zürnen nicht, und der Hyder eröfneten Schlund!

Wer fesselt, wie du, mit des Lieds Harmonie
An Rosenketten die Herzen des Volks?
Und leitet im heiligem Sange der Unschuld
Empor sie zu dem, der des Lieds
Fülle den Söhnen der Endlichkeit gab?

Weine, weine, wer den Gesang,
Den himlischen liebt! daß im Grab
Ewalds Gesang den Erdegebornen verstumt!„
Klagte der Adler, steigend empor, und verschwand.

Melpomene bei Ewalds Urne.

Der du hier im stillen Haine,
Schatten meines Dichters, weilst,
Siehe, wie ich trostlos weine,
Daß du mir so früh enteilst!

Unter deines Volkes Söhnen
Thatst du mir allein genug!
Fliesset häufig, meine Thränen,
Fließt auf seinen Aschenkrug!

Mächtig schallte deine Leier,
Rein und edel ihr Gesang.
Majestät und Licht und Feuer
Strömt' herab, wenn sie erklang.
Du begeistertest die Herzen
Für dein Volk und Vaterland!
Jeder fühlte Lust und Schmerzen,
Wie mein Dichter sie empfand.

Heilig waren deine Lieder!
Unschuld, Lieb' und Sittsamkeit
Bliksten nie errötend nieder,
Wurden nie von dir entweiht;
Jeden Reiz der frommen Tugend
Sangest du in jede Brust,
Und das Alter und die Jugend
Hörten dich mit gleicher Lust.

Wenn durch hoher Weisheit Lehren
Du des Irthums Macht bezwangst,
Wenn du in erhabnen Chören
Edler Dänen Thaten sangst,
Wenn im Ausdruk sanfter Schmerzen
Sich dein Saitenspiel ergoß,
O, wie warst du Allen Herzen
Dann so einzig und so groß!

Klag, o Bühne, klagt, ihr Musen!
Klag um ihn, o Vaterland!
Klag um ihn, wer je im Busen
Dichterlieb' und Glut empfand!

Euer

Euer Liebling war der Sänger,
Euer Stolz und Ruhm war Er!
Klaget laut, und klaget bänger,
Ewald, Ewald ist nicht mehr!

Der du hier im stillen Haine,
Schatten meines Ewald, weilst;
Siehe, wie ich trostlos weine,
Daß du mir so früh enteilst!
Ewig ehren Nordens Söhne
Deiner Lieder hohen Flug!
Dieser Lorberkranz bekröne,
Theurer, deinen Aschenkrug!

Elegie an Ewalds Freunde.

Er hat überwunden! Weinet Thränen des Dankes,
Daß im kühlenden Grab' unser Geliebter nun ruht!
O, wie ist ihm so wohl in des stillen Grabes Umschattung!
Wie so süß ihm die Ruh nach dem mühsamen Streit!
Brüder, ihr saht ihn leiden, ihr saht des Duldenden Thränen,
Hörtet der Klagen Ruf, welche der Schmerz ihm entzwang!
Wie die Aehre, vom Sturm gebrochen, endlich, nach langem
Schmachten, ihr welkendes Haupt nieder zur Erde neigt:
So sank unser Geliebter hinab in die Arme des Todes!
Ausgeduldet hat er! Weinet Thränen des Danks!

Glaubend hoft' er auf Gott! und flehte zu ihm, der dem Tode
Hin sich gab, um Geduld, und um himlischen Trost!
Ihm ist worden himlischer Trost aus der Fülle des Heiles!
Ihn hat Gott erhört, hat ihm Ruhe geschenkt!
Sie sind alle gezählt, die Jahre der angstvollen Leiden!
Jeder quälende Tag, jede schlaflose Nacht!
Nun vergilt sie ihm Gott mit überströmender Wonne!
Ueberwunden hat er! Nun ist die Herrlichkeit sein!

O Geliebter, wir weinen nicht länger Thränen der Wehmut!
Thränen der Dankbarkeit jezt, daß geduldet du hast!
Theurer! vergiß uns nicht in deiner Wonne Behausung!
Asche sind wir und Staub: Du der Genosse des Lichts!
Bring uns Trost und Freude herab auf duftenden Wolken;
Ahndung der Ewigkeit uns, heiliges stilles Gefühl
Deiner Wonne, mit der des Lebens Vater dir lohnet!
Laß, wenn du uns umschwebst, uns des Unsterblichen Wehn,
Uns den süssen Gesang der göttlichen Leier vernehmen,
Daß wir deiner uns freun, deines himlischen Heils,
Und des Tages, an dem du unsrer Umarmung entgegen
Eilend, empor uns führst, anzubeten vor Gott!

4.

Schreiben an den Herausgeber des D. Museums.

Paris, den 10. Jän. 1781.

Mein Herr!

Vor 23. Jahren lernte ich zuerst, als Fähndrich bei der Armee des Prinzen von Soubise, ihre Nation kennen. Die viele braven Leute, die ich in meinen verschiedenen Garnisonen antraf, machten mir ihren Charakter werth, und erregten, mehr als die Notwendigkeit des Kriegs, in mir die Begierde, Ihre Sprache zu lernen. Ich fand grosse Schwierigkeiten in meinem Wege; allein ich lies mich nicht abschrecken. Ich konte ein wenig lallen, als ich in Kassel bei einem angesehnen Kaufmann ins Quartier kam. Meine Jugend, das Vorurtheil, das der Name Feind und Franzose um uns her verbreitete, hinderten meinen Wirt nicht, mir sehr freundlich zu begegnen. Er hatte eine liebenswürdige Frau und eine noch ledige Schwägerin, ein allerliebstes Mädgen, wie man damals zu sagen pflegte;

te; izt würde ihr Geschichtschreiber ihr einen Titel aus einer höhern Region beilegen. Lottchen, so hies sie, begegnete mir einmal auf der Treppe. „Guten Tag, meine Jungfer!„ sagte ich zu ihr, mit einer gelehrten Mine. „Ich bin Ihre Jungfer nicht„ erwiederte sie, und schnurrte hönisch an mir vorbei. Das Ding verdroß mich; ich glaubte recht gesprochen zu haben, weil ich richtig übersezt hatte. Ich ging durch das Gewölbe, wo ich den Kaufmann und seine Gattin antraf. Wie leben sie, meine Frau, fragte ich diese? Sie errötete und ihr Mann sagte mir lachend: „mit Erlaubniß, sie ist nur meine Frau.„ Nun erriet ich, wo mein Fehler stak und nahm mir vor, ihn das nächstemal wieder gut zu machen. Als ich nach Hause kam, erblikte mich Lottchen unter der Thüre und lief, was sie konte, zurük. „Ei, Jungfer, Jungfer„ rief ich, und nun ward sie im Ernste böse. „Meint Er denn, brumte sie schnippisch, ich sei gar seine Magd!„ Ich verfolgte sie in die Stube. Frau, sagte ich zu ihrer Schwester; wer ist . . . Magd? Eine alte Haushälterin die zugegen war, kam auf mich zu und fragte mich, was ich verlangte? Sie nicht Frau, stammelte ich, hier ist sie; ich wies auf ihre Gebieterin. Ei Herr, sagte die Alte, das ist die Madame. — Meine Wirtin lachte, und bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß man zu einer angesehnen Frau Madame, und zu ihrer ledigen Schwester Mademoiselle sagen müßte. Wir machten Friede und ich versprach, hinfort den Wohlstand nicht mehr zu verlezen. — In Götttingen und Münden fand ich Gelegenheit, meine Sprachkentniß zu erweitern, so daß ich in meinem lezten Jahre zu Frankfurt mich ganz verständlich ausdrükken konte. Ich nahm die damaligen besten Autoren mit mir in mein Vaterland; es waren: Gellerts, Rabners, Geßners, Hagedorns, Lessings, Hallers und Klopstoks Schriften; nebst Cramers Fortsezung der bossuetschen Geschichte; denn ob ich gleich erst neulich in einer deutschen Reisebeschreibung nach Frankreich gelesen

 habe,

habe, daß wir ausser Mr. Gosché nur die drei erstgenannten Schriftsteller kennen, so kan ich Sie doch versichern, daß viele meiner Kameraden in ihrer Lektür weiter gekommen sind. Freilich bedauerten wir, so wenig gute Prosaisten, besonders Geschichtschreiber, bei Ihrer Nazion zu finden: allein da ich seitdem meine deutsche Bibliothek alle Jahre mit ein Paar Duzend Bänden vermehrt habe, so bekam ich nachher Gelegenheit, dieses Vorurtheil abzulegen. Ich gestehe Ihnen aber gern, daß mir mein straßburger Buchhändler sehr oft, besonders seit einigen Jahren, Schriften zuschikte, die ich voll Unwillen hinter die Thüre warf. Es scheint, dachte ich oft, die Deutschen wollen nicht haben, daß wir etwas anders lesen sollen, als was vor 20 Jahren bei ihnen heraus kam, so ungezogen, (erlauben Sie mir diesen Ausdruk) fahren ihre neuern Skribenten über uns arme Franzosen her, und das gerade in dem Zeitpunkte, da wir anfangen, ihnen Gerechtigkeit zu erweisen. — Auch Ihr Museum, mein Herr, verdient diesen Vorwurf, und wenn die unbescheidenen Deklamazionen, die ich oft gegen meine Landsleute darin antreffe, das sind, was Sie seit einigen Jahren Deutschheit nennen, so muß ich bekennen, daß der Doktorhut der deutschen Originalität ohne vielen Schweiß zu erwerben sei. Nicht nur unsere Schriftsteller, einen oder zween ausgenommen, denen man noch Quartier gibt, werden für Stümper erklärt, welche nicht wert sind, dem geringsten ihrer Barden die Schuhriemen zu lösen, (obwol sich unter diesen manche befinden mögen, die eines solchen Dienstes nicht bedürfen) sondern die ganze Nazion, die man gewiß nicht auf einer Spazierreise, und am wenigsten in der Hauptstadt kennen lernt, wird von ihnen als eine schnöde, niederträchtige, mit Feigwarzen und Schandflekken bedekte Sklavin an den Pranger gestelt, und zum Beweise der Verachtung, die sie verdient und schon lange verdient hat, wurde neulich gar ein Register französischer Wörter bekant gemacht, die in einigen Ekken Deutschlands,

be=

besonders in Niedersachsen, eine verächtliche Bedeutung bekommen haben. *) Ob die Ableitung dieser Wörter immer richtig sei, kan ich nicht entscheiden, ob mich gleich einige, wie Dämeln, Mänchen, Possen, Bursche, von *dam, maniere, poesie, bourgeoise* u. s. w., an das Querlequitsch ihres Rabeners erinnert haben, daß aber alle die philosophischen Folgen daraus fliessen, die der Verfasser des Aufsazes daraus hergeleitet hat, scheint mir noch grössern Zweifeln unterworfen zu sein. Fremde Wörter und fremde Trachten haben für das gemeine Volk aller Länder etwas auffallendes, und werden sie mit einer gewissen Eitelkeit affischirt, (vergeben Sie mir dieses undeutsche Wort) so bezeichnen sie den, der sie gebraucht, mit dem Stempel des Lächerlichen. Oft aber wischt dieses Brandmal sich von selbst aus, so bald Wort und Tracht zur herschenden Mode werden. Die erste deutsche Jungfer, die sich Mademoiselle und die erste Frau, die sich Madame heissen liessen, waren gewiß ein paar Thörinnen. Allein, was können wir dafür, daß der Gebrauch über die Thorheit gesiegt hat? Zwar ist es nicht die Schuld ihres Korrespondenten, daß nicht in ganz Germanien jedes Bürgermädgen ein Fräulein, und jedes ehrbare Weib eine gestrenge Frau gescholten wird, wie ich dieses vor einigen Jahren in Wien bemerkt zu haben glaube. Doch da hörte ich auch einen Kaufmansdiener der mit mir reiste, überal Ihro Gnaden nennen. Dieser Gebrauch, den ich in ganz Oesterreich und in einem Theil von Baiern bemerkte, ist eben kein Beweis für den edlen Stolz und Herrnsinn der Enkel Teuts, und ich kan Ihnen zuschwören, daß in meinem Vaterland einem General, einem Herzog, in Gasthöfen und Kaufladen für eine Handvol Louisd'or nicht halb so viel tiefe Unterthänigkeit bezeigt wird, als mir auf dieser Reise um ein Paar Thaler, nicht nur un-

ter-

*) D. Mus. Jun. 1780. S. 581. III.

terwegs, sondern selbst in einigen deutschen Residenzen, erwiesen worden.

Das ritterliche Beiwort galant hat auch bei uns eben die Prostitution erlitten, wie bei Ihnen die Titel: Hochedelgebohrner, Ehrenvester, Großachtbarer, und das viel Ehr und tugendsame Jungfrau, das ich sogar von der Kanzel herunter manchen Bräuten beilegen hörte, welche wechselsweise die Maitressen der französischen und englischen Offiziere gewesen waren. Beiläufig muß ich hier Ihren Sprachforscher versichern, daß dieses leztere Wort, seitdem es seine wahre Bedeutung verloren hat, in Frankreich eben so wenig ein Ehrentitel ist, als in Deutschland. — Ob tändeln von Tante herkömt, weiß ich nicht; ich glaubte bisher meinem Sprachmeister, der es von Tand (Babiole, Colifichet) herleitete. So viel wird mir wenigstens ihr deutscher Mann zugestehn, daß es sich besser mit den Nichten, als mit den Muhmen tändeln läßt. — Wenn ich nicht ein Feind alles Nazionalhasses wäre, so würde ich seiner Liste von französischdeutschen Schmachwörtern eine von deutschfranzösischen entgegen stellen, wodurch die Verachtung der Franzosen gegen die Deutschen erprobt werden könte. — Nur ein paar Beispiele . . . . Ihrem Worte Herr ist es bei uns nicht besser ergangen, als unserm *Monsieur* in Deutschland: un pauvre Hére, bedeutet einen armen Schlukker, wie Ihnen jedes Dictionnaire sagen kan. Wir haben kein Nazionalwort für saufen; diesem Mangel abzuhelfen haben wir eins bei den Deutschen geborgt; allein was Ihren Sprachphilosophen ein bisgen dämisch machen muß, so sagen wir nicht soffer, sondern blos trinquer, weil boire comme un Allemand schon an sich einen starken Superlativ bezeichnet, und vermutlich heißt eben deswegen *une querelle d'Allemand* ein dummer Streit, wie ein Berauschter ihn vom Zaune bricht. — Doch ich will kein Pasquill, sondern eine Schuzrede schreiben; also nur noch etwas von unserer Sklaverei. —

In der Schlacht bei Minden ward ich verwundet und gefangen. Ich mußte mich einige Wochen in dem Lager Ihres grossen Ferdinands aufhalten, und erstaunte über die Verachtung, womit die englischen Offiziere von ihren deutschen Bundsgenossen sprachen, indeß, daß sie mir und meinen Kameraden auf die edelste Art begegneten. Als ich wieder ausgehen konte, baten sie mich zu Gaste, — nicht Ein Deutscher war mit an der Tafel. Dieses gab mir einen natürlichen Anlaß, nach der Ursache einer Gleichgültigkeit zu fragen, die ich nicht begreifen konte: Es sind Knechte, bekam ich zur Antwort, die in unserm Lohn und Brode stehn. In Amerika, heißt es, werden izt die braven Deutschen von den Britten nur alzu oft mit keinem günstigern Auge betrachtet, und in mehr als einem englischen Pamphlet habe ich ähnliche Urtheile gelesen. Solten sie so algemein sein, als sie es scheinen, so wäre dieses eine zu grausame Rache, welche die Britten für das ihnen aufgezwungene futurum Shall, (das doch auch die Holländer haben) an ihren alten Eroberern ausüben, und ein unverzeihlicher Undank für die liebe Anglomanie, welche seit 20 Jahren die schnöde Gallomanie aus mancher deutschen Provinz verjagt hat. Nicht wahr, mein Herr, diese Sarkasmen der Britten über die Deutschen sind ungerecht; allein — sind die Sarkasmen der Deutschen über uns Franzosen wol gerechter? —

Was ist Freiheit? — Das mögen Ihre Politiker ausmachen. Ich begnüge mich, Thatsachen mit Thatsachen zu vergleichen.

Von der Kirchenfreiheit wil ich nicht reden. — Ich habe viele und grosse Staaten in Deutschland gesehn, wo man uns, ohne zu erröten, von dieser Seite keine Vorwürfe machen könte. — Gibt es doch in Nordamerika Emigranten aus Deutschland, wie es in Deutschland französische Emigranten gibt, und die meisten der dortigen Kolonien haben ihre Gründung sogar brittischen Emigranten zu danken.

Wir

Wir haben, wie alle Monarchien und Baronien, unsere Tirannen gehabt; allein diese Tirannen haben sehr oft fremde Henker dingen müssen, weil sie keine inländische finden konten. Unsere natürliche Insubordination, die man uns so oft vorwirft, und unsre einheimische Nazionalehre, die keine Richelieus und keine Maupeoux erstikken konten, schüzen uns, so gut als Reichsgeseze, gegen die Uebermacht des Despotismus.

Unsere Parlamente, welche das Recht haben und ausüben, gegen die Misbräuche der höchsten Gewalt wiederholte Vorstellungen zu machen; sie, welche kein Gesez anerkennen, das nicht zuvor in ihre Protokolle eingetragen worden, haben in alten und neuern Zeiten Beispiele von Standhaftigkeit gegeben, die Sie mir von keiner Ihrer deutschen Regierungen anführen können. Sie liessen sich lieber suspendiren, lieber ins Elend verweisen, lieber ein fremdes Gericht, das von der Nazion angespien ward, auf die Trümmer ihrer Richterstühle sezen, ehe sie wider ihre Ehre und wider die Gerechtsame des Volks handeln wolten. Sie sandten dem König ihren Abschied, ungeachtet die meisten Glieder ihr ganzes Vermögen in ihren Aemtern stekken hatten, und als sie unter seinem Nachfolger, der die Sklaven verschmähte, wieder hergestelt wurden, so wolten sie sich unter keinen andern Bedingungen dazu verstehen, als die ihre hergebrachten Rechte bestätigten.

Ein Souverain von der Grafenbank kan mit seinen Gerichtsbeamten weit despotischer verfahren, als ein König in Frankreich mit den seinigen; er kan sie ohne Ursache von ihren Aemtern werfen. Das kan unser König nicht. Alle Glieder seiner Dikasterien, vom Pariser Oberpräsidenten an, bis zum Arraser Provinzialrathe, sind unabsezlich, es sei denn, daß ihnen nach der Ordnung der Geseze ihr Prozeß gemacht werde. Das kan nur eines Verbrechens halben geschehn, und die Weigerung, Edikte zu protokolliren, gehört nicht unter die Felonien. Diese Gewißheit, mein

mein Herr, macht Männer, verbannet die Fürstenfurcht, sichert die Familien; und — können Sie es glauben, sie beruht grossentheils auf dem Eigenthum der Aemter, auf eben dieser in Deutschland so sehr verspotteten Venalität, welche den Monarchen hindert, die Parlamentsstellen an Schmeichler zu vergeben, den Richtern die Macht läßt, ihren Esprit des corps auf ihre Söhne fortzupflanzen und keinen in ihr Kollegium aufzunehmen, der ihnen nicht ansteht.

Lesen Sie die Vorstellungen unsrer Parlamenter, lesen Sie die Bitschriften der Unterthanen an den König, an seine Minister, an seine Beamten; Sie werden warlich den kriechenden Stil nicht darin finden, welcher so oft die Sprache und den Charakter der freien Deutschen erniedrigt, und in den Edikten unsers Landesherrn, ob sie sich gleich mit den Worten: „tel est notre plaisir„ endigen, ist die Sprache weit minder despotisch, als in den gnädigsten Mandaten Ihrer Wildgrafen und Reichsäbte. — Diese und die meisten hohen und niedern Stände des Reichs haben noch leibeigene Unterthanen. Aus unsrer weiten Monarchie ist die Leibeigenschaft verbant, und selbst ein fremder Sklav wird frei, sobald er unsern Boden betrit.

Unter unsrer ganzen Feldarmee ist nicht ein gezwungener, nicht ein ewiger Soldat, und sogar unsre Landmiliz, die im Frieden nur 14 Tage des Jahrs dient, hat eine achtjährige Kapitulazion, welche heilig gehalten wird. Nach dem Empfange seines Abschieds genießt der Landsoldat einer sechsjährigen Freiheit von allen Bürgerwachen, Frohndiensten und Personalauflagen. Vergleichen Sie, mein Herr, dieses unverfälschte Gemälde mit den Armeen des freien Germaniens, mit jenen gewaltsamen und listigen Menschenkapereien, mit jenen gesezmässigen Familiendezimationen . . . Doch — Sie würden meinen Brief nicht drukken dürfen, wenn ich das Gegenbild ausmalen wolte. Und, was bedarf es der Kopien, wenn man überal

die

die Originale vor Augen sieht. Aber eure Pächter, eure Steuern, eure Bücherzensur, eure Stekbriefe, . . . höre ich Sie sagen.

Unsere Pächter sind keine stolzere, auch keine mächtigere Herren, als Ihre Kammerpräsidenten und Landeinnehmer. Thalia und Pasquin dürfen ihrer ungestraft spotten, und wenn ihre Knechte sich vor ihnen beugen, nun so denke ich, die deutschen Thorschreiber, Korbgukker und Tabakshummeln dürfen ihren Vorgesezten auch keine Nasenstieber geben. O, glauben Sie mir, mein Herr, ich habe Deutschland durchreist, und bin an zwanzig Stadtthoren von Zölnern und Sündern so meisterhaft visitirt worden, daß ich jedesmal vollen Stof hatte, mit Harlekin auszurufen: c'est tout comme chéz nous.

Unsere Steuern — nun die sind stark, vielleicht so stark, als in England, *) stärker, als in verschiedenen deutschen Staaten; aber auch in Ihrem Vaterlande habe ich Bürger und Bauern in Menge angetroffen, die eben so arm sind, als die unsrigen, und nicht wenige, die mehr als wir bezahlen. Es ist mir leid, daß ich diese Beobachtungen grossen Theils in Gegenden gemacht habe, deren Beherscher ich zu sehr verehre, um diese Balance weiter auszuführen.

Unsere Bücherzensur hat freilich schon zu manchem possierlichen Auto da Fé Anlaß gegeben; doch hat man mir in Wien ein Verzeichniß verbotener Bücher gewiesen, darunter bei weitem der gröste Theil bei uns, avec Approbation et Privilége du Roi, gedrukt ist, oder gedrukt werden könte. Uebrigens ist es noch nicht so ganz ausgemacht, ob die Schriften, welche die Religion, den Staat und die Sitten untergraben, einer unbedingten Preßfreiheit

*) Es ist kein gemeines Phänomen, daß in dem jezigen überaus kostspieligen Seekriege die Auflagen in Frankreich noch um keinen Heller vermehrt wurden, und wenigstens um ein Sechstheil geringer sind, als in den Jahren 1760. bis 1763.

heit geniessen solten, da sie oft Grundsäze predigen, welche den, der sie befolgte, in jedem polizirten Lande gerades Weges an den Galgen oder wenigstens ins Zuchthaus bringen würden.

Auf der andern Seite werden Sie mir zugeben, daß unsere Kanzelredner, selbst unter den Augen des Königs, weit freier reden dürfen, als die Ihrigen, und der Schloßprediger am kleinsten deutschen Höfelein würde ohne Gefahr der Gefangenschaft oder der Verweisung seinem hohen Landesherrn die schneidenden Wahrheiten nicht sagen dürfen, die der Bischof von Senez Ludwig dem funfzehnten ungestraft gesagt hat.

Unsere Lettres de cachet sind in den Provinzen beinahe ganz unbekant, und in der Hauptstadt, wo der Verhaft eines einzigen Meuters oft eine Gordonische Szene verhüten kan, sind sie zu einem notwendigen Uebel geworden. Ihr gröster Gegner, der menschenfreundliche Malesherbes, der beim Antritt seines Ministeriums keinen zu unterschreiben gelobte, hat ihrer in weniger als zwei Jahren über hundert ausgefertigt. Sie haben, mein Herr, am Aufruhr von London gesehn, daß eine halbe Million Menschen, worunter ein Viertheil aus den Hefen der Nation besteht, nicht immer nach dem langsamen Gange einer rechtsförmlichen Polizei behandelt werden kan. Die summarische Verhaftnehmung eines einzigen Aufwieglers hat schon mehr als einmal unsre öffentliche Ruhe erhalten, und eine Kabinetsordre, (denn das, und weiter nichts, sind unsere Lettres de cachet *),) die eine hochadeliche Messaline in ein Kloster verbannte, hat schon manchen schändlichen Prozeß à la Kingston in der Geburt erstikt. „Aber diese Briefe werden misbraucht.„ . . Das gestehe ich Ihnen gerne. Allein, gibt es denn nur in Deutschland keine Misbräuche der mittelbaren und unmittelbaren Gewalt? —

Jene

*) S. Ephem. der Menschh. Dezemb. 1780. S. 695.

Jene brausende Sündflut von patriotischen Klagen, kurz- und langweiligen Satiren und schwarzgalligen Anathemen gegen Fürsten und Fürstendiener, die seit einigen Jahren Deutschland überschwemt hat, liefern mir tausend Gründe, das Gegentheil zu vermuten.

Wo ist denn also die deutsche Freiheit zu finden? — Bei Ihren Fürsten und Baronen, die man freilich nicht, wie die unsrigen, vor Gericht fodern kan, wenn ihre Hirsche und Eber die Saaten zerstören? — In einigen ständischen Bezirken, wo die Fürsprecher des Volks noch nicht gewohnt sind, dem Landesherrn ihr Jawort um einen bedungenen Marktpreis zu verkaufen; (ein Vorwurf, den ich an vielen Orten gehört habe, und den man den Ständen unserer Pays d'Etats nicht machen kan, deren mutige Widersprüche zwar oft wenig fruchten, aber ihnen doch immer rühmlich sind,) in einigen wenigen Reichsstädten, wo kein öffentliches oder geheimes Patriziat eingeführt ist, welches mir alle rechtschaffene Männer als die Pest dieser kleinen Republiken beschrieben haben. Nehmen Sie nun, mein Herr, Ihre Landcharte zur Hand; messen Sie die kleinen Einsiedeleien der Freiheit aus, deren täglich weniger werden, und sagen Sie mir dann, ob es nicht eine wahre Mummenschanz, ein kindischer Bardentaumel ist, wenn man alle Messe einige Alphabethe voll Freiheitsgebrülls und hämischer Teutogasconaden in die Welt fliegen läßt. Anfangs lachten wir mit über die läppischen Farcen; endlich aber ging es uns wie den Weisen Ihres Volks; wir wurden es müde, einen ewigen Rundgesang nach einer einzigen Note anzuhören, und riefen mit ihnen: Ohe, iam satis est!

Tretet näher, biedere Germanen! hier sind unsere Hände, — schlagt ein! Unsere Stamväter waren Brüder, warum solten wir's nicht auch sein? Läugnet es nicht, — eure Litteratur hat uns mehr, als Ein Muster, und eure Staatsverfassung hat uns ihr schönstes Grundgesez zu danken.

Ihr

Ihr seid nun groß gewachsen; aber speit der Amme nicht ins Gesicht, an deren Brust ihr als Kinder gesogen habt. — Sonst war edle Bescheidenheit ein Hauptzug eures Charakters; warum wolt ihr nun diese Tugend einem diktatorischen Eigendünkel aufopfern? Nicht also, meine Freunde! — Laßt uns gemeinschaftlich an der Ausbreitung des Lichts, an der Zerstörung der Vorurtheile, an der Vertheidigung der heiligen Rechte der Menschheit arbeiten, die wir, leider! so oft, vielleicht öfter als ihr, gekränkt haben.

Euere Philantropen wollen euch zu Kosmopoliten machen, die wie die Zugvögel überall und nirgends daheim sind; euere Genien wollen euch zu Nazionalegoisten machen, und beweisen euch, daß ihr das erste Volk der Welt seid. — — Werdet keines von beiden, liebe Nachbaren, es kömt nichts dabei heraus. Das lezte waren wir schon, und haben uns dadurch verhaßter gemacht, als durch die Verheerung der Pfalz. — Das erste würden wir vielleicht izt sein, wenn es gewissen Philosophen gelungen wäre, uns zu überreden, daß es in einer Monarchie keine Patrioten geben könne. — Nehmen wir einst diesen Glauben an, werden wir jemals Kosmopoliten — Dann hat unsre Stunde geschlagen; dann, tapfere Germanen, macht euch auf, ziehet zum zweitenmale nach Gallien, und ihr werdet das aus uns machen, was keinem Kapetinger gelingen wird — Sklaven.

Doch, mein Herr, ich halte mich schon zu lange bei der Bestreitung eines Vorurtheils auf, das ich mir nicht schmeicheln darf, besiegen zu können. Dagegen verspreche ich Ihnen, daß ich mich mit keinem Worte vertheidigen werde, wenn auch die ganze Zunft der Misogallier mich anzerren, und mir durch alle Gemeinörter der Geniesprache beweisen solte, daß ich (mit Ihrem Sprachforscher zu reden) französisch gearbeitet habe. Ich bin 2c. 2c.

B. von L.

5.

Ein fast unglaubliches Beispiel der Unmenschlichkeit in Frankreich.

Verschiedene der vornehmsten Herren des Reichs, unter denen ein Graf von S**, ein Herzog von P**, und der ausschweifende Herzog von M** waren, verbanden sich miteinander, das berühmte Geheimniß des Alkahest des Paracelsus zu finden. Sie mietheten sich dahero ein Haus zu Passy, um daselbst ihre Operazionen und Experimente anzustellen, von denen die schreklichste darin bestand, daß sie Menschen noch ganz lebendig secirten, um den Umlauf der Grundfeuchtigkeit des menschlichen Körpers oder der Lymphe zu entdekken. Unter den Instrumenten, die sie dazu gebrauchten, befand sich unter andern auch ein Lehnstuhl mit einer Menge eiserner Springfedern, die von allen Seiten heraus gingen und die Glieder der Unglüklichen dergestalt umfaßten, daß sie weder schreien noch die mindeste Bewegung machen konten, in welchem Zustande man also die schrekliche Sektion mit Bequemlichkeit vornahm.

Diese abscheuliche Sache wurde auf folgende Art entdekt: Eines Sontags Morgens befand sich ein armes Bettelweib unter diesem Skalpet und hörte das Geräusch der Vorübergehenden die aus der Kirche kamen, sie wandte ihre äusserste Gewalt an, um sich loszureissen, welches ihr auch gelang, und sie stürzte sich ganz blutig aus dem Fenster, das Volk riß mit Gewalt die Thüren auf, die Obrigkeit kam hinzu, man bemächtigte sich der Schuldigen, und fand nach angestelter Durchsuchung allein in den Gärten des Hauses über 60 Gebeine der Unglüklichen, welche Opfer dieser Unmenschlichkeit geworden waren, die Zahl derer, welche man noch anderswo gefunden

den zu haben behauptet, ist unglaublich. Weil aber diese Sache grade Leute aus den vornehmsten Familien des Reichs betraf, so suchte man einen öffentlichen Prozeß zu vermeiden. Der Graf S. als der Schuldigste wurde sehr enge eingeschlossen und verschwand, ohne daß man wußte wo er geblieben sei; der Herzog von P. wurde auf ein entferntes Landgut verwiesen, von dem er nie wieder sich in der Welt zu zeigen gewagt hat, und der Herzog von M. wurde als ein Narr betrachtet und eingespert, welches er wegen hundert meistens eben so abscheulicher Handlungen schon sonst verdient hatte.

Diese schrekliche Geschichte sol noch vor wenig Jahren wirklich geschehen und in Paris algemein bekant sein.*

6.

Auszüge aus Briefen.

I.

Gera, den 17. Ostermond 1781.

Mein Weg führte mich eigentlich nicht über Gera; aber ich war neugierig, die Grausen erregenden Ruinen dieses sonst so angenehmen Orts zu sehen. Gott, welch ein Anblik! einzig in seiner Art, aber werth, daß man viele Meilen weit darnach reise und ihn sehe. Je näher ich ihm kam, desto geschwinder schlug mir das Herz. Ich hatte ihn vormals in seinem Wohlstande gesehen, und nun sah ich ihn in Trümmern. Die reizenden Gegenden umher machten einen lebhaften Kontrast dagegen: ein Landschaftsmaler würde hier seine Rechnung finden.

Der fürchterliche Anblik hatte die Traurigkeit meiner Seele, als ich mich nun unter den Ruinen selbst befand,

in Staunen und Schrekken verwandelt. In dem Augenblik empfand ich weder Mitleiden noch Betrübniß über das Schiksal so vieler unglüklicher Einwoner, deren ehemaliger Wohlstand nun verblüht ist, und die sich izt in ihrer unvermeidlichen Dürftigkeit nur durch die Wohlthaten menschlichgesinter Herzen vor Hunger und Blösse schüzen. Ich konte nichts als staunen, wie ich die zertrümmerten Thürme, Kirchen und Gebäude sah, welche vormals dem Feuer zu trozen schienen. Die Häuser scheinen mehr durch ein Erdbeben eingestürzt, als vom Feuer verwüstet zu sein. Von einigen stehen nur noch einzelne hohe Wände, welche alle Augenblikke einzustürzen drohen. Der Schutt ist größtentheils von der Brandstätte weggeschaft. Man baut stark; einige Häuser stehen schon; und man rechnet, daß in diesem Jahre überhaupt auf zweihundert fertig werden sollen. Ich fürchte aber, der gegenwärtige Bau wird zu geschwind betrieben, als daß sich viel gutes davon versprechen liesse, zumal da man größtentheils auf die alten vom Feuer ausgezehrten Mauern baut. Der regierende Graf, Herr Heinrich der dreissigste, hatte einen Plan gemacht, nach welchem die ganze Stadt wieder erbaut werden solte: aber Mangel an dazu erforderlichem Gelde und Mangel an Zuneigung des Volks waren Schuld, daß er nicht ausgeführt werden konte. Jeder wolte auf seine Brandstätte oder gar nicht wieder aufbauen. Manche widersezten sich aus Eigensin, andere aber ihrer Gemächlichkeit wegen, und diese leztern nahmen größtentheils auf ihre tiefen Keller Rüksicht, weil hier jeder Bürger innerhalb der Stadtmauern (einige auch ausser denselben) das Recht hat, Bier zu brauen und zu schenken. Freilich hatte dies alles seine Schwierigkeiten, aber mit ein paarmal hunderttausend Thalern würden sie wahrscheinlicher Weise gehoben worden sein. Zum Unglük ist der Herr des Orts nur Herr von dieser Stadt und den dazu gehörigen Dorfschaften allein, und seine Einkünfte, die nun durch dieses Unglük leicht um zehentau-

tausend Thaler vermindert sein mögen, gestatten ihm nicht, einen solchen Aufwand zu machen, der ihm durch nichts als den Anblik einer regelmässigen und wohlgebauten Stadt wieder ersezt werden würde. Also unterbleibt leider! das rühmliche Vorhaben, die Stadt nach einem vernünftigen ganz neuen Plane zu bauen. Die Fälle sind äusserst selten, wo sich so etwas thun läßt, es müßte denn bei einer ganz neuen Anlage von einer Stadt geschehen: und hi r wäre es möglich wenn nicht Eigensin und Geldmangel es unmöglich machten. Indessen werden doch einige Strassen, besonders die, welche nach dem Schlosse zuführt, regelmässiger und besser gebaut: an andern Orten aber bleiben die Strassen so eng wie sie vorher waren; und das ist wirklich zu bedauern, weil doch wenigstens diesem Uebel ganz hätte abgeholfen werden sollen.

Die Summe der an die Regierung eingeschikten Kollekten beträgt ohngefehr 70000 Rthlr. ausser was von Privatpersonen an Geld, Viktualien und Kleidungsstükken für die unglüklichen Einwoner gleich nach dem Brande zugeschikt worden, wobei sich vorzüglich Leipzig als eine wohlthätige Nachbarin ausgezeichnet hat. So ansehnlich aber auch die Summe der Kollekten ist, so beträgt sie doch kaum 5 Proz. von der Summe des nur beeidigten Verlustes. Die Einwoner sind noch größtentheils in Ronneburg, Weida, und den um Gera herumliegenden Dorfschaften zerstreut. Von Seiten Preussens hat man sich viel Mühe gegeben, sie wegzuziehen; es ist ihm aber nur mit entbehrlichem Gesindel geglükt, an welchem Gera nichts verliert, und das, sobald als Gera wieder gebaut ist, gewiß zurükkomt. Der Churfürst von Sachsen hätte vielleicht gegründete Ansprüche auf sie gehabt, weil Gera eine Kolonie von Weida ist: aber der edelmütige Herr dachte izt nicht an Eroberung neuer Unterthanen, sondern schrieb in seinem Lande für die unglüklichen Abgebranten algemeine Kollekten aus. Der einzige Kaufmann Albrecht hat sich

aus freiem Willen nach Zeiz gewendet, wo er eine Zeugmanufaktur errichtet. Im Preussischen sind die Kollekten für Gera verboten gewesen.

So viel, mein Freund, von diesem trayrigen Orte. Der Tag ist heute so schön, und die herlichen Gegenden umher haben einen so melancholischen Reiz, daß ich wünschte, mich in diesen Gegenden einige Tage aufhalten, und die mit Menschen angefülten Dörfer durchwandern zu können; aber dann wünschte ich auch, daß ich von Haus zu Haus mit vollen Händen eilen, und die Melancholie von den Gesichtern der armen Betrübten vertreiben könte; denn so sehr ich die stille Melancholie in der Natur liebe, so ungern sehe ich sie auf den Gesichtern der Menschen.

Leben Sie wohl; und wo Sie glauben, daß eine warme Schilderung von dem Zustande der armen Bedrängten einigen Eindruk machen kan, da unterlassen Sie es ja nicht ihre Pflicht zu thun.

II.

Manheim, den 29. April 1781.

. . . . Im Februar des Museums von diesem Jahre (S. 141.) werden die Anstalten der Kameralschule zu Lautern gelobt, und Männer erhoben, die jeder, der sie kennt, nicht ohne Ruhm nennet. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen den Mann bekant mache, der die Haupttriebfeder dieser Anstalten war, und daß ich ihm durch Sie ein Denkmaal seze, welches er verdient und vielleicht nie erhalten dürfte, wann ich nicht hier seinen Namen nennete. Es ist der Freiherr von Hauzenberg, Kurpfälz. Oberster bei dem gräfl. Leiningischen Dragonerregimente. Er entwarf den Plan, durchdachte ihn und führte ihn, wiewohl unter Kampf mit vielen Vorurteilen, mutig aus. Durch weise Oekonomie hat er sich ein beträchtliches Vermögen erworben, und er war froh, eine Gelegenheit gefunden zu haben, algemein be-

bekant zu machen, wie auch die Bauern, zwar nicht Vermögen erwerben, denn dafür sorgen die Abgaben, aber doch ihr Land besser bebauen könten. Erst entstand die ökonomische Geselschaft, dann die Siamasmanufaktur, die er durch seine Einsichten und seinen Kredit unterstüzte, und als diese in Blüte stand, erweiterte er seine Anlage bis zur gemeinnüzigen Kameralschule. — —

III.

Basel, den lezten Ostermonds 1781.

Ich muß Ihnen doch von einer Berathschlagung Nachricht geben, womit sich der hiesige Magistrat izt beschäftiget. Sie ist das gegenwärtige Gespräch der Stadt, und jeder niedrige Handwerksmann interessirt sich dafür. Dies muß mir natürlicherweise sehr fremd vorkommen, da ich so etwas bei uns nicht gewohnt bin, wo keinem Einwohner des Landes erlaubt ist, seinen Kopf höher zu tragen, als er sol.

Diese Berathschlagung betrift die Annahme neuer Bürger. Seit 15 oder 16 Jahren hat man, glaub' ich, keine mehr angenommen. Es fanden sich stets so viel Einwendungen von eigennüzigen Leuten und falschen Politikern, daß das Geschäft immer wieder aufgeschoben wurde. Nunmehro hat man es von neuem sehr ernstlich vorgenommen. Einige unterstüzten die Meinung, neue Bürger anzunehmen; andere eiferten aus Leibeskräften dagegen. Endlich schienen wol die erstern durchzudringen; aber es solten so beträchtliche Eintritsgelder vorgeschrieben werden, die fast jedermann abgeschreckt haben würden. Kapitalisten solten 400 Karolins, Kaufleute 300, Gelehrte und Handwerker (wie billig in Eine Klasse zusammengesezt) 100 bezahlen. Jezt ist nun aber die Idee, neue Bürger anzunehmen, wieder dahin abgeändert worden, daß blos diejenigen, welche Bürgerstöchter geheirathet haben, das Bürgerrecht erhalten sollen.

Es ist doch ein närrisch Ding um eine Republik. Die meisten dünken sich da mit ihrem Bischen Souverainität so viel zu sein, daß man ihnen gleich ansieht, sie glauben so viel Verstand zu haben, die ganze Republik allein regieren zu können. Besonders gibt es unter den Handwerkern sehr viel solche politische Kannengiesser; und weil sie beinahe die Hälfte des Raths ausmachen, so kan auch nicht leicht etwas Gescheides durchgesezt werden.

Die Annahme neuer Bürger ist für Basel so notwendig, als die Anwerbung von Truppen für einen Monarchen, der Krieg führen wil. Basel ist eine grosse Handelsstadt; ihr Wohlstand ist groß, ihre Fabriken sind weitläuftig. Je bevölkerter ein solcher Ort ist, desto grössere Vortheile erwachsen ihm daraus. Herr Rathsschreiber Iselin hat das in dem zweiten Stükke seiner Ephemeriden vom vorigen Jahrgange sehr gut aus einander gesezt. Denken Sie, mein Freund, Basel hat nur etwas über 2000 Häuser, und könte, seines grossen Umfangs wegen, wenigstens über 3000 haben. Und die 2000, die es hat, bewohnen nicht mehr als 15000 Seelen, worunter kaum die Hälfte Bürgerseelen sind. Wer nun nicht Bürger ist, kan weder ein Haus, ausser auf eines Bürgers Namen, besizen, noch irgend ein Gewerb treiben. Er ist daher gezwungen, einem Bürger zu dienen. Sie können leicht denken, daß dadurch alle Industrie unter den Bürgern gehindert wird. Die hiesigen Handlungen und Fabriken sind meist mit Fremden besezt. Unter den Handwerkern gibt es viel Meister, die nichts verstehen, aber dem ungeachtet ihr Handwerk unter einem fremden Altgesellen treiben. Ueberhaupt genommen, sol es mit den hiesigen Handwerkern ziemlich schlecht aussehen. Die Söhne der Handwerksleute wissen, daß ihnen ihre Geschäfte nicht entgehen können, weil sich keine Fremden da niederlassen können, und deswegen bemühen sie sich auch nicht, etwas zu lernen. Manche Dinge kan man hier nicht einmal gemacht bekommen, sondern man muß sie in Colmar und Strasburg machen

chen lassen. Auch in der Nähe von Basel, als in Hüningen, Arlsheim, Lerrach, sizen viel geschikte Handwerker, welche zum Theil heimlich, zum Theil öffentlich in die Stadt arbeiten. Ich habe während meines kurzen Aufenthalts einen deutlichen Beweis von der schlechten Arbeit der Handwerker bekommen. Ich hatte ein dünnes artiges Stökchen, welches ich im Tändeln oben am Knopfe zerknikte. Ich ließ das Stökchen wegtragen, und der Aufwärter versicherte mich, daß der Mann, zu dem er es trüge, sehr gut arbeite, und daß ich mit seiner Arbeit zufrieden sein würde. Desto besser, sagte ich, denn ich war dem Stökchen gut. Mein Stökchen kam wieder. Himmel! wie sah das aus! Die erste Bewegung, die es mir verursachte, war ein lautes Lachen: aber der Aerger folgte hinterdrein, als ich für die schöne Arbeit noch obendrein einen Gulden bezahlen mußte. Stellen Sie sich vor, das Stökchen war oben an dem Loche, wo man das Band durchzieht, geknikt; um nun diesen Schaden zu heilen, hatte der geschikte Künstler ein handhohes dikkes, dikkes messingenes Band drum gelegt, welches nun noch dikker aussah, wie der elfenbeinerne Knopf, der drauf war. Durch seine Arbeit mochte der Knopf lokker geworden sein, denn des Nachmittags verlor ich ihn auf einem Spaziergange. Ich kan noch ein andres ähnliches Beispiel anführen. Ich wolte mir ein paar Schuhe machen lassen, und verlangte den geschiktesten Schuster. Dieser ließ mir sagen, er könne mir keine Schuhe machen, er habe genug zu thun, und arbeite nur für seine Kundleute. Ich schikte also zu einem andern, der nach diesem der beste sein solte. Er kam. Zuerst erzälte ich ihm, daß es mir jener abgeschlagen hätte, und fragte ihn nach der Ursache. Er antwortete mir, kein Meister dürfe mehr als zween Gesellen halten, damit er den andern nicht die Arbeit wegnähme. Daraus folgt also, daß die ungeschikten Meister alle privilegirt sind; denn man muß zu ihnen kommen, man mag wollen oder nicht. Dieser mochte weniger zu thun haben; er nahm mir

mir also das Maas, und versprach mir ein paar gute Schuhe zu liefern. Mit der Zeit hielt er ein: aber was waren das für Schuhe! Plumpe, vornen beinahe ganz gerundet, schlechtes dikkes Leder, und das Hinterquartier weit über den Absaz hinaus. Ich zog sie an, weil ich sie nötig hatte; aber sie waren mir obendrein noch zu kurz, und auf den Seiten konte ich ein paar Finger hineinlegen, so schön sassen sie.

Und so sol es wirklich mit den meisten Handwerkern beschaffen sein. Wahrscheinlich wird das nun von Zeit zu Zeit immer schlechter; und was ist anders Schuld daran, als daß man keine neuen Bürger annimt, welches die alten Bürger zu mehrerem Fleisse und zu mehrerer Industrie antreiben würde.

Es that mir lächerlich, als ich hörte, daß man das Eintrittsgeld für den Gelehrten und Handwerker gleich bestimt hatte. Aber es ist zu verzeihen, wenn man weiß, daß die Gelehrten hier eben in keiner grossen Achtung stehen, und daß die Aemter der Universität von den Gelehrten selbst sehr handwerksmässig behandelt werden. Wenn ich es nicht an Ort und Stelle gehört hätte, so würde ich schwerlich geglaubt haben, was ich Ihnen izt sagen wil. So oft eine Professi n erledigt wird, so melden sich gleich sechs, acht und mehr Kandidaten dazu, die aber alle Bürger sein müssen. Der eine ist 16, der andere 20, der dritte 30, der vierte 35, der fünfte 40, und der sechste vielleicht 50 Jahr alt. Der eine ist ein Theolog, der andere ein Jurist, der dritte ein Mediziner, der vierte ein Philosoph, der fünfte ein Mathematiker, der sechste ein Naturkundiger. Die erledigte Profession ist z. B. die Profession der Beredsamkeit. Alle diese sechs Kandidaten müssen nun an bestimten Tagen disputiren und einander opponiren. Wenn das geschehen ist, so werden drei von ihnen ausgewählt, und man sagt, daß es bei der Wahl bisweilen sehr viel auf Protektion ankomme. Die drei Gewählten, welche

z. B.

z. B. diesmal ein Medizíner, ein Mathematikus und ein Naturkundiger wären, müssen nun um die Profession losen. Das Loos trift nun, z. B. wie es einmal wirklich getroffen haben sol, den Mathematikus; und er ist von Stund an Professor der Beredsamkeit, so wie einmal ein Jurist Professor der Mathematik wurde. Diese Einrichtung ist wirklich höchst lächerlich und ungereimt. Sie bringt aber weiter keinen Schaden; denn die Herren Professoren lesen entweder gar nicht, oder sehr wenig. Manche Fakultät sol bisweilen keinen einzigen Zuhörer haben. Theologen sind die meisten und fast die einzigen Studirenden, wenn sie keine Stipendien genössen. Die Zahl der Studenten sol sich izt wirklich nicht viel über dreissig belaufen.

Wenn man an den ehemaligen Zustand dieser Universität denkt, und nun den izigen erwägt, so muß man warlich den Kopf dazu schütteln. Die grössere Anzahl von Universitäten ist daran am wenigsten Schuld, sondern vielmehr der wirkliche Verfal der Gelehrsamkeit, der aus den angeführten lächerlichen Einrichtungen entstanden ist. Solte man nicht fremden Gelehrten Thüre und Thore öfnen, sie mit dem Bürgerrechte beschenken, damit sie kämen und ihre Wohnstätte da aufschlügen? — Ja, umgekehrt; entweder sie sollen bezalen, oder man mag sie lieber gar nicht annehmen. Der Handwerker, der sich um hundert Karolins das Bürgerrecht hätte erkaufen können, würde, wenn er ein geschikter Arbeiter gewesen wäre, sein Kapital immer gut genüzt haben; aber der Gelehrte hätte es hingegeben, um etwa bei sechs erledigten Professionen nach und nach vergeblich zu disputiren, und endlich die siebente vielleicht zu erhalten, welche ihm zwei- oder höchstens vierhundert Gulden eingetragen hätte. — Welche Barbarei, mein Freund, in Rüksicht auf den Zustand der Gelehrsamkeit!

Von den beiden alten Bernoulli kan ich Ihnen, wie Sie wünschten, nichts schreiben, als daß sie für die

Ge-

Gelehrsamkeit so gut als todt sind. Den jüngern Johannes Bernoulli habe ich gesehen. Mit dem Herrn Rathsschreiber Iselin möchte ich gern mehr umgehen, wenn es seine vielen Geschäfte erlaubten. Ich habe ihn nur einige Augenblikke gesehen, und er hat mir sehr wohl gefallen. Er hat eine schwache Gesundheit, und demungeachtet sucht er noch alle seine Kräfte zum Besten seines Vaterlandes und seiner Mitmenschen anzuwenden.

Die Seiten sind vol, und meine Augen fangen an matt zu werden. Erhalte ich morgen keine Briefe, so bleibe ich noch einige Tage hier, und dann schreibe ich Ihnen von hier aus noch einmal. Bekomme ich aber morgen die Briefe, die ich erwarte, so gehe ich auch schon morgen von hier weg.

IV.

Straßburg, den 13. Wonnemonds 1781.

Gestern besuchte ich das Erziehungsinstitut für junge Frauenzimmer, welches die beiden Herren Schweighäuser und Simon, nunmehrige Legationsräthe des Marggrafen von Baden, alhier errichtet haben. Ich habe sie schon in Dessau gekant; und war um so begieriger, sie wieder zu sehen, und ihre neue Anstalt kennen zu lernen. Ich erwartete von den Erziehungstalenten dieser beiden jungen Männer nichts geringes, und ich fand mich auch in meiner Erwartung nicht betrogen. Wer eine Erziehungsanstalt nur nach dem Aeusserlichen beurtheilt, der möchte seine Rechnung hier wol nicht ganz finden. Sie bewohnen bis izt noch ein Haus, welches freilich für die immer grösser werdende Anzahl ihrer Zöglinge nicht mehr hinreichend ist: allein sie sind auch entschlossen, es mit einem geräumigern und bequemern zu vertauschen. Aber das Innre der Anstalt hat mir desto besser gefallen. Die Erziehung selbst ist eine ordentliche Familienerziehung: die lieben Mädchen befinden sich da so wohl, sind so munter, so vergnügt und

so geschäftig, daß ich meine Freude über sie gehabt habe, und mir, wenn ich jünger wäre, wol ein Mädchen zu meiner Frau da erziehen lassen möchte. Sie werden in nötigen und angenehmen Wissenschaften, wie auch in den Künsten unterrichtet, und dennoch im häuslichen Wesen nicht vernachlässiget. Man sucht sie zu rechtschaffenen Weibern und Müttern zu bilden, die alles besizen sollen, was ihr häusliches Glük oder ihr Glük bei der Welt befördern kan. Kurz, dieses Institut scheint mir eines der zwekmässigsten zu sein. Die Zöglinge bestehen theils aus adelichen, theils aus bürgerlichen Mädchen von guten Häusern. Sie haben auch verschiedene junge Schweizerinnen, die sich hier unstreitig besser befinden werden, als in den steifen Pensionsanstalten der französischen Schweiz, welchen dieses Institut mit der Zeit vielen Abbruch thun wird.

Die beiden würdigen Vorsteher beschäftigen sich auch mit Ausarbeitung pädagogischer Schriften, die gewiß den Beifal des Publikums verdienen werden. Sie haben bereits verschiedene drukken lassen, und ich habe mir sie auch gleich gekauft. Die eine ist betitelt: Wieder eine neue Fiebel, oder ein neuer Versuch, die Kinder ohne das Buchstabieren, selbst ohne die Namenkentniß der einzelnen Buchstaben, lesen zu lehren. Die andere: Morgen= Tisch= nnd Abendandachten. Fragment einer Familienliturgie. Die dritte ist ein neuer Orbis pictus, welcher die notwendigsten Kentnisse der Natur und der Künste und Handwerker enthält. Dieses nüzliche Buch, wovon nur noch der erste Theil erschienen, welcher auch französisch zu haben ist, ist eigentlich der Jugend von mitlerm Alter bestimt. Alle drei sind in Basel bei Thurneisen dem jüngern gedrukt.

V.

Genf, den 16. Wonnemonds 1781.

Vorgestern starb alhier ein junger Künstler von grossen Talenten, Franz Schütz, von Frankfurt am Main. Er war

war 1753. geboren, und ein Sohn des berühmten Landschaftsmalers zu Frankfurt, von welchem er auch zur Kunst angeführt wurde. Er zeigte schon frühzeitig viel Talent dazu, und seine Malereien wurden schon vor mehrern Jahren für Malereien des Vaters verkauft. Herr Gedeon Burkardt von Basel lernte ihn in Frankfurt kennen, und that ihm das Anerbieten, mit ihm nach Basel zu kommen, und die Gegenden der Schweiz zu studiren. Er nahm es an, und hielt sich schon über vier Jahre bei ihm auf, binnen welchen er das Glük hatte, einige grosse Reisen durch die Schweiz und in die Lombardei mit ihm zu machen. Auf diesen Reisen und nachher bildete er sich vorzüglich zum grossen Landschaftszeichner; denn das war er noch mehr als Maler: und ich glaube sagen zu dürfen, daß er unter den gegenwärtigen Landschäftszeichnern Epoke macht. Er zeichnete meist mit schwarzer Kreide, bisweilen auch mit Tusch, aber selten. Seine Manier war so kühn und frei, daß sie das wahre Gepräge des Genies trägt. Er wußte die Kreide mit solcher Kraft zu behandeln, daß man glaubte, er habe sie mit etwas anderm versezt. Seine Vorgründe sind oft so schwarz, daß sie unmöglich mit blosser Kreide gemacht zu sein scheinen. Freilich nahm er auch schöne schwarze Kreide dazu: aber seine Behandlung that doch das meiste dabei. Die Gegenden der Schweiz zeichnete er in der wahren grossen Manier, in welcher sie gezeichnet werden müssen, wenn sie nicht allzu viel von ihrer Natur verlieren sollen. Felsen, Hütten, Bäume und Wasser zeichnete er meisterhaft: in den Lüften war er weniger stark; und Figuren zeichnete er fast gar nicht. Daher ist auch in seinen meisten Zeichnungen und Gemälden wenig Staffage zu sehen. Dann und wann geriethen ihm wol ein Paar Figuren; aber das war immer mehr Ohngefehr als Kunst. Er skizzirte nach der Natur sehr geschwind, deutete sich oft nur die Umrisse und die vornehmsten Gegenstände an, und führte die Zeichnung zu Hause aufs genauste aus dem Gedächtnisse aus.

Sein

Sein Gedächtniß war so glüklich, daß er Gegenden, die er vor einigen Jahren gesehen hatte, wenn davon gesprochen wurde, mit seiner schwarzen Kreide so glüklich aus ihm hinschrieb, daß sie jedermann kante, und sich über ihn verwunderte. Sein wirklich grosses Kunstgenie glich aber mehr einer Art von Instinkt: gelehrter Künstler war er nicht. Sein Genie sprach meistens erst durch seine Finger mit ihm. Schade, daß er so viel Künstlerlaunen hatte, und wenig arbeitete. Hätte er mehr Fleiß angewendet, so hätte er in seiner Kunst zu einer noch weit grössern Volkommenheit gelangen können. Er arbeitete wenig, und das Wenige nicht immer con amore: es kam auch bei ihm sehr viel auf den Mann an, für welchen er arbeitete. Seine Gemälde und Zeichnungen ließ er sich schon bei Lebzeiten gut bezalen; ohne Zweifel werden sie nun ziemlich theuer zu stehen kommen, und vorzüglich die leztern, da wenige nur von ihm existiren. Bestellungen hatte er immer bis auf einige Jahre hinaus angenommen: da er aber das Geld nicht schäzte, (er pflegte auch sehr selten welches zu haben, so blieb es auch meist nur beim blossen Versprechen. Und aus diesen Ursachen solte es mancher Samlung wol schwer werden, eine Zeichnung von ihm zu bekommen.

Zur Musik hatte er ebenfals viel Talent. Er spielte eine gute Violine, und besaß die Kunst, sich mit dem Munde zu akkompagniren, als wenn es ein Waldhorn wäre. Ja er trieb es so weit, daß er einmal in einem Konzert, als das Horn fehlte, und doch, weil es obligat war, unentbehrlich zum Stük gehörte, die Noten ergrif, die Musiker spielen hieß, und mit seinem blossen Munde, ohne weiteres Instrument, ganz richtig vom Blatte weg blies. Dergleichen Kunststükke machte er auch auf der Violine und auf dem Baß viele. Er war mit den meisten Virtuosen bekant, und Sie schäzten ihn. Sein Gedächtniß kam ihm, wie in der Kunst, auch in der Musik wohl zu statten. Er durfte eine Passage, die ihm gefiel, nur ein einzigesmal haben spie-

len hören, so spielte er sie nach; ja er behielt oft ganze Rondeau's auswendig. Wenn er des Abends zu Bette gina, so nahm er öfters die Violine mit ins Bette, und spielte sich da noch etwas vor.

Ein drittes Talent muß ich nicht an ihm zu schildern vergessen, nemlich das Talent zu allerhand Arten von Schwänken und Scherzen, die er in einer ganz besondern Manier und mit einer besondern Vorstellungskraft vortrug. In seinen jüngern Jahren hatte er einen Anfal von Gicht gehabt, von welcher ihm einige Verzukkungen geblieben waren, die hernach durch Gewonheit in die lächerlichsten Grimassen ausarteten. Wenn sich Schüz auf der Gasse sehen ließ, so blieb jedermann stehen, und sah ihm nach. Seine Gesichtszüge hatte er ganz in seiner Gewalt: er konte allerlei Gesichter und Masken machen, und besonders sehr natürliche Silengesichter. Auch Nazionalgesichter wußte er nachzuahmen. Täglich brachte er neue Erfindungen zum Lachen hervor, und alles das war Natur an ihm. Wenn er auf seinem Zimmer allein war, und malte oder zeichnete, so glaubte man oft unten auf der Strasse, daß seine Stube mit besoffenen Handwerkspurschen angefült wäre. So konte man auch öfters hören was er machte. Wenn er einen Wasserfal malte, so hörte man ihn rauschen; wenn er an einem Gewitter war, so hörte man es donnern und den Bliz einschlagen; zeichnete er einen Hund, so belte er: kurz, er akkompagnirte sich meist sehr sinlich.

Uebrigens aber waren seine Kentnisse sehr eingeschränkt. Von allem, was ausser diesen Grenzen lag, selbst von seiner Religion, (er war katholisch) hatte er ganz besondere Meinungen und Grundsäze. Von bürgerlichen Einrichtungen und Verhältnissen wußte er gar nichts; die Welt kante er nur, in sofern er von ihr reden hörte; er hatte nie ein Buch gelesen, unterließ aber nicht von diesem oder jenem bisweilen sehr freimütig zu urteilen. Des

Nachts

Nachts konte man ihn ehemals selten dazu bringen, daß er allein schlief, weil er sich gewaltig vor Gespenstern fürchtete: entweder holte er sich einen Schlafkameraden, oder er schlief zu Gaste.

Sein Herz war vortreflich, nur zu schwach. Mit seinem Willen hat er gewiß niemanden beleidiget. Er wurde gleich mit jedem bekant, und sezte die Bekantschaft lange fort, ohne oft den Namen der Person zu wissen. Auch denen, die er weniger liebte, ließ er seine geringere Zuneigung nicht merken. Dies machte, daß ihn jedermann liebte, theils seines guten Herzens, theils aber auch seiner Geschiklichkeiten und lächerlichen Sonderbarkeiten wegen.

Schüz war in jeder Rüksicht Original, und das einzige in seiner Art. Ich getraute mir wenigstens nicht, einen Pendant zu ihm zu finden. Vielleicht wäre er durch alle die Züge seines Geistes und seines Charakters noch interessanter geworden, wenn er nicht zum Unglük in einem Weinlande geboren worden wäre. Er liebte den Wein bis zu einem solchen Grade, daß er dem übermässigen Trinken, welches ihm auf keine Art abzugewöhnen war, seinen Tod zu verdanken hat; denn die Aerzte schlossen, daß seine Eingeweide entweder verfault oder verbrant sein müßten. Schon seit einigen Jahren spie er bisweilen Blut. Jedermann ermahnte ihn, vom Trinken abzulassen, aber es half nichts. Man stelte ihm alle möglichen Folgen davon vor: allein er blieb ruhig darüber. Seit seiner Anwesenheit alhier bei Herrn Burkardt, welcher sich seit einiger Zeit hier aufgehalten hat, klagte er öfters über Schwachheit und Bangigkeit, und warf zuweilen Blut aus. Zween Tage vor seinem Tode bekam er eine starke Ohnmacht, und als er wieder zu sich gekommen war, klagte er über grosse Mattigkeit. Die Aerzte hatten ihn versichert, daß sie ihm nicht helfen könten, und daß er sterben müßte: aber er glaubte es nicht, und ge-

gelobte an, nun nicht mehr so viel zu trinken. Allein seine Schwachheit nahm zu, und er entschlief ganz sanft.

Friede sei mit seiner Asche! Wer ihn gekant hat, wird nicht aufhören sein zu denken, und bei dieser Nachricht seinem Andenken eine Thräne des Mitleidens zu weinen.

VI.

Wien, den 20sten Wonnem. 1781.

.... Hr. v. Retzer war der erste, der es nicht ohne Gefahr mit brittischer Freiheit wagte, die Preßfreiheit zu begehren, die Joseph hernach dem Vaterlande schenkte. Bisher hat diese Freiheit noch nichts sonderliches hervorgebracht, als elende Schriften wider die Rede des Hrn. v. Sonnenfels, und jansenistische Ausfälle wider die noch ziemlich almächtigen Exjesuiten, zu welchen Wurzens Leichenrede auf die verstorbene Kaiserin Gelegenheit gab. Von diesen elenden Schriftchen muß man aber mit Recht ausnehmen über die Begräbnisse Wiens von Schilling und Beiträge zur Schilderung Wiens von Franz, der auch eine ganz lesenswerthe Vertheidigung der Sonnenfelsischen Rede herausgab. Ueber beide Schriftsteller, besonders über den lezten, hat sichtbarlich der Geist des Erasmus geschwebt, Aberglauben und Bigotterie haben gezittert, und mit lezten sterbenden Kräften wider sie sich aufgelehnt. Ohne es zu wollen, war Erasmus Luthers Vorgänger. — — —

VII.

Ratenau, Brachm. 1781.

Der vortrefliche Rode, dessen fromme Muse so manche Kirche schon mit einem Kunstwerke geschmükt hat, hat sich auch um die hiesige Pfarrkirche durch ein Meisterstük seines Pinsels verdient gemacht. Die einzige Betrachtung, daß die Kirche die Kosten nicht wol aufbringen könne, hat

hat ihn bestimt, seine Arbeit nicht bezalt zu nehmen. Uebrigens war der brave Mann mit unserer Stadt in keiner Verbindung. Er war uns in keiner Betrachtung etwas schuldig. Das vergrössert den Werth seiner Handlung, so wie es uns zu der höchsten Erkentlichkeit verpflichtet.

Eine genaue Beschreibung dieses herlichen Altarblattes wird so manchem Leser des Museums nicht unwilkommen sein, so wie sie vielleicht Gelegenheit werden kan, durchreisenden Kennern, die ein Meisterstük dieser Art hier sonst nicht geahndet haben würden, einige angenehme Augenblikke zu verschaffen.

Das Gemälde hat 7 Fuß Höhe zu 4½ Fuß Breite. Der Gegenstand desselben ist aus Luc. 11, 27. u. f. hergenommen, in dem Momente, da Simeon in der Fülle der Begeisterung ausrief: „Herr nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren u. s. w.„ welche bekanten Worte dem Stükke selbst auch zur Ueberschrift dienen.

Die Szene ist der Theil des Tempels, in welchem sich der Brandopferaltar befindet. Auf dem Altare lodert die Glut, und der Rauch verliert sich von ihm aus in den Gewölben des Tempels.

Holz und die geschlachteten Tauben, nebst einem zu heiligem Gebrauche vermutlich bestimten Gefässe sind am Fusse des Altars sichtbar.

Simeon, eine herliche Mannsgestalt, vol Hoheit und Würde, hält in seinem linken Arme den jungen Jesus, strekt die Rechte gegen den Altar aus, scheint seinen Blik vol Freude und Sehnsucht jenen himlischen Gegenden zuzukehren, die er nun schon als sein näheres Erbe betrachtet. Alle seine Wünsche sind in dem einzigen Bewußtsein, den so lange und so sehnlich erwarteten Messias auf seinen Armen zu tragen, erfült. Simeon ist kein kraftloser, entnervter Greis, sondern ein frischer Alter, dessen lebhaftes, gesundes Aussehen von einem tugendhaft volbrachten Leben ein redender Beweis ist. Maria, die edle Mutter

des göttlichen Kindes, hütet ihren Liebling, der zu ihr herunterlächelt, mit besorgten Blikken; hält von den Stufen des Altars, auf welchen sie kniend ruht, ihre Arme empor, als ob sie fürchtete, der entzükte Greis könne ihn nicht fest genug halten, ihn, den sie so innig zu lieben mit allen ihren Lineamenten, mit ihrer ganzen mütterlichen Bildung ausspricht. Hanna sieht mit frommer Neugier hinter dem Simeon zu dem Knaben herüber. Einige andere Zuschauer, unter ihnen Joseph, drängen sich im Hintergrunde zu der ausserordentlichen Szene herzu. rc.

7.
Nachrichten.

Klopstok. Er und über ihn.

Unter diesem Titel gab ich voriges Jahr den ersten Theil von dem, was Klopstok geschrieben, zugleich mit einer Biographie und einem erklärenden Kommentar heraus. Es sey mir erlaubt, denen, welche das Buch vielleicht nicht gesehen haben, eine kurze Vorstellung meines Planes dieser Edition, die gänzlich von den 1777 und 1778 herausgekommenen Fragmenten verschieden ist, zu geben. Das Eigentümliche derselben solte theils in der Form, theils in demjenigen bestehn, was ich über das, was man gewöhnlicher Weise von einem Herausgeber fodert, zu leisten mir vornehme.

Die schiklichste Form habe ich die zu sein geglaubt, wenn ich ihn gleichsam genetisch im Entstehen zeigte. Anfang und Fortschritt, manchmal auch Abnahme in der Volkommenheit, findet sich beim Schriftsteller sowol als beim Menschen. Ueberdem erläutert nichts mehr spätere Schriften eines Verfassers, als wenn man immer Rüksicht auf seine früheren nimt, sieht, wie sich eine seiner Ideen aus der andern entsponnen, eine die andre gezeugt, bestimt, eingeschränkt, in Nebenäste verbreitet hat; wie nach Maasgabe verschiedner Alter, selbst verschiedne Seelenkräfte in veränderten Verhältnissen mit einander gerungen, entweder mehr Fantasie und weniger Urtheil, oder mehr Urtheil und weniger Fantasie, oder auch beides in höherem, reiferem Grade sichtbar; wie die Feile der Kritik immer

immer geschärfter geworden, die Wahl der Sprache immer ek-ker, die Nebenausbildungen im Stil, im Silbenmasse, in der Darstellung, immer raffinirter u. s. w. wie Lebensumstände, Umgang mit solchen oder solchen Menschen, Einwirkung gewisser Leidenschaften, Urtheile Anderer, Vertrautheit mit neuen Vorstellungsarten, unvermerkt auf das Werk selbst influirt haben. Demnach gehe ich bei diesem grossen Strome hier bis zu seiner Quelle. Die Werke folgen je, nachdem sie dem Publiko aufgestelt worden sind, also nicht dem Inhalte nach, nicht einmal ihrem Ganzen nach. Ganze Werke, die theilweise entstanden, werden theilweise gegeben. Und alle werden gegeben, auch die, die der Verfasser selbst verworfen, nicht allemal aus der Ursache verworfen, weil er sie seiner unwerh hielt; gegeben werden sie, weil sie wichtig sind, verhältnisweise wichtig, in die Kette des Ganzen eingreifen, und oft zur näheren Bekantschaft mit dem Geiste desselben dienen. (Es braucht wol nicht erinnert zu werden, daß ich hier durch die genauere Freundschaft des Dichters in Stand gesezt bin, fremde, unächte Arbeiten, die man auch wol für die seinigen ausgegeben hat, von denen zu unterscheiden, die ihm zukommen.) — Endlich darf ich meinen Lesern auch wol gar versprechen, daß sie eins und das andre Opus Anekdoton von ihm erwarten dürfen; wie zum Exempel in dem ersten Theile seine auf der Fürstenschule gehaltne Rede ist.

Ich wolte anfangs jede Schrift so abdrukken lassen, wie sie in ihrer ersten Gestalt ausgesehen, und seine eignen Verbesserungen an den gehörigen Stellen einschalten. Nach reiflicherer Untersuchung aber, und auf den Rath eines Freundes, an den das Buch gerichtet ist, fand ich, weil doch die wenigsten Leser kritische Leser sind, es besser, das Gegentheil zu thun. Die Varianten aber werden demohngeachtet sorgfältig ausgezogen, und geben noch immer jedem Aufmerksamern Gelegenheit zum Vergnügen der Vergleichung.

So viel von der Form. Was sol ich aber nun von der Ausarbeitung selbst sagen? — Meine Absicht ist, bei jedem Jahre erstlich die Biographie desselben vorauszuschikken. So viel ich nemlich davon weiß! Und auch nicht allemal so viel! Denn man muß, wenn ein Verfasser noch lebt, wenn seine Konnektionen Vorsicht gebieten, wenn man ihm, wenn man seinen Freunden, wegen kurzsichtiger Urtheiler, Diskrezion schuldig ist, oft hierbei nur sehr leisen Schrittes gehen. Wie unvolständig indeß auch das sein dürfte, was ich liefere, so sols doch, hoffe ich, zureichend sein, ihn darzustellen, Licht auf seine Schriften zurükzuwerfen, und immer mehr, als man ohne mich

von ihm erfahren haben würde. Individuel, oft höchst individuel sein zu können, rechne ich mir zur Ehre an. Darin habe ich zu meiner Vertheidigung grosse Vorgänger. Es komme Manches manchem unwichtig vor, minutiös, unbedeutend: ich habe mich über das relative in diesen Begriffen im Buche selbst erklärt, und kan also hier schweigen.

Die Erklärung selbst betreffend, so werde ich . . . erklären. Bald durch Paraphrase, bald durch Entwikkelung der Ideen, durch — doch ich will mich meiner eigenen Worte bedienen: „Man kan schwer zu begreifende Resultate erläutern, wenn man die Kette der Schlüsse zurükgeht, durch die sie entstanden sind, und Zwischenideen ergänzt, deren Auffindung der Schriftsteller dem Scharfsinn seiner Leser zugetraut hatte. Man kan das Fremde, was durch die besondre Zusammenstellung der Gedanken verursacht wird, heben, wenn man den Wein dieser Gedanken durch das deutliche Wasser der gewöhnlichern Art des Vortrags verschwemt. Man kan die Züge, welche gewisse Kentnisse voraussezen, sichtbar machen, indem man dem Zuhörer diese Kentnisse gibt, oder ihn wieder daran erinnert. Man entwikkelt den Sinn der Bilder, indem man das volle und kräftige Fleisch der sinnlichen Vorstellung dem Gedanken ablöst, und ihm die magre Gestalt des Geripps der eigentlichen Ausdrükke wieder gibt. Man kan die Neugierde, welche verschwiegene Umstände erregen, stillen, wenn man die Umstände erzält u. s. w. „ Hierbei, da die Verstehungsfähigkeit der Leser von sehr verschiednem Grade ist, wird es das schwerste sein, das rechte Mittel zu treffen, um nicht entweder zu viel oder auch zu wenig zu erklären. Hier, fühle ich, werde ich dem meisten Tadel ausgesezt sein. Diejenigen, die Dichter auf ein halbes Wort verstehn, werden mich oft unnötiger Scholien zeihen, die andern mich beschuldigen, daß mein Kommentar selbst eines neuen Kommentars bedürfe. Was zu thun? Algemeinere Nuzbarkeit wird mich mehr auf die Stimme der lezteren horchen heissen, und ich werde am besten durch diese beiden Feuer mich retten, wenn ich Acht gebe, was gute Kommentatoren für nicht überflüssig zu erklären hielten. Rüksicht auf Ungelehrte, bleibt, bei dem, was von Klopstoks Werken für sie ist, nicht ausgeschlossen, ob ich mich gleich auf sie nicht einschränke. Gelehrsamkeit wird man vielleicht dabei vermissen; wenigstens zur Schau getragen.

Die Beilagen, die diesem Theile angeschlossen sind, und, so wie's Noth thun wird, den folgenden angeschlossen werden sollen, bestimme ich Fehler zu verbessern, die im Buche, es sei durch unrichtige Erklärungen, oder historische Irrthümer, sich ein:

einschleichen werden. Beides ist sehr möglich, da Klopstok selbst vor dem Drukke nichts davon zu sehen bekomt. Der Anstand macht dies Leztere notwendig.

Ich sehe mich genötiget, den 2ten und die übrigen Theile dieses Buchs auf Subskription heraus zu geben, und ersuche Klopstoks und meine Leser um Unterstüzung und Beförderung derselben.

Der erste Theil ist in Kommission bei Herr Bohn in Hamburg zu haben; wer ihn zugleich mit dem zweiten von mir verlangt, meldet es mir, und erhält ihn für 18 Ggr. franko. Wer auf einen Theil subskribirt, verpflichtet sich dadurch nicht, wenn ers nicht ausdrüklich sagt, auf die folgenden. In Absicht der übrigen Bedingungen richte ich mich nach Klopstoks Plan, und der ist:

I. Die Korrespondenten bekommen 15 p. C. und für jedes Exemplar, das über die Zahl 50 ist, 17 p. C.

II. Sie ziehen bei der Bezahlung zugleich mit dem p. C. ab: 1) was sie für Briefporto, 2) für Einrükkung in die Zeitungen (doch wird nicht eingerükt, ohne daß der Herausgeber darum bitte) ausgelegt haben; 3) was sie vermuten, daß sie für Zoll und Fracht werden ausgeben müssen.

III. Sie bezahlen den Herausgeber spätstens in 14 Tagen nach dem zur Herausgabe des Buchs angesezten Termine. Die Exemplare werden vor der Bezahlung nicht abgeschikt.

I. Der Herausgeber trägt 1) die Kosten der Emballirung und Spedition, 2) frankirt die Briefe, so weit er kan.

II. Er ersezt die verloren gegangenen Pakkete.

III. Der Preis dieses und der künftigen Theile, (der 2te Theil wird ohngefähr ein Alphabet stark) ist das Alphabet, (dasselbe Papier und Druk wie der erste) 20 Ggr. den Louisd'or zu fünf Thaler. Gegen das Ende des Oktobers aufs späteste erbitte ich mir die Namen der Subskribenten. Kiel, den 1. Junii 1781.

Carl Friedrich Cramer,
Professor zu Kiel.

Johann Andreas Cramers sämtliche Gedichte.

Man ist, wie ich zuverläßig weiß, schon lange mit dem Vorhaben umgegangen, meine in verschiednen Schriften zerstreuten Gedichte zu sammeln, und ohne meine Geneh-

migung drukken zu lassen; ein Versuch dazu ist auch bereits von einer auswärtigen deutschen Buchhandlung gewagt und so gar mein Name gemisbraucht worden, um unvorsichtige Käufer glauben zu machen, entweder, daß ich die mir zugeeignete Samlung selbst veranstaltet hätte, oder daß sie doch nicht ohne mein Vorwissen veranstaltet worden wäre. Es kan mir nicht gleichgültig sein, ob das Publikum meine Gedichte aus meiner Hand oder von einem fremden Samler empfängt, der nicht einmal mit Sicherheit weiß, was meine Arbeit ist, und mir zueignet, was andern Verfassern zugehört. Deswegen habe ich mich entschlossen, da ich zumal in meinen ältern Gedichten viele mir nicht unwichtige Veränderungen gemacht habe, selbst eine Samlung derselben herauszugeben, und solche, auch im Abdrukke, so fehlerfrey zu liefern, als es die Achtung gegen seine Leser fordert. Sie wird drei Theile ausmachen, und der Druk sol im nächsten Winter angefangen werden, woferne sich, binnen vier Monaten von dieser Anzeige an gerechnet, eine hinlängliche Anzahl von Subskribenten finden solte. Die beiden ersten Theile werden meine geistlichen Lieder enthalten, von denen bereits ungefähr hundert unter meinem Namen bekant sind, die ich aber in manchen Stellen merklich zu verbessern gesucht habe; mehr als hundert kent man noch gar nicht, als die Meinigen, ob ich es gleich zu sagen wage, daß ich die meisten davon für meine besten halte. Einige neue sind seit einem halben Jahre hinzugekommen. Die Gegenstände derselben sind die erhabensten und die wichtigsten, welche die lyrische oder die mit Empfindung lehrende Dichtkunst beschäftigen können. Im dritten Theile werde ich meine übrigen ältern Oden und Lehrgedichte, mit denen die meisten und ansehnlichsten Veränderungen vorgenommen worden sind, samlen, und zugleich eine ziemliche Anzahl neuer noch ungedrukter Oden hinzuthun.

Nunmehr ersuche ich meines Freundes Klopstoks und meine Leser, die Subskription zu meinen Gedichten zu übernehmen und bestens zu unterstüzen. Druk und Papier wird bei dieser Ausgabe von der Güte sein, daß niemand zu klagen Ursache haben sol.

Die Bedingungen der Subskription auf meine Gedichte sind folgende:

I) Der Preis eines jeden Theiles, der einige Bogen über ein Alphabet betragen wird, ist für ein Exemplar auf Schreibpapier 1 Rthlr. den Louisd'or zu fünf Rthlr. gerechnet. Von dieser Originalausgabe wird, wenn einige Exemplare übrig bleiben, nach der Subskription keins unter 1 Rthlr. 8 Gr. überlassen.

II) Die

II) Die Korrespondenten haben die Güte, mir die Namen der Subskribenten am Ende des Oktobers, und aufs späteste am Ende des Novembers einzusenden.

III) Ist die Anzahl der Subskribenten zu den Kosten des Druckes hinreichend: so werden auf die Ostermesse 1782. zween Theile fertig geliefert, und der dritte folgt im nächsten Vierteljahre darauf.

IV) Die Korrespondenten empfangen 15 pr. Ct. und für jedes Exemplar über 50. 17 pr. Ct.

V) Bey der Bezahlung ziehen sie zugleich mit den pr. Ct. ab: 1) was sie für Briefporto, 2) für die Einrükkung höchstens in zwo Zeitungen ausgelegt haben, 3) was sie vermuthlich für Zoll und Fracht werden bezahlen müssen, wenn die Pakkete nicht ganz frankirt an sie gelangen können.

VI) Endlich bezahlen sie die subskribirten Exemplare aufs späteste in 14 Tagen nach den zur Herausgabe angesezten Termine, indem kein Exemplar vor der Bezahlung abgeschikt wird.

Der Herausgeber trägt 1) die Kosten der Emballirung und Spedition, 2) frankirt die Briefe, so weit er kan, und 3) ersezt die erweislich verloren gegangenen Pakkete.

Kiel, den 12. Julii 1781.

J. A. Cramer.

Eine französische typographische Geselschaft ist wirklich mit einer neuen Ausgabe von J. J. Rousseaus fürtreflichen Werken beschäftiget. Die ganze Samlung wird in vier und zwanzig Bänden in Duodez, jeder Band aber in 300 bis 350 Seiten ungefähr bestehen, und dem ersten des grossen Manns Bildniß, mit seiner bekanten Lieblingsdevise, von einem berühmten Meister gestochen, vorgesezt werden.

Aus dem niedern Preise, welcher ausschließlich jedoch dessen, was noch in Manuskript liegt, seiner Zeit aber, in dem nemlichen Preise und Format, nachfolgen wird, höher nicht, als von jedem Bande auf ein französisches Livre oder sieben und zwanzig und einen halben Kreuzer rheinischer Währung, mithin von der ganzen Samlung auf einen Louisd'or oder eilf Gulden rheinisch; und ungefähr sechs Thaler sächsischer Währung, sich belauft, wird man von selbst ermessen, daß es dieser Geselschaft mehr um die Ehre, Rousseauen in seiner eignen Sprache dem deutschen Publikum, das ihn algemein schäzt, aus Uebersezungen aber nie ganz kennen lernen wird, mit-

mittelst einer wolfeilen, korrekten und zierlichen Ausgabe bekant zu machen, als um grossen Gewinn zu thun sei.

Man verlangt keine Vorauszalung, da die Geselschaft mit überflüssigem Fond versehen ist, sondern nur Subskription und Zalung bei dem successiven vierteljährigen Empfange von 3 oder 4 Bändchen, welche frei bis Frankfurt am Main spedirt werden sollen.

Bis Ende dieses Jahres wird Subskription angenommen. Nachhero aber kostet jeder Band zehen Sols mehr, mithin die ganze Samlung ein und einen halben Louisd'or, oder $16\frac{1}{2}$ fl. rheinisch.

Diejenigen, welche in Deutschland Kollekturen zu übernehmen, oder zu subskribiren belieben, werden gebeten sich unmittelbar an Unterzeichneten zu wenden, der auf Ersuchen der Geselschaft die Generalkollekte für Deutschland besorgt, und ihnen die Belohnung, welche alle bisher gewöhnlichen, merklich übertrift, bekant machen, sowol als andere diesfalsige Nachrichten, frei, so weit die kaiserlichen Posten reichen, ertheilen, auch übrigens die ersten Anfragen unfrankirt annehmen wird. Zweibrükken, im Heumonde 1781.

L. Ph. Hahn,
Herzogl. Kammersekretarius.

Es sind einige Anfragen an mich geschehen, ob der angekündigte Roman, „Wilhelmine Arend,„ auf Michael wirklich erscheinen wird, und wenn die Pränumeration geschlossen sein sol? Um auf einerlei Fragen nicht zu oft antworten zu müssen, thu ichs hier öffentlich.

Daß der Roman gewiß erscheint, das läßt sich daraus schliessen, weil der erste Band schon beinahe gedrukt ist, und der zweite unmittelbar nach ihm unter die Presse komt; weil zwei Kupfer dazu bei Herrn Chodowiecki bestelt sind, der sie eben so gewiß zu gehöriger Zeit liefern wird, als der Drukker mit seiner Arbeit fertig sein wil. Man konte sich alle Bedenklichkeit ersparen, wenn man bedachte, daß es beleidigend ist, ein Mistrauen in das Versprechen eines Schriftstellers zu sezen, der noch nie das Publikum betrog: wenn gleich Mancher, der von mir Pränumeranten zusammentreiben ließ, seine Ehre vergaß, und den Lesern für ihr Geld entweder gar nichts, oder weniger als er versprach, oder langweilige Makulatur gab, so ist es doch unbillig, etwas Aehnliches von mir zu befürchten: wolte jeder Kaufmann, der Einmal durch Bankerutte

rutte litt, sein Vertrauen allen Uebrigen entziehen, die noch nicht aufhörten zu bezahlen, so hätte der Kredit ganz und gar ein Ende. Ich war jederzeit Sklave meines Worts, und also auch in gegenwärtigem Falle entschlossen, mich selbst meinem Versprechen aufzuopfern, solten mir auch die Pränumeranten nicht einmal die Unkosten für das Papier bezahlen. Ich mag weder vor hohen Beförderern und Gönnern kriechen, noch dem Publikum eine Beisteuer abbetteln: beide Wege können unter uns wirksamer und vortheilhafter sein, als mein Eigensinn, nichts abbetteln, abschmeicheln oder abdringen zu wollen; allein mein Eigensinn läßt mir doch wenigstens die Beruhigung, daß ich mir selbst nicht verächtlich werde. Hält man es für rühmlicher, Voltairens Rath zu bestätigen, der Dichtern, Rednern und allen gens d'esprit empfahl, „Surtout n'allez pas en Allemagne;„ hält man es für rühmlicher, das zu bekräftigen, was noch neulich der Marquis de Lucher von uns sagte, „en Allemagne les talens et le bel-esprit ne sont encore qu'une mediocre sensation sur la plûpart des personnes; Les Allemands laissent leurs savans et leurs ecrivains dans une espece d'oubli, ou ils les estiment de loin,„ so kan der Schriftsteller sich wenigstens damit trösten, daß es ihm keine Schande macht. Die Uebernehmung des eigenen Verlags solte bei mir ein Versuch sein, ob die Anzahl der Leser und Käufer wirklich so verschieden wäre, als Autoren und Verleger bisher klagten: rechtfertigt auch bei mir der Erfolg diese Klagen, so wär es zwar unphilosophisch, sich deswegen zu erhängen oder auf irgend eine andre Weise vom Leben zum Tode zu befördern, allein es wäre noch unphilosophischer, den Beifal eines Publikums nicht entbehren zu können, das bei den Beweisen seiner Achtung mit so vieler Gelassenheit und Oekonomie verfährt. Wem also sein halber Louisd'or lieber ist als mein Buch, der lasse sich um des Himmels willen von keinem Kollekteur bereden, sein Geld für etwas auszugeben, das man weder anziehen, noch essen und trinken kan; das, wenn es noch so gut ist, höchstens dem Geiste ein kleines Vergnügen verschaft, und also unter die entbehrlichsten Nebendinge des menschlichen Lebens in Deutschland gehört, wie man uns Schuld gibt.

Da man aber doch an manchen Orten pränumerirt haben sol, und gleichwol so wenige Einsendungen an mich gelangt sind, daß ich nicht einmal die bisherigen Unkosten ohne Auslage bestreiten konte, so melde ich den zurükgebliebenen Kollekteurs, daß die Pränumeration drei Wochen vor Michael geschlossen wird: die Namen, die ich alsdann nicht erhalten habe, kommen nicht ins Pränumerantenverzeichniß, und die Exemplare,

emplare, die alsdann nicht bezahlt sind, müssen mit einem Dukaten bezahlt werden, welches der Ladenpreis sein wird; wer blos Namen einschikt, mit der Versicherung, daß er das Geld in der Michaelismesse bei Abholung der Exemplare entrichten wil, zahlt zwar nur einen halben Louisd'or, erhält aber nicht das neunte, sondern dreizehnte Exemplar für die Mühe der Kollektion. Die Bezahlungen von entlegenen Orten bitte ich mir nicht in baarem Gelde, sondern in Assignationen nach Leipzig aus, die man allenthalben, wo nur einiger Handel ist, leicht kaufen kan. Die Briefe werden nach Leipzig, wo ich mich des Druks wegen diesen Sommer über aufhalte, oder auch nach Gotha adressirt, wem dieser Ort näher ist, wo Hr. Bibliothekar Reichard sie in Empfang nimt. Vorläufige Berichte, daß man Pränumeranten hat, und vorläufige Anfragen, ob und wie und wohin und an wen und durch wen das Geld geschikt werden sol, verbitte ich ganz: ich möchte gern den Kollekteurs und mir das Briefschreiben so sehr ersparen als möglich. J. K. Wezel.

Im November des D. M. 1779. ist der Büchersamlung und des schönen Naturalienkabinets des verstorbenen D. Feldmanns zu Neuruppin Erwähnung geschehen. Jene Büchersamlung ist, wie man damals voraussahe, durch öffentliche Versteigerung zerstreut worden. Das Naturalienkabinet ist bis izt unverkauft, und wird nun von den Feldmannschen Erben im Ganzen ausgeboten. Das davon angefertigte Verzeichniß ist aus den Papieren des verstorbenen geschikten Samlers gezogen, und gibt einen hinlänglichen Begrif von dem Gehalte und der Grösse der Samlung. Die Erben haben es abdrukken lassen, und verkaufen es. Es erfüllt 261 Oktavseiten, und gibt an Mineralien, Steinen, Versteinerungen, geschnittenen und polirten Stein- und Holzplatten, Konchylien, Seegewächsen und andern Naturseltenheiten, 6085 Stükke an. Kauflustige schikken ihre Gebote, in Golde, gegen den 1sten März 1782. versiegelt entweder an den Justizrath Noeldeche, oder an die Feldmannschen Erben zu Neuruppin franko ein. In diesem Termine werden die eingegangenen Gebote entsiegelt, und dem höchsten das Kabinet zugeschlagen, es wäre denn, daß auch dieses nicht annehmlich gefunden werden solte. Für diesen Fall behält man sich eine anderweitige Bekantmachung vor.

Wegen der grossen Ordnung, wodurch dieses Kabinet in seiner innern Einrichtung sich auszeichnet, mögte man wünschen, daß ein Institut, wie das zu Dessau, sich im Stande befände, es für sich ankaufen zu können.

So

So sehr ich mich durch die Zuschriften gelehrter Männer geehrt finde und so verpflichtet ich mich dagegen erkenne; so muß ich sie doch in allen den Fällen verbitten, in welchen sie Pränumerations- und Subskriptionsangelegenheiten, praetereaque nihil betreffen. Ich lebe an einem Orte, der keine ausgebreitete Kollekturen verstattet; ich halte ohnehin Zeitungen und periodische Schriften in Menge, die mich von allen künftigen schriftstellerischen Produkten im voraus unterrichten. Meine Theilnehmung an allem, was nüzen und frommen kan, bedarf also keines anderweitigen Stachels, am wenigsten eines solchen, den ich dem löbl. Postamte oft nur zu theuer bezahlen muß. Daß ich, ohne besondere Aufforderung, ein jedes litterarisches Unternehmen nach meinem besten Vermögen thätig befördern werde, darüber stelle ich einem jeden, dem daran gelegen ist, mit Gegenwärtigem Versicherung aus. Ratenau, den 27. Brachmonds 1781. Blum.

An Deutschlands Liebhaber der französischen Litteratur, besonders der französisch. Poesie.

Bisher fehlte es unsern Landsleuten an einer Samlung von französ. Dichtern. Die meisten derselben sind in Frankreich allein gedrukt; nur wenige in Deutschland, und die leztern zum Unglük vol Unrichtigkeiten und Drukfehler, und verfehlen also den Zwek, uns Deutschen zugleich die Richtigkeit der Sprache zu lehren. Die Auflagen Frankreichs selbst sind zum Theil von diesem Vorwurf nicht frei; aber ausserdem ist Deutschlands Buchhandlung mit der französischen zu wenig verbunden, und diese Verbindung zu sehr durch eine Menge von Umständen erschwert, um diese Schriften bei uns weniger selten zu machen. Niemand, der Frankreichs Sprache und Litteratur kennt, wird bei ihrer heutigen Algemeinheit an dem Nuzen und Vergnügen zweiflen, den eine grössere Ausbreitung von beiden Deutschlands Liebhabern verschaffen wird; denn viele, deren Stimme in solchen Dingen entscheidend ist, haben uns den Wunsch, eine solche Samlung zu besizen, geäussert. Wir halten vor unnötig, mehr zu ihrer Empfehlung zu sagen; hinten beigesezte Werke reden für sich selbst. Die Wahl ist so, damit jedermann etwas nach seinem Geschmak findet. Die Gebrüder Pfähler in Heidelberg haben den Entschluß gefaßt, eine solche Samlung franz. Dichter in einem angenehmen Format und zum Anfange von 25 Bändchen in fünf Lieferungen, jede von 5 Bändchen, zu geben. Jedes Bändchen wird unter seinem eigenen Titel entweder

der mit dem Bildniß des Verfassers nach guten Urstükken, oder mit sonsten einem bedeutenden Kupfer, von guten Meistern gestochen, geziert sein. Den Liebhabern den Ankauf, so viel es dies Unternehmen erlaubt, zu erleichtern, geben wir ein jedes Bändchen um den billigen Preis von 10 Ggr. sächsisch, jede Lieferung also 2 Rthlr. 2 Ggr. und das Ganze in 25 Bändchen um 10 Rthlr. 10 Ggr., ein Preis, der, in Bezug der Schönheit dieser Samlung, weit unter dem Verhältniß der heutigen Preise selbst in Deutschland ist. Alle diejenige Liebhaber und Freunde, die sich gefälligst bemühen wollen, 10 Unterzeichner zu finden, erhalten dafür das 11te unentgeldlich. Wir bitten geziemend um diese Bemühung: und um alles zu thun, was ihnen diese Gefälligkeit erleichtern kan; so verlangen wir keinen Geldvorschuß, sondern begnügen uns mit einer blossen Unterschrift der Liebhaber. Die erste Lieferung wird, wo möglich, zu Michaelis oder längstens zu Ende des Jahrs, und die übrigen in einer der Unternehmung angemessenen Zeit, erscheinen.

Wir dürfen uns zum voraus auf einen algemeinen Beifal Hofnung machen; da wir nichts ersparen werden ihn mit Recht fodern zu können. Die Besorgung dieser Samlung ist einem Manne von Geschmak und den dazu nötigen kunstrichterlichen Einsichten vertraut, der das Studium seiner Muttersprache schon seit vielen Jahren zu seinem Lieblingsgeschäfte gemacht hat. Dieser wird auch die bei Werken dieser Art gewiß mehr als wesentliche Korrektur besorgen, und eines jeden Verfassers eigene Rechtschreibung sorgfältig beibehalten. Ueberhaupt wird diese Samlung so viel nur gefodert werden kan, neben typographischer Schönheit Drukfehlerlos sein. Heidelberg, im Mai 1781.

In allen Buchhandlungen Deutschlands kan unterzeichnet werden.

Verzeichniß der herauszugebenden Dichter.

Oeuvres de Chaulieu 2 Bände. Henriade de Voltaire 1 B. Poëmes, Epitres et autres Poesies dudit 1 B. Oeuvres de Gresset 2 B. — du Cardinal Bernis 1 B. — de Bernard 1 B. — choisies de Piron 2 B. — de Mad. Deshoulieres 1 B. — choisies de J. B. Rousseau 2 B. — de Boileau 2 B. — d'Imbert 2 B. Poësies de Dorat, avec les Baisers de Jean Second 5 B. — de la Fare 1 B. — de Malherbe 1 B. Voyage de Chapelle et Bachaumont suivi de quelques autres Voyages 1 B. Zusammen 25 Bände.

Gedruckt in der Ifeschen Buchdruckerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Neuntes Stük. September. 1781.

I.

Herrn Campens Antwort auf die Einwürfe eines Ungenanten u. s. w. betreffend.

Wenn Herr C. veranlaßt werden solte, fernere Aufklärungen seines Versuchs 2c. bekant zu machen: so würde er einen unbekanten Wahrheitsfreund ungemein erfreuen, wenn er dann auch auf folgende Zweifel und Fragen Rüksicht nähme.

Es ist vielleicht nicht unnüz, vorher zu sagen, daß ich mich oft damit beschäftigt habe, die Vorstellungsart von Gott, welche für mich die wirksamste wäre, zu bestimmen; daß mich mein Lieblingsgedanke: In ihm leben, weben und sind wir, auf eine Idee führte, die ich übrigens nur für nüzliche Vorstellungsart hielt; daß aber eben sie eine und vielleicht die wichtigste Ursache war, warum die Theorie des Hrn. C. einen so freudenvollen Eindruk auf mich machte, daß ich in dem Augenblik wünschte, ihm dafür danken zu können. Diese Freude ward durch Zweifel unterbrochen, die ich ihm hier offen mittheile.

Warum gibt Hr. C. Eine Folge seiner Theorie nicht zu, die doch ganz unvermeidlich ist, oder es mir zu sein scheint? Diese: daß man nach derselben die absolute Notwendigkeit des Weltalls behaupten muß. Durch die Unterscheidung des absolut und bedingt Notwendigen in der Bedeutung, welche Herr C. den Worten gibt, kommen wir ja nicht um einen Schritt weiter; denn wir erfahren nur, was wir schon wußten, daß die Vorstellungen Gottes oder die endlichen Substanzen von seiner Kraft abhängig seien.

Man nennt doch etwas nicht blos darum bedingt notwendig, weil es von einem Grunde abhängt; sondern auch, weil das Nichtsein des Grundes sich denken läßt. Das bedingt Notwendige ist an sich zufällig. Dies findet hier nicht statt; denn das Nichtsein des Grundes, der Kraft Gottes, ist absolut unmöglich. Eben so auch das Nichtsein des unendlichen Gedankens Gottes, des Weltalls. Sind denn die innern Bestimmungen des notwendigen Dinges nicht absolut notwendig? Und dafür müssen wir doch die Vorstellungen Gottes halten! Bedingte Notwendigkeit des Weltalls hat man immer behauptet. Solte Hr. C. Theorie, die so viel Unterscheidendes hat, nicht fordern, daß man über diese Notwendigkeit nun nicht anders denke, als man bisher gedacht hat? — Unsre Philosophen machten die Welt von Gottes Willen abhängig; Herr C. von Gottes Existenz.

In der Beantwortung des sechsten Einwurfs wird gefragt: ob die Seele etwan weniger ein Geschöpf Gottes sein würde, wenn sie nicht vor 6000 Jahren, sondern von Ewigkeit her von ihm geschaffen wäre? und dann wird der Theologen gedacht, welche die Ewigkeit der Welt gelehrt haben. Der Einwurf ist allerdings gehoben. Haben denn aber jene Theologen die Ewigkeit der Welt in dem Sinne behauptet, in welchem sie nach dieser Theorie angenommen werden muß? Wirklich! Die Grundsäze, von welchen behauptet wird, daß sie Vielen sehr viel Auffallendes haben werden, werden es, dünkt mich, nicht haben, wenn sie auf sonst nichts hinführen, oder hinzuführen scheinen, als auf die, von jenen Theologen angenommene Ewigkeit der Welt. Sie dachten aber hierüber aus dem Grunde anders als Hr. C., weil sie Gott Willen beilegten. — Ist die Seele darum weniger ein Geschöpf Gottes? — Der Begrif eines Geschöpfs muß nach dieser Theorie doch auch geändert werden. Die Säze: Wenn ich auch nicht wäre, so würde doch Gott der Allervolkommenste sein;

sein; und: wenn ich nicht bin, so ist Gott nicht der Allervolkommenste, weil ihm dann eine Vorstellung fehlt, weil — diese Säze sind doch sehr von einander unterschieden. Welchen sol ich als wahr denken? —

Gesezt, jener wäre es, ohne welchen, nach der Natur meiner Seele, Gotteserkentniß nicht der Grund meiner Vervolkommung und Glükseligkeit werden könte, weil sie dann nicht mehr erfreuen würde: So würde ich mich, da diese Natur meiner Seele von Gott ist, an dies Licht halten, mir nach Maaßgebung derselben den Begrif von Gott bilden, und dann, wenn ich zu Unbegreiflichkeiten im Wesen Gottes hinkäme, glauben, daß ich an der Grenze des menschlichen Verstandes stünde. Dies wäre auch nicht unphilosophisch, weil ich auf einem andern Wege doch auch auf Unbegreiflichkeiten stosse. Wie meine Seele, deren Vorstellungen nach einander folgen (seis immerhin Täuschung; es ist doch eine Reihe von Gründen und Folgen da) wie meine Seele, in welcher ich mir Succession denken muß, von Ewigkeit her sein könne, ohne daß diese Reihe je anfing, oder, nach dem Gleichniß des Herrn C., wie das hölzerne Ei eine unendliche Menge kleinere Eier in sich fassen könne, ohne sagen zu können, daß Eines das Erste sei, und daß die Seele des Kindes angefangen habe, durch das erste hindurch zu schauen — dies ist mir auch unbegreiflich! Meine Wahl, nach welcher ich jenes Unbegreifliche vorzöge, würde sich nur dadurch empfehlen, daß ich sodann den Gedanken nicht denken dürfte: Ich muß sein, denn Gott ist. Wenn ich mich anstrenge, diesen Gedanken in die Reihe meiner Vorstellungen hineinzuschieben, so drengt er das aus meiner Seele, was der Grund meiner höchsten Freude ist, um deren Willen ich eigentlich wünsche zu sein, und Beweise für Unsterblichkeit suche.

Und nun die Frage:

So wie der Dichter, der durch seine Darstellung mich täuschen wil, wol verlangen kan, daß ich Ideen des Verstan-

standes, nicht aber Empfindungen des Herzens verleugne; wird etwan auch der Philosoph, der durch seine Beweise mich überzeugen wil, wol fordern dürfen, daß ich Irthümer des Verstandes ablege, nicht aber Empfindungen vertilge, welche ich als Gründe meines Strebens nach Volkommenheit anzusehn berechrigt bin? — Ferner: Wenn es ausser den bisherigen Vernunftbeweisen für die Unsterblichkeit nur noch Einen gäbe, (und gewiß! wenn es noch Einen gibt, so ist es der, von welchem die Rede ist,) bei welchem es aber unmöglich würde, zu denken:

O wer bist du? Wer bist du? du Wesen der Wesen, wer bist du?
Gott! Unendlich, der Erste! Da war es einsam. Du Schönster!
Wesen ohn' Ursprung. Ewig war es nicht einsam. Du Liebe!
Ach! mein Schöpfer! mein Gott! Ich vergeh in den mächtigen Freuden! —
(Messias. 18. Ges.)

bei welchem es unmöglich würde, das, worauf diese Empfindungen sich gründen, als wahr zu denken: Wäre vielleicht dies die Versicherung, daß es weiter keinen geben könne?

Ob der würdige Verfasser des Versuchs ꝛc. etwas davon voraus gefühlt habe? — das frage ich nur, weil ich mir jezt meine Zweifel nicht anders aufzulösen weiß.

D.

2.

Fortgesezte Auszüge aus dem Tagebuche eines Frauenzimmers, von einer im Julius und August 1779. gemachten Reise.*)

Ems. Man ist parteiisch für jeden Ort, an dem man Gutes genos; so bin ich es auch für Ems, dessen wohlthätige

*) D. M. Dez. 1780. 547—50.

thätige Wasser mir Gesundheit und mit ihr neues Leben schenkten.

Auf den ersten Anblik ist die Lage nicht schön; aber je länger man da ist, destomehr Reiz gewinnt alles, was einen umgibt. Das Thal, worin die zum Baden gehörigen Häuser liegen, ist schmal und wird durch den in der Mitte desselben herunter fliessenden Lahnfluß noch mehr beengt. Der wenige Raum enthält doch aber eine Mannichfaltigkeit, die schöne Abwechselungen darbeut: der schifbare Fluß, hin und wieder mit sprudelnden Quellen erfrischt, deren kleine Strudel man immer mit so viel Vergnügen, als wohlthätige Götter des Orts ansieht; auf der einen Seite Kornfelder, dicht bewachsene Berge, in denselben Eisenbergwerke, deren Eingänge wie Klüfte unterirdischer Geister erscheinen; auf der andern Häuser von verschiedener Bauart, dicht dahinter hoch herüber ragende Felsen mit fürchterlichen Spalten, in denen man glaubt die sich aus ihren Fugen reissende Natur zu sehen.

Die erdrükkende Hize der Witterung erlaubte uns nicht die Berge zu besteigen, von welchen dies alles perspektivisch gesehen, sich viel ausgezeichneter darstellen muß.

Eingerichtete Spaziergänge sind hier gar nicht. Man trinkt den Brunnen unter Bogengängen oder vielmehr auf den Hausdielen der Häuser, in denen sich die Quellen befinden und die man bewont. Zugluft und das laute Wiederhallen jedes Schrittes und Wortes machen die Gänge sehr unangenehm. Allee ist jeder Plaz, wo man Raum zum Gehen und Schatten findet. Der Morgen verstrich immer geschwind, da man Brunnen trank, badete, und früh aß. Kleine Wasserfahrten (zum Theil mit sehr alltäglichen Leuten) beschäftigten oft unsre Nachmittage. Ein Bauernhaus oder eine Eisenhütte war immer der Ort wo wir ausstiegen, und eine Schaale Milch das Ziel unsrer Reise. So einfach diese Art Vergnügungen sind — für

einen Geschmak, der seine Ideale eben nicht aus der arkadischen Schäferwelt holt, so war ich dennoch zufrieden, und dachte ohne Sehnsucht an die schön kolorirten Szenen des vielfarbigen Pirmonts, welches ich noch den Tag vor meiner Abreise aus H... so gern mit Ems vertauscht hätte.

Vierzehn Tage waren wir beinahe ganz ohne Gesellschaft. Einige Besuche bei Frau v. L. R... in L... und in dem S... Hause in N... fülten durch angenehme Zurükerinnerungen die leeren Zwischenzeiten. Bei unserer jedesmaligen Zurükkunft aus den weiten Flächen um Coblenz konte ich mich ohnerachtet aller meiner Liebe für Ems oft nicht der Vergleichung mit den Fakiren enthalten, die Stunden, Tage und Jahre immer unverwandt ihre Augen auf denselbigen Flek heften.

Schwalbach. In der Gegend um Schwalbach ist viel Anlage, aus der man nicht gemacht hat, was daraus werden konte. Die Art, wie man in den kleinen Häusern des Flekkens zerstreut wohnt, gefält mir nicht. Die Lebensart war mir, da ich aus der Emser Einsamkeit kam und dahin zurükkehrte, angenehm; für eine ganze Kurzeit dünkte es mich zu viel. Die Menschen schwärmen, wie auf einen Jahrmarkt neben einander her, dennoch aber, bei aller ersinlichen Freiheit in gewissen unumstöslichen Gesezen von Wohlerzogenheit und feiner französischen Sitte. Der herschende Ton schien mir intrigant zu sein; die Alleen und Säle erinnern an die Gemeinpläze der Romane. Es sind drei Säle, jeder von sehr schlechtem Ansehn; in denen man sich, in jedem zu einer verschiedenen Tageszeit, versamlet. Ein Saal ist besonders für die Herren zum Tobak rauchen — (wie wünschte ich ihn dir, gutes vaterländisches R—g!)

Des Nachmittags geht alles um fünf Uhr wieder zur Quelle und trinkt einige Gläser. Es wunderte mich sehr, die Quellen, so wol die alte als neue, offen liegend zu finden; ich dächte, jeder Regen müsse die Wasser schwä-

chen;

chen; auch schien es mir unreinlich. Den Abend nach Tisch wird täglich getanzt, oft bis spät in die Nacht.

Schwalbach kan mit dem schönen Pirmont in keine Vergleichung gebracht werden, aber bei sehr vielen Mängeln scheint es mir doch den Vorzug des ungezwungenen Vergnügens unendlich zu haben. Kein Geist der Uneinigkeit zerschlägt irgend eine Partie; die Freude wirbt die Subskribenten; alles ist zu geringerm Preis und leistet mehr. Die immerwährende Auswechslung mit Wisbad und Schlangenbad gibt diesen drei Bädern vorzüglich viel Leben.

Von Mainz bis Manheim. Die schöne Aussicht aus der Favorite ist zu bekant, als daß man noch etwas darüber lesen mögte. Weniger aber ist es das neuerfundene, einem Flügel ähnliche, Instrument des Hrn. von Drünewald: es ist von ihm selbst gemacht und, wie man mir sagte, einzig in seiner Art. Die innere Zusammensezung desselben hat noch niemand erfahren, weil Hr. v. D., dessen Kentnisse in der Mechanik sehr ausgebreitet sein sollen, eifersüchtig auf seine Kunst zu sein scheint. Um das Instrument in seiner volstimmigen Schönheit zu zeigen, muß er es selbst spielen. Es ahmt in einer, ich weis nicht mehr genau wie grossen Anzal von Zügen verschiedenen andern Instrumenten nach, Flöte, Laute, Orgel 2c. Am meisten gefiel mir die pünktliche Gradation der sich folgenden Töne, vom stärksten Forte an, bis auf das Pianissimo der zärtesten Schwingung einer vom leisesten Nachhal gerührten Saite. Es wäre schade, wenn Hr. v. D. immer noch nach grösserer Volkommenheit strebend, wie man ihm izt schuld gibt, fortführe, beständig dran zu ändern, wodurch es wirklich schon wider verloren haben sol.

Von Mainz auf Manheim entzog uns die Dämmerung, in der wir ausfuhren, eine Zeitlang die Aussicht. Der sich in dem Rheine spiegelnde Aufgang der Sonne

entschädigte uns für den Verlust. Bis Oppenheim hatten wir zur linken den Rhein und zur rechten Berge vol Reben. —

„Da wachsen sie an Ufern hin und geben
Uns diesen Labewein.„

Von Oppenheim auf Worms wird die Gegend almälig flach und einförmig. Die Weingärten erscheinen hier, wie Midas Goldgerichte. Hin und wieder sieht man einige Stükke mit Kartoffeln und türkischem Weizen, die nur lebhafter an das Bedürfnis des Korns erinnern. Lang in der Entfernung erblikt man die mit alt bemosten glatten Ziegeln gedekte Stadt Worms, öde, zwischen den in weiten Flächen sie umgebenden, finster einfärbig grünen Weingärten. Man kalkulirt hier den Reichthum der Gegend, aber das Herz fühlt ihn nicht. In der Stadt selbst ist der Anblik sehr verschieden; alles hat hier ein Ansehn von innerem gut ökonomisirtem Wohlstand, welchen auch unter andern eine ausserordentliche Menge von Kaufläden bestätigt.

Von Worms auf Frankenthal; der lachendste anmutigste Ort, den ich je gesehn habe. Alle Häuser sind neu und gleichförmig gebaut; in den breiten Strassen ein wohlthätiges Ansehn von gesunder Luft. — Wie angenehm unterschieden von dem traurig nachbleibenden Eindruk, der auf dem an den Wegen zur Festung Ehrenbreitstein hinauf wohnenden Menschen, die um Mittag kaum Tag haben, und keine andre Aussicht als dicht vor ihren Fenstern den Felsen von unabsehbarer Höhe! An den Tagen, wo die Arbeiter nicht in den Fabriken (woraus mehrentheils das ganze Städtchen besteht) beschäftigt sind, muß der Anblik der alsdann belebten Strassen noch weit schöner sein. Wir sahen nur die Porzellanfabrik. Das dortige Porzellan hält ohngefähr das Mittel zwischen dem Dresdner und Fürstenberger; dennoch

noch aber behielt die Malerei des leztern den Vorzug. Die Farben sind zu stark und dik aufgetragen. In den Statüen kommen die Frankenthaler ebenfals dem Lebenden in den Fürstenbergern nicht bei. Es ist zu verwundern, daß man es in der Nähe von Verschaffelts Modellen nicht zu höherer Volkommenheit bringt.

Von Frankenthal auf Oggersheim, das Lustschloß der Churfürstin, eine Meile von Manheim. Hier zeichnet sich vorzüglich eine von der Churfürstin neu erbaute Kirche sehr aus. Der Plaz, auf dem sie steht, ist mit hohen Linden oder Kastanienbäumen umgeben. Das Gebäude hoch, ganz weis und mit Schiefer gedekt. Das Frontispiz ist simpel im italienischen Geschmak; über der Thür, mit goldenen Buchstaben die kurze lateinische Inschrift: „Gott und der heil. Jungfrau erbaute Elisabeth Auguste, Churfürstin von der Pfalz diese Kirche.„ Inwendig ist sie hoch gewölbt, und ganz weis; zu beiden Seiten in der Länge an den Wänden herunter sieht man kleine Weihkessel von schwarzem Marmor; gerade der Hauptthüre gegen über befindet sich ein grosser, zwischen zwei sehr schönen schwarzen Marmorsäulen stehender Altar; über demselben eine Madonna; höher hinauf zwei grosse Bilder, die Geburt oder Auferstehung Christi vorstellend. Ausserdem sind nur noch 4 oder 6 dergleichen grosse Gemälde von italienischen Meistern einzeln hin und wieder angebracht; alle übrigen Verzierungen sind von weisser Stukaturarbeit. Das einfache Erhabene solte immer der herschende Geschmak für die Kirchen sein; izt erscheinen mir die mehrsten, wie etwan ein hoher Saz der Vernunftlehre in kleinlichen Wizeleien vorgetragen. Einige schöne Gemälde, vol ausgezeichneten Ausdruk von Tugend, Andacht und heiliger Rührung würden ihren Endzwek nie verfehlen, da sich hingegen, bei der geschmaklosen Verschwendung der Bilder, in der, sonst durch ihre Bauart so schönen Jesuiterkirche in Manheim, das Aug

und die Empfindung unter der unzäligen Menge von Armen und Köpfen der Engel und Heiligen verliert.

Das Schloß ist zu niedrig um von aussen ansehnlich in die Augen zu fallen inwendig sind einige neue Zimmer sehr schön; ein Kabinet ganz von altem Lak ist vorzüglich. In den Hauptzimmern herscht hin und wieder in den Mustern der Stoffe und Vergoldungen mehr zu schwere Pracht als leichte Grazie. Die Platfonds sind mit viel leichtem Geschmak gemalt. In dem Garten sieht man ein sehr elegantes Badehaus nah an dem Eingange eines englischen Bosquets; auch ausserdem noch einige sehr artige Partien.

Von Oggersheim auf Manheim. Den Anblik von der Stadt dachte ich mir nach allem, was ich davon gehört und gelesen hatte, weit ausserordentlicher. Die Gegend umher ist flach und morastig; das Schloß zeigt sich schön durch seinen grossen Umfang, aber es ist wie alle Häuser in Manheim zu niedrig gegen die Breite der Strassen. Wir gingen gleich nach unsrer Ankunft in die deutsche Komödie, wo ich zwar meinen Endzwek, den glänzendsten Theil der Stadt versamlet zu finden, verfehlte, weil das Haus sehr leer war; aber dafür das unerwartete Vergnügen genos, die angenehme Frau des jüngern Hrn. Friedrich Lenda, auf dem Theater zu sehn, die mich durch die Grazie ihrer Stimme für sich selbst interessirt hätte, wenn es nicht schon die Erinnerung ihres Mannes gethan hätte, den ich ehmals in den J** derthälern, als einen zweiten Orpheus und Amphion, zwischen seinen rohen Schulbrüdern, gekant hatte.

Von dem Schaz, dem Naturalienkabinet, der Bibliothek und Bildergallerie dürfen nur Kenner urteilen. In der leztern, wo neben der Kunst auch Naturgefühl entschriden darf, fand ich nicht das, was ich, vielleicht enthusiastisch, erwartete.

Zwei

Zwei Köpfe eines alten Mannes und einer alten Frau von Dennern sind sehr getreu. Ein sterbender Seneka; eine Artemisia, das Sinbild des innigsten, bis auf die lezte Thräne erschöpften Schmerzes; eine Gruppe von Vestalinnen sind die Stükke, die meinem Gefühl von Schönheit am meisten Genüge leisteten. Ich fand nicht ein Stük von Rafael, viele von niederländischen Malern, bei denen ich immer mit Ludwig dem 14ten dachte: otés moi ces magats là.

Der Bibliotheksaal ist 100 Fuß lang, 48 breit und 36 hoch. Die reihen Bücher gehn vom Fußboden an bis oben an das Platfond, welches in Fresco gemalt, die Tugenden und Künste vorstelt, die mit der Zeit die Wahrheit entdekken; Minerva zeigt den Weg, der zu ihrem Thron führt; die Laster und die Unwissenheit liegen niedergestürzt zu ihren Füssen. Vor den obern Reihen sind Gallerien die, durch Balustraden von vergoldetem Eisen, sehr gut in die Augen fallen. Die Anzal der Bände sol sich izt auf vierzig tausend belaufen; was der Saal nicht fassen kan, wird noch in einigen Nebenzimmern aufbewahrt.

Der Mensch tröstet sich mit Verachtung, sagt Helvetius, über alles, was er nicht besizen kan. Was für ein Tittelchen ist dein Wissen! dachte ich schmerzhaft bei mir selbst, als ich in den Saal trat; was für Penelopenarbeit der menschlichen Weisheit! dachte ich beim Herausgehen.

Was ich am schäzbarsten für meinen Geschmak in Manheim fand, waren die Statuen, welche man in dem Gebäude der Bildhauerakademie sieht. Ausser sehr schönen, von dem berühmten Verschaffelt gearbeiteten Stükken, findet man hier Abgüsse der besten Antiken aus Rom und Florenz, nach unmittelbar von daher erhaltenen Formen. Die mir alle andere zu übertreffen schienen, waren: Niobe, Laokoon, eine Venus, (aber nicht die langweilige Mediceische) der vatikanische Apoll,

Merkur,

Merkur, und noch eine schlafende Venus. In Niobe ist eine unnachahmliche Majestät der Figur, die eine Grösse der Empfindung anzeigt, aus der sich die Tiefe ihres Schmerzes beurteilen läßt; man bebt vor der verstummenden Thräne. Neben ihr steht wie zur Antithese ein Merkur, mit der feinsten Mine der Laune, des Wizes und der schlausten Verschlagenheit in seiner ganzen Gestalt. Die Gruppe des Laokoons mit den zwei Kindern läßt den rührendsten Eindruk zurük. —

Das wütende Zischen der Schlange, die zarten, sich windenden Körper der Kinder, durchbebt von Schrekken und Angst und Furcht, die Schlange anzugreifen; mehr Bestreben ihr auszuweichen, als sich von ihr loszumachen; zwischen allen den ängstlichen Bewegungen doch eine kindliche Ruhe wegen der Nähe des Vaters. Bei dem Vater in jedem Muskel der höchste Grad der schmerzhaftesten Verzweifelung, wilde Spannung der Angst in den Bewegungen und zugleich inniger Ausdruk weicher Rührung des Mitleids gegen die Kinder. Immer noch Anstrengung zum losmachen! zum retten, mit der jeden Augenblik wachsenden Ueberzeugung, es sei alles vergebens! —

Von Manheim nach Schwezingen. Der vermischte Geschmak verschiedener Nazionen, der in dem Garten vertheilt ist, macht ihn sehr unterhaltend. Man sieht auch noch römische Waffen und Urnen an den Stellen, wo sie ausgegraben sind. Die Art wie sie da stehn, mitten zwischen Treillagen, englischen Bosquets, Gängen rc. erinnerte mich an einen, ich weis nicht mehr wo, gelesenen Einfal: „den Herkules in Taft zu kleiden.„

Die Tempel der Minerva und des Apolls sind im schönsten Geschmak der Kunst; erster in Korinthischer und der andere in Dorischer Ordnung. Den Tempel der Weisheit umgeben ein verschloßner Vorhof und Labyrintähnliche Gänge. Sehen Sie, wie die Zugänge verschlos-

sen

sen sind, sagte ein junger Gelehrter, der uns begleitete. „Sie liessen sich ersteigen, dächt' ich, war die Antwort.„ — „Mancher versucht's und brach den Hals.„ — Hier kamen die Schlüssel, und ein freundlicher Führer brachte uns zu den Füssen der Göttin. Zu dem Tempel des Apolls sind alle Zugänge offen; man findet sich da ohne zu wissen wie. Die Säulen und Statuen in beiden Tempeln sind sehr schön gearbeitet. Wenn man hier die planmässige Harmonie der Schönheit in den Gebäuden sieht, so erstaunt man über den nördlichen Grad der Breite des niedersächsischen Geschmaks. Unsere antiken Brokken in den Zimmern sehen mir immer aus wie griechische Wörter in einer deutschen Phrase.

An der einen Seite des Gartens ist ein Badehaus, zu dem die Zeichnungen aus Paphos und Cythere geraubt zu sein scheinen. In dem Bade selbst sieht man einen grossen weissen Vorhang, in Gips oder einer andern ähnlichen Materie gearbeitet, der den Apelles selbst zum zweitenmal betrogen hätte.

Der grosse Teich, welcher 1100 Fuß in der Länge und 230 in der Breite enthält, würde mir besser gefallen, wenn man weniger die Kunst daran bemerkte. Vier schöne Kolossalstatüen stehen an den Seiten desselben, welche die vier in den pfalzbaierschen Staaten befindliche Hauptflüsse vorstellen. Ein Pavillon von, in Stein nachgeahmter, Baumrinde, und ein türkisches Haus beschäftigten damals noch eine grosse Anzahl Arbeiter.

Von Schwetzingen auf Heidelberg. Hier wandten sich unsre Pferde, und es ging zurük auf Darmstadt. „Der Schlund der menschlichen Wünsche gräbt immer tiefer,„ wiederholte ich mir oft, als ich auf der Sternwarte in Manheim meine Augen traurig von den Elsasser Bergen wegwandte. — „In 36 Stunden sind Sie in Straßburg,„ sagte mir Herr **, „von da in wenig Tagen in Paris,„ — „und von Paris wie weit nach beiden Indien?„ fragte ich schnel, um der Verführung Einhalt zu

thun.

thun. Das Andenken an die Elsasser Berge verdunkelte mir indeß um ein grosses die Schönheit der Bergstrasse. Nahe bei Darmstadt erwachte ich erst aus meinem Traum, und fühlte nun ganz, was Heidelberg und der obere Theil der Bergstrasse ist. Man kan über die Lage von Heidelberg nichts schöners denken und sagen, als was Herr de Luc *) darüber gesagt hat.

Um Darmstadt erschien mir alles, so viel sich im Durchfahren beurtheilen läßt, wie kärgliche Bemühung der Kunst auf undankbarem Boden. Das Begräbniß der Landgräfin zeichnet sich durch seine einsiedlerische Simplizität aus. Ein stilles, sanft melankolisches Wasser mit Klageweiden besezt, heiligt den Eingang in das Gebüsch. Alles ist hier ohne Anspruch auf Eleganz oder Modegeschmak; der ganze Endzwek der Anlage schien nichts, als Ruhe, Stille und ungestörte Samlung seiner selbst zu fordern. Man naht mit wehmütiger Ehrfurcht dem einsamen Grabhügel, und fühlt inniger wie jemals, wenn man auf Ihr Leben zurük denkt: Sie schlummert nur. Wir sahen die von dem Könige von Preussen geschenkte Urne nicht, mit der in zwei Zeilen abgefaßten Biographie der verstorbenen Fürstin: „Frau nach dem Geschlecht und Mann nach dem Geist.„ Man sagte uns aber, sie würde noch auf das Grab gesezt werden. — — —

Mein ungünstiges Schiksal erlaubte mir abermal nicht, mich in Kassel aufzuhalten. In dem Aufpuz der Häuser fand ich eine gewisse Anmut und Eleganz, die das Auge zur Frölichkeit reizt. Die Stadt, im Ganzen, erschien mir wie eine stumme Schöne. — — —

Bei Münden fand ich, die in dem Thal sich schlängelnde Weser noch bei dem lebhaften Andenken an den Rhein schön. Wenn ich ein Maler wäre, dacht ich oft, würde ich an den Ufern der Weser, des Rheins und überhaupt der Flüsse herunter reisen, und die vorzüglichsten Aus-

*) Lettres phys. et mor.

Aussichten aufnehmen, so wie man es in der Schweiz, England, Frankreich und Italien thut. Von Sachsen hat man einige Kupferstiche der Gegenden um Dresden, Meissen und verschiedener Orte im Erzgebirge. — — —

Es ist der Gang menschlicher Empfindung, auf der Grenze jegliches Gewinns und Verlusts eine Vergleichung zwischen beiden anzustellen; dies beschäftigte auch mich izt an der Grenze meines Vaterlandes. Vorzüglich stelte ich die Menschen beider Länder gegen einander.

Man kan nicht ganz sicher in wenig Wochen, die man auswärts zubringt, von dem mehrerem oder minderem Wert der Dinge urtheilen; die Lebhaftigkeit der neuen Eindrükke sezt leicht in Gefahr, das Neue übermässig zu erheben, und das zurükgelaßne Gute zu vergessen. Folgende Bemerkungen indeß scheinen mir bis jezt noch unbestochen: Die Menschen in den rheinischen Kreisen sind glüklicher, wie die Niedersachsen. Die Quellen ihres Glüks scheinen mir in ihren weniger ungeselligen Leidenschaften und ihrem leichtern Blut zu liegen. Ihre Konstitution ist gesunder, vielleicht weil ihr Geist weniger kränkelt; oder auch umgekehrt. Wer kan hier unter Wirkung und Ursach je entscheiden!

Unerkünstelte Frölichkeit erhöht ihnen den Wert jeder Wohlthat ihrer schönen Gegend und mildern Luft. Ihre Empfindung ist immer der Spiegel der Natur: sie nimt jeden Vorfal auf, wie er sich darbeut, ohne Durst nach Emphase in den Begebenheiten, Worten und Gefühlen.

Das Unterhaltende ihres Umgangs fließt unmittelbar aus dem immerwährenden Bedürfniß ihrer Seele, zu geben und zu nehmen; nie sieht man darin, unter einer durchsichtigen Oberfläche von Vertraulichkeit, die ängstliche Besorgniß, Hochverrat an irgend einem Geheimniß zu begehn — (oft das algegenwärtige Geheimniß des Ichs, oft auch nur gegenseitiges Mistrauen.) Auch hält man nicht so eingeschränkt Dinge für unerlaubt zu sagen und

zu denken, deren Bedeutsamkeit sich auf die Seifenblasen des Kleinigkeitengeistes einzeler Zirkel gründet. Diese Freiheit gibt der Seele und dem Leibe das unbefangne Sorglose, von dem das Wort Abandon den Begrif so gut zwischen Steifigkeit und der gänzlichen Unachtsamkeit auf sich selbst (Negligenze) festsezt. Die ausnehmende Aktivität der Rheinländer ergreift jede Gelegenheit zu Gefälligkeit und Dienstleistung; eben daher ist ihnen auch der Geist der zuvorkommenden Höflichkeit eigen; wie sieht man darin die frostigen Züge des Erstaunens über sich selbst.

Wir haben im Ganzen in allen Ständen eine sorgfältigere Erziehung; mehr Kultur des Verstandes; Sie mehr natürliche Fähigkeit. Uns gibt die Erziehung Anstand; Ihnen Lebensart; Wir nuzen unsre Kräfte zum räsonniren; Sie jede Fähigkeit ihrer Seele zum Handeln und zum Genuß.

Man findet hier hin und wieder viel Kentnisse; dort mehr eigenen Geist des Augenbliks. Hier mehr Großmut, dort mehr instinktmässige Menschenliebe; jene zeigt die Tugend auf dem Piedestal; diese, wie sie, gleich den Göttern des goldenen Alters, mit verhültem Glanz unter den Menschen umher wandelt. Ein unparteiisches Auge würde hier viel Menschen bewundern, und sie dort algemeiner lieben.

Aber, „bist du das alles selbst?„ fragt man billig jede deutsche Landessitte, wie ehmals die Kaiserin von Marokko die dänische Gesandtin bei dem Anblik ihres Reifroks. Man ist in den Rheinländern so gut deutsch, wie in jedem andern Distrikt Deutschlands, und ahmt, wegen der Nachbarschaft, den Franzosen mehr nach, wie wir in den entferntern Gegenden. Ihr Umgang ist hier für die Geister, was Gewürz für den Körper ist; der mässige Gebrauch desselben gibt Leben, Thätigkeit und schmeichelt dem Gaum.

Der Mensch ist Kind und wil als solches unterhalten sein: diesen Endzwek erreicht die Ergiebigkeit des französischen

sischen Genies mit Glük. Ihre geistvollen Gemische von Vernunft und Thorheit ermuntern den Verstand, ausser sich zu wirken, und verhindern ihn, in dem engen Kreis eigener Ideen alles auf sich selbst zurükzuführen.

Wir ahmen dem nach, was uns, unsrer Staatsvereinigung zufolge, am nächsten liegt, und die meiste Verbindung mit uns hat. Es ist doch aber eine misliche Sache um die Nachahmung der Engländer. Leicht geht es damit, wie mit der Nachahmung einzeler Menschen von ausgezeichneter Geistesgrösse; man erreicht die mit ihren Tugenden verwandten Fehler. Der Glanz der kühnen englischen Grösse beruht auf dem Zusammenhang und dem Gleichgewicht ihrer Eigenschaften; auf der innern Grösse ihrer Seele, wie die einfache Schönheit ihrer Kleidungsarten auf der ausgebildeten Schönheit ihrer Körper. Beide, wenn wir es versuchen sie zu kopiren, bezeichnen nur unsre Lükken und erheben unsre Mängel. Stolz und Misanthropie, zum Beispiel, erkennt man bei ihnen aus der Folge ihrer Handlungen und Gefühle, als Reichthum ihrer selbst; bei ihren Nachahmern, mehrentheils aus eben den Gründen, als notwendige Maske der Leerheit. Ihr kalter zurükgezogener Beobachtungsgeist macht uns ihrer gründlichen Kentniß der Dinge und der unwandelbaren Treue ihrer Urtheile und Freundschaften sicher. Wozu nüzt aber Kälte und Beobachtungsgeist, wenn man mit bei dem Trugschluß eines gegenwärtigen Scheins an das, was der Mensch in charakteristischen Vorfällen war, zurükdenkt? wenn man nie selbst denkt und empfindet; und Zuneigung und Treue immer auf dem schwanken Seile fremder Urteile hin und her wiegt?

Um den engländischen Tiefsinn nachzuahmen, mögten wir uns zu lauter Verstandswesen umschaffen; wir räsonniren, stolz auf die Thoren kleiner Freuden herabsehend, bei jeder Art des unschuldigsten Vergnügens, und daher erscheint die Freude bei jeder unsrer Frölichkeitsanstalten mit ältelndem Gesicht.

Wenn man zu sorgsam unter gleichgültigen Gegenständen wählt: ob sie würdig sind, uns zu beschäftigen oder nicht? findet man zulezt die Natur und die Zeit, in der man lebt, arm; jedes Band der wahren Geselligkeit wird dadurch zerschnitten; die Seele verzehrt sich selbst, oder fält auch wol in Schlafsucht; man sammelt keine neuen Ideen, und — erntet nicht, wo man nicht gesäet hat.

Alle diese Bemerkungen betreffen das Algemeine der Niedersachsen und Rheinländer. In jedem Algemeinen gibt es Ausnahmen, für die man zu viel und zu wenig sagt. Ueberhaupt ist Beurtheilung der Vorzüge der Länder zum Theil mehr Sache des Geschmaks, als der Vernunft; denn es findet sich gewiß im Ganzen bei pünktlicherer Gegeneinanderhaltung, die Regierung der moralischen Welt dem Gange der fortreissenden Ströme ähnlich, die in wechselnden Krümmungen an dem einen Orte ansezen, was sie an dem andern wegspülen.

A n h a n g.

Charakteristische Schilderungen sind Beiträge zu dem Mosaischen Gemälde der Menschheit. Aus diesem Gesichtspunkt darf ich am Ende meines Tagebuchs etwas von verschiedenen mir interessanten Menschen sagen*), deren Bekantschaft ich auf dieser Reise machte.

Die G*** v. *** geborne F. v. P***. Sie hat von Gesicht und Charakter viel ähnliches mit einer Person, die mir immer das Bild der reinsten Moralität gewesen ist. Ich habe Verse von ihr gesehn, in denen das theilnehmendste Gefühl im wärmsten Ausdruk die Feder führte.

Hr.

*) Jedoch, ohne sie zu nennen. Oeffentliche Urtheile verzeiht man nicht einmal (wenn verzeihen hier das Wort wäre!) Männern, die mit scheidendem Blic Nazionen aus einander sezten; wie viel weniger denn wol Augen ohne Autorität!

Hr. v. **. Beim ersten Anblik dacht ich: der Lükkenbüsser eines kleinen Hofes! Er hatte in den Vorzimmern etwas von Politik und Litteratur gehört; aber es war auch nur in den Vorzimmern seines Gehirns geblieben.

Frau ***. In einer glüklichern Verfassung würde sie gewiß alles das sein, was ihr angenehmes Gesicht ausdrükt. Feinheit, Scharfsinn und die schnelle Lebhaftigkeit kultivirter Talente sind ihre aktiven Vorzüge. In ihren Bewegungen ist eine gewisse fremde Härte, die mir eine beständige Anstrengung zu sein scheint, sich gegen alzuzarte Forderungen eines unbefriedigten Herzens abzuhärten. Ihr Unglük ist Tropfenfall des widrigen Schiksals; kein Steigen und Fallen in den Begebenheiten, nicht ein Augenblik, der minder scheinen könte.

Sie beschäftigt sich mit Malerei, Poesie und Musik, den tröstenden Kinderspielen der Menschen. Zulezt noch ein Wort von ihrer Figur: sie ist blond; in ihren schönen hellblauen Augen liegt vorzüglich viel feine Empfindung, Stärke der Seele und etwas Satire; der Mund ist sehr fein; der Umriß des Gesichts das feinste Oval; der Wuchs so schlank und vol Grazie, daß jede Bewegung ins Herz geht.

Hr. X**y aus T** Ein junger Mann von sehr angenehmer Figur; fein, geistreich und belebt. Ob der Ton seiner Seele nicht etwas verstimt sei? läßt sich fragen —— Ach! daß nicht jeder Mensch er selbst bleibt*)! Daher entsteht so viel Leerheit, seichtes Empfindeln, und Räsonnements, die anpassen wie geborgte Kleider. Warum modelt sich immer einer nach dem andern, da doch Neuheit der erste Grundsaz aller Annehmlichkeit ist? Jedes

 Men-

*) Man kan über eine Sache klagen, ohne sie deswegen unbedingt zu tadeln. Es steht oft nicht in unserm Willen, Eindrükken, die mit gesezgebender Macht auf uns wirken, zu widerstehn. Eine Miene, eine Bewegung, der Klang eines Wortes erschüttert die mehr oder minder schwächern Organen, und mancher Mensch ahmt nach, ohne es selbst zu wissen.

Menschen eigenthümliche Art zu sehen und zu empfinden, solte das Recht ihres Daseins behaupten, wie sein Gesicht. Freilich würde wol mancher, wie ehmals Frau von Sevigné vom Pelisson sagte: „die Freiheit häßlich zu sein misbrauchen; aber, wendet man sich nicht mit doppeltem Widerwillen hinweg, wenn man am Ende die Maske aufhebt und den Betrug erkennt? — Hr. X**y war die zufällige Veranlassung dieser Gedanken. Ich komme auf ihn selbst zurük.

Er ist vielleicht bisweilen in dem Fall vieler Menschen, die sich unendliche Mühe ersparen könten, wenn sie sich nicht jede unbedeutende Sache zu Tugend und Laster abwögen. Die Jahrbücher der Moral würden alsdann zwar einige Ritter- und Heldengeschichten weniger aufstellen können, aber dafür auch — weniger Windmühlen. Man beschuldigt Hr. X**y noch der Pedanterei, des Egoismus, und eines unwiderstehlichen Hanges, der Professor des Menschengeschlechts zu sein. Pedanterei gebe ich zu. Egoismus — verzeih ich jedem Menschen, der, so wie er, kränklich ist. Wer immer durch unangenehme Empfindungen an sich selbst erinnert wird, muß sich in allen Dingen zuerst fühlen. Professor des Menschengeschlechts? Wer wil es nicht sein vom Foliantenautor an, bis auf die Köchin, die ihre Methoden als die besten anpreist?

P. F** A*** E*** G. v. ** aus Berlin. Ein Mann, den jeder lieben muß, der ihn kennt. Geist, Welt, und der angenehmste Konversationston schienen mir immer das Geburtsrecht der Berliner zu sein; aber ich habe noch nie bei so viel Laune und Gefühl für Wiz eine so behutsame Furcht sich ihm zu überlassen gesehn. Es scheint, als wenn die Feinheit seines Geschmaks und die Güte seines Herzens zu oft durch falschen oder menschenfeindlichen Wiz beleidigt ist, als daß er es wagen möchte, irgend einem Einfall zu trauen, der diese Farbe trägt. Etwas Hypochondrie scheint tief in ihm zu liegen.

Frau von L. R**. Wenn man sie gelesen hat, wünscht man die so schön idealisirende Schriftstellerin zu kennen, die jedes phisisch und moralisch Schöne, wie Perlen, aufsucht und aneinander reiht, um Denkmäler der Tugend damit zu zieren; aber so bald man sie sieht, vergißt man die Schriftstellerin und denkt einzig an das, was Abt vom guten Herzen sagt: „Es darf sich nur in einer von den Geberden zeigen: die ihm angeboren sind, so gehen wir von selbst seinem Besizer entgegen, um ihn zu umarmen.„ Den ersten Augenblik, da ich sie sah, in ihren schönen Augen ihre schöne mit jedem geschafnen Wesen simpathisirende Seele, das für die innigste Herzensgüte bürgende Zutrauen in alle Menschen, gehörte ihr mein ganzes Herz zu, und immer wird mich ihr Schiksal, wie mein eigenes, interessiren. Sie ist ohngefähr 48 Jahr alt; die Art ihrer Schönheit kan durch keine Jahre Abbruch leiden; wenn man sich zu dem, was sie noch ist, den ersten Glanz der Jugend denkt, so glaubt man in ihren feinen Proporzionen und der über jeder Bewegung sich ergiessenden Grazie das Bild zu dem Ideale einer Psyche, Musarion oder Danae zu sehn. Der an sich schon so ausdruksvolle schwäbische Akzent, das, ihr so ganz eigene, harmonische Steigen und Fallen in dem Klange der Stimme, der etwas poetische Schwung ihrer Wortfügung, war mir zuerst sehr auffallend. Alles hat die Miene der Aufrichtigkeit an ihr; aber dennoch, wenn man sich erinnert, wie oft man Imaginazion im Domino der Empfindung einhergehen sah, so trit man furchtsam zurük, und beobachtet eine Zeitlang, wie es ist? Man bleibt hier nicht lange zweifelhaft; alles überzeugt von Fülle des Herzens in der Fülle des Ausdruks. „Ihr Genie liegt in ihrem Herzen,„ sagte eine ihrer vertrautesten Freundinnen; und das ist gegründet. Alles gibt ihr Stof zu Beobachtungen und Gedanken, weil alles sie interessirt. Sie spricht unbefangen und frei von ihren Schriften, ohne Ziererei, oder Wohlgefälligkeit. Das häusliche Glük ihres Mannes,

nes, die Erziehung ihrer Kinder und die innere Ordnung ihres Hauses beweisen, daß ein Frauenzimmer so gut schreiben kan, als es spricht, tanzt, spielt und singt, ohne deshalb wesentlichere Beschäftigungen zu verabsäumen.

Herr v. ***, ein junger Franzos, der in dem 21sten Jahr bei viel französischer Munterkeit gesezter ist, wie kein Deutscher. An der Art, wie er bei vielen vorkommenden Sachen schweigt, sieht man, daß er sie gründlich weiß. Mit den komischsten Einfällen, oft im Fleurettenton vorgebracht, beurtheilt er bisweilen ernsthafte Dinge, als wenn er blos kalte Vernunft wäre. Er sieht, kombinirt und folgert, unterdeß Herr ** überlegt, ob die Mischung seiner Säfte ihm heute erlaubt zu denken? — Er reiste, um Deutsch zu lernen, und man vermutet, daß er zu auswärtigen Geschäften bestimt ist. Man beurtheilt die Menschen nur analogisch, wenn man sie so einseitig und wenig sieht; so viel ich indeß Herrn von *** sehe, glaube ich, daß die ruhige Kälte seines doch schnel fassenden Geistes sich den zu dem größten Endzwekken führenden Grundsaz des Kanzlers d'Agesseau, *se hâter lentement*, zu eigen machen wird.

Frl. v. ***. Mit viel Welt und anscheinender Kälte findet man doch bei ihr, wie Shakespear sagt: une fibre dans le coeur prette a s'emouvoir pour les peines d'autrui.

Frau v. **n. Es gibt gewisse Charaktere, von denen man nichts sagt, wenn man nicht alles sagt, weil ein Zug und eine Handlung so unvermeidlich an den andern hängt, daß sie ausser ihrem Zusammenhang nicht mehr das bleibt, was sie war. Einige wenige Züge, die ich von ihr bezeichnen kan, werden längst ihr Bild nicht vollenden. Ihr Wahlspruch ist: „Rien n'est beau que le vrai; le vrai seul est aimable.„ Und dies ist ihre Richtschnur, von dem ersten Größten an, bis auf das lezte Kleine. Ihr Haus ist das angenehmste, das ich kenne. In dem Ton ihrer Konversazion ist der ganze Auspuz der französischen

schen Eleganz des Ausdruks mit der gründlichsten Richtigkeit eines selbstdenkenden Geistes. Die Schnelligkeit und das Treffende ihrer Ideen ist betäubend für Niedersachsen, die so langsam denken, als sie sprechen. Ein Wort von ihr legt oft hundert Gedanken in Asche. Tausendmal dünkte mir bei ihr alles, was ich dachte und je gedacht hatte, gar nichts zu sein. Sie urtheilt vielleicht bisweilen etwas schnel, und, wie man ihren Augen nach fürchtet, unwiderruflich; dennoch aber ist eine gewisse Indulgenz in ihrem Verstande. Ueber Satire und dem kleinlichen Weiden an des Nebenmenschen Fehlern ist ein so reichhaltiger Geist, wie der ihrige, erhaben; nie sieht man einen Zug davon in ihr. Sie hilft unter der Menge ihrer Geschäfte, vol der wärmsten Theilnehmung, mit Herz und Geist jedem, dem sie glaubt helfen zu können. In ihrem häuslichen Leben ist sie das Bild der starken Frau aus dem Sirach, und beweist die Wahrheit des Sazes: daß dem nichts zu klein ist, dem nichts zu groß ist. Bei allen diesen Vorzügen besizt sie viel gründliche Bescheidenheit, die sich auf die Grösse und Mannichfaltigkeit der menschlichen Pflichten gründet. Wie wird sie einst Oel haben auf ihren Lampen gegen so viel thörichte Jungfrauen!

Frl. v. **. Auf ihr ruht der Geist der Frau von **n zwiefältig, und ist nur durch die veränderte Lage ihres Wirkungskreises verschieden. Was bei der einen auf Geschäfte geht, verwendet die andere auf abgezogene Begriffe. Ihr Wiz ist wie elektrisches Feuer. Ihre Augen fürchtet man bei dem ersten Anblik; aber zugleich sieht man darin auch im Gegensaz eine Wahrheit, Grösse und edle Unparteilichkeit, die jeder anerkanten Volkommenheit, wo sie sie antrift, niemals Beifal versagt. Der Hauptausdruk des Gesichts ist mehr Geist, als sanfte Güte; dennoch würde es mich, wenn ich auch das erste Blatt in ***Briefen nicht gelesen hätte, nicht beunruhigen, weil ich fest glaube, daß man nie in dem Grad klug sein kan, ohne gut zu sein.

Die Rh** von S. zu G**. —

Nie sahe man die Musen
und Grazien in einem schönern Bund;
nie scherzte die Vernunft aus einem schönern Mund.

Ihr Gesicht ist ganz Geist, Laune, Empfindung und Natur; und dies Alles erhält sich bis in den feinsten Zügen unbeschadet unter einem Firniß von Manier und jedes von heut zu morgen wechselnden Modetons. Sie haßt alle Affektation der Seele und des Herzens, und erlaubt sie sich nur im Aeussern, theils aus unwiderstehlichem ächt deutschem Hange in französischer Livree einher zu gehen, theils um mit jedem in seiner Sprache zu sprechen. So sieht man sie den Tag über mit allen Flittern der Mode in dem angenehmsten Gemisch von kindlicher Unschuld und einer denkenden Frau einher tändeln, und den Abend, im vertraulichen Zirkel, wenn jeder Aufpuz mit dem Rothbüchschen auf dem Nachttisch ruht, ganz sich selbst überlassen, oft mit einem Worte Dinge sagen, worüber die Männer Folianten schreiben. Sie weiß einiges nicht, was man als Richtwage der Klugheit und Vernunft, als nötig zu wissen erachtet; dies giebt allem, was sie sagt, eine unwiederkäufliche Naivetät und Neuheit der Wendung. Ihr Blik ist so klar und hel, daß das Wort durchsehend eigentlich für sie gemacht zu sein scheint. Wer nur flüchtig beobachtet, keine Handlungen charakterisirt, oder ein Wort für zwei Sachen nimt, wird sie leicht der Koketterie beschuldigen. Aber der Beweggrund unsrer Handlungen klassifizirt sie, und zieht die Linie zwischen Recht und Unrecht.

3.

Ein Traum.*)

Es kam mir vor, ich ginge gegen Abend in einer ziemlich volkreichen Stadt auf einer engen Strasse, die Bauart schien mir ziemlich im kalmukkischen Geschmakke zu sein, soviel ich im Dunkeln erkennen konte, denn es herschte grosse Finsterniß in dieser Stadt; auf den schmalen Fußbänken ließ sich übel gehen, weil man bald an eine Heringstonne, bald an ein Bret stieß, worauf Ladenwaaren ausgekramt waren, bald an einen alten Wagen, den der Schmid vor seiner Thür stehen hatte, um ihn nach 3 Monaten auszubessern, bald an einen Blok Holz, an einen Stapel Bretter, oder gewiß allerwärts an die Hähnchen in den Wasserpfosten. Mitten in der Strasse war auch sehr übel fortzukommen, weil des Nachmittags allenthalben grosse Haufen Koth in der Mitte zusammengefegt waren, die des nächsten Vormittages nach Bequemlichkeit aus der Stadt geführt werden solten, und die hier liegen blieben, damit das Volk sie noch erst wieder auseinander träte, wie in Abdera. Aber das schlimste von allem war, daß die Kutschen mit dem Ungestüm eines Sturmwinds neben einen herfuhren, von denen man immer in Lebensgefahr

 war,

*) Dieser Aufsaz war ursprünglich für das *** Magazin bestimt. Nirgends in der ganzen Welt hätte er auch einen eigentlichern und natürlichern Plaz finden können. Aber der vortrefliche Herausgeber des Magazins fand Bedenken, diesen Traum einzurükken; er fand ihn zu deutlich. Freilich kan man es einem Fuhrmann nicht sehr verdenken, wenn er keine Lust hat, seinen Nachbarn unangenehme Dinge, die noch dazu aussehen wie Wahrheiten, vor die Thüre zu fahren.

Anm. des Verf.

war, und dann die unerträgliche Heze Hunde, von denen man unaufhörlich angebellet und verfolgt wurde.

Mitten unter diesen Beschwerlichkeiten kam mir die Stimme eines eingeschränkten Kopfes sehr unzeitig, der auch in einem besondern Geiste schrie, wie Anania des gemeinen Mannes Sohn, dessen unablässiges Rufen vor der Zerstörung Jerusalems, uns bekantlich der Geschichtschreiber Josephus aufbehalten hat. Eben auch so ohne Unterlaß schrie dieser folgende Worte hinter mir her: „Nirgends in der ganzen Welt ist es gut sein als hier in.... es ist nirgends so gut sein; und es muß alles so bleiben wie es ist! wer diesen Himmel verläßt der ist ein Thor.„ Ich rief ihm zwar zu: siehe, mein Freund, es sind hier ja gar viele Uebel, Finsterniß, Gefahr und Koth, wie sagst du nun, es sei hier gut? Aber er hörte nicht mehr auf meine Worte, als Anania auf die Ruthenstreiche die er empfing, lief durch dik und dünn, und ohngeachtet aller Stösse, rief er immer wie vorher. Ich dachte nur: was wil aus dem Menschen werden, und hielt ihn, wie Albinus der Richter den Anania, für einen Thoren.

Ich befand mich nun auf einmal vor einem hel erleuchteten Hause. Die Menschen, die ich davor umher stehe sah, hatten ein sehr fremdes Ansehn, und ihre Sprache, wie ich schon vorhin zu sagen vergaß, hatte unter allen mir bekanten Sprachen die meiste Aehnlichkeit mit dem syrischen; aber ich verstand alles, welches ohngeachtet der unbekanten Sprache niemanden verwundern wird: denn alles, was ich sprechen hörte, waren ja doch meine eigenen Ideen.

Das Gebäude vor mir hatte ein artiges Ansehn; aber was meine Neugierde am meisten erregte, war eine Inschrift über dem Eingange, die hieß: Hier ist einer so gut wie der andre, und war mit feurigen Buchstaben angeschrieben. Dieses Versprechen reizte mich hinein

zu

zu gehen. Ich kam vor die Thüre eines Saals, aus welchem es heller wie Mittagslicht herausglänzte. Indem ich im Begrif war die Thüre zu öfnen, trat ein Mann zu mir, der die Wache am Eingange zu haben schien, und indem er mich bei der linken Hand anfaßte, sagte er ein Paar Worte, die auf deutsch ohngefähr so viel heissen, als: mit Erlaubniß. Er besah meine linke Hand und besonders den kleinen Finger mit Kopfschütteln, und murmelte etwas in den Bart; dann sagte er: Sie sind ohne Zweifel fremd. Im Augenblik trat ein Mann heraus der des Thürhüters Verlegenheit bemerkte. Dieser zog ein kleines schwarz taftenes Beutelchen vom kleinen Finger der linken Hand, gab es dem Thürhüter und sagte: hier ist was euch fehlt, ich habe doch schon satt. Nun band man mir das Beutelchen um den Finger und ließ mich hinein.

Der erste Eintritt war angenehm und überraschend. Ich kam in ein wohl erleuchtetes schönes Zimmer; ich hörte eine angenehme Musik, und eine grosse Menge buntgekleideter Menschen beiderlei Geschlechts wimmelte um mich her, und einige schienen sich hier nicht übel zu gefallen. Vielleicht, dachte ich bei mir selbst, hat der Schreier draussen doch nicht so ganz unrecht, vielleicht ist hier allerwärts gut sein, ausgenommen da nicht, wo er es ausrief; aber hier muß es vollends sich gut sein lassen, denn hier ist alles gleich. Indem ich so mit mir selbst redete, näherte ich mich einem kleinen Haufen von Personen, die zusammen standen, und trat neben sie, weil ich durch die Ueberschrift Recht dazu zu haben meinte. Aber ich stand nicht sobald da, als ich einige stolze Blikke auf mich abschiessen sah, mit denen man mich von den Schuhschnallen bis zur Stirne und wieder hinab bis zu den Schuhschnallen maß; ich hörte auch einige mit einem ganz eigenen Tone ausgesprochene Worte, die ohngefähr so viel bedeuten, als die bei uns bekanten Worte:

qui

qui est ça? und dann die Antwort auf dieses Feldgeschrei: je ne connois pas ça. Ich wolte tanzen; aber ein Frauenzimmer nach dem andern schlug es mir ab, schmiß ihr Näßchen in die Höhe, rümpfte es ein klein wenig, und meprisirte mich nach vornehmer Art, indem sie mich über die Schulter nachsah. Endlich fand ich eine mitleidige Schöne, die mir ihre Hand reichte; aber ich merkte sehr bald, daß sie von einer andern Gattung sei, als die, an welche ich mich zuerst wendete, denn als ich mich zum Tanze hinstellete, betrachtete man meine gute Tänzerin eben so wie mich, und rümpfte die Nase über sie auch. Man drängte, stieß und pufte uns so lange, bis wir ganz unten in der Reihe standen, da wir doch zuerst ganz oben an im zweiten Plaze gewesen waren. Dieses machte mich so böse, daß ich mein Beutelchen vom Finger abstreifte und ihn einer fetten Dame, die mir am stolzesten begegnet hatte, vor die Füsse warf, und überlaut ausrief, daß der ganze Saal davon erschol: „Ihr habt Unrecht, ihr Leute dieser Stadt, daß ihr solche Worte über den Eingang dieses Hauses schreibt. Es geht zwar bei mir in Pattensen bei solchen Gelegenheiten nicht besser zu als hier, aber man hat doch nicht einen solchen Spruch über der Thüre des Versamlungshauses.„ Und hiermit verließ ich den Saal voller Unwillen, und hörte nur ein Gemurmel hinter mir her.

Nun war mir aber auch nicht besser, denn ich befand mich wieder auf der Strasse, und Finsterniß, allerlei Gefahren und der unausstehliche Schreier waren zusammen wieder um mich her. Ich fragte eine neben mir hinstreichende Menschengestalt, warum denn die Stadt nicht erleuchtet sei. Habt ihr etwa Landestrauer, sagte ich und zündet deswegen kein Licht an? Die Gestalt aber antwortete mir ganz kaltblütig, es ist nicht dunkel genug, und gehört sich so dem Kalender zufolge.

Ich kroch ein wenig fort, und kam an eine Ekke, wo ich viele Menschen um mich her merkte. Bei einigen Handleuchten erkante ich einen Wagen, hörte ein Winseln und Schreien, nemlich noch ausser dem Schreien des eingeschränkten Kopfes, der gar nicht aufhörte, und erfuhr, daß ein Kutscher durch ungebührliches Fahren einen Knaben übergefahren hatte. Es fand sich, daß es der einzige Sohn des Polizeidirektors sei. Als dieses bekant würde, rief ein Patriot (denn einen Patrioten erkennt man auch im Dunkeln an der Sprache) Gott Lob! daß sich ein solcher Fal zugetragen hat, und daß nicht etwa das Unglük eine alte arme Frau betraf, denn nun wird Nuzen daraus erwachsen, und dieser Unfug wird sicherlich abgestellet werden, welches sehr leicht wäre, wenn mans nur recht angriffe. In dem hiedurch veranlaßten Auflauf war ein Hund ins Gedränge gekommen und war auf den Fuß getreten, dieser hatte, in der Angst und um sich zu retten, dem Nächststehenden ein Stük Fleisch aus der Wade gerissen; aber er hatte sich sehr übel addressirt, denn der Mann war ein wichtiger Polizeiverwandter, der dem Sohne seines Herren Kollegen zu Hülfe eilte. Als er sah, wie die übrigen Hunde sein und des Knaben Blut lekten, schwur er bei seiner zertissenen Wade, daß er für eine Verfügung sorgen wolte, wodurch die Hunde beinahe ganz aus der Stadt verbannet würden; es solte eine starke jährliche Auflage auf jeden Kopf gelegt werden, und jeder privilegirte Hund solte sein Zeichen tragen. „Denn, sagte er, wozu nüzen die Hunde in der Stadt? In den engen Wohnungen der Armen vermehren sie Unreinigkeit, ungesunde Luft und Ungeziefer; wenn einmal einer toll wird, so geräth die halbe Stadt in Schrekken, und das unleidliche Bellen hält alle unbewehrte Fußgänger in Furcht; zumal aber, wie lästig ist nicht das nächtliche Bellen und Heulen den Kranken und andern, die des erquikkenden Schlafs bedürfen.„

Alles

Alles sehr wahr, dachte ich; aber ohne das Loch in der Wade hättet ihr diese treflichen Gedanken nicht; ohne solche Veranlassungen wären gewiß viele gute Einrichtungen nicht da.

Weil ich grosses Verlangen hatte von der Strasse zu kommen, so ging ich in die erste offenstehende Hausthüre, und gerieth in einen langen Gang, der zu verschiedenen Zimmern einführte. Ich näherte mich der ersten Thüre, die offen stand, und mich ein grosses erleuchtetes Zimmer sehn ließ, worin viele Menschen waren, die ich aber vor einer dikken Tobaksrauchwolke nicht erkennen konte. Ich schloß aus dem Rauche zuerst, es mögte vielleicht eine holländische Geselschaft sein, und wolte hineingehn, aus Neugierde etwas über den ausgebrochenen Krieg und den westindischen Verlust zu hören, aber ich sah bald an dem Fußboden, daß ich mich irrete, und die Sprache, die ich reden hörte, überzeugte mich, daß ich noch immer in demselben Lande sei, worin mir so vieles mißfiel, und wovon der eingeschränkte Kopf immer ausrief: es sei das Beste in der Welt. Dieses machte mir schon einen Widerwillen, aber als ich hörte, was man sprach, und fand, daß hier die Region der Vorurtheile sei, daß man alles aus Einem, und zwar schiefen Gesichtspunkte betrachte, daß kleine Geister hier die grossen Männer unsers Zeitalters mit aller ihnen zukommenden Dumheit und Impertinenz meisterten und beurtheilten, die Warzen in ihrem Gesichte zählten, ihnen die überflüssigen Haare aus den Augenbraunen rissen, Ermel und Schösse an ihren Kleidern anders schnitten, Silben, Wörter und Phrasen in ihren Reden tadelten, und sie denn lebendig viertheilten, V.R.W.: so verging mir vollends die Lust hineinzugehn, und weil ich ohnehin kein Liebhaber von unvermischten Mansgeselschaften und kein Hagestolz bin: so ging ich vorüber.

Ich

Ich kam vor ein Zimmer, worin es recht lustig herzugehn schien, und worin insonderheit einige weibliche Stimmen prädominirten. Ich kukte hinein und sah verschiedene Frauenzimmer; es schien gegen das Ende eines petit Souper zu sein; ihre Lebhaftigkeit war sehr groß. Ich sah wol, daß es schöne Geister im Reifrok waren, und sie sprachen wie lebendige Bücher; es waren auch einige Herren dabei, und man las und machte Verse. Weil ich aber vor den schönen Geistern beiderlei Geschlechts, so wie sie jezt meistens sind, einen notablen Widerwillen habe, so zog ich mich baldigst zurük.

Nun befand ich mich auf einmal, ohne daß ich sagen kan wie ich dahin kam, ganz wider meine Neigung und Geschmak in einem Audienzzimmer.

Etwa zwanzig Sollizitanten standen darin herum und erwarteten ihren Gönner. Endlich erschien er mit Ordensband uud Stern. Er ging auf einen Mann zu, der neben mir stand, und in seinem ganzen Wesen etwas Einfaches aber Edles und Kühnes hatte. Was ist ihr Gesuch? redete ihn der Gönner an. Ich sah in diesem Augenblikke einen Unwillen auf der Stirn meines Nachbarn, und nach einem kurzen Stilschweigen brach er in folgende Worte aus: Herr Mecänas! etwas zu suchen hatte ich allerdings, aber wie ich nun sehe, nicht bei ihnen. Wenn sie so wenig für ihren Nebenmenschen fühlen, daß sie verlangen können, man solle die Anliegen seines Herzens, die Angelegenheiten seiner Familie, den Wunsch, den man im Stillen hegt, in Gegenwart anderer Personen, vor dem lauschenden Ohre fremder Leute vortragen: so habe ich auch keine Hofnung, daß sie in mein Suchen hineingehn werden, und ich wil daher meine Mühe und ihre Zeit sparen. Hiermit kehrte er sich um und ging zur Thüre hinaus, und weil ich hier nichts zu thun hatte, so folgte ich ihm nach, indem ich ihm zurief: Wohl gesprochen, Herr Nachbar! Aber mein Beifal war so lebhaft, daß ich davon erwachte. Ich war nicht wenig ermattet von

die-

diesem Traume, und den ganzen folgenden Tag gellete mir das Geschrei des eingeschränkten Kopfes in den Ohren. Pattensen, im April 1781.

J. C. K.

4.

An den Herrn Hauptmann von M***.

Gelt, du hast, zu Deinem Behagen, die furchtver-
breitende Lanze, den stralenden Dolch des Todes,
Wie die Quinktier und die Regulusse,
Mit der nüzlichen Pflugschar, der Sichel und Egge,
Jenen Zeug der erdeverwüstenden Mordsucht,
Mit des Friedens Insignien weislich vertauschet!

Deinen Abschied wird fernerhin nicht Dein trautes
Mädchen mit schwimmenden Augen betrauren, nicht die
Tag' und die Nächt' um Dich in Schwermut verseufzen.

Heischen Dich Fluren und Wälder zur Arbeit des Tages;
O, so gilt es nicht Jammern, nicht Händeringen:
Eine kleine zärtliche Unruh, der Liebe
Sehnendes Aussehn nach Deiner Rükkehr ists alles.

Kehrest Du Abends aus dem Garbenfelde,
Oder vom Anstand aus dem einsamen Dikkig
Beutebeladen zurükke; dann wartet Deiner
Kuß und Umarmung der frommen Vermählten und Trank und
Speise, wie sie Königen niemals zu Theil wird,
Speise der Fluren von Händen der Liebe bereitet,
Nektar im schäumenden Becher, den Zärtlichkeit füllte.

Seliger Jüngling, möge Dein Schiksal, Dein ganzes
Leben hindurch, Dir sein wie heut' und morgen;

Jede

Jede kommende Sonne mit Segen und Freude
Deine Tag' in dichten Stralen bestreuen;
Und die wenigen Nächte der Leiden Hespers
Silberne Scheibe mit tröstendem Schimmer erleuchten!

Blum.

5.
Nachricht
von einer Liedersamlung mit Musik aus dem 16ten Jahrhundert.

Da es wirklich die Mode ist, alte Lieder aufzusuchen, so wird vielleicht die Nachricht nicht unangenehm sein, die ich von einer mir angefehr in die Hände gefallenen Samlung, wiewol erst aus dem 16ten Jahrhundert, zu geben gedenke.

Das 1ste Stük in dem Bändchen enthielt 31 Kirchenlieder, welche gröstentheils noch heut zu Tage in protestantischen Gemeinden gesungen zu werden pflegen, mit Noten; allein das Titelblatt und die vordersten 5 Lieder sind ausgerissen, folglich ist davon nichts weiter zu sagen.

Der Titel des 2ten Stüks heißt: Newe Teutsche Lieder, mit dreyen Stimmen, welche ganz lieblich zu singen, auch auf allerley Instrumenten zu gebrauchen, durch Antonium Goßwinum, deß Hochwirdigen, Durchleuchtigen und Hochgebohrnen Fürsten und Herrn, Herrn Ernesti, Bischoffs zu Lütich, Hildesheim und Freysing &c. Pfalzgrafen bey Rhein, Herzogen in obern und niedern Bayern &c. Capellenmeister, componirt und in Druck verfertiget. (Altus) Nürnb. Ao. 1581.

Es besteht aus folgenden geistlichen und weltlichen Liedern unter einander:

1. Väter unser im Himmelreich
2. Ich ruf zu dir Herr Jesu Christ *)
3. Ist keiner hie, der spricht zu mir
4. Die Faßnacht ist ein schöne Zeit
5. Der Wein der schmekt mir also wol
6. Die Zeit so iezt vorhanden ist
7. Vor Zeiten war ich lieb und wehrt
8. Im Land zu Wirtenberg so gut
9. Im Mayen, im Mayen
10. Wie lang, o Gott, in meiner Not
11. Fraw ich bin euch von Herzen hold
12. Am Abend spat beym kühlen Wein
13. Tritt auf den Rigel von der Thür
14. Frölich zu seyn ist mein Manier
15. Wer frisch will seyn, der sing mit mir
16. Ein guter Wein ist lobenswehrt

Die Poesie daran ist für Volkslieder nicht zu verachten. Da aber ordentlicher Weise jedesmal nur die erste Strophe zwischen die Noten gedrukt ist, so wil ich nur Eines, welches ganz vorkomt, hier zur Probe anführen:

Im Land zu Wirtenberg so gut
Im Herbst man Drauben schneiden thut,
Den Wein thut man außpressen;
Da was ein Esel hoch von Mut
Der suff sich vol vom Weine gut,
Und hielt sich gar vermessen.

Da das der Herr deß Weins ersach
Beym Richter fürt er grosse Klag,

Wolt

*) Bekantlich dichtete jenes Lied D. Martin Luther, und dieses D. Paul Speratus. Einige schreiben das leztere Johann Hussen zu, und erkennen den D. Speratus nur für den Verbesserer.

Wolt haben zalt sein Weine.
Der Richter fragt on als Gefehr,
Ob auch der Esel gsessen *) wer?
Der ander sprach: Herr! Neine.

Der Richter lacht, und sprach: mein Man
Der Esel dir nit zalen kan,
Das kanstu selbst ermessen,
Dann sein Herr gibt im gar kein Lon;
So hat er nur ein Ehrtrunk **) thun,
Dieweil er nit ist gsessen.

Das 3te Stük hat die Aufschrift: Newe Teutsche Lieder mit dreyen Stimmen, welche lieblich zu singen, und auf allerley Instrumenten zu gebrauchen, durch *Ivonem de Vento*, Fürst. Bay. Musicum componirt, corrigirt und in Druk geben. Altus. München 1591.

Nach einer deutschen Zueignungsschrift von dem Komponisten Ivo de Vento an Herrn Albrechten, Pfalzgraven bey Rhein, Herzogen in Ober- und Niedern-Bayern, fängt das Werkchen an, dessen Inhalt aus folgenden 20 Stükken besteht:

1. Vater unser im Himmelreich
2. Ich ruf zu dir Herr Jesu Christ
3. Ob ich schon arm und ellend bin
4. Schön bin ich nit, mein höchster Hort
5. Vergangen ist mir Glück und Hall
6. Gott ist mein Trost, hat mich erlößt
7. Wo soll ich mich hinkehren
8. Mein Maidlein thet mir klagen
9. Vor etlich wenig Tagen

*) Mit liegenden Gütern angesessen; oder im Ort wohnhaft.

**) So wird der Wein genennt, welchen man in vielen Reichsstädten angesehenen fremden Reisenden von Obrigkeitswegen zu verehren pflegt.

10. Es was einmahl ein stolzer Knab
11. Es hett ein Schwab ein Töchterlein
12. Die Weiber mit den Flöhen
13. Ein alter Mann thet bulen gahn.
14. Mein Weib die thut mir wehren
15. Mein Zuversicht mit nicht verendern thu
16. Entlaubet ist der Walde
17. Nun grüß dich Gott, mein Druserlein
18. Viel Haß und Neid zu Hof ich leidt
19. Mein Freud und Mut fehrt gar dahin
20. So wünsch ich ihr ein gute Nacht

Mit unter werden einige Zweideutigkeiten ausgekramt. Eines von den Reinen ist nachfolgendes Trinklied:

Mein Weib die thut mir wehren
Das Bier und auch den Wein.
Sie spricht, ich thu verzehren
Ihr Gut und auch das mein.
Ihr Wort die seyn ganz eytel,
Ich gib ihr kurzen Bscheid;
Obschon ~~wirdt~~ leer wird der Beutel,
Kombt doch kein Schab *) ins Kleid.

Sie sagt mir viel vom Wasser,
Es sey ein starkes Trank.
Sie spricht ich sey ein Prasser,
Und wär vom Sauffen krank.
Kein Wein thut sie mir gunnen, **)
Daran mir nit viel leit. ***)
Den Weibern ghört der Brunnen,
Die Mann der Wein erfreut.

Das

*) Motte. **) gönnen. ***) liegt.

Das 4te Stük führt den Titel: Der erst und ander Theil der Teutschen Villanellen Leonardi Lechneri Achesini, mit dreyen Stimmen, zuvor unterschiedl. iezt aber mit deß Authoris Bewilligung zusammengedruckt. Tenor. Nürnberg 1590.

Es enthält 38 Liedgen, nemlich:

1. Gut Singer und ein Organist
2. O weh der Zeit, die ich verzehrt
3. Die schön Atlanta kam
4. Durch Wäld und Thal
5. Ach hessigs Glük
6. Mein treues Herz
7. Sie acht vielleicht mein Treu für nichts
8. Jagen, Hetzen und Federspil
9. Adonis zart
10. Ach hertzigs Hertz
11. Wer sich allein auf Glük verlat
12. Ganz sehr betrübt ist mir mein Hertz
13. Glük widerstell Was Ungesell
14. Elend bringt Pein
15. Ach Lieb mit Leid
16. Patientiam muß ich han
17. Welcher all Pein will werden inn
18. Tröstlicher Lieb Ich mich stets üb
19. Schwehr langweilig ist mir die Zeit
20. Der Unfall reitt *) mich ganz und gar
21. Frau! Ich bin euch von Herzen hold
22. Ich stell leicht ab von solcher Hab
23. Mein grosse Lieb die macht mich blind
24. Willig und treu, ohn alle Reu
25. Man sieht nun wol wie stet du bist
26. Ach Lieb ich muß dich lassen
27. Gedult umb Schuld will haben ich
28. Ohn dich muß ich mich aller Freuden massen **)

*) reutet. **) begeben.

29. Ach Frau dich hart betriegen dein Gedanken
30. Man spricht, was Gott zusammenfügt
31. Wer edel ist zu dieser Frist
32. Als Narcissus der schöne
33. Was nit soll seyn schikt sich je nit
34. Nun hab ich doch einmahl erlebt
35. Ich reu und klag, daß ich mein Tag
36. Deß Spiles ich gar kein Glück nit han
37. Fried ich oft mach
38. Musica Klang, lieblicher Gesang.

Diese sind zwar unanstössiger; Hingegen möchten wenige des Abschreibens werth sein. Folgendes ist ungefähr die Krone darunter.

Die schön Atlanta kam
Von königlichem Stamm,
So kein Mannsbild begeret,
Dann der sie eins geweret,
Und mit Lauffen geschwinde
Im Feld frey überwinde.

Hippomanes sich rüst,
Wiewohl er genzlich wüßt,
Daß der die Schön müßt meiden,
Darzu den Tod erleiden,
Der sie nit möcht erjagen.
Doch auf Glück thet ers wagen.

Auß Venus Rath warf er
Von Gold drey Aepfel schwer.
Alsbald die Jungfraw entbrannt
Und in *) begierlich nachrannt.
Das Ziel indeß mit Eyle
Dem Knaben ward zu Theile.

Drumm

*) ihnen.

Drumm willt du hoch hinan
Mit deiner Buhlschaft gahn,
Durch Geld wirst du Lieb finden.
Lähr *) bleibst du weit dahinden,
Weil Reichthumb iezt gar eben
Gstalt und Adel thut geben.

Den Beschluß des Bändchens macht das 5te Stük unter der Aufschrift: *Tricinia.* Kurzweilige teutsche Lieder zu dreyen Stimmen, nach Art der Neapolitanen oder welschen Villanellen, durch Jacobum Regnart! Fürstl. Durchleuchtigkeit Ertzherzogen Ferdinandi ꝛc. Musicum und Vice=Capellenmeister, inn Truck verfertigt. *Tenor.* Nürnb. 1588.

Auf der Rükseite des Titelblats stehen folgende Verse, deren Inhalt noch heut zu Tag lehrreich ist, und die ich deswegen hieherseze.

Jeden der Music verstendigen Leser.

Laß dich darumb nicht wenden ab,
Daß ich hierinn nit brauchet hab,
Viel Zierlichkeit in der Music.
Wiß, daß es sich durchaus nit schik,
Mit Villanellen hoch zu prangen,
Und wöllen dardurch Preiß erlangen,
Wirdt sein vergebens und umbsunst.
An andre Ort gehört die Kunst.

Diese Samlung hat der Komponist einem Herrn Wolf Christoph von Entzersdorf zu Entzersthal zugeeignet. Der Stükke sind noch 59. obschon einige Blätter fehlen.

Ich wil auch von diesen den Anfang hieher sezen.

1. Ohn dich muß ich mich aller Freuden massen
2. Wann ich gedenk der Stund, da ich muß scheiden
3. Nun bin ich einmahl frey von Liebesbanden
4. Ach hartes Hertz, laß dich doch eins erweichen
5. Lieb und Vernunft die hand **) bey mir ein Streit

*) leer. **) haben.

6. Ein Lieb, nit mehr, hat in mein'm Hertzen stat
7. Nun hab ich doch einmahl erlebt die Stund
8. Venus: du und dein Kind seit alle beide blind
9. Von Nöten ist, daß ich jezt trag Gedult
10. Mein Mund der singt, mein Herz vor Trauren weint
11. Kanst du gen *) mir so grosse Falschheit üben
12. Nun sieh ich mich endlich an dir gerochen
13. Ich hab vermeint, ich sey zum besten dran.
14. Glaub nicht, daß ich köndt seyn so gar vermessen
15. Wer sehen will zween lebendige Brunnen
16. Wer wirdet trösten mich, wann ich verleure dich
17. Wer sich mit Liebessucht befindt besessen
18. Ach schwacher Geist, der du mit so viel Leiden
19. Mit Laid bin ich gleich einem Last beschwehrt
20. End hat der Streit! Der Thorheit ist genug!
21. Wann ich den ganzen Tag geführt hab meine Klag
22. Ey daß ich mich nit schamme
23. Ob sie gleich fert dahin, und leßt mich armen hie
24. Jungfrau! Eur Wankelmut ist mir zu Ohren kommen
25. Jungfrau! Eur scharpfe Augen
26. Daß ihr euch gegen mir so freundlich thut beweisen
27. Ich bin gen Baden zogen, zu leschen ab mein Brunst
28. Nun irrt mich nicht, Gott hats gericht
29. Ach Gott! wie soll ich singen und leben guter Ding
30. Lieb und Unfall haben unterwunden sich
31. All mein Gedanken, ohn alles Wanken
32. Wer sich on Gelt zum Bulen stellt
33. Weil du dann willt gen mir dein Lieb verneuen
34 Mein Herz hat mir gesezt in Irr die Lieb gen einer Maid
35. Der süsse Schlaf, der sonst alles stillet wol
36. Daß du von meinetwegen gesezet bist in Pein
37. Gut Gsell! du machst dein Klagen
38. Wiewohl sich viel zum Widerspiel
39. Diß ist die Zeit die mich erfreut
40. Ich wollt, wer mir mein Glük nit gönnt

41.

*) gegen.

41. Nach meiner Lieb viel hundert Knaben trachten
42. Sagt mir Jungfrau woher
43. Du hast dich gegen mir gar freundl. wohl erzeiget
44. Ich hab ein lange Zeit Maidlein um dich gefreit
45. Ihrs gleichen lebt auf Erden nicht
46. Gut Ding muß haben Weil
47. Ach Gott! ein grosse Pein krenket das Herze mein
48. Ein süsser Traum mit thet in Nachtes-Ruh umfangen
49. Du hast Urlaub, drum saum dich nur nit lang
50. Es müht ihr viel *) mein zugestanden Glük
51. Ein anders will ich wagen
52. Mein Herz und Gmüt ist gar in Lieb entzündt
53. Ach Weib du böses Kraut Ach weh dem, der dir traut!
54. Bey dir muß ich mich aller Freuden massen
55. Wenn ich gedenk der Stund, da sich mein Leiden
56. Weil du so ganz und gar mich thust verachten
57. Noch laß ich mich nit kränken des Dichters Haß und Neid
58. Kein Stund kein Tag nit ist, wenn ich gedenk der List
59. Mein Herz das brinnt. Ach Gott mein Herr

Das poetische Verdienst an diesen Liedern ist sehr mittelmässig. Doch sei hier zur Probe eins von den besten, nemlich das 46ste.

Gut Ding muß haben Weil.
Drumm gut Gsell nit eil;
Dann was bald soll verderben
Ist leichtlich zu erwerben.
Das wirst du noch erfahren,
Ehe du kombst zu dein Jahren.

Gut Ding muß haben Weil.
Drumm gut Gsell nit eil,
Und laß dich nit erschrecken,
Wann es sich schon thut strecken. **)

P 5 Das

*) mein Glük erregt Neider.
**) Verziehen, in die Länge ziehen.

Das wirst du noch erfahren,
Ehe du kombst zu dein Jahren.

Gut Ding muß haben Weil.
Drumm gut Gsell nit eil.
Dann es wirdt oft erlanget,
Damit man lang hat branget.*)
Das wirst du noch erfahren,
Ehe du kombst zu dein Jahren.

Gut Ding muß haben Weil.
Drumm du auch nit eil,
Dann was dir ist bescheret,
Deß wirst du wohl geweret,**)
Und gwißlich noch erfahren,
Ehe du kombst zu dein Jahren.

Solte diese Nachricht nicht das Verdienst eines Beitrags zu alten deutschen Volksliedern haben, so gehört sie doch zur Geschichte der deutschen Tonkünstler. Sonderbar ist auch, daß Kapellmeister zweier katholischer Höfe sich bemühten, ein Lied von Luthern und Hussen zu komponiren.

6.

Ueber Taubstumme, und über das kurfürstl. Institut zu Leipzig, solche Unglükliche sprechen zu lehren.

Sie haben Recht, liebster T., daß wir uns oft viele Jahre an den berühmtesten Orten aufhalten, ohne, aus einer

*) Mit etwas lang prangen heißt: aus Stolz oder Ceremonie mit etwas zögern.
**) gewähret.

einer nicht genug zu erklärenden Nachlässigkeit, uns den ganzen Nuzen zuzueignen, den sie jederman so willig darbieten, und während daß wir uns durch Reisebeschreibungen nach minder beträchtlichen Merkwürdigkeiten fremder Städte und Länder lüstern machen lassen, oft nicht eine einzige von den Merkwürdigkeiten und berühmten Anstalten, des leichten Zutritts dazu ungeachtet, zu benuzen suchen, durch deren ungleich kostbarere und mühsamere Aufsuchung uns Fremde und Ausländer so oft beschämen. Dies haben, in Ansehung der so beträchtlichen aneinander gedrängten Vorzüge unsers Leipzigs, schon mehrere als man denken solte, bei ihrer Rükkunft aus fremden Ländern bestätiget, und Ihre eigene vor dem unerbittlichen Gerichte der Parcen vergeblich angestelte Reklamirung der fünf Jahre, die Sie in Absicht auf Ihre Studien so nüzlich, in Absicht auf andere nicht weniger wissenswürdige, im Kompendio der Brodwissenschaft aber nicht mit begriffene, Dinge und Anstalten so fruchtlos in Leipzig verlebt, ist von der Richtigkeit jener Bemerkung ein neuer warnender Beweis.

Da ich, sowol Ihres offenen Geständnisses als auch meiner eigenen Grundsäze wegen, Ihre Nachlässigkeit in diesen Stükken, am wenigsten in Ansehung des hiesigen Instituts für Stumme, ohnmöglich rechtfertigen kan: so bleibt mir, bei dem lebhaftesten Gefühle meiner eignen mangelhaften Einsicht, nichts übrig, als Ihnen durch eine dürftige Beschreibung dieser so menschenfreundlichen Anstalt, die Sie mit Recht am meisten zu interessiren scheint, zu zeigen, wie gern ich Sie, stünde es in meiner Macht, gegen jeden Verlust, wenigstens gegen jede ungesehene Merkwürdigkeit, entschädigen möchte.

Sie gestehn also, daß Sie sich weder von dem Werthe und den Vorzügen des kurfürstl. Instituts, noch von den Bemühungen und Mitteln des Herrn Direktor Heinike, Taubstumme Personen eine vernemliche Sprache,

und zwar unsre Tonsprache zu lehren, eine deutliche Vorstellung machen können. Ganz natürlich! Indeß werde ich mich, was den Werth und die Wohlthätigkeit solcher Unternehmungen überhaupt betrift, sehr kurz fassen können. Man müßte seine eignen Vorzüge, welche man der Sprache, der menschlichen Geselschaft und der Kultur seiner Vernunft, die mit einander in einem so genauen Zusammenhange stehen, schuldig ist, nicht kennen wollen; man müßte alles menschl. Gefühl gegen seine unglükliche Mitgeschöpfe mit Vorsaz erstikken; man müßte für alles, was der ganzen Menschheit wichtig ist, eben so wenig Interesse, als der noch ungebildete Taubstumme selbst, haben, wenn man an der Wohlthätigkeit solcher Unternehmungen überhaupt zweifeln könte. Denn einen Taub- und Stumgebohrnen unterrichten und sprechen lehren, was ist das anders, als ihn aus dem traurigsten Zustande thierischer Wildheit in die ersten Vorrechte der Menschheit einsezen? was ist das anders, als einen unglüklichen Einsiedler zu seinem und anderer größten Nuzen in die Geselschaft einführen? was anders, als hindern, daß der mit den erhabensten Fähigkeiten und Anlagen eben so wohl als wir begabte Mensch nicht Zeitlebens ein Kind bleibe? Haben Sie jemals einen Taubstummen gesehn und beobachtet, so werden Sie wissen, mit welchem Rechte ich das sage. Hier steht er mitten auf dem grossen Schauplaz der Welt, aber das ganze wohlgeordnete regelmässige Schauspiel, das unter seinen Augen vorgeht, ist für seine Seele nichts als ein wüstes Chaos; die ganze zahllose Menge von Dingen, die ausser seinem Gesichtskreise liegen, sind für ihn gar nicht da. Von Dingen, die er täglich sieht und braucht, lernt er sich einige Vorstellung machen; diejenigen aber, deren Wirkungen ganz oder doch zum Theil durchs Gehör und ihre tönende Namen erkant werden müssen, oder, die eine Beziehung auf geistige Begriffe haben, sind für ihn ohne Geist, ohne Bedeutung. Das ganze weitläuftige Feld der Geschichte ver-

gangener und jeziger Zeiten, der Geseze, der Völker- und Länderverfassungen u. s. w. ist für ihn unbebaut und wüste.

Die zahlreichste Geselschaft von gebornen Rednern ist für ihn so stum, als er für sie. Jezt sieht er diesen den Mund öfnen, und zugleich, ohne zu wissen was das heisse, befehlen, erstaunt er über die Veränderungen, die um ihn vorgehn. Jezt sieht er auf einmal eine ganze Anzal lachen oder ihre Gesichter in Traurigkeit verhüllen: aber, unbekant mit der Macht vernünftiger Töne, möchte er vor Entsezen in eine Einöde fliehen. Sieht er eine zur Musik oder zum Gottesdienst versamlete Geselschaft: welche Urtheile von ihren Geberden sol der Taubstumme fällen? Bücher, Noten, Schrift — in deren Figuren er nicht die geringste Aehnlichkeit mit irgend einem brauchbaren Dinge in der Natur findet, für die er jedoch einen grossen Theil der Menschen ein so ausschliessendes Interesse haben sieht, sind für ihn — je mehr Fähigkeiten er selbst besizt, je mehr er vielleicht schon durch Erfahrung gewisse Begriffe mit manchen Dingen zu verbinden gelernt hat, desto verwirrendere Räthsel.

Und wenn nun irgend eine reizende Szene der Natur oder Kunst seine Seele entzükket; wenn irgend ein Trieb von Zärtlichkeit, von Freundschaft, von Bewunderung, wenn irgend ein Gefühl von Mitleid, von Bedürfniß, von Schmerz und Elend ihn drängt, seine Empfindungen einem Geschöpfe seiner Art mitzutheilen; wenn er alle Glieder und Muskeln seines Körpers anstrengt, sich andern verständlich zu machen: aber nie seinen Endzwek völlig erreicht, oder wol gar argwöhnt, daß man unempfindlich und grausam sein Herz für ihn verschliesse: wer vermag die Empfindung auszusprechen, unter deren grausamen Last eine so geängstete Seele erliegt!

Denn glauben Sie nicht, Freund, daß wir durch Einbildung das Elend solcher Menschen vergrössern, daß

wir ihnen unsere Empfindungen aufdringen, und daß sie die Wohlthat des Gehörs und der Sprache, weil sie solche nicht kennen, auch nicht vermissen. Ja, wenn sie mit den Thieren einsam und wild in Wäldern herumirten, oder, wenn sie mit lauter ihnen ähnlichen Taubstummen, mit denen sie sich viel leichter, als mit Hörenden, über eine Geberdensprache vereinigen können, in Geselschaft lebten: so möchte ein kalter Philosoph über unser Mitleid mit Recht, als über wohlgemeinte Treuherzigkeit, unschädliche Empfindelei rc. die Achseln zukken. Aber aufmerksame Beobachtungen über ihr ganzes Betragen, und ihre Minen in dem Augenblik da man sie beobachtet, so wie die Thränen der eine Zeitlang Unterrichteten, die sie über ihren eigenen traurigen Zustand sowol, als auch über die rohen Ankömlinge im Institut, so oft vergiessen, und der Eifer mancher von diesen empfindsamen Unglüklichen, ihren unwissendern Mitgenossen die eigene mühsam erlernte Sprachfertigkeit selbst mitzutheilen.— Dieses alles beweißt, wie sehr diese Menschen unsers ganzen thätigen Mitleids bedürftig sind.

Und gesezt auch, daß sie ihr Elend nicht in dem hohen Grade, wie wir, empfänden; gesezt, daß sie sich eben so wenig, als der Staar und Papagey, nach unsrer Tonsprache sehnten: würde es nicht der schädlichste und unnatürlichste Mißbrauch sein, wenn tiefsinnige Spekulazionen irgend einen bewährten Grundsaz der Moral umstossen, und mathematische Demonstrationen die Spannung des Mitleids nur um eine einzige Linie herabstimmen wolten? Sol man den, welcher in Ohnmacht liegt, deswegen weil er nicht um Hülfe ruft, vielleicht gar einen angenehmen Traum sieht, nicht zu sich zu bringen suchen?

Aber nicht blos kurze vorübergehende angenehme Empfindungen sind es, welche Taubstumme entbehren, und deren Verlust ihnen die Menschlichkeit zu vergüten suchen

suchen sol. Nein, ihr grosses Vorrecht, das sie zu Menschen macht, ihre Vernunft selbst, deren Keim sich ohne die Sprache nie entwikkeln kan, diese ist es, welche uns um Erbarmung anfleht.

Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, einen Augenblik in die Geschichte Ihrer eigenen Kultur zurük zu gehn, so werden Sie sich erinnern, daß Ihre Vernunft so lange in ihrer Kindheit blieb, als Sie die Gegenstände, ohne gewisse Merkmale von ihnen abgesondert, ohne ihre Verhältnisse, ihre Ursachen, Absichten, Wirkungen, Verbindungen, wenigstens einigermassen erkant zu haben, blos durch Ihre Sinne empfanden, d. i. verworren und undeutlich wahrnahmen. Und aus diesem Gewirre der Empfindungen konte sich Ihre junge Seele, wie ich zu glauben Ursach habe, nicht eher herausarbeiten, bis ihr nach und nach die Sprache zu Hülfe kam, die hin und her schwankenden Gegenstände befestigte, und ihnen gewisse bleibende Kenzeichen aufdrükte; bis man, vermittelst der Worte und Namen der auf sie wirkenden Dinge, die Dinge selbst, gleichsam durch einen verjüngten Maasstab, Ihrer Seele in Miniatur darstelte. So wurde es ihr nach und nach möglich zu vergleichen oder abzusondern, zu urtheilen, zu schliessen. So, mein Freund, kamen Sie zum Gebrauch Ihrer Vernunft. — Jene anfänglich noch so dürftige Bezeichnung sinlicher Gegenstände aber, womit Sie sich vorerst behelfen mußten, war dennoch, bei dem Vermögen überal in der Natur, selbst zwischen phisischen und moralischen Gegenständen, Aehnlichkeiten zu finden, in der Folge diejenige Leiter, auf der Sie sich von den niedrigsten Abstraktionen bis zu den erhabensten metaphisischen Wahrheiten mit der größten Leichtigkeit erhoben. Denn die Zeichen auch abwesender Dinge, welche Sie je gesehn, empfunden, gehört hatten, und dann auch die Zeichen Ihrer gegenwärtigen oder ehemaligen Empfindungen, Gedanken, Urtheile, Vorstellungen und beobachteten

Ver-

Verhältnisse selbst, tönten auf jeder Sprosse in Ihrem Gedächtniß; diese Töne erwekten und leiteten Sie, verfeinerten und veredelten Ihren nach immer neuen und erhabenern Vorstellungen gereizten Geist, führten ihm immer neuen Stof und zugleich mit ihm neues Interesse herbei, und machten ihn — von den Reizen blos thierischer Empfindungen schon längst entwöhnt — muthig und beherzt, sich bis über die Wolken, bis zu dem ewigen Geiste selbst empor zu schwingen, und aus dieser endlosen Quelle aller Ideen mit voller Freiheit für Zeit und Ewigkeit zu schöpfen.

So war die Sprache also das einzige Mittel zu dem ganzen Reichthume Ihrer Vernunft, und ohne Zweifel stehn beide mit einander in dem abgemessensten Gleichgewicht. „Denn die Sprache enthält immerfort„ wie sich einer der ersten Philosophen Deutschlands ausdrükt „das Maaß und die Geschichte der geübten Vernunft einzelner Menschen und ganzer Nazionen, und ihr Wörterbuch enthält die Summe aller ihrer vernünftigen Begriffe.„

So wie sie aber das sichere Mittel zur Befestigung, zur Erhaltung und Aneinanderreihung aller jemals gehabten oder noch vorhandenen Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken; das vornehmste Mittel zur Bildung der ganzen Vernunft eines jeden Individuums, ist: so ist sie auch, welches gar keiner Erinnerung bedarf, das sicherste und kürzeste, und was intellektuelle Vorstellungen betrift, das einzige Mittel, eben dieselben Empfindungen und Gedanken bei andern zu erwekken und zu unterhalten; den Vorrath eigner Ideen gegen ähnliche Produkte des andern einzutauschen, zu berichtigen, zu vervolkomnen, und zum Besten der ganzen Geselschaft in Umlauf zu bringen.

Und aus eben denselben Gründen ist die Sprache, es sei in naher oder entfernter Verbindung, eines der vornehmsten Mittel zum Genuß des geistigen und moralischen — des reinsten, des ehrwürdigsten, des ernsthaftesten

testen — Vergnügens! welch einer grossen Glükseligkeit bleiben also nicht Taube und Stumme ohne Unterricht Zeitlebens beraubt. Und wie viel büßt mit ihnen nicht die Geselschaft zugleich ein!

Denn ohne so pedantisch zu sein, alle solche Personen und mit ihnen die Geselschaft zu bedauren, daß sie nicht gerade Lehrer, Redner, Philosophen, Reformatoren werden können: so ist es doch unstreitig bedaurenswürdig genug, daß sie, wegen Unfähigkeit ihrer Vernunft, auch zu ganz niedrigen Geschäften, wie die Erfahrung lehrt, unfähig sind, ja oft durch verkehrte Behandlung ihrer Aeltern für alles auf die ganze Zukunft unbrauchbar gemacht werden, und ihr trauriges Leben langsam in thierischer Dumheit dahin schleppen.

Ursachen genug, liebster T., daß sich jeder Mensch solcher Elenden erbarme, oder, da dies so wenige unmittelbar können, daß alle Welt die Versorger, Erzieher, Lehrer dieser hülflosen Unwissenden als wahre Vormünder der Menschheit mit innigster Hochachtung verehre, unterstüze, ermuntere und nach Vermögen (o daß man es immer nach diesem Maasstabe thun möchte!) allenthalben nachahme!

Und wer verdient dies mehr, als unser Durchlauchtigster durch so viele edelmüthige menschenfreundliche Handlungen und Anstalten mit der besten Fürstin der Erde wetteifernde Kurfürst? und wer nach Ihm mehr, als der eifrige, rastlose, durch Beobachtungen, Nachdenken und Uebung zu diesen Geschäften von der Vorsehung selbst zubereitete Herr Heinike, Direktor des hiesigen kurfürstl. Instituts?

Da die Bemühungen dieses in aller Betrachtung verdienstvollen Mannes vornemlich dahin gerichtet sind, seine Zöglinge eben dieselbe Tonsprache, wodurch wir uns einander so leicht verständlich machen, und zu einer so erstaunenswürdigen Fertigkeit im Denken gelangen können, verstehn und sprechen zu lehren: da ich auch, wenn

ich Ihnen von der Einrichtung selbst einige Nachricht geben wolte, zu Ihrer größten Ermüdung diese Säze würde immer wieder haben aufstellen müssen: so hoffe ich in dieser Rüksicht Vergebung, daß ich mit diesen, dem Ansehn nach höchst überflüssigen und bekanten, Betrachtungen über den Zustand ungebildeter Stummen und über den Nuzen und Bestimmung der Sprache, sowol Ihre Geduld als auch die Sprache selbst so lange gemisbraucht habe.

Das Publikum erstaunt oder ist ungläubig, wenn es in öffentlichen Zeitungen liest, daß Mitgenossen dieses Unterrichts, nach abgelegten mündlichen Antworten und Beweisen ihrer Religionskentnisse, zum Genuß des Abendmals gelassen worden; und hundert Personen haben mich schon gefragt, wie denn dies zu verstehen? ob es denn auch nur möglich sei? Dem ohngeachtet hindert dieses Erstaunen nicht, daß in unsern Tagen die Stummen wirklich reden, und den Armen das Evangelium geprediget wird.

Um sich aber die Sache richtig vorzustellen, so müssen Sie fürs erste merken, daß Personen, von denen hier die Rede ist, nicht deswegen stum sind, weil es ihnen an den natürlichen Sprachwerkzeugen fehle; sondern daß die wahre, und überhaupt die gewöhnlichste Ursach der Stumheit blos in dem Mangel des Gehörs liege; daß sie aus eben der Ursach für alle Sprachen, aus der auch wir ausser andern für die Sprache der Mondbürger, stum sind, weil wir sie niemals gehört haben, und sie eben so lange auch wol nicht werden nachahmen lernen. Diese sind es nun, welche wir zum Unterschied von andern, die, vielleicht bei dem besten Gehör, mit einem Fehler an der Zunge, Gaumen, Zapfen, Gurgel, Lunge, Nase u. s. w. behaftet sind, Taubstumme nennen. So lange also diese Fehler nicht gehoben, oder jene Taubstumme selbst durch unverständige Charlatans und Quaksalber, etwa durch Zerschneidung der Zungenbänder (ein wahres Zungenlösen!), oder durch Einsprüzung scharfer Spiritus in die Ohren am Gehirn selbst

selbst, verlezt, oder durch irgend eine ähnliche Mishandlung *) noch unglüklicher gemacht sind, so suchen sie hier in diesem Institut vergeblich Hülfe.

Vermuthlich stehen Sie, wie ich selbst vor nicht gar langer Zeit, in der Meinung, daß man diese Sprachlosen blos dazu anhalte, den Sprechenden durch öfteres aufmerksames Zusehn die Bewegung der Sprachorgane abzulernen; stellen sich aber dies notwendig als zu schwer vor, und können, bei der Unmöglichkeit der Bewegungen der Kehle und Lunge zuzusehn, zumal wenn die Lippen zusammengedrükt werden müssen, gar nicht begreifen, wie von einem Tauben und Stummen ein vernehmlich tönendes Wort hervorgebracht, und zwar allemal auf eben dieselbe Weise hervorgebracht werden könne? Merken Sie also ferner, und hier haben Sie den Schlüssel zum ganzen Institut —, daß durch langes Nachdenken und viele Versuche Herr H. auf den ihm eigentümlichen Einfal gerathen ist, dem diesen Personen fehlenden Sinne des Gehörs einen andern, und zwar den Sinn des Geschmaks, zu substituiren, diesen bei der Tonsprache zur Grundlage zu gebrauchen, ihn zum allein herschenden zu machen, und ihm durch anhaltende Bearbeitung diejenige Fertigkeit zu verschaffen, den Gedanken und Empfindungen durch ihn diejenige Dauer zu geben, welche wir beim Erkennen und Denken dem Gehör schuldig sind. Durch besonders hierzu erfundene Instrumente weiß dieser denkende Mann nach einer gewissen Skala ihren Sinn des Geschmaks verhältnismässig, anstatt des Gehörs zur Empfindung der Tonsprache sowol als auch zu ihrer Nachahmung, zu bestimmen, und auf diese Art zwischen ihren Seelenkräften und Sinnen gleichsam eine ganz neue Kommunikation zu eröfnen.

*) S. unsers Heinike Fragment über die Denkart der Taubstummen und die Mishandlungen, denen sie ausgesezt sind. Leipzig, bei Hilscher. 1780. viertehalb Bog.

Das vornehmste Instrument, dessen er sich hierzu bedient, ist eine künstliche Gurgel, wodurch er einen gleichförmigen Ton aus der Kehle des Taubstummen heraus zu stimmen weiß. Hierauf werden durch ein medizinisches Arkanum die Vokalen einer nach dem andern im Geschmak befestiget. Dann bedient er sich eines zweiten Instruments, einer künstlichen Zunge, wodurch er die Konsonanten an die nun schon hervorgebrachten und befestigten Vokalen auf eine sichtbare Art gleichsam anzuheften verstehet. Durch diese beiden Maschinen, welche den Taubstummen auch gewöhnen, die Wörter an der Kehle und Munde der mit ihm sprechenden absehn zu lernen, hat Herr Dir. H. die Gütigkeit gehabt, meine Neugierde zu befriedigen, und meine ganze Erwartung zu erfüllen; in Ansehung des medizinischen Arkanums aber sehe ich diesem Vergnügen noch entgegen. Ohne Abbildung, die ich Ihnen jedoch nicht verspreche, werden Sie sich nun freilich von den Instrumenten eben so wenig, als ich ohne weitere Belehrung von dem Arkanum, eine deutliche Vorstellung machen können. Sie müssen sichs also, mein wißbegieriger Freund, gefallen lassen, am Eingange des Tempels stehn zu bleiben, und erwarten, bis uns Herr H. zu den Geheimnissen selbst einzuführen für gut finden wird. Indeß, bis sich Ihr Glaube in Schauen verwandeln kan, rathe ich Ihnen, die Briefe des Herrn Heinike *), worinne er dem Publikum von seinen Erfindungen einige Nachricht gibt, selbst zu lesen. Solten Sie auch, wie ich voraus sehe, Ihre Ideen in Ansehung der Instrumente keinesweges dadurch aufgeklärt finden: so wird es Ihnen doch, wegen der wichtigen psychologischen Beobachtungen aus dem ganz unbeobachteten Gebiete der Taubstummen, und

*) Beobachtungen über Stumme und über die menschliche Sprache, in Briefen von Samuel Heinike. Erster Theil. Hamburg, 1778. 9 Bogen. 8. — insbesondere S. 61 f. 87. 93 — 96. 99 folgg.

und wegen anderer Resultate des Nachdenkens und Erfahrung dieses würdigen Mannes, nie gereuen, einige Stunden darauf verwendet zu haben.

Diese Sprachmaschinen mögen nun also aussehn wie sie wollen, und das Arkanum Ingredienzien haben welche es wil, — denn wenn Sie das auch alles wüßten, so würden Sie doch vielleicht eben so wenig als von allen dem Staare so gefährlichen Instrumenten und Arzneien eines Richters oder Casa Amata, Gebrauch davon machen können — genug, die Taubstummen lernen von dem leichten einfach tönenden Worte Papa, wovon alle grosse und kleine Kinder anfangen, und desgleichen an, bis zu den zusammengeseztesten Perioden, (nur vom Gehör und Tone entlehnte Tropen ausgenommen,) alles durch den uns ganz unbekanten Kanal des Geschmaks ihrer Seele zu führen; bei andern hingegen die Vorstellungen ihrer Seele auf eben dem Wege, wie wir, nemlich vermittelst der Sprachwerkzeuge überliefert, erwekken. Bei welchem Unterrichte jedoch, nach Herrn H. Geständniß, nichts so viel Zeit und Mühe kostet, als ihnen die schon von Jugend auf angewöhnten Töne, welche meist so rauh, tiefgurgelnd und widrig, als die Töne mancher Thiere sind, wieder abzugewöhnen; welches ohne Sprachmaschinen unmöglich sein würde. Denn die Taubstummen geben nicht nur beim Weinen und Lachen, sondern auch bei Leidenschaften, bei besondern Bedürfnissen, beim Spiel u. s. w. gewisse zum Behuf einerlei Sache angewöhnte Töne und Ausrufungen, wie z. B. ei! ach! pu! eh! u. a. m. von sich. Und unter der grossen Menge der Lehrlinge Herrn H., welche an 200 steigt, versichert er keinen gesehn zu haben, der nicht wenigstens etliche tönende Namen von selbst erfunden gehabt.

Merkwürdig ist die Nachricht, welche er S. 137 der kaum angeführten Briefe von einem seiner Zöglinge, 19 Jahr alt, den man ein wahres Genie in seiner Art nennen möchte, mitgetheilt hat. Dieser Mensch nante in seiner

originellen Sprache z. B. essen Mumm; trinken schipp; den Hund Beier; ein Kind Tutten; das Geld Patten. Seinen Nachbar, einen Krämer, den er für Waaren fast täglich Geld zutrug, nante er Patt; dessen Sohn aber, durch ein eigenes Kompositum von Kind und Geld, Pattutten. Ich wil nicht, hieß bei ihm rieke; wolte man ihn zu etwas zwingen, so sagte er, Naffet rieke schitö. Gä hieß eins; Schuppatter zwei; dies aber war auch sein ganzes Rechenbuch. Seine Verwunderung bezeigte er durch ein höchst passendes Wort Heschbefa! welches er auf eine so nachdrükliche Art und mit einer solchen Geberde aussprach, als wenn ein anderer Gott bewahre! ausruft, u. s w. Diese Benennungen mögen Sie nun in ein Wörterbuch eintragen, in welches Sie wollen, so glaube ich Ihnen damit einen Gefallen gethan zu haben. Ja ich glaube, wenn man die Gelegenheit benuzte, mehrere Töne dieser Menschen zu samlen, man würde, — was bei unsern schon gebildeten und gänzlich umgeformten Sprachen nicht mehr möglich ist, was aber doch fast alle Naturkenner muthmassen, und je älter und roher eine Sprache ist, desto deutlicher darinne wahrnehmen — denen in der menschlichen Natur für jede Art der Empfindung vorhandenen gemeinsamen Tönen, die Grundlage aller Sprachen, nicht ohne Erfolg nachforschen. Doch, wieder zum Institut!

So bald nun die hiesigen Taubstummen Töne hervorbringen, und ihre Begriffe damit bezeichnen können, so fängt Hr. H., aber eher nicht, an, sie die sichtbaren Zeichen ihrer vernünftigen Töne, d i. die Schriftsprache zu lehren. Nun erst wird es möglich, Beiwörter zu den Nenwörtern — die sie zwar nicht hörend doch käuend denken — hinzuzusezen; Zeitwörter in ihren verschiedenen Zeiten auszudrükken, Verbindungs- Vor- und Fürwörter gebrauchen, und durch öftere Inversionen ganze Säze schreiben, verstehn und mit Vernunft aussprechen zu lehren.

Dann

Dann ist es auch möglich und von Nuzen, der nun erlernten Sprache durch die Regeln der Grammatik ihre völlige Ausbildung, Stärke und Schönheit zu geben. Denn sie mehr, als sie verstehn, schreiben, oder blos schreiben, zu lehren: dies würde, da die todten Buchstaben wol nicht so gar viele Reize für die Augen haben, eben so ermüdend für sie, als für hörende Kinder sein; und diese geschriebenen Worte, ohne Begriffe damit zu verbinden, aussprechen und auswendig lernen zu lassen, dies würde gerade eben so wenig Nuzen haben, als wenn ein Kind das ganze Linneische Natursistem herbeten müßte. Doch hierüber werde ich Ihnen bald noch etwas zu sagen haben.

Auf diese Art also, da sich die Schriftsprache auf die Tonsprache stüzet, erlangt der Taubstumme die wörtliche Fertigkeit des Denkens; mit dieser Fähigkeit zu denken, die Bildung der moralischen Vernunft und des moralischen Gefühls, wovon, wie Ihnen bekant ist, bei Menschen dieser Art keine Spur vorher anzutreffen ist.*) Das Vergnügen, so er bei dieser neuen Geburt und Bildung seiner Vernunft sowol, als bei der geschwinden Befriedigung jedes billigen wörtlich ausgedrukten Verlangens, das nun Bekante und Unbekante verstehn, empfindet, erheitert von Tage zu Tage sein Herz und seine ganze Phisiononie. Jeder glükliche Fortschritt spornt ihn zu neuem verdoppelten Fleisse an, bis er endlich in Stand gesezt wird, die Beschäftigung, wozu er bei sich die meisten Talente und Neigung fühlt, zu lernen, und zwar, da er wegen Mangel

*) Ein Taubstummer schlug einen herumziehenden Savoyard, um dessen schimmernder Waaren habhaft zu werden, tod: und an statt über diese Handlung die geringsten Vorwürfe zu fühlen, zeigte er vielmehr, bei allen Schmerzen seiner Aeltern, schlechterdings das Gegentheil. — Die Vertheidiger algemein angeborner moralischer Grundsäze mögte ich über diese und ähnliche Aufgaben urtheilen hören. —

des Gehörs unendlich viel wenigern Zerstreuungen unterworfen ist, um desto volkommener zu erlernen. Alles dies söhnt ihn mit der Menschheit aus, und macht ihn für sie brauchbar.

Da die Geberdensprache nicht ganz und gar zu verwerfen, noch weniger ganz auszurotten ist: so läßt sie Herr H. als ein notwendiges Uebel, nur so wenig als möglich, zu. Doch habe ich neulich in seiner Abwesenheit die ausserordentliche Fertigkeit, mit der sich ein Paar seiner Schüler über eine dem Ansehn nach sehr ernsthafte Angelegenheit durch Pantomimen zu unterhalten wußten, auch bei andern Gelegenheiten, nicht genug bewundern können.

Die Ursache aber, warum Herr H. die blos mechanische Schriftsprache ganz und gar für unnüz erklärt, ist kürzliche diese: weil diese sichtlichen Zeichen der Dinge, diese Worte, diese blossen Figuren tönender Worte, ohne ihren Ton oder Geschmak im Gedächtniß, weder von Hörenden noch Tauben, in der Einbildungskraft bei verschlossenen Augen, oder abwesend, vorstelbar und lesbar gemacht werden können, sondern, aller Anstrengung ungeachtet, wie Nebel zerflattern. Doch die Ausführung dieses wichtigen, und so viel ich weiß, ganz neuen Gedankens, den ich so kurz als möglich zusammen zu fassen gesucht habe, muß ich Ihnen in dem oben angezeigten Fragmente H. H. von S. 23 an, selbst nachzulesen überlassen.

Vielleicht läßt sich sogar erweisen, daß Taubstumme bei der Methode der blossen Schriftsprache und Pantomimen gerade doppelt so viel Worte und Zeichen, als wir, vorrätig haben müßten: weil sie durch blos im Gesicht ruhende Zeichen auf keine immateriellen Gegenstände hinweisen können, sondern für diese — wenn sie solche ja kennen — wieder ganz eigenthümliche Benennungen und Zusäze haben müßten. So würden sie, wie wir z. B. mit dem Worte reinigen eine phisische aber auch eine morali-

sche

sche Handlung ausdrükken können, für jede ein eigenes Wort nötig haben. So z. B. rühren; groß; hart; u. s. w.

Doch dem sei wie ihm wolle. Hat nur jene Beobachtung Herrn Heinikens ihre Richtigkeit, wie er dieses aus ehemaliger Erfahrung mit Schaden gelernt zu haben gesteht, und wie die neuesten Erfahrungen des Direktors des Wiener Instituts, welcher auf kaiserl. Kosten die l'Epeeische Methode zu Paris erlernt, und die Klagen dieses Mannes über die Vergessenheit seiner Lehrlinge, ohne die wahre Ursache zu wissen, hinreichend bestätigen: so wird Ihnen nun dieses alles über die ausschliessenden Vorzüge des hiesigen Instituts vor allen bisher bekant gewordnen Anstalten dieser Art ein sehr helles Licht geben.

Denn ob gleich schon seit dem sechzehnten Jahrhunderte viele wohlwollende und, bei allen Mängeln ihrer Methoden, sehr verdiente Männer: Ammann, Wallis, Hellmont, Raphel, Bonnet, Pereira, Deschamps, bis auf den Abt l'Epee, sich den Unterricht solcher Unglüklichen angelegen sein lassen: so haben sie doch, wegen mangelhafter Einsicht in die wahre Denkart der Taubstummen sowol als in die Natur des Tons, für ihre Bemühungen und Arbeiten nie durch einen ganz guten Erfolg belohnt werden können. Denn die übrigens vorzüglichste *) solcher Anstalten, die durch ganz Europa so berühmte Schule des Abts l'Epee zu Paris, (wovon der 2. B. der Chro-

*) Von der neuerlichen Anstalt Herrn Kellers, eines Landpredigers in der Schweiz, kenne ich nur den Namen, und nehme sie also, wenn es nötig, hier ganz aus. Herr Prof. Sander, welcher sie in seiner Schrift über die Vorsehung S. 92 nennt, führt dazu den Helvetischen Kalender, Zürich 1780. S. 108-122 an. — Auch ein gewisser Prediger zu Grossenlinden, bei Giessen, Herr Vigelius, wenn ich nicht irre, sol, wie ich den Augenblik höre, Taubstumme unterrichten. Auf welche Art? wurde mir nicht beschrieben. —

nologen einige Nachricht gibt) lehrt nichts als Pantomimen und Schriftsprache. Die Mängel dieser lezten, ohne Töne, kennen Sie nun; die Pantomimen können, vermöge der Natur der Sache, nichts so geschwind als es durch Worte geschieht; überhaupt aber nicht alles, am wenigsten abstrakte und intellektuelle Vorstellungen ausdrükken. Und gesezt, sie könten es, müßten nicht alle, die sich mit seinen gewesenen Schülern unterhalten wolten, erst nach Paris in die Schule gehn, um diese Pantomimen, welche auch der noch so sehr mit der Natur wetteifernde und verwegene Grabstichel eines Chodowiecki nicht alle auszudrukken wagen wird, vorher selbst verstehn zu lernen?

Ohne also im Geringsten nötig zu haben, die Vorzüge der Leipziger Schule auf Ruinen der Pariser zu erbauen, und durch Verdienste, welche man dem würdigen l'Epee geraubt, Herrn Heinike bereichern zu wollen: so würde ichs doch für eine Art von Verrätherei gegen unser Vaterland halten, wenn man dem Publikum, dessen größter Theil immer noch alles, was nur irgend eines Beinamens von Paris fähig ist, mit so ausschliessender Bewunderung anstaunt, und seine arbeitsamen Mitbürger nur dann nicht Hungers sterben läßt, wenn sie Unverschämtheit genug haben, ihren Erfindungen oder Waaren einen ausländischen Namen beizulegen; wenn man, sage ich, einem solchem Publikum nicht bei erster bester Gelegenheit zurufen wolte: daß es Erfindungen und Männer in seinem eigenen deutschen Schoosse besizt, die, wenn es sie auch nicht kennt, nichts desto weniger seiner ganzen Aufmerksamkeit und Bewunderung würdig sind; die selbst ein Paris und London bewundern würde, wenn ihnen gleich keine Academie Françoise und Royale den Stempel der Aechtheit aufgedrukt.

Der Abt l'Epee ist so glüklich gewesen, einen Joseph II. in seinem Institute zu sehen, und dessen Beifal so sehr an sich zu ziehen, daß für Wien eine Kopie nach seiner

An=

Anstalt genommen wurde. Allein wer kan wol zweifeln, daß ein solcher Kaiser, dessen richterisches Urtheil durch das seltene Verdienst, Verdienste allenthalben schäzen zu können, ein so vorzügliches Gewicht auch für Künste und Wissenschaften bekommen, dem Herrn Heinike nicht weniger Gerechtigkeit würde haben wiederfahren lassen, wenn dessen Schule so glüklich gewesen wäre, vom Glanz Seiner Majestät erleuchtet zu werden?

Was endlich die Bedingungen bei der Aufnahme in dieses Institut betrift, so lege ich Ihnen, um mir die Mühe zu ersparen, die gedrukte Verordnung selbst bei. — Die Oekonomie, zugleich auch die persönliche Behandlung ist, so weit ich sie kenne, von der Art, daß ich jede öffentliche Schulanstalt in solche Hände wünschen möchte. Und was mich am meisten vergnügt, ist, daß ich diese Stummen fast allemal, auch ausser den Lehrstunden, mit etwas Nüzlichem beschäftiget finde. Denn es ist etwas ganz auffallendes, daß man diese Kinder, sobald sich ihre Vernunft zu entwikkeln anfängt, so wenig Neigung zum Spielen haben sieht. Uebrigens behält jedes seine Freiheit zu wohnen wo es wil, und eine Beschäftigung zu ergreifen welche es wil, und wozu die mannichfaltigen Gelegenheiten in Leipzig nur selbst anreizen. So geht z. B. der evangelische Predigerssohn, Hofmann, aus dem Baireuthischen, welchen der Fürst Bischof von Würzburg, als einen protestantischen Ausländer, zum ewigen Denkmale aufgeklärter Toleranz und Menschenliebe, auf eigene Kosten hieher geschikt, täglich auf die Malerakademie, um seine mitgebrachte Fertigkeit zu malen unter der Leitung des Herrn Professor Oesers zu noch grösserer Volkommenheit zu bringen. Und seine Versuche, welche von wahren Kennern schon izt bewundert werden, lassen wirklich von diesem Taubstummen etwas Ausserordentliches erwarten. — Und wer weis, wie viel grosse Talente noch in den Uebrigen verborgen liegen? wie viele für die Menschheit in-

teressante Keime sich ihrer Entwikkelung und Ausbildung entgegen arbeiten, aber auch, so lange ihnen die Menschheit nicht Hülfleistung gewährt, vergebens arbeiten?

Dies, liebster Freund, ist es ohngefähr, was ich, in diesen Geheimnissen Uneingeweihter, auf Ihre Fragen über das Institut zu antworten weis. Scheine ich Ihnen, wie ich fürchten muß, über solche die ganze Menschheit interessirende Bemühungen und Aussichten mit zu wenig Enthusiasmus zu sprechen: so suchen Sie die Ursach ja nicht in einem wirklichen Mangel von Interesse für dasselbe, sondern vielmehr in jener centnerschweren Bürde, die mich, wie Sie wissen, so lange zu Boden gedrükt und alles lebhaftere Feuer zugleich erstikt hat. Gern hätte ich diesen Versuch gänzlich unterlassen; aber was solte ich Ihnen, Ihre Wißbegierde zu befriedigen, zu lesen empfehlen? Denn ausser einigen kurzen Anzeigen in den öffentlichen Zeitungen, und ausser dem kurzen Brieffragmente im deutschen Museum, (1780. Mon. Aug. S. 189.) ist seit der Errichtung dieses Instituts, so viel ich weis, gar nichts über dasselbe zum Vorschein gekommen. Endlich hat sich zwar vor Kurzem Herr von Wekhrlin aufgemacht, um so wie er sich keinen wichtigen Gegenstand entwischen läßt, ohne ihn seinen Chronologen einverleibt, und durch die ausgesuchtesten Reflexionen noch interessanter gemacht zu haben, auch über Herrn Direktor Heinike im VI. Bande eine Abhandlung eingerükt. Doch so wenig Sie auch darin den Enthusiasmus vermissen möchten, so war es doch entweder wider seine Absicht, oder in der grossen Entfernung von dem Institute nicht möglich, mehr als algemeine Anmerkungen zu machen, und von der Methode selbst anders als nur abgebrochen zu reden. Unser Publikum ahmt also, unter allen Moden seiner gesezgebenden Nachbarn, die der Erkentlichkeit und Dankbarkeit gegen ihre Landsleute vielleicht am wenigsten nach. Denn wenn jene gefälligen Schwäzer nicht nur alle

alle einheimische Erfindungen, Projekte, Plane, von allen Seiten göttlich schön finden, und mit beredsamen Enthusiasmus anpreisen; sondern auch jeden Einfal, jedes Bon Mot ihrer Lieblinge, so wie es herausgesagt ist, als ein Echo mit Bewunderung nachhallen, über die grossen dazu gehörigen Talente erstaunen, und durch ihre treuen Agenten so manche unsrer steifen Assembleen damit begeistern: so kennen wir, ohngeachtet wir von ächtem deutschem Biedersinn, von Gemeingeist und Vaterland so kraftvol deklamiren, oft unsre größten Männer nicht!

Wollen Sie also Herrn Heinike und sein Institut näher kennen lernen, so weis ich Ihnen nichts zu rathen, als daß Sie selbst nach Leipzig kommen, und das Resultat Ihrer Beobachtungen dem Publikum mittheilen. Noch besser wärs, Sie würden selbst ein Schüler von ihm „denn ich kan den Gedanken gar nicht aushalten„ daß mit dem Tode dieses nicht mehr jungen Mannes eine so wohlthätige Erfindung und Anstalt selbst mit dahin sterben solte. Wie dringend nötig wäre es also nicht, daß irgend ein Hof einen thätigen arbeitsamen, reflektirenden, in den Wissenschaften geübten jungen Mann, mit den mässigen Kosten, die es etwa verursachen würde, ein Jahr lang hieher schikte, und so den Keim der menschenfreundlichsten Erfindung für die gewiß nicht undankbare Nachwelt aufbewahrte? Und solte die Hofnung, einst unter den fruchtbaren schattenreichen Aesten des gepflegten Baumes glükliche Menschen zu versamlen, nicht Ermuntrung genug sein?

Noch Eins. Man sagt, daß im Ganzen genommen, der Nuzen unsres Instituts doch nur sehr mässig sei. Zielt man damit auf die Anzal der Stummen, so hat man Recht. Wie stark die Wiener Schule sei, ist mir nicht genau bekant. Die Zahl der hiesigen beläuft sich gegenwärtig, bis die Gnade des Kurfürsten durch einen neuen Fond für die freie Wohnung und Beköstigung ganz Armer,

die Gränzen des Instituts erweitern wird, nur auf zwölfe. Aber welch ein Verhältniß zu der Summe der in Deutschland noch übrigen Taubstummen! Denn wenn die Angabe Süßmilchs und anderer richtig ist, daß man auf eine Million Menschen hundert und funfzig taube, und eben so viel hörende Stumme rechnen muß, und, mit Herrn C. R. Büsching, Deutschland wenigstens auf vier und zwanzig Millionen Menschen zu schäzen ist: so zählt man, wenn man die hörenden Stummen gar nicht mitrechnet, in Deutschland nur allein dreitausend, sechshundert Taubstumme. *) Und wenn wir nun diese ungeheure Summe Unglüklicher dieser Art, wider alle Regeln, nur auf zweitausend eigenmächtig heruntersezen: welch ein reicher Stof zum dauerhaftesten Verdienste bleibt nicht auch da noch übrig! wie viel bleibt noch übrig, ehe sich unser ganzes Zeitalter, dem so viele einzelne würdige Männer durch wahre Verdienste um die Bildung der Kinder und der ganzen Menschheit Ehre machen, den ehrwürdigen Charakter algemeiner Menschenliebe in seinem ganzen Umfange zueignen darf!

O könten doch, theurester Freund, könten doch unsere eifrigsten Wünsche dazu beitragen, daß die Grossen der Erde alle diese noch übrigen verlaßnen Einsiedler, welche ihre mit den wehmüthigsten Thränen benezten Hände zu ihren vorgesezten Vormündern empor strekken, aus ihren traurigen Einöden hervorziehen, und, als taugliche Glieder der Geselschaft zurükgeben möchten! Möchte sie doch, wenn sich das Schreien der Menschheit nicht zu ihnen hindurchdrängen kan, dessen belohnender Zuruf erwekken, der einmal zu seinen Stelvertretern sagen wird: was

*) In Gatterstädt, einem Dorfe nahe bei Querfurt leben allein vier taubstumme Kinder Eines betrübten Vaters.

was ihr gethan habt einem von den Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. —

Unser Friedrich August errichtete das Denkmal Seiner wohlthätigen Regierung mitten unter dem fürchterlichen Getöse eines weitaussehenden verzehrenden Krieges. Jezt haben alle Fürsten Deutschlands Friede. — Der Himmel ist ruhig. Unsre Hofnung —— Gott Lob, sie klärt sich auf!

Leipzig, den 12. Jul. 1781. J. S. F.

Verordnungen zu dem kurfürstl. sächsisch. Institut für Stumme in Leipzig.

1. Es werden Taubstumme und andere mit Sprachgebrechen behaftete Personen, wenn sie sonst gesund sind, schon in ihrem 6sten Jahre im Institut aufgenommen. Sind sie aber über 40 Jahr alt; so müssen sie mit besondern Fähigkeiten begabet sein, wenn der Unterricht noch Statt finden sol.

2. Ehe ein Lehrling aufgenommen wird: so geben seine Aeltern oder Vormünder von der Beschaffenheit und dem vorigen Verhalten des Lehrlings genaue Nachricht. Ist der Lehrling eigensinnig, tückisch, oder sonst mit andern Fehlern behaftet, so wird den Aeltern vorher die Art der Erziehung, die mit ihm vorgenommen werden muß, bekant gemacht, und es komt hernach auf die Eltern an, ob sie diese Erziehung ihrer Kinder genehmigen wollen oder nicht.

3. Die Lehrlinge lernen deutlich und mit Verstande laut sprechen und lesen. Sie werden in der Religion unterrichtet, und zu allerlei Künsten und Wissenschaften angehalten. Alles was ein jeder anderer Mensch sonst zu erlernen im Stande ist, das können sie auch lernen, ausgenommen keine Musik. Mit einem Worte, sie werden

zu

zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Geselschaft gemacht, und können sich in ihrem künftigen Lebenswandel selbst überlassen werden.

4. Ein Lehrling vom 6sten bis in das 8te Jahr seines Alters bezahlt für sämtlichen Unterhalt und Unterricht, (Kleidung und Krankheiten ausgenommen) im Institut jährlich 200 Thaler, sächsisch Geld. Vom 8ten bis in sein 12tes Jahr jährlich 100 Spezies Dukaten. Vom 12ten Jahr an aber jährlich 300 Thaler, in Quartalen, allemal eins voraus.

5. Ein Hofmeister oder Geselschafter bei einem Lehrlinge bezahlt jährlich eben so viel, wie sein Lehrling.

6. Wenn die Lehrlinge eignes Gesinde bei sich haben; so wird für einen Bedienten jährlich 150 Thaler, für eine Magd aber 130 Thaler bezahlt, und diese werden wie das andre Gesinde im Institute beköstiget und gehalten.

7. Arme werden ohne Entgeld unterrichtet, wenn sie sich nur beköstigen können.

Leipzig, den 16. Mai 1778.

Samuel Heinike,
Direktor vom Institut.

7.
Briefe eines Reisenden an den Herausgeber.

I.

Straßburg, den 19. April 81.

Haben Sie je einen Frühling gesehen, wie diesen? Alle Bäume treiben beinahe drei Wochen früher, als wenn sie's nicht erwarten könten, uns zu entzükken, und, wie wenn sie's verabredet hätten, fast alle auf einmal, und alle herlicher und stärker, als michs je gesehen zu haben dünkt.

dünkt. Nein, ich wenigstens erinnere mich nicht eines solchen Frühlings. Auch die Nachtigallen sind in der Mitte des Aprils schon da! — Ich weis nicht, ob Sie der Lenz auch so frühe beglükt hat?

In der dampfigen, rauchigen Stadt konte ichs nicht länger aushalten, zumal, da izt Ferien sind. Also bin ich vorige Woche rechts und links hinaus, diesseits ins Akkerland, und jenseits ins Hanauische gegangen. Hier folgt mein Reisebericht.

Das Akkerland nennt man einen Distrikt von drei bis vier Stunden westwärts von hier, ungefehr den Strich Landes, dessen südliche und nördliche Grenzen die Breusch und Sore, die westliche aber der Kochersberg sind. Gegen Osten kan man allenfals die Strasse von Brumt hieher zur Grenzlinie annehmen. Woher er diesen Namen hat, kan man aus ihm selbst schliessen, nemlich sein Hauptprodukt ist Getraide. Ich habe zwar hier und da Weinberge angetroffen, allein es wird doch ungleich mehr Getraide, besonders Weizen, gebaut. Der Boden ist fast durchgängig stark, und das Land mit sanften Hügeln durchschnitten. In den Hohlungen, durch die mich mein Weg zuweilen führte, fand ich, daß sie meistens aufgethürmter Letten oder Leimen sind. Daher müssen im Winter die Wege hier sehr böse sein, und die Bauern an der nördlichen Grenze des Distrikts fahren lieber über Schwindrazheim und Brumt die Landstrasse, als den geraden Weg nach Straßburg, der eine Stunde näher wäre. In Dunsenheim stehen im Winter lauter Stelzen um die Kirche herum, auf welchen die Bauern dahin gegangen sind. Sie würden sonst selbst im Dorfe nicht fortkommen. In den Philantropinen gingen die Eleven auf Stelzen; hier lehrt die Natur der Gegend philantropisiren, in so ferne das Stelzengehen zu einem Philantropin gehört. Obs in mehreren Orten so ist, weis ich nicht, aber von diesem hat mir's ein Mann erzählt, der es sehr gut wissen konte.

Ungeachtet der Hügel ist das Land eigentlich eben; denn die Hügel sind gleichsam nur Abschüsse von dem Wasgauischen Gebirge *); aber eben daher hat man auf den kleinsten Erhöhungen eine sehr weite Aussicht. Die höchste Gegend dieses Distrikts ist ungefähr Hohen-Azenheim, das vermutlich seinen Namen daher hat. Auf der Spize des Hügels steht eine Kapelle, oder Kirche. Von dem unterirdischen Gewölbe daselbst sagen die Landleute: es sei ehemals ein Orakel da gewesen; ich glaube aber eher, daß es ein Keller oder unterirdisches Gefängniß von dem alten Schlosse war, das, nach Schöpflin, ehemals hier gestanden hat. **) Auf diesen Hügeln, nach Hochfelden hin, wo das Hauptquartier war, stund im Jahre 1744 das österreichische Heer unter dem Prinz Karl, (die Bauern nennen diesen Einfal ins Elsaß nur den Pandurenlärmen,) und man muß sagen, daß die Stellung vortreflich gewählt war. Denn von hier konte man alles übersehen, was im Ober- und Unterelsaß vorging, wie ich Ihnen gleich noch weiter sagen werde.

In dem Wirtshause zu Hohen Azenheim, das der Schulmeister hält, vermutlich wegen der Wallfahrten zur Kapelle, fand ich einen fast siebenzigjährigen, aber noch muntern Mann, mit dem ich bald ins Gespräch kam. Ich erkundigte mich bei ihm hauptsächlich nach dem Einfal der Oesterreicher, weil ich wußte, daß sie in diesen Gegenden gestanden hatten.

„Wenn er mit mir wil, Herr Vetter,„ — so nennen die alten Landleute hier einen jeden Fremden, den sie ehren wollen, ungefehr wie man bei Ihnen jeden Postillon Schwager nennt, und ich gefiel mir bei dieser Benennung; denn sie hat mir so etwas von altdeutscher Sitteneinfalt aus jenen Zeiten, wo man sich noch als Eine grosse Familie ansah; und so trift man nirgends mehrere Vet-

*) Der Vogäsus.

**) Alsatia illustrata, B. 2. S. 222.

Vettern und Basen an, als in den Ländern und Städtchen, wo Simplizität noch ein wenig herscht, indessen man in Ihren grossen, abgeschliffenen Städten kaum einen Onkel oder Schwager mit dem Verwandtschaftsnamen grüßt, und die Frau von ihrem Manne sagt: Der Herr Hofrath, oder Herr — wie Sie ihn heissen wollen. — „Wenn er mit mir wil, Herr Vetter, 's ist nur etwan eine halbe Stunde von hier. Ich wil ihn auf einen Plaz führen, so muß er keinen sehen, und wenn er in der ganzen Welt herum kömt.„ — Wieder etwas, das mir gefiel: daß dem Bauer sein Vaterland so wert war, und er es jeder andern Gegend vorzog! „Und da hat der General Daun im Pandurenlärmen seine Hütte gehabt. Zum Andenken hat man einen Baum hingesezt; aber er ist vor ein Paar Jahren umgefallen. Aber auf der Landkarte muß er ihn finden. Ich kans ihm sagen, so einen Plaz trift er in der ganzen Welt nicht an. 's hat dem General Daun gar zu wohl gefallen.„ — „Habt ihr ihn gesehen?„ — „Freilich, 's ist ja nur eine halbe Stunde. Auch den Prinz Karl, und den vorigen König, wie er in Straßburg war.„ — „Was wars für ein Herr?„ — „Ein schlechter Mann dem Ansehen nach, aber ein gar freundlicher, liebreicher Herr. Ja, Herr Vetter, hab' auch den König in Dännemark gesehen.„ — „Und wie war der?„ — „Halt so ein Jüngling; hat aber munter und herzhaft um sich gesehen; ein gar artiger junger Herr.„ — „Da habt ihr ja schon viel in der Welt gesehen!„ — „Freilich, Herr Vetter, bin ja alt genug. Er mag mich ansehen, wie er wil; ich war dabei im Philippsburger Kriege, wie dem Berwiker der Kopf abgeschossen wurde. Da über dem Kinn wurde er ihm weggeschossen, daß die untere Kinlade stehen blieb, und die obere mit dem übrigen Kopf fort flog.„ — Nach Tische ging ich mit meinem Alten auf seinen Plaz. Der Weg lief südwestlich vom Dorfe einen Hügel hinab, und den andern wieder hinauf. Mein Wegweiser war im-

mer voran. Endlich kamen wir an den Ort, und ich muß bekennen, daß er eine herliche Aussicht hat. Ich bringe die jezt im vollen Flor stehende ganze Gegend nicht in Berechnung, sondern bemerke nur die Weite des Prospekts. Gewiß sieht man von diesem Hügel, der nur wenig höher ist, als seine Nachbarn, südlich bis in das Sundgau, und nördlich in die Gegenden von Landau und der Pfalz. Die östliche Grenze ist der Schwarzwald, und die westliche das Wasgauische Gebirge. Mithin übersieht man hier ungefähr den Strich von dem schwäbischen Kreise, der zwischen dem Schwarzwald und Rhein sich hinabzieht, und das ganze schöne Elsaß, von dem Ludwig, als er auf der Höhe der Steig von Zabern ankam, in der Entzükkung ausrief: quel beau jardin! Und doch geschahe dieses im Jahr 1673, wo das Land noch so sehr durch den dreissigjährigen Krieg zu Grunde gerichtet war, daß Ein Pfarrer sechs Dörfer versehen konte, deren izt fast jedes seinen eigenen Pfarrer braucht.

Wollen Sie diesen Hügel aufsuchen, mein Lieber! damit Sie ihn auch besteigen können, wenn Sie ins Elsaß kommen, so nehmen Sie die drei Karten, die ein gewisser Ingenieurkapitän, Jakob Michall, von dem Lande aufgenommen, und Seutter gestochen hat. Zwischen Hohen Azenheim, Gimbrecht und Ginsheim finden Sie ihn, ungefähr in der Mitte, links von dem kleinen Bache, der von dem leztern Orte nach dem erstern fließt; doch ist auf der Landkarte kein Hügel gezeichnet.

Kein Land hatte jemals so viele Edelleute, als Elsaß, und noch hat es viele. Daher traf ich in verschiedenen Dörfern auf dieser meiner Wanderschaft Edelmannssize an. Die vorzüglichsten, die ich bemerkte, waren zu Wilsheim und Fulgriesheim, oder, wie es eigentlich geschrieben werden solte, Pfulkriegesheim. Beide gehören der reichen Familie von Wangen, aus welcher der

ge-

gegenwärtige Bischof von Basel ist. Morgen ein mehreres!

Der Ihrige

* * *

II.

den 20sten Apr.

Heute begleiten Sie mich jenseits des Rheins, und ich hoffe Ihnen allerhand Angenehmes zu erzählen.

Der Weg bis an die Rheinbrükke ist sehr angenehm, sowol wegen der schönen Alleen, als weil die Gegend umher, die vor zwanzig Jahren fast nichts als Sumpf war, so hübsch angebauet ist. Sie war, wie in mehreren Orten, besonders alten Reichsstädten, eine sogenante Allmand oder ein Weideplaz. Aber die Obrigkeit ließ ihn versteigern, und so hat nun jeder Besizer sein Stük aufs beste angebauet. Natürlicherweise schrie die Bürgerschaft dagegen, und trieb die Sache bis vor den königlichen Staatsrath. Aber die weisen Diener des Königs wiesen die Kläger, zum grossen Nuzen der Bürgerschaft selbst, ab. Zwar der Aermere, der auf diese öffentliche Weidepläze seine hagere Kuh treiben konte, verliert dabei, aber das Publikum gewinnt allezeit; — und, wenn weiter nichts wäre, so ist der Vortheil schon sehr groß. So lang ein solcher Plaz Gemeingut ist, wird er vernachlässigt, und ein Sumpf bleibt Sumpf, mithin durch seine Ausdünstungen der nahen Stadt schädlich; so bald er aber das Eigenthum der Partikularen wird, sucht jeder ihn zu nuzen, so gut er kan, und der öde Plaz wird angebauet.

Wann wird aber der gemeine Mann sich überzeugen, daß Weidepläze so schädlich sind, und weit besser genuzt werden können! Daß der nämliche Plaz, auf welchem iezt zwanzig Kühe nur mit Mühe weniges Futter finden, einige hundert nähren kan, wenn er vertheilt, und mit Klee an-

gebaut wird! So kônte z. E. Speier, Worms rc. gewis noch einige tausend Einwohner mehr erhalten, wenn die Allmanden aufgehoben würden.—

Hier und da bemerkte ich auch artige Landhäuser, und beim Nachfragen erfuhr ich, daß sie diesem oder jenem Professor gehören. Viele dieser Herren stehen recht gut, und man hat mir einige genant, die grössere Landgüter besizen. Dies werden besonders die Kanoniker von St. Thomas sein; denn die Herren Geistliche haben sich nie vergessen. Die Kanonikate und auch das Wilhelmitanerkloster, in welchem eine gewisse Anzal Magister, Kandidaten und Studenten erhalten werden, lassen mich vermuten, daß der Zuschnitt von der akademischen Einrichtung Straßburgs nach Tübingen ehemals gemacht worden ist.—

Sobald man die eigentliche Rheinbrükke passirt hat, tritt man in das sogenante Hornwerk von Kehl, das ehemals die Festung ausmachte. Es ist ein artiger Kontrast, gleich auf die lezte französische Wache, die an dem andern Ende der Brükke ist, einen deutschen Invaliden zu sehen, an der Grenze, wo der Eintritt aus dem einen Reiche in das andere ist, hier, wenigstens sonsten, eine gepuzte, zahlreiche Garnison, eine starke Festung und eine noch stärkere Zitadelle, dort ein Duzend Invaliden und niedergerissene Festungswerke. Hier eine Kette von Festungen, Landau, Bitsch, Fortlouis, Straßburg, Lüzelstein, Lichtenberg, Brisach und Hüningen, dort Philipsburg, das in Schutt zusammenfält! Glaubt etwa das deutsche Reich nichts mehr von Frankreich zu befürchten zu haben? und hält es das Haus Oesterreich für mächtig genug, den Lauf der französischen Waffen zu hemmen? Trozt es Frankreich, und sezt seinen Festungen nur eine freie, tapfere Brust entgegen? Von Straßburg bis Wien ist keine Festung, die über ein paar Tage aushalten kônte, etwan Ingolstadt ausgenommen, und ein siegendes Heer würde sich bald bis

an

an den Inn ausbreiten, besonders, seitdem durch die Thäler des Schwarzwalds, z. E. die Hölle rc. gute Landstrassen angelegt worden sind. Doch, Freund! diese Sorge wollen wir den Politikern überlassen. Ich bemerkte nur, was jeder Laie in der Staatistik bemerken kan, weil es so auffallend ist.

Die Festungswerke von Kehl reißt — Voltaire nieder. So hat also dieser ausserordentliche Mann, auch nach seinem Tode noch Einfluß auf die deutschen Festungen! Es wird Ihnen bekant sein, daß eine Geselschaft, hauptsächlich von Grossen in Frankreich, die prächtigste und volständigste Ausgabe von Voltairs Werken unternommen hat. An ihrer Spize steht der rastlose und reiche Beaumarchais. Nach der öffentlich gedrukten Nachricht hat die Geselschaft schon einen Aufwand von ungefähr 200000 franz. Thalern gemacht, ehe noch Ein Buchstabe gesezt ist, und hierunter kan das grosse Bauwesen zu Kehl nicht begriffen sein. Weil nämlich V. nicht in Frankreich gedrukt werden konte, hat die Geselschaft das Kehler Hornwerk von dem Marggrafen von Baden auf zwanzig Jahre gepachtet. Hier wird nun ein grosses Gebäude aufgeführt, wo ehmals der Gouverneur wohnte; die Wälle werden abgetragen und zu Alleen, die Gräben aber zu Gärten angelegt.

Die innere Einrichtung des neuen Gebäudes ist ungefähr diese: allemal eine grössere Stube für einige Pressen, und darneben ein Kabinet für den Korrektor. Dieser Zimmer mögen etwa 8—10 sein. Fast in der Mitte ist ein Brunnen gegraben, wahrscheinlich, um sein Wasser durch das ganze Gebäude zu leiten, wenn einmal Feuer entstehen solte. Unten an, gegen Westen, werden die Magazine gebaut. Wie groß diese sein müssen, ist daraus zu ermessen, weil kein einziger Bogen vor dem Abdrukke des Ganzen ausgeliefert wird. Gehen die Pressen einmal, so darf keine Seele mehr in das Gebäude. Direktor von

dem ganzen Institut wird der Abt le Tellier sein, der ehemals in Zweibrükken war. Izt reiset er nach den Papiermühlen von Elsas und Lothringen umher, um für genugsamen Vorrat von Papier zu sorgen. Die Baskervillischen Lettern sollen schon in Mainz unterwegens sein.

Kurz, aus diesen, wiewol noch unvolständigen Nachrichten (mehrere kan man izt nicht haben) ersehen Sie, welch ein grosses Unternehmen hier an den Gränzen beider Reiche sich erhebt. Den Kehlern ist es übrigens erwünscht. Sie meinen, im Fal eines entstehenden Kriegs werde Voltaire sie mehr schüzen, als eine starke Garnison in dem ehemaligen Hornwerke. Auch kans nicht fehlen, daß dieser Umstand neue Nahrung in den Ort bringen muß, der ohnehin schon in neuern Zeiten sehr angewachsen ist. Die Nachbarschaft von Straßburg macht dieses ganz natürlich; denn die Grenzörter haben allezeit Vorteil davon, wenn dies oder jenes in dem benachbarten Staate Kontrebande ist

Kehl besteht eigentlich aus drei Theilen, dem Hornwerke, der Stadt und dem Dorfe. Beide erstere sind Badisch, lezteres hat Baden (wenn ich nicht irre) mit Nassau-Usingen, dem Lahe gehört, und einem Straßburger Stifte gemeinschaftlich.

Gleich hinter Kehl betrat ich denjenigen Theil der Hessen-Hanau-Lichtenbergischen Grafschaft, der hier am Rheine liegt. Es ist ein sehr fruchtbarer Landsstrich, der alles hervorbringt, nur keinen Wein; denn das Land ist ganz eben. Das Hauptprodukt ist ausser Getreide und Heu, sogenanter Seilerhanf, den man besonders zu Schifstauen braucht. Es ist in zwei Aemter eingetheilt. Das eine heißt Wilstett, das andere Lichtenau; jenes hat 12 Dörfer, dieses 17 und einen Hof. In beiden zählt man 2625 Feuerheerde, mithin ungefehr 1200 Menschen, die größtentheils wohlhabend sind. Z. B. der erste Ort auf

der

der Landstrasse nach Rastadt, der Bodersweiher heißt, hat mehrere Einwoner von 10—20000, einige von 40 bis 60000 Gulden. Das macht die Nachbarschaft von Straßburg, wo die Leute alles hinbringen, und um gute Preise verkaufen können, besonders das Heu und Holz. Auch haben sie so viele Gemeingüter, daß in einem Dorfe, Freistädt, nicht nur alle herschaftliche Abgaben aus der gemeinen Kasse bestritten werden, und der Bauer keinen Kreuzer aus seinem Beutel zu zahlen braucht, sondern jeder Bürger noch einige zwanzig Gulden ausgezahlt erhält. Ich weiß zwar wol, daß einsichtsvolle Männer diese Vertheilung des Ueberschusses der Gemeingelder nicht billigen. So sagt z. B. der vortrefliche Nassau-Usingensche Präsident von Kruse in seinem kurzen Lehrbegriffe der Landwirtschaft und Haushaltungskunst: *) „Wenn die ständige auf der Kommun haftende Ausgaben, weniger nicht die unständige, die notwendig, und auf rechtmässige Anweisungen gegründet sind, bezalt worden, und gleichwol noch ein Ueberschuß an baarem Gelde vorhanden ist, oder bei forstmäßig eingetheilten und behandelten Waldungen einer Kommun alle Jahre ein so beträchtlicher Gelderlöß gemacht werden kan, daß notwendig nach bezalten Abgaben ein Ueberschuß verbleiben muß, oder endlich durch bessere Benuzung der vakanten Triescher und Viehweiden der gemeinen Kasse ein ansehnlicher Zuwachs zugegangen ist: so gehet unsere Meinung dahin, daß dieser Ueberschuß nicht, oder doch nicht unter die einzelnen Glieder, vertheilt, sondern vielmehr, und zwar dergestalt zu Kapital angelegt werde, daß vorzüglich derselbe, gegen Zinsen zu 3, höchstens 3 ½ Prozent, an Verschuldete, übrigens aber redliche und fleissige Gemeindsglieder ausgelehnt, und diese dadurch in Stand gesezt werden, ihre auswärtig stehen habenden Kapitalien zu 4, 5 oder mehrere Prozent aufzukündigen, und durch die nun zu leistende geringere Zinszalung

 sich

*) S. 246.

sich endlich ganz schuldenfrei zu machen." — Dieser Vorschlag ist, im Ganzen genommen, vortreflich. Ich glaube aber, daß in einem solchen Lande, wie dieser Theil des Hanau-Lichtenbergischen ist, wenige sein werden, die Schulden zu machen nötig hätten. Und wer bei einer solchen Fruchtbarkeit des Landes und seinen übrigen Vorteilen, besonders dem, daß man Gelegenheit hat, alles zu Geld zu machen, Kapitalien aufnehmen muß, kan nichts anders, als ein schlechter Haushälter sein, dem die Gemeinde ihr Geld nicht wohl anvertrauen könte.

Uebrigens wäre es freilich gut, wenn jede Gemeinde alle Jahre ein gewisses Kapital als einen Notpfennig zurük legte, und das Land könte es zuweilen brauchen, z. B. um den Rhein im Zaum zu halten: doch davon morgen! Für heute habe ich genug geschrieben.

III.

Strasburg, den 21. Apr.

Der Rhein ist der gefährlichste Feind des jenseitigen Hanauer Landes. Nicht nur von sich selbst, sondern auch deswegen, weil die Elsaßer auf der andern Seite gute Dämme und Faschinaden machen, durch die sein Strom hinüber geleitet wird, nimt er manchem Dorfe vieles Land weg, und sezet es disseits an; daher viele Inseln in diesen Gegenden, in deren Gebüschen wilde Schweine sich aufhalten. Einigen Dörfern hat er schon ansehnliche Stükke der Gemarkung weggenommen, einem unweit Lichtenau, Krugelsbaum, alle Güter, so daß diese Einwohner sich fast nur vom Fischen noch nähren. Ja das Dorf selbst hat er schon mehr als einmal weggeschwemt. Einige Einwohner zeigten mir ihre ehemaligen Wohnpläze mitten im Rhein. „Ja," fing ein alter Mann an, der bei seinen Fischernezen saß, „mein Haus hat weit drüben, dort über dem Rhein gestanden." Das Dorf ist in die Länge, von Westen nach Osten, gebauet; wenn der Rhein das erste Haus

Haus am Flusse wegnimt, so baut der Besizer am östlichen Ende des Dorfs seine neue Wohnung. Wird das zweite fortgespült, so wird das neue Haus wieder an das östliche Ende gesezt; und so ist dieses Dorf schon zwei = dreimal von Westen gegen Osten fortgerükt worden. Warum macht man denn deutscher Seits nicht auch solche Dämme, die stark genug wären, den Strom zu bändigen? Es kostete nur einmal viel, und man hätte alsdann nicht nötig, alle Jahre nur zu flikken. Warum lernen wir immer nur das Tändelnde, warum ahmen wir immer nur die Aussenseite der Franzosen nach; das, was sie wirklich Gutes haben, z. E. Strassenbau, gute Polizei rc. hingegen nicht?

Oestlich zieht sich das Hanauische bis nahe gegen den Schwarzwald. Der westliche und östliche Theil dieses Gebirgs, hauptsächlich von der Mitte bis an den Fuß des Bergs, ist mit Reben bepflanzt, und bringt sehr guten Wein in grosser Quantität, besonders rothen, hervor. Die berühmtesten sind der Offenthaler bei Bühl, und der Zeller bei Offenburg. Doch sind auch die Einwohner dieser Weingegenden, wie in andern, z. E. von Dürkheim bis Landau, fast die allerärmsten, aus bekanten Ursachen.

In dem einen Theil des Hanauischen wunderte ich mich, beinahe gar keine Juden zu sehen, in dem andern hingegen mehrere, und erhielt bei dieser Aeusserung die Nachricht, daß in dem Amte Willstett keine einzige Judenfamilie, in dem andern hingegen ungefehr dreissig angesessen sind. Dieses Amt befände sich wol auch besser, wenn es gar keine hätte; denn so wie es izt ist, daß die Nahrungsart dieses Volks ganz allein auf den Handel, oder vielmehr den Wucher, eingeschränkt ist, sind die Juden die Hummeln, die den Bienen den Honig rauben; doch ist es jenseits des Rheins nicht so arg, als disseits. Auf meiner neulichen Wanderschaft in das Akkerland hat man mir Dinge erzählt, über die ich erstaunte. Wenn ein Bauer von einem Juden zehn Thaler geborgt hat, so ist er verloren;

denn

denn er muß ihm erstlich hundert oder noch mehrere dafür verschreiben; alsdann, bis der Bauer bezahlt, kömt der Jude von Zeit zu Zeit, und mahnt. Um ihn wieder fortzubringen, gibt man ihm Schmalz, Eier, alles, was im Hause ist, und so treibt er, durch österes Mahnen, die zehn Thaler gewiß auf mehrere hunderte. Wie kan die christliche Obrigkeit dies zugeben? Junge Herren, die Geld brauchen, verschreiben für zehn baare Louis'dor ein paar tausend Thaler. Wenn sie noch minderjährig sind, wird der Datum in dem Schuldschein weggelassen, und alsdann erst hineingesezt, wenn sie voljährig sind. Die französische Exekution durch die Huissiers ist promt, und der junge Mensch zu Grunde gerichtet.

Zwar hat z. B. Strasburg das Gesez gemacht, daß kein Christ von einem Juden borgen sol; allein dies wird dadurch eludirt, daß Christen den Namen hergeben, wie wenn sie das Geld vorgeschossen hätten. In einem Orte am Wasgauischen Gebirge wohnt ein Jude, der hunderttausend Gulden reich geschäzt wird. Das ganze Dorf ist gleichsam sein, wenigstens in seinen Fesseln, und vor — ich weiß nicht wie viel Jahren kam er dahin nakt, wie eine Kirchmaus.

Ich werfe die Feder weg.

IV.

den 23sten Apr.

Heute frühe lief ich aufs Münster, um von da das Frühlingsgewand der Natur wieder zu überschauen. Es ist unbeschreiblich.

Auf einmal überfiel mich der Gedanke: dieses neue Leben der Natur ist der Tod von tausend andern Geschöpfen. Tausende, die alles dieses vor einem Jahre bewunderten, bringen izt selbst ihren Tribut, das Ansehn der Erde dieses Jahr für mich zu verschönern, und ich — vielleicht verschö-

schönere ihre Theile von mir im nächsten Jahre! Ach! wir werden ausgesäet, und blühen wieder auf, in Korn und Brennesseln, Rosen und Schierling. Vielleicht haucht eine Musarion den Wolgeruch aus einem Veilchen, dem wir unsere gröbern Theile zum Wachsthum gezolt haben; vielleicht mischt ein Sohn die Säfte von uns für den Vater, der ihm zu lange lebt.

Wenn ich einst meinen Körper der Erde, die ihn mir gab, wieder gebe, so begrabt mich, Freunde, in den Hügeln der Champagne! Da wil ich die Reben nähren. Den feurigen Wein, der daraus gepreßt wird, trinkt ein deutscher Patriot, und begeistert sich durch mich vollends ganz zu unsterblichen Thaten, ausgeführt zum Besten des Vaterlandes.

So trägt also die Erde alle ihre Söhne! Niemand ist ihr eine unnüze Last. Wir nüzen ihr — wenigstens als Dünger. Wohl dem, der ihr nicht nur, als Dünger nüzt! nüzen kan! nüzen darf! (Ja, Freund! darf! Oft erlauben es uns die Menschen nicht.) Genug indessen, wir mögen ihr nüzen, wie wir wollen, oder können, oder dürfen, wenn nur der göttliche Gedanke in uns schimmert:

Daß Tugend glüklich ist, und daß die Seele lebt
Auch unter ganzer Welten Trümmern.

Uz.

Izt nur noch eine kleine Nachricht, die aber Ihnen nichts desto minder interessant sein wird, und dann der Schluß dieser Epistel!

Vor einigen Tagen wohnte ich einer Feierlichkeit in der Neuen Kirche bei. Sie wissen, daß sie den Protestanten gehört. Es war die Promotion der hiesigen Gymnasiasten, die mit einer Art von Predigt begleitet wird, welche ein Professor der Theologie hält. Wie der Mann hieß, der sie dies Jahr hielt, habe ich wieder vergessen, kan aber, wenn Sie ihn zu kennen begierig sind, nachfragen.

Bekant

Bekant ist er eben nicht, sonsten wüßte ich seinen Namen gewiß. Nun, was liegt auch an seinem Namen?

Zum Texte seiner Rede nahm er die Worte, 1 Timoth. 6, 20. 21. „O Timothee, bewahre, das dir vertrauet, und meide die ungeistlichen, losen Geschwäze (z. B. von der Verbesserung der Erziehung) und das Gezänke der falsch berühmten Kunst (Pädagogik genant) welche etliche vorgeben, und verfehlen des Glaubens!„ Was ist sonnenklarer, als daß Paulus hier an seinen Timotheus gegen die Basedovianer und gegen alle schreibt, die mit der alten Erziehung nicht zufrieden sind? Denn wie besonders paßt das nicht auf sie: „Sie verfehlen des Glaubens!„ Hat irgend ein Mensch auf der Welt, in irgend einem Lande, eine Verbesserung (die Observanzler sagen Neuerung) unternommen, wo nicht der Pöbel, besonders der theologische Pöbel, geschrieen hätte: sie verfehlen des Glaubens! So auch unser Straßburger Herr Doktor! der baß gegen die Erziehungsverbesserer zu Felde zog.

Mein lieber Herr Doktor! So viel ich bis izt die Straßburger kenne (in der That, bei al dem Französiren ists fast die altfränkischste Stadt, die ich kenne,) ist es nicht sehr zu befürchten, daß die Straßburger Timothei mit der falsch berühmten Kunst sich abgeben; sie haben auf ganz andere Sachen zu denken.

Die merkwürdigste Stelle war folgende: „Der Teufel gehe nicht mehr umher in der Gestalt eines brüllenden Löwen, und suche, welchen er verschlinge, sondern in der sanften Gestalt eines Menschenfreundes — eines Philanthropen!„ Hier lassen sich des Doktor Bahrdts seine berühmten sechs Ausrufungs- und Fragzeichen anbringen, die ihm den Hals gebrochen haben. Also: !!!!!! ?????? Haben Sie je etwas unsinnigers gehört? Ich rante fort.

Wahrlich! wenn der Teufel schon in der Gestalt eines Menschenfreundes umher geht, so ist zu hoffen, daß der grössere Theil der Geistlichen auch noch menschenfreundlich gesinnt wird.

Daß

Daß ein Straßburger Doctor Theologiae da den Teufel noch findet, wo andere ehrliche Exegeten, die's mit der christlichen Religion auch gut meinen, nur einen Verläumder sehen, ist doch bemerkenswerth. Nirgends solten erleuchtetere protestantische Geistlichen sein, als an denen Orten, wo man eine andere Religionspartei zur strengen Aufseherin hat!

Indessen denken Sie nicht, daß alle so sind. Es sind einige da, die der Universität Ehre retten.

Nächstens ein mehreres! auch von Simons und Schweighäusers Institut!

Ganz der Ihrige

* * *.

8.

Briefe aus Holland.

Fünfter Brief.

Amsterdam, den 16. Heumonats.

Nur eine lange Gewohnheit, kan, glaub' ich, einem den Aufenthalt in dieser Stadt erträglich machen. Der Geruch, welcher von den Kanälen, in die alle Unreinigkeiten aus der ganzen Stadt abgeführt werden, aufsteigt, ist uns noch jezt so merklich, als am ersten Tage, da wir hier ankamen, und beinahe unausstehlich. Das Wasser in den Kanälen hat keine andere Bewegung, als die ihm darauf hin und wieder fahrende Kähne und einige Roßmühlen geben, welche dazu dienen, den Schlamm heraus zu schaffen, und Moddermühlen genant werden. Es hat eine gelbgrünliche Farbe, und selbst das Trinkwasser sieht nicht viel besser aus. Da es, wie bekant, hier an Quellen fehlt, so hat fast jeder Einwohner, diesen Mangel zu

ersezen, eine gemauerte Zisterne unter seinem Hause, in welche das Regenwasser durch Röhren vom Dache geleitet wird. Bei einer so langen Dürre! wie die gegenwärtige ist, reicht der gesamlete Vorrath aber nicht hin, oder wird zulezt unbrauchbar, und alsdann muß man das Wasser mit grossen Kosten aus der Vecht von Weesp her, welches drei Stunden von hier liegt, holen lassen. Der Eimer oder halbe Ohm davon wird gewöhnlich um vier Stüiver verkauft. Die Wassertrinker haben es also hier nicht gut. Wein und Bier sind der Auflagen halber etwas theuer, die meisten notwendigen Lebensmittel aber, wegen der grossen Zufuhr, ziemlich wohlfeil. In unserm Gasthofe bezahlen wir den Mittagstisch täglich mit 1 Fl. Dafür wird aber auch eine Menge von allerlei Speisen aufgesezt, und darunter vortrefliches Geflügel, Kalbfleisch, besser als man es sonst irgendwo findet, und, wie sich von selbst versteht, mancherlei Gattungen der besten Fische. Bei Tische geht es nach hiesiger Sitte ziemlich durch einander. Jeder zerlegt das, was vor ihm steht, bedient seinen Nachbar damit, und alles wird zugleich gegessen. Wer einen ordentlichen Plan macht, wie er die Gerichte folgen lassen will, läuft Gefahr, seinen Hunger nicht zu stillen. Noch bei Tische lassen sich diejenigen, welche satt sind, eine Pfeife geben, und bekümmern sich nicht darum, ob der Rauch den langsamern Essern beschwerlich falle, oder der garstige Gebrauch der bekanten Speicheltöpfchen Ekel erwekke. Von der Konversazion bei Tische haben wir wenig Nuzen, weil wir der Sprache nicht kundig genug sind. Zum Glük ist ein Kommissionär des Herrn Necker, welcher sich schon eine Zeitlang hier aufgehalten haben sol, um Geld für Frankreich zu negoziiren, von der Geselschaft, und mit diesem alten wakkeren Franzosen, nebst noch einigen Fremden, welche sich in unsere Unterredung mischen, vertreiben wir uns bei Tische die Zeit. Die übrigen Tagesstunden werden diese oder jene Merkwürdigkeiten besehen, oder wir suchen neue Bekantschaften zu machen, und

alte zu nuzen. Zu Abends wird das, was wir gesehen und gehört haben, in das Journal getragen, auch das, was vorhin schon angemerkt worden ist, berichtigt. Sehen Sie, liebster Freund, dies ist der kurze Inbegrif unserer Beschäftigungen.

Um das Seemagazin und den Admiralitätswerft zu sehen, mußten wir uns gestern viele Weitläuftigkeiten gefallen lassen. Man zeigt hier zwar alles nach einer sehr mässigen Taxe von einigen Stüivern bis höchstens zum Gulden fürs Geld, allein um den Zutritt zu der Kattenburg, so heißt jener am östlichen Ende der Stadt befindliche Ort, zu erlangen, war eine besondere Erlaubniß nötig. Da unser Resident, Herr * *, gerade auf seinem sechs Meilen von hier liegenden Landhause war, mußten wir seine Vermittelung entbehren, und uns zu dem Präsidenten des Admiralitätskollegii, im Prinzenhofe, verfügen. Nachdem Se. Edelmögenden sich überzeugt hatten, daß wir weder Spionen noch andere gefährliche Leute waren, wurden wir zu einem Sekretär gewiesen, welcher uns einen Einlaßschein in bester Form, jedoch unentgeldlich, ausfertigte. Sie können sich ohngefähr vorstellen, was wir da gesehen haben. Takelwerk für Schiffe war natürlicher Weise das Hauptsächlichste, was man in diesen grossen Gebäuden zeigte. Insonderheit waren zur Ausrüstung von sechs Kriegsschiffen alle Bedürfnisse, an Tauen, Ankern, Segeln, Waffen für die Matrosen u. s. w. ganz ordentlich aufgestelt, und auf daran gehängten Kartons, las man die Namen der Schiffe, wozu die Sachen gehörten.

Am neugierigsten war ich, die innere Einrichtung und Abtheilungen eines Kriegsschifs zu sehen, und wir liessen uns also auf einem von 72 Kanonen herumführen. Wenn die Kühnheit der Menschen, sich auf zusammengefügten Brettern den unruhigsten Seen anzuvertrauen, überhaupt unser Erstaunen erregt, so möchte man bei dem Anblik eines solchen Gebäudes als ein grosses Kriegsschif ist, bei-

nahe noch mehr die zerstöhrende Wirkung der Waffen bewundern, welche stark genug sind, dergleichen dikke Wände von ungeheuren in einander gezapften Balken zu durchboren und zu zerreissen. Da ein zugetakeltes Kriegsschif 24 und nach Verhältniß der Grösse noch mehr Fuß Wasser gebraucht, der Pampus aber nicht halb so tief ist, so wird bei der Fahrt von hiesigem Werft nach dem Texel, nicht nur die Ladung auf andere Fahrzeuge gebracht, sondern man hat auch noch besondere Maschinen zur Erleichterung der Last erfunden, welche man Kamele nennt, und deren Beschreibung Sie vielleicht hier gern lesen. Diese Kamele sind grosse hohle Fahrzeuge, welche an der einen Seite einem ordentlichen Schiffe gleichen, an der andern aber ausgebogen sind, und an den ovalrunden Bauch der damit fortzubringenden Schiffe genau anpassen. Man beschwert sie dergestalt mit Wasser, daß sie tief genug sinken, um an jene Schiffe ohngefähr in der Art wie man ein paar Löffel in einander legt, befestigt zu werden. Hiernächst wird das Wasser durch eine Menge Pumpen wieder herausgebracht, und die grosse Oberfläche der an sich schon leicht gebaueten Fahrzeuge, hebt die schwerern Schiffe um ein Beträchtliches höher, und macht es möglich, dieselben über die Untiefe, des Amsterdam für jede feindliche Flotte sichernden Pampus, zu bringen.

Da, wie bekant, diese Stadt wegen ihres sumpfigen Bodens auf eingerammeten Pfälen steht, so wünschte ich die Art zu sehen, wie man den Rost unter die Häuser legt, und begab mich daher heute nach einem Orte unweit der nieuwen Plantagie, wo der Stadtrath ein neues Armenhauß erbauen läßt. Die Erde war ohngefähr 10 Schuh tief ausgegraben, und 50 bis 60 Fuß lange, auch etwa 8 bis 10 Zol im Durchschnitt haltende Pfähle wurden dergestalt eingetrieben, daß jeder Stamm von dem andern ohngefähr einen Fuß weit abstand. In die kleinen Zwischenräume wurde der Schutt festgestampft und

starke

starke Balken auf den Pfälen befestigt. Auf einen so festen Grund wurde die Mauer von Baksteinen, womit hier fast alle Häuser gebauet, und auch die Strassen an beiden Seiten für die Fußgänger gepflastert werden, und von welchen 1000 Stük ohngefähr 7 bis 8 Fl. kosten, gesezt. Es sol dieses, nach der Anlage des Fundaments zu urtheilen, sehr gros werdende Gebäude mit dazu dienen, die aufgegriffenen Strassenbetler, für deren Unterbringung es noch immer an hinreichenden Anstalten gefehlt hat, darin einzusperren und zur Arbeit anzuhalten. Für einen so grossen Ort findet man hier wirklich wenig Strassenbetler, auch ist ein Gesez vorhanden, bei 6 Fl. Strafe, keinem ein Almosen zu geben. Daß ein solches Gesez mir nicht gefalle, darf ich Ihnen wol nicht erst sagen. Man vermindert dadurch das Mitleiden, einen der besten Grundtriebe des so sehr ausgearteten Menschengeschlechts, und überdem ist es unmöglich, das Gesez in Kraft zu erhalten.

Eben gehe ich das Register der Fragen durch, welches ich von Ihnen bei meiner Abreise auf ähnliche Art, wie ehedem die arabische Reisegesellschaft das ihrige, von dem Ritter Michaelis erhielt, und bemerke, daß zwar keine darunter ist, weswegen ich nötig hätte arabisch zu lernen, aber sehr viele, die ich Ihnen dennoch nicht werde mit Zuverlässigkeit beantworten können, weil deren Auflösung allenfals Zutritt zu den öffentlichen Archiven erfordern würde. Andere kosten mehr Mühe und Zeit, als ich darauf wenden kan. Ueberhaupt muß ich Ihnen sagen, ich finde hier nicht was ich suche und werde bald weiter reisen. Vorher aber, liebster Freund, sollen Sie noch einen Brief und wenn heute kein Posttag ist, diesen gegenwärtigen zugleich mit haben. Vielleicht erhalten Sie alsdann auch noch einige statistische, politische und Finanznachrichten von hiesiger Stadt und von Holland überhaupt. rc.

Sechster Brief.

Amsterdam, den 19. Heum.

So bald, liebster Freund! hätte ich noch keinen Brief von Ihnen erwartet, und meine Freude war also desto grösser, da er mir heute eingehändigt wurde. Sie werfen die Frage auf, ob es nicht besser sei, mit den 70 Fl. welche die Ammen der Findlinge drei Jahre hintereinander erhalten, Mädgen auszusteuern, und dadurch den Kindermord desto sicherer zu verhüten? Beinahe möcht' ich Ihnen mit den Worten des pyrhonischen Doktors Marphurius beim Moliere darauf antworten: je n'en scais lieu. Indessen glaub' ich doch, dürfte die Konkurrenz derer, welche auf die Aussteurung Ansprüche machten, bei einer solchen Einrichtung zu groß werden. Ueberdem sind ja die Findelhäuser nicht blos für die allerniedrigste Klasse des Volks. Wie viele Personen gibt es nicht in den unmittelbar daran gränzenden und höheren Ständen, welche mit 70 Fl. nicht ausgestattet werden können, und wo 7mal 70 noch nicht hinreichen, nicht zu gedenken, daß man allen mannbaren Mädgen doch nicht sogleich ohne Rüksicht auf das, was die Eltern und tausend andere Umstände dazu sagen, Männer geben kan. Wenn nun ein solches Mädgen sich von der Schäferstunde überraschen läßt, so ist in diesem Fal ein Findelhaus immer eine sehr wünschenswürdige Sache. Jener so leicht zu begehende Fehltritt hindert nicht, daß künftig dennoch eine gute Gattin und fruchtbare Mutter aus der Verirreten werde. Bemittelte Personen wissen sich zwar zu helfen, und durch Entfernungen oder auf andere Weise es zu verheimlichen, wenn sie zu frühzeitig Mütter werden, und daher kömt es, daß man so leicht nicht vom Kindermorde in den gesittetern Ständen hört, wiewol Aufsicht, Erziehung und geringere Anzal hiebei ebenfals mit in Anschlag kommen muß.

Bei dieser Gelegenheit wil ich noch eines Faktums erwähnen, welches ein Rechtsgelehrter, mit dem sich unser V. dieser Tage über seine Lieblingsmaterie in ein Gespräch einließ, erzälte. Im verwichenen Jahre wurde auf Veranlassung des Prinzen von Oranien in allen Gerichtshöfen eine Untersuchung angestelt, wie viel Personen in den lezten 40 bis 50 Jahren, Kindermordshalber am Leben gestraft worden. Man fand, daß ihre Anzal in den gesamten vereinigten Provinzen, seit dem Jahre 1732, 79 betrug, und alle diese blos aus der niedrigsten Klasse des Volks. Es wäre zu wünschen, daß man in mehreren Staaten dergleichen Untersuchungen vornähme, und insonderheit durch Vergleichungen ins Licht zu stellen sich bemühete, ob gewisse neuere Geseze, die man hie und dort zur Verhütung des Kindermords gegeben, die gehofte Wirkung gehabt hätten, als woran ich sehr zweifle. Jene Anzal scheint mir für einen Staat von zwei Millionen Einwohnern, in einem solchen Zeitraum von Jahren, nach andern mir bekanten kleinern Ländern in diesem Stükke zu urteilen, sehr geringe zu sein, welches meiner Meinung nach, unter andern auch dem Amsterdammer Findelhause mit zugeschrieben werden muß. So lange man noch die Kindermörderinnen am Leben straft, solten billig nicht nur in jeder grossen Stadt, sondern sogar auf dem Lande, ähnliche Anstalten als Findelhäuser sind, eingerichtet werden. Ohne die Todesstrafen in allen und jeden Fällen zu verwerfen, — und Sie wissen hierüber mein Glaubensbekentniß, — gesteh' ich doch gern, erschüttert mich bei der gegenwärtigen Lage der Sache fast nichts so sehr, als wenn ich höre, daß irgendwo eine Kindermörderin das Blutgerüst bestiegen habe. Ich schweige davon, was gesunde Politik dazu sagt, und wie wenig diese Strenge gegen das weitere Einreissen jenes Verbrechens ausrichten kan, weil in dem kritischen Augenblikke der Tod oft grade eben dasjenige ist, was die sich für Schande fürchtende Thäterin wünscht. Ich schweige davon, was schon so viele Men-

Menschenfreunde, zur Erregung des Mitleidens für solche unglükliche Schlachtopfer, mit Hinweisung auf die entschuldigenden Umstände, unter welchen fast immer der Kindermord begangen wird, laut genug gepredigt haben. Blos bei dem wil ich stehen bleiben, was die Gerechtigkeit bei der Entwerfung der Strafgeseze fordert. Sol man irgend ein Axiom dabei zum Grunde legen, so wird es billig dieses sein: daß blos der Grad der algemeinen Sicherheit und deren Verlezung, der Maßstab der Verbrechen und Strafen sein müßte. Und nun die Anwendung. Es ist mir lieb, daß in dem Staate in welchem ich wohne, hinterlistiger Mord mit dem Tode bestraft wird, weil eben dieses mein Leben vielleicht sichert, und gern würd' ich meine ausdrükliche Einwilligung zu einem Geseze darüber geben, wenn die stilschweigende nicht hinreichend wäre. Allein was hat meine Sicherheit mit der Existenz eines Wesens zu thun, welches noch kein Mitglied der Geselschaft ist, noch nicht eigentlich lebt, nur vegetirt. „Aber viele nüzliche Mitglieder der Geselschaft würden nicht sein, wenn nicht Strafgeseze für ihre Sicherheit, schon bei ihrer Geburt gewacht hätten.„ So? sol dieses die blutige Strenge vertheidigen? Nun, denn müßt ihr auch den tödten, der den Homunkulus umkommen läßt. Im Tolhause sah ich einen Menschen, der aus Gram seinen Verstand verlohren hatte, weil seine einzige zärtlich geliebte Tochter, Kindermords halber das Blutgerüst besteigen müssen. „Man hat dem armen Kinde Unrecht gethan„ schrie der Mensch, „es war keine fremde Frucht, es war ihre eigene, die sie über die Seite brachte. Ihr Barbaren habt mein einziges Kind getödtet, weil es mit seinem Eigenthum machte was es wolte, wozu es doch ein Recht hatte.„ Der Aufseher schüttelte lächelnd den Kopf über die tollen Reden des Menschen. Armer, unglüklicher Vater, dacht' ich, wenn du sonst keine Zeichen der Verrükkung von dir gabst, so hätte man statt deiner, diejenigen hier einsperren sollen, die dich für närrisch erklärten. O Volk! wenn wirst

du

du anfangest weniger Volk zu sein, und o ihr Führer des blöden Haufen, wenn werdet ihr aufhören, Menschheit unter die Füsse zu treten!

Eben werd ich gewahr, liebster Freund, daß mich Ihre nur so hingeworfene Einwendung, wider meine anfängliche Absicht, beinahe zu weit vom Wege gebracht hätte. Sie wollen doch eigentlich nicht blos Reflexionen, sondern Erzählungen. Ich wil also noch einiges von dem, was ich bei meiner Anwesenheit hieselbst erfahren habe, nachholen. Zuförderst, Bevölkerung dieser Stadt. Herr Büsching, dessen Nachrichten sonst mehrentheils einen bewundernswürdigen Grad von Zuverlässigkeit haben, gibt ihr, wenn ich nicht irre, höchstens 200000 Einwohner. Auch Strünk stimt damit überein. Ich habe zwar keine Zählungslisten, welche ohnehin hier nicht eingeführt sind, gesehen; allein mehrere Personen, die es beurtheilen konten, versicherten mich, daß die Anzahl 250000 überstiege. Mir scheint dieses auch sehr wahrscheinlich, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Stadt hat ungefähr 60000 Haushaltungen. Rechne ich nun auf jede 4 Seelen, welches gewiß nicht zu viel ist, so kommen schon 240000 heraus, und es bleiben nur noch 10000 für die Fremden und solche, welche unter jener Klasse nicht mit begriffen sind, übrig. Es sterben, den öffentlichen Nachrichten zufolge, ohngefähr jährlich 8200. Diese mit 30 multiplizirt, geben beinahe die gleiche Summe. Zwar werden Sie vielleicht sagen, 30 sei ein viel zu hoher Multiplikator für eine so grosse Stadt, die noch dazu eine ungesunde Lage und eine verdorbene Luft hat. Auch ist mir bekant, daß in den größten Städten von Europa, vielfältigen Beobachtungen nach, von 24 jährlich einer stirbt. Allein dies bewegt mich nicht, von meinem Saze abzugehen. Der verhältnißmässig weit geringere Luxus dieser Stadt, gegen andere gleichgrosse oder grössere Städte, die ausnehmende Reinlichkeit der Holländer, auch selbst des geringsten Volks, die herschende Fru-

galität, die vortreflichen Armenanstalten, die mannigfaltigen Nahrungszweige und beständigen Beschäftigungen der Einwohner; alles dieses vermindert die Sterblichkeit derselben. Was die angeblich ungesunde Luft und Lage betrift, so muß ich mit Ihrer Erlaubniß auch diesen Umstand noch für sehr problematisch erklären. So lange man von der grösseren Sterblichkeit, ohne solche aus andern Ursachen herleiten zu können, nicht zuvor vergewissert ist, läßt sich schwerlich etwas zuverlässiges in dergleichen Fällen bestimmen. Meinen Geruchsnerven bekömt zwar die Amsterdammer Atmosphäre gar nicht gut; ob aber die Gesundheit darunter leide? ist eine andere Frage. Ich weiß nicht, wo ich das Faktum gelesen habe, daß man bei der grossen Pest in London unter Karl den II. selbst auf Anraten der Aerzte die Gräber geöfnet, und daß der daher entstehende Gestank das weitere Umsichgreifen der Krankheit verhütet habe. Anderwärts sind unter den gleichen Umständen die Gegenden, wo die Kloake hingeleitet worden, die gesundesten gewesen. Vielleicht daß die flüchtigen Salze, welche davon aufsteigen, und sich hier auch noch mit dem Geruch von Heeringen, Käsen, Theer, Pech, u. s. w. desgleichen von mancherlei Fabriken, verbinden, die Schädlichkeit der wässerigen Dünste aufheben. Verschiedene, mit denen ich darüber gesprochen habe, glauben auch nicht, daß hier eine ungesunde Luft sei, und gewiß ist, daß es nicht an Leuten fehlt, welche ein hohes Alter erreichen.

Die Garnison, welche von der Stadt unterhalten wird, macht gegenwärtig nur 400 Mann Miliz aus, und diese stehen unter einem Kolonel und vier Kapitains. Des Nachts wird ihnen aber die Hauptwache und die Wachen in den Thoren nicht allein anvertrauet, sondern von Bürgern mit versehen.

Daß die öffentlichen Abgaben hier sehr hoch und mancherlei sind, ist bekant. Einiges von dem, was ich mir in diesem Stük gemerkt habe, wil sich hersezen. Die wichtigste derselben ist die Verponding, und wird vornem-

lich

lich von liegenden Gründen gegeben. In der Provinz Holland, sowol in den Städten als auf dem platten Lande, beträgt sie gegenwärtig ein Prozent des Werts. In den übrigen Provinzen ein halb oder auch zweidrittel Prozent. Ausserordentliche Vorfälle, besonders Kriege, ziehen aber auch wol eine Erhöhung von $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{2}$ Prozent nach sich. Sezen Sie nun, daß ein Grundstük zwei von hunderten einbringe, so nimt blos diese einzige Auflage, in gewöhnlichen Jahren, schon die Hälfte des Ertrages weg. Nach einem gewissen Zeitraum geschieht eine Revision des Katasters, und die Steuerbedienten verfahren dabei folgendergestalt: Sie fragen den Eigenthümer, wie hoch er z. B. sein Haus rechne. Gibt er eine zu niedrige Summe an, so haben jene das Recht, eine höhere zu bestimmen, wofür sie es selbst annehmen wollen. Dem Besizer bleibt alsdenn die Wahl, ob er es dafür abtreten, oder nach der erhöheten Taxe die Verponding künftig entrichten wolle. Auch die Konsumtionssteuer ist sehr ansehnlich. So wird z. B. von einem Oxhooft Wein, ohne Rüksicht auf dessen Namen oder Qualität, 24 fl. und von einem Maas Bier $\frac{1}{2}$ Stüver entrichtet. Stempelpapier steigt bis zu 150 fl. der Bogen. In Ansehung der Schuldverschreibungen ist der Stempelsaz nach der Grösse der zu borgenden Summe bestimt. Zu einer Verschreibung über 50 fl. wird ein 3 Stüiverbogen, welches der niedrigste Saz ist, genommen. Bei grösseren Summen steigt auch verhältnißmässig der erforderliche Stempel bis zu 48 Stüver, höher aber nicht. Ein 48 Stüiverbogen ist zu einer Verschreibung über 2000 fl. oder darüber erforderlich. Diese Einrichtung gefält mir besser, als wenn bei der Bestimmung des Stempels gar nicht auf die Grösse des Kapitals gesehen wird. Denn wer einige tausend Thaler borgt, achtet ein paar Gulden nicht, welche er mehr bezahlen muß; dahingegen manchen Bedrängten, der nur höchstens auf etwan 50 Thaler Kredit hat, auch schon eine weit geringere Stempelabgabe drükt.

Wenn der Zustand der ostindischen Kompagnie, der schlechten Verwaltung ohnerachtet, gleich noch immer blühend ist, so komt dagegen die westindische nach und nach desto mehr herunter. Man hat mich versichert, daß ihre Aktien gegenwärtig schon um 30 Prozent verkauft würden. Raynal in seiner hist. phil. et pol. gibt, dünkt mich, 40 an. Die Hofnung, daß der Schleichhandel von St. Eustach und andern Pläzen, zumal bei dem gegenwärtigen Kriege der englischen Kolonien mit ihrem Mutterlande, neue Goldgruben eröfnen würde, ist durch die vielen englischen Kriegsschiffe in dasigen Gewässern ziemlich vereitelt worden. Nur die Independenz jener Kolonien kan den Angelegenheiten der Kompagnie eine vortheilhaftere Wendung geben.

Zur Heeringsfischerei sollen dieses Jahr nur 120 Büysen ausgelaufen sein. Ein mächtiger Abfal gegen die ehemalige Zeit, da die Anzahl mehr als 10mal so groß war. Die früh eintreffenden Jäger können einen ansehnlichen Gewinn machen, weil jeder gern die Ehre haben wil, die ersten Heeringe gekostet zu haben. Bei unserer Ankunft hieselbst war der Preis eines Heerings 2 fl., einige Tage darauf aber nur ein paar Stüiver.

Man sagt insgemein, daß in Holland die Handwerker keine Innungen hätten, und daß jederman freistünde, ohne alle Umstände sich zu nähren wie er wolle. Dieses ist falsch. Innungen oder Zünfte sind in den Städten allerdings, nur keine geschlossenen. Auch sind keine gewisse Lehrjahre vorgeschrieben, wenigstens wird nicht darauf gehalten, jedoch muß derjenige, welcher zugelassen werden wil, ein sogenantes Meisterstük machen. Indessen wird es auch damit so genau nicht genommen, und ein Handwerker kan allenfals sein Meisterstük von einem andern machen lassen. Die Kosten des Meisterwerdens belaufen sich fast bei allen Handwerkern auf 50 fl. und eben so viel muß man für das Bürgerrecht in Amsterdam entrichten.

Die

Die Speelhuysen oder Musikos, deren es eine grosse Menge in allen Gegenden der Stadt gibt, kenne ich blos aus Erzählungen. Man geht hin, läßt sich Wein, Kaffe, oder wozu man sonst Lust hat, geben, bezahlt alles um einen 4fachen Preis, und sieht dem Tanz nebst allen verführerischen Künsten zu, welche die daselbst an gewissen Tagen der Woche des Abends sich versammelnden Nympfen verschwenden, um Käufer ihrer Waare an sich zu lokken. In den Musikos selbst wird nur Bekantschaft gemacht und der Akkord geschlossen, worauf denn die preßhaften Personen sich weg und an verabredete Orte begeben. Da ich mir Weisheit genug zutraue, Reizungen von dieser Art zu widerstehen, so würd' ich gewiß auch ein Musiko besucht haben; allein zum Unglük schienen unsere Bekanten den Anträgen, uns Geselschaft zu leisten, auszuweichen, und allein hinzugehen oder einen Mietslakai zum Führer anzunehmen, war bedenklich. Ob übrigens die Obrigkeit wohl thue, dergleichen sittenverderbende Zusammenkünfte zu dulden, wil ich weder bejahen noch verneinen.

Sie wollen wissen, bester Freund! ob dem Unfug der sogenanten Seelenverkäufer durch Strafen keine Schranken gesezt worden? Allerdings sol bei hoher und dem Befinden nach Leibesstrafe, weder offenbare Gewalt noch boshafte Betrügerei, von jenen Leuten gebraucht werden. Allein, wie es gewöhnlich bei dergleichen Dingen geht, manches erfährt man nicht, und über manches drükt man die Augen zu, um das nachtheilige Gerücht nicht zu verstärken. So ist mir hier ein Vorfal erzählt worden, der sich ohnlängst zugetragen haben sol, und welcher die Art des Verfahrens ziemlich erläutert. Ein Edelmann aus O**, der einen etwas ausschweifend lebenden Sohn hat, lernt gelegentlich in H** einen Amsterdammer kennen, welcher durch seinen von sich gerühmten Kredit und Einfluß, den jungen Menschen auf der Flotte anzubringen, und ihm in kurzer Zeit eine Offizierstelle zu verschaffen verspricht. Der Beförderer, ein verkappter Seelenverkäufer, erhält den

wärm-

wärmsten Dank des Vaters, reiset mit dem jungen Herrn ab, und bringt ihn bei seiner Ankunft in ein gut verwahrtes Zimmer im hintern Theile eines Hauses, wo schon mehr Unglükliche den Tag der Abfahrt des Schiffes, für welches sie bestimt sind, erwarten. Da die Einschiffung vor sich gehen sol, findet der betrogene Mensch Mittel, sich los zu reissen, und die Polizei aufmerksam zu machen. Die Sache wird untersucht. Der hinterlistige Räuber, vermutlich durch wiederholte Erfahrungen geübt, dergleichen Fälle zu pläidiren, ist im Begrif, eine ersonnene Geschichte, wodurch das Vorgeben des ins Garn gelokten Menschen entkräftet werden sol, zu entwerfen, als dieser einen Brief seines nicht unbekanten Vaters, den er unter dem Aufschlage des Rokärmels verborgen, und dadurch dessen Wegnehmung verhindert hat, hervorzieht, auch endlich so glüklich ist, dem Bösewicht, durch den er hintergangen worden, die Larve abzureissen. Was geschieht? der junge Mensch wird in Freiheit gesezt, und der Räuber komt mit einem blossen Verweise und Bezahlung der Kosten davon.

Sie sehen hieraus, liebster Freund! mit den holländischen Zielverkoopern hat es eben die Bewandniß als mit den deutschen oder andern Werbern für die Landtruppen. Man glaubt, nicht alle List dabei entbehren zu können, gibt Geseze gegen die Exzesse, und behandelt die Uebertreter mit Nachsicht.

Morgen früh gedenken wir nach Haerlem abzureisen, von daher, oder wenigstens aus Leyden, sollen Sie wieder Nachricht von uns haben. ꝛc.

---

9. An

9.

An Herrn Prof. Seybold.

Sie haben im 5ten St. des diesjährigen deutschen Mus. wegen der lateinischen Uebersezungen der Griechen angefragt.

Ich stimme Ihnen bei: keine lateinische Version und zwar aus Ihren Gründen; aber gute deutsche Uebersezungen, die man einzeln kaufen kan. Und hierbei noch etwas, so mir schon lang auf dem Herzen liegt. In allen guten prosaischen Uebersezungen, die mir noch zu Gesicht gekommen sind, habe ich wahrgenommen, daß sie für Leser von Geschmak unausstehlich sind, weil die Uebersezer, ohne es selbst zu merken, während ihrer Arbeit undeutsch zu werden anfangen. Der Hauptnuzen, welchen man hierbei sich vorsezt, nämlich die griechische Lektüre auch unter denjenigen zu verbreiten, welche kein Griechisch gelernt haben, und doch mit diesen vortreflichen Schriftstellern bekant sein möchten, wird dadurch vereitelt. Mein Vorschlag, diesem Uebelstand abzuhelfen, wäre folgender. Man gebe einem Manne, der den deutschen Styl in seiner Gewalt hat, die beste Uebersezung oder Uebersezungen aus dem Griechischen mit dem Auftrag, die darin aus der Ursprache eingeschlichenen Wendungen und Perioden auszumerzen oder umzuformen, bis man die Uebersezung als ein deutsches Original lesen kan. Dieser Mann aber muß durchaus nicht griechisch können und kein Dichter sein: weil er sonst nicht streng genug sein möchte. Diesen umgeformten Schriftsteller übersehe alsdann wieder ein Mann, welcher der Grundsprache des Schriftstellers mächtig ist, um zu untersuchen, ob nichts von der Sache selbst mit dem fremden Ausdruk, oder mit der unserer Mut-

Muttersprache zuwider laufenden Wendung, ausgemerzt worden sei. Dieser Revisor darf aber nicht der Uebersezer selbst sein, weil dieser parteiisch sein würde, wenn er auch der redlichste Mann wäre. Auf diese Weise allein dünkt mich, daß wir Uebersezungen erhalten werden, welche zu gleicher Zeit getreu, und doch dem Frauenzimmer, dem Staats- und Geschäftsmann angenehm zu lesen sind, und weder den Stempel der ungetreuen französischen Galanterie, noch der steifen griechischdeutschen Pedanterie an sich tragen. Bei den poetischen Uebersezüngen griechischer Dichter fält diese gedoppelte Arbeit als unnötig, hinweg; bei den griechischen Schauspieldichtern hingegen ist sie so unentbehrlich, als bei den Philosophen, Geschicht- und Briefschreibern.

10.

Erklärung einer Stelle in dem Gothaer Theaterjournal, 10tes St. 1779. S. 56.

„Es gibt Säze, welche oft nur aus einer einzigen kurzen Linie bestehen, wo der Akzent füglich am Anfang, in der Mitte und am Ende des Sazes sein kan, und nur der Verf. des Stüks kan bestimmen, wo er ihn eigentlich haben wolte.„

Sie Verlangen von mir hierüber ein Beispiel. Hier ist das Nächste, so mir izt beigeht, aus dem Duodram Ariadne auf Naxos. Ariadne sagt daselbst:

Theseus mich verlassen!

Spreche ich diese Worte aus: Theseus mich verlassen, so wil es sagen: Theseus, der Held, der grosse, der tapfe-

tapfere, der liebenswürdige Mann, dessen Aeusserliches schon eine so edle Seele verkündigt u. s. w. dieser Mann sol mich verlassen, ein Verräther sein? Unbegreiflich!

Spreche ich: Theseus mich verlassen, so denke ich, Ariadne sage: Theseus sol so falsch, so undankbar sein, mich, die ich so viel für ihn gewagt, die ich ihn so sehr geliebt habe, der er sein Leben zu danken hat, mich, mich, seine arme Ariadne zu verlassen? Unmöglich!

Wird endlich der Akzent auf das lezte Wort gesezt, und gesprochen: Theseus mich verlassen; So denke ich mir weder den Theseus noch die Ariadne, sondern das Abscheuliche in der Lage einer verlassenen Geliebten überhaupt. Ich nehme die Hülflosigkeit, die unbewonte Insel, die wilden Thiere, die Schlangen, den Sturm, welcher izt wütet, hinzu, und schauere für allen diesen Umständen und Folgen der Verlassung. Grausam! rufe ich aus. Grausam!

Jede dieser Arten, den Saz auszusprechen, kan auf eine besondere Art von Zuschauern ihre eigene Wirkung thun.

Der großmüthige, edeldenkende Liebhaber wird die erste, das zärtliche gefühlvolle Mädgen die zweite, und diejenigen von beiden Geschlechtern, deren Seelen sich in diesem Moment blos dem Mitleid geöfnet haben, ohne daß Grosmuth oder Liebe Hauptleidenschaften ihres Herzens sind, oder je waren, werden die dritte Weise der Lage der Sachen gemäß finden. Welches ist nun die rechte Art ihn zu deklamiren? — Bei der ersten erscheint Ariadne am uneigennüzigsten, am edelsten!

L.

Anzeige.

M. Carl Ludwig Bauer, Rektor an der evangel. Gn. Schule vor Hirschberg, siehet sich endlich genötigt, hierdurch öffentlich und ein für allemal mit Ausnahme höchstdringender Ursachen, die er aber nicht finden zu können glaubt, jeden Antrag zu Subskripzionen und Pränumerazionen auf solche Bücher gänzlich zu verbitten, die von dem Verfasser selbst, nach izt einreissender Art verlegt werden sollen, und nicht von einem ordentlichen Buchhändler übernommen werden. In jenem Falle wird es niemanden befremden, wenn, in Folge dieser seiner Erklärung, alle deswegen an ihn kommende Briefe und Avertissements unbeantwortet und unfrankirt an den Absender von ihm zurükgehen. Zu fortgehenden Samlungen aller griechischen, lateinischen und neuern Schriftsteller muß er, aus wichtigen Ursachen, seine Dienste ebenfals versagen.

Eben derselbe findet sich verpflichtet, allen Kennern und Besizzern der biblischen Kritik und Auslegung ergebenst, durch diesen öffentlichen, kürzesten und sichersten Weg zu melden: daß er das unverhofte Glük gefunden hat, käuflicher Besizer von einem sehr wohlgehaltenen, unverstümmelten Codice Manuscripto Membranaceo der ganzen Vulgatae Hieronymianae zu werden, welcher aus dem 13ten Jahrhundert her, wenigstens eine Nachricht von 1312. hineingeschrieben ist. Er enthält sehr wichtige, auch von der sixtinischen Ausgabe abweichende Varianten. Liebhabern stehet, auf Begehren, nähere Nachricht und Vergleichung, besonders einzelner Stellen, zu Dienste, wie ich auch selbst g. G. öffentlichen Gebrauch davon zu machen, und an gehörendem Orte vielleicht recensirende Nachricht davon zu geben hoffe und gedenke. Hirschberg, zur Ostermesse 1781.

Gedrukt in der Ifeschen Buchdrukkerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Zehntes Stük. Oktober. 1781.

1.

An Voß.

In einer Bibliothek, worin alle deutsche Kritiken befindlich waren.

Wie? diese långst gehåuften Lasten
von altem Unrath anzutasten,
vergönnst du nicht, du gütiger Apoll,
dem Manne deiner Gottheit voll,
der im Olümpus einst an deiner Tafel rasten
und sich mit Nektar laben soll?
O gütiger Apoll!
warum nicht, wenn es uns gelüstet?
Was hat Alcides nicht gethan,
der sich, als Gott, in Hebens Armen brüstet?
Er ging, wie wir, die Sternenbahn;
und keiner sieht es ihm, in seinem Himmel, an,
daß er, der wunderbare Mann,
den größten Ochsenstall auf Erden ausgemistet.

2.

Der Topf.

Eine Erzålung.

Ein Fremdling. Was verscharrest du hier?
Ein alter Bauer. Meinen eisernen Topf.

Fremdling. Warum? ist diese Gegend unsicher vor Räubern?

Bauer. Nein. Hier giebts nichts zu rauben.

Fremdling. So vergräbst du deinen Topf vor dir selbst?

Bauer. Nein. Des Exequirers wegen vergrab' ich ihn, der mir ihn nehmen würde, wie er mein und meiner Kinder Betten genommen hat, weil ich die Schazung nicht mehr zalen kan, seitdem man meinen erwachsenen Sohn, der mir den Akker bauen half, zum Soldaten raubte.

Fremdling. Was hilft dir denn der Topf in der Erde?

Bauer. Am Sontage scharr' ich ihn hervor, daß mein Weib für uns und unsre kleinen Kinder Brei darin kochen kan. Am Montage vergrab' ich ihn wieder, und bis zum nächsten Sontage essen wir trokkenes Brod.

Fremdling. Führ mich in deine Hütte. Wo schläfst du mit den Deinen?

Bauer. Auf diesem Laube, das ich aus dem Walde geholt habe. Mehr Hausrath werdet Ihr in den meisten Hütten unsers Landes nicht antreffen.

Der Fremdling erhob beide Arme gen Himmel und sprach: „Ich danke dir, Gott, für diesen Augenblik der innersten Ueberzeugung von meiner Unsterblichkeit. Du köntest nicht Gott sein, wenn nicht jenseits dieser Welt„ — Er drükte dem Alten ein Stük Geld in die Hand und floh, während daß dieser seine nakten Kinder und ihre halbnakte Mutter zusammenrief, ihnen zu sagen, daß er einen Engel gesehen habe.

O fragte doch, von Zorn entbrant, der Fürst des Landes: in welchem Lande verkennt man so die Menschlichkeit? und einer spräche von Mut entglüht: Du bist der Fürst! dein ist dies Land!

---

3. Briefe

3.
Briefe eines Kaufmanns an seine Schwester.

I.

Smirna, den 18ten Okt. 1779.

Dies ist doch wol der erste Brief, den du aus Asien empfängst? Wie es mit unsrer Rechnung steht, weis ich nicht; daß ich schuldig bin, ist aber wol gewiß, denn seit 5 Monaten hab ich an keinen Menschen geschrieben. Wo sol ich aber anfangen? Daß ich zu Livorno zu tief in ein Paar schwarze Augen gekukt, weißt du, denke ich; ich darf also wol mein Stilschweigen nicht sehr entschuldigen, und spare mir dadurch eine gute Portion Schamröthe, Papier und Dinte, drei Dinge, die ich jezt eben nicht im Ueberfluß habe.

Den 18ten August Abends ging ich von Livorno an Bord eines russischen Schiffes und war meines Lebens eben nicht sehr froh. Das Wetter wolte nicht recht, so wie wir. Am dritten Abend entstand ein Sturm, der verschiedene Schiffe verschlungen hat. Wir bargen uns so gut wir konten und kamen nach 14 Tagen vor dem Hafen von Zante. Wie wir aber hinein wolten, kam ein Zefir aus Nordost und führte uns an die barbarische Küste. Auf diesem Wege stiessen uns 3 türkische Gallioten auf, denen wir doch mit allen Segeln entkamen. Die Kanonen wurden indeß geladen, Gewehr ausgetheilt und alles zum Schlagen fertig gemacht. Ein schlimmer Umstand für einen, der sein Herz in Livorno gelassen hatte. Den 30sten langten wir glüklich in dem Hafen von St. Nicolo auf der Insel Cerigo an. Diese Insel ist das alte Cythere, wo die Göttin der Liebe ihr Wesen hatte.

Den 20sten.

Ich solte heut meine Reisebeschreibung fortsezen; aber ich habe mehr Lust, dir einen Ball zu beschreiben, dem ich gestern Abend beigewohnt habe. Weil hier alles schon auf orientalischem Fuß und mir ganz neu ist, hat diese Szene einen sehr lebhaften Eindruk auf mich gemacht. Ich ward in einen prächtig erleuchteten Saal geführt, wo ich mit einem Male beinah 60 Frauenzimmer auf drei Sofas erblikte, die dicht an den Wänden standen. Sie waren alle griechisch in ihrem besten Schmuk gekleidet, die meisten geschminkt und die Haare in langen Flechten, die oben in einem weissen mußlinenen Tuche befestigt waren, der den Kopfpuz ausmacht. Sie sassen mit untergelegten Beinen, und so weit zurükgelehnt, daß sie mehr lagen, als sassen. Ich glaubte in dem Augenblik so viele Zairen, Roxelanen, und wie die Theaterdamen alle heissen, zu sehen. Der Wirt führte mich mit vieler Höflichkeit zu seiner Frau, die in einem Nebenzimmer lag und nichts als Griechisch sprach. Sie reichte mir, nach Stadtgewonheit (denn Landessitte ist es nicht) ihr häsliche Hand zum Küssen, ohne eine andre Bewegung zu machen. Ich biß in den sauren Apfel und hofte bei den andern Frauenzimmern, die alle im Vorbeigehen auf mich geblizt hatten, meine Belohnung zu finden. Die Hofnung betrog mich nicht. Herr **, ein Kaufmann, dem ich empfohlen war, machte mich mit seiner Tochter bekant, die sehr liebenswürdig ist, viel Wiz hat, vortreflich tanzt und Italienisch und Französisch spricht. Die Frauenzimmer alle sind, wie diese, feine ausgelernte Koketten. Man tanzte Menuett und englische und französische Kontretänze. Die Musik bestand aus einer Pfeife, einer Violine und einer heulenden Guitarre, die ein alter schnurbärtiger Armenier spielte. Die Griechinnen in Smirna sind überhaupt mehr häslich als schön. Sie haben fast alle plumpe Hände und Füsse, schwarze Augen und Haare, chaussiren sich entsezlich nachlässig, sind dik und haben einen Busen, der allent-

lenthalben anfängt und nirgends aufhört. Dazu wil das Unglük, daß sie ihn bloß mit einem dünnen Mußlin bedekken, der mehr sehen läßt, als man sehen mag. Unter den Halbgriechinnen, die einen europäischen Vater haben, hab ich volkommene Schönheiten gesehen. Für eine schöne Taille ist die griechische Kleidung äusserst vorteilhaft. *Sie macht die wirklich Schönen ganz unwiderstehlich, und die Häslichen so, daß man vor ihnen weglaufen mögte. Gespeist ward auf dem Ball nicht. Die Erfrischungen waren Kaffe ohne Milch und Zukker, eingemachte Früchte, Schokolade und Konfekt. Da man hier keine Kutschen hat, führt ein jeder seine wohleingehüllte Dame nach Hause, und wird dafür mit allem Stolze begegnet, dessen die weibliche Eitelkeit fähig ist.

Weil ich doch einmal tanze, hab ich Lust von dem Ball einen Sprung nach Cerigo zurük zu machen. Da bin ich also, husch! wieder in meinen Matrosenkleidern am Ufer dieser Insel, die — doch das kanst du im Büsching und auf der Karte sehen. Sie ist dem Ansehen nach ganz dürr und rauh und von felsigen Bergen eingeschlossen, die keinen Baum tragen. Eher solte man glauben, daß hier die Göttin der Unfruchtbarkeit, als die der Liebe verehrt wäre. Die kahlen Felsen sind indeß voll wohlriechender Kräuter, die, wenn ein schwacher Wind geht, auf 2 italienische Meilen weit einen Wohlgeruch verbreiten, dessen sich die Göttin der Liebe nicht zu schämen hätte.

Der venezianische Guvernör dieser Insel ist ein junger Mann, der zur Strafe dahin geschikt ward, weil er ein Frauenzimmer wider Willen seiner Eltern geheiratet hatte. Er bereut herzlich seinen Fehler und ist auf die Göttin der Liebe mitten in ihrem Reiche nicht wohl zu sprechen. Er sagte mir, daß einige Ruinen auf der Insel wären und ich ging den andern Tag aus, sie aufzusuchen. Ich mußte mit geladenem Gewehr gehen, da den Einwohnern nicht zu trauen ist. Ich kam bald an einen Berg,

der am Ufer der See liegt, wo ein Tempel gestanden hat. Man sieht zuerst verschiedene eingefallene Marmortreppen, und zerstreute Ueberbleibsel von einigen flachen Gebäuden mit Felsenstükken vermischt. Hin und wieder liegen Säulen. In einer kleinen Entfernung ist etwas, das ich für Gräber halte. Ich fand zerbrochene Urnen und Stükke von steinernen Särgen mit Basreliefs. In einem Felsen ist eine Höle, worin Pläze für die Särge sind und kleinere, wie es scheint, für die Urnen. Wir näherten uns der Spize des Berges und fanden immer mehr Säulen und zerbrochene Marmorstükke, zulezt eine ungefähr 40 Fuß lange und 2 Fuß dikke Mauer von Felsensteinen, die vermutlich mit den andern Ruinen keine Verbindung hatte. Oben wurden wir auf einmal durch den schönsten Anblik auf die See hinaus überrascht, den man sich denken kan. Wir waren jezt auf dem Plaz, wo wahrscheinlich der Tempel muß gestanden haben. Es ist der Mittelpunkt einer Bucht, welche die See macht. Das Ufer ist ziemlich weit eben und über und über mit kleinen rothen, blauen und anders gefärbten Steinen bedekt. Dieses Ufer macht einen regelmässigen halben Mond, hebt sich zum Gebirg empor, verliert sich an beiden Seiten in die See und endigt die Bucht mit kleinen Inseln. Die Sonne schien gerad herein, und die See spülte so schön über die bunten Steine weg, daß ich nie eine angenehmere Farbenmischung gesehen habe. Ich kan begreifen, daß man an einer solchen Stelle auf den Einfall komt, die Venus aus den Wellen entstehen zu lassen. — —

II.

Konstantinopel, den 29sten März 1780.

. . . . Wir blieben auf Cerigo bis zum 7ten des Herbstmonats, und gingen dann um Mitternacht, vom Winde geführt und vom Monde beleuchtet, unter Segel. Wir schiften des Nachts die Küste von Maina vorbei. Hier

lag das alte Lacedämon. Die Einwohner, welche Mainotten heissen, sind jezt frei. Unüberwunden von den Türken leben sie in den Gebirgen und haben mit allen Menschen Krieg. Was an ihre Küsten kömt, wird getödtet und beraubt. Sie sind tapfer, geschikte Schüzen, machen ihr Gewehr und Pulver zum Theil selbst und rauben es zum Theil von gestrandeten Schiffen und in den umliegenden Städten, wo sie Nachts die Türken überfallen, die Gewehrmagazine plündern und was ihnen vorkomt, umbringen. Die Gebirge schüzen sie auf ihrer Flucht und machen es unmöglich, sie zu verfolgen. Ihre Regierung ist zwischen einer Republik und dreien Anführern getheilt, die sie Könige nennen. Die alte Stadt Sparta ist noch da und führt den Nämen Misistria. Weil diese in der Ebene liegt, ist sie unter der Botmässigkeit der Türken, die sich aber nicht anders als in grosser Anzahl auch nur einige hundert Schritte aus der Stadt hinaus wagen dürfen. Bei den immer vorfallenden Scharmüzeln fechten sie mit Mut und geben und nehmen kein Quartier. Sie haben noch die Gewonheit ihrer Vorfahren, daß sie ihre Waffen puzen, und sich kämmen, ehe sie in eine Schlacht ziehen.

Den 8ten gegen Morgen kamen wir in den Archipelagus. Das ist eigentlich der schönste Anblik, den meine Augen gesehen haben. Weil wir schnell segelten, so hub sich eine Insel nach der andern aus dem Meere. Ich sah sehr bald Kandia, Paros, Naxia, Delos, Mikone und noch viele andre in der Entfernung. Alle diese Inseln sind bergig und haben keine Bäume an ihren Ufern; das macht, daß jede einzeln nicht schön ist, aber das Ganze giebt einen herlichen Anblik. Zu meinem größten Verdruß war der Wind so gut, daß wir in 18 Stunden fast den ganzen Archipelagus durchsegelten und nirgends als zulezt auf Mikone landeten. Wir gingen ans Land, und nun war ich zum erstenmal unter Griechen; denn die Einwohner von Cerigo sind nicht von der Art, daß man

sich mit ihnen einlassen kan. Alles war mir hier fremd. Ich hatte einen Addreßbrief an einen Griechen abzugeben. Da er zwei Töchter hatte, lernte ich zugleich das griechische Frauenzimmer kennen. Schade nur, daß ich mich nicht sehr mit ihnen einlassen konte, da sie nichts als Griechisch verstanden. Der Vater sprach Italienisch und machte den Dolmetscher. Auf diese Art, kanst du denken, konte ich nicht sehr bekant mit ihnen werden. Es waren übrigens recht artige Mädchen von einer sehr angenehmen Bildung. Der Vater war ein gutmütiger Mann, der uns recht wohl bewirtete. Zuerst ward uns Koffee und Tabak vorgesezt. Als wir uns auf einen Sofa gelagert hatten, erschien eine Tochter, die auf einem silbernen Bret eine Untertasse mit eingemachten Früchten trug; dabei lag ein kleiner Löffel, womit jeder etwas nahm, den Löffel sauber ablekte und zum Gebrauch des andern wieder hinlegte. Gleich darauf kam die zweite mit dem Kaffee ohne Zukker und Milch, hinter ihr der Sohn mit langen Pfeifen und endlich der Bediente mit dem Feuer. Nachdem unsre Pfeifen ausgeraucht waren, gingen wir die Insel zu besehen. Sie ist ungemein schön, sehr bewohnt und lebhaft, hat Wiesen, Aekker, Gärten, Weinbau, Viehzucht, wie ich selten oder nie auf einem so kleinen Flek Landes beisammen gesehen habe. Alle Menschen haben das Ansehen der Gesundheit und der Einfluß des glüklichen Klimas zeigt sich auf jedem Gesichte. Ich wolte den Abend nach Delos fahren, wo von einem Tempel des Apolls und der Diana noch schöne Ueberreste sein sollen, aber der Wind war so gut, daß wir gleich wieder unter Segel gehen mußten. Wir kamen, als flögen wir, aus dem Archipelagus heraus. Ich habe also keine der andern Inseln gesehen. Sie stehen alle unter türkischer Botmässigkeit. Auf jeder ist ein Aga, der ihnen aber nicht sehr zur Last fällt. Sie regieren sich selbst unter grossem Einfluß der Geistlichkeit. Jede Insel hat fast eine andre Einrichtung; einige sind griechischer, andre katholischer Religion, wel-

ches zu vielen Streitigkeiten Gelegenheit giebt. Sie hassen sich einander, ärger als Juden und Christen. Ihre Abgaben an die Pforte sind nicht immer gleich. Der Kapitän Pascha komt alle Jahre mit einer Flotte und holt den Tribut, wobei mehr auf Gewalt als auf Recht gesehen wird.

Mit dem Aufgang der Sonne waren wir bei Scio, der größten und schönsten Insel des Archipelagus, aber auch diese sahen wir nur wie im Schattenspiel, denn wir flogen im völligen Gewittersturm vorbei. Gegen Scio über, am festen Lande, liegt Tschesme, wo die türkische Flotte von den Russen verbrant ward. In zweien Stunden waren wir an der asiatischen Küste und fanden mit vieler Mühe einen Hafen, ohne welchen dieser Brief und sein Schreiber nicht existiren würden. Es stürmte so, daß die Wellen über den Vordertheil des Schifs schlugen, ob wir gleich im Schuz vor Anker lagen. Hier mußten wir fünf Tage liegen und uns wiegen lassen. Am sechsten hörte es auf zu stürmen; wir liefen mit dem schönsten Wind in den Busen von Smirna und bald darauf in den Hafen, nachdem wir einmal auf eine Sandbank, aber so sanft und gemächlich gekommen waren, daß wir, ohne Schaden zu nehmen, uns in 3 Stunden losmachen konten.

III.

Pera, den 25sten April 1780.

. . . . Eigentlich führe ich hier ein dummes Leben. Des Morgens Geschäfte, Mittags bei Gesandten und Kaufleuten geschmaust, und Abends in den sogenanten Konversazionen, wo Hazardspiele gespielt werden. Das Frauenzimmer, welches aus Griechinnen an Europäer verheiratet und deren Abkömlingen besteht, ist so häslich als abgeschmakt, und doch muß man diesen unholden Wesen gar sehr den Hof machen, wenn man nicht für einen Bären passiren wil. Der ganze Ton unter den Gesandten ist

übertrieben, steif, voll Zeremoniel und Etikette. Jeder hat einen Stallmeister, einen Sekretär und vier bis fünf Sprachknaben, (so nennt man die jungen Leute, die Türkisch lernen sollen,) die er überal, wie seinen Hofstaat, mit sich herumführt.

Spazieren kan man hier wenig, weil das Wetter gewöhnlich bis im Mai schlecht ist. Man hat immer Schnee, Regen, Wind, Hagel, Nebel und weis der Himmel was alles, und muß immer in den Häusern bleiben, die auch so luftig gebaut sind, daß Regen und Wind ihren Weg von allen Seiten hinein finden. Uebrigens ist das Wetter hier so veränderlich, daß mitten in einer solchen Schneezeit wieder ein Tag kömt, wie bei uns im Mai. Selbst die Russen, von welchen hier viele im Gefolge des Fürsten Repnin sind, beschweren sich, und sind doch gewohnt, sich aus dem heissen Bade im Schnee zu wälzen. Sehr oft wechselt, so wie der Wind sich ändert, das Wetter zwei = dreimal in einem Tage. Komt er aus dem schwarzen Meere, so ist es sehr kalt, und wieder warm, wenn er vom mittelländischen Meere her wehet. Ich hab ein Beispiel dieser Abwechselung erlebt. Am 4ten Februar lief ich, von 8 bis 10 Uhr, mit einem Deutschen auf Schrittschuhen, die uns ein Holländer gegeben hatte. Alle vorbeigehende Türken blieben stehen, um das Wunderwerk zu betrachten. Einige wolten es auf dem Lande nachmachen und fielen auf die Nase. So wie die Sonne stärker schien, hatte die Freude ein Ende; sie thaute das Eis so weg, daß es nicht mehr halten wolte. Am 7ten Februar ging ich beim Untergang der Sonne in Hemdsermeln und mit aufgeknöpfter Weste an der See spazieren. Einige Tage darauf war es wieder sehr kalt, und heute siz' ich in meinem Ueberrok und Reisemantel, zwischen zwei Feuerfässern mit brennenden Kohlen, und doch ist mir die Hand fast erstarrt. An allem dem Unglük ist das schwarze Meer Schuld, das an beiden Ufern eine Reihe Gebirge hat, die gegen Nordost sich öfnen, und dicht bei Konstantinopel sich

wie in einem Trichter zusammenziehen, wodurch der kalte Nordostwind aufgefangen wird und gerade über der Stadt ausstürmt. Dies schlechte Wetter ist Ursache, daß ich noch nichts von dem eigentlichen Konstantinopel, Skutari und den umliegenden Gegenden gesehen habe.

Oefen hat man hier gar nicht, aber sie zu ersezen, ein Ding, das Tendour genant wird. Es ist ein ziemlich plump gemachter viereckkiger hölzerner Tisch, der in der Ekke des Zimmers in dem Winkel steht, welchen der Sofa an der Wand macht. Unter diesen Tisch sezt man ein Gefäß mit Kohlen, und über demselben ist ein weit auf die Erde hinab hängender Teppich ausgebreitet. Das Frauenzimmer sizt auf dem Sofa — stekt die Beine unter den Tisch und dekt sich mit dem Teppich bis an den Hals zu. Von der andern Seite machen es die Männer eben so, mit dem Unterschied, daß sie auf Stülen sizen. Das ist denn sehr geselschaftlich, hat aber die Unbequemlichkeit, daß man an der einen Seite gebraten ist, wenn man an der andern frieret. Zwar kehrt man sich zuweilen, um auch die andre Seite zu wärmen, aber das stört die Unterhaltung.

Das Fest der Entbindung der Sultanin fing denselben Tag an, als ich in den Hafen einlief, und ward durch Abfeurung der Kanonen vom Serail angekündigt. Dies Fest ist eine Verwirrung, die zu beschreiben ich mir nicht getraue. Stelle dir eine Million Menschen vor, die alle in engen Gassen auf dem Kopf schwäbisch tanzen. Die Türken sind die acht Tage hindurch, die diese Wirtschaft dauert, wie unsinnig. Sie maskiren sich wie Löwen, Tiger, Elefanten, Hirsche u. s. w. und ziehen durch alle Gassen. Jede dieser Geselschaften führet wenigstens acht Dudelsäkke und eben so viel Violinen bei sich; die leztern sind so schlecht, daß unsre Dorfmusikanten sich ihrer schämen würden. Des Nachts ist die ganze Stadt erleuchtet, und das ist von der See her ein herlicher Anblik. Du müßtest Konstantinopel gesehen haben, um dir ei-

eine Vorstellung davon zu machen. Auf der See ward auch ein Feuerwerk abgebrant, das aus einer schwimmenden Festung bestand, die zwei Brander mit Stokrakketen anzündeten. Das Feuerwerk wolte eben nicht viel sagen, doch verschönerte es den ganzen Anblik. Die Gesandten wetteifern mit einander, wer sein Haus am besten erleuchten kan. Einen besondern Zug, der zum Karakter der Türken gehöret, muß ich doch anführen. In der ganzen Zeit dieses Festes, welches sie Dalama nennen, wird kein Gericht gehalten, und alle Vergehungen und Verbrechen, Diebstäle, Schlägereien und Mordthaten, werden nicht bestraft. Mit allem dem hat man kein Beispiel von solchen Vergehungen an diesem Feste. Sie halten es für unedel, ihren Herrn, der sich und sein Volk in diesen Tagen erfreuen wil, durch Verbrechen zu beleidigen. In den Häusern der Reichen ist das Parterre mit Lampen, vielen Spiegeln, Bildern, die aber keine lebendige Figuren vorstellen müssen, und einer Menge Flittergold ausgezieret. Alle Europäer, oder die so gekleidet sind, werden auf das höflichste mit Kaffee, Scherbet, Schokolade und Limonade bewirtet. Dabei machen sie keinen Unterschied der Person. Der Bediente des Gesandten wird, wenn er vorsteht, eher zum Sizen genötigt und bedienet, als der Gesandte selbst. Ihre Geschäftigkeit und der gute Wille, den man in ihren Mienen sieht, machen, daß man ihnen gut sein muß. Alles dies ist mir entscheidend für ihren Karaker, den ich sanfter und gutartiger gefunden habe, als an irgend einer christlichen Nazion. Sie haben etwas natürlich Billiges und Dienstfertiges, das sie bei jeder Gelegenheit auszeichnet. Ich könte dir Beispiele genug aus meiner eigenen Erfahrung anführen. Noch kürzlich hatte ich mich auf der Jagd verirret. Ich fand eine Meile vor der Stadt einen Türken, dem ich durch Geberden und einzele Worte zu verstehen gab, daß ich den Weg verloren hätte. Er ging zwei Stunden mit mir, und ward fast böse, als ich ihm Geld anbot, welches er durchaus nicht annehmen wolte.

Von dem türkischen Frauenzimmer kan ich dir nichts sagen, da man nicht zu ihm kommen darf. Auf der Gasse findet man sie nur vermumt. Die Augen, die man an ihnen allein sieht, sind meistens blau und lebhaft. . . .

IV.

Konstantinopel, den 12ten Dez.

Meine Schuld bei dir, liebste Meta, ist wol wieder so groß, daß ich ans Bezalen denken muß. Ich habe in der Zwischenzeit zwischen diesem Brief und dem vorigen aber nichts gethan als herumschwärmen. Seit dem 10ten Jun. bin ich in Kaffa, Batschisserai, Baluckltava, Karz, Jenikatais, Dolce, Jaletta, Taman, Tangeruk gewesen, bin nun wieder in Konstantinopel, und werde nächstens nach Derbent am kaspischen Meer abreisen. Alle die genanten Oerter, die dir zum Theil wol unbekant sind, wirst du auf einer Spezialkarte der Krim finden. Batschisserai ist die Residenz des Tatarkhans, den ich auch gesehen habe; aber alles ist so eilig zugegangen, daß ich wenig davon zu erzählen weis; indeß solst du auch dies wenige zu seiner Zeit erfahren. Um aber wieder in den Gang zu kommen, muß ich mit meiner Abreise anfangen. Ich saß in Bojukderi, der Gegend am schwarzen Meer, wo die hiesigen Franken ihre Gärten haben, an der Seite meiner angebeteten ***, und spieltealle die Schreckken des Abschieds, die ein Liebhaber zeigen muß, der im Begrif ist, sein Liebstes zu verlassen und sein theures Leben den Wellen anzuvertrauen. Kein Aeneas kan um seine Dido trostloser sein, als ich mich anstellen mußte. Endlich ward ich durch das Zeichen, daß ich an Bord kommen solte, erlöst; ich eilte ins Boot und fand das Schif, das mich an der Mündung des Meeres erwartete. Mein Herz hatte ich nun eben nicht am Lande zurükgelassen, aber wol seufzte mein Magen dahin, da in dem nämlichen Augenblik, als ich den Kanonenschuß hörete, eine vortrefliche

che Mahlzeit aufgetragen ward. Unter andern guten Sachen ragte ein Schinken über seine Gespielen hervor, der meine ganze Zärtlichkeit auf sich zog. Sobald ich an Bord war, wurden die Segel aufgezogen, und ich befand mich zum erstenmal auf dem schwarzen Meere. Wir segelten mit dem besten Winde an der Küste Asiens fort, und hatten des Tages mächtige Sonne und des Nachts hellen Mond. Ich erinnere mich in meinem ganzen Leben keiner so schönen Nächte, als ich hier genoß. Auf dem Mastkorb konte ich Klopstocks Oden lesen, wie bei Tage. Da wir nicht über 15 Meilen vom Lande entfernt fuhren, konte ich am Tage die Küste recht gut sehen. Ich entdekte oft ein altes Gebäude, Stükke von eingefallenen Mauern, zwischen durch ein Dorf, schöne Thäler, Wiesen, rauhe Felsen u. s. w. Nach vier Tagen glaubte mein Kapitän, (ein Grieche, der mit russischer Flagge fuhr,) daß wir der Krim gegenüber wären, welches er übrigens mehr auf gutes Glük als auf Rechnungen ankommen ließ. Wir stachen also über, und brachten zehn Tage zu, ohne Land zu sehen, weil der Wind uns auf der Mitte des Meers verlies und wir nicht vom Flek kommen konten. Jezt empfand ich zum erstenmal, was starke Hizze für eine schrekliche Sache ist. Es war mir nicht möglich, auf dem Verdek unter zwei über einander gespanten Zelten länger als fünf Minuten auszuhalten. Ich saß also in der Kajüte in einer grossen Tonne und ließ mich alle Stunden mit Wasser begiessen. Nur des Nachts, wenn ich mich gebadet hatte, konte ich etwas essen. Einen Tag war es besonders heiß. Mein Bedienter zerschlug ein Ei auf einer Kanone, welches im Augenblik gesotten war. Pech und Theer floß geschmolzen aus den Tauen herunter. Am zehnten Tage kamen wir mit schwachem Winde an die äusserste Spize der Krim, nicht weit von Jaletta. Die Gebirge an der Küste sind nicht hoch, und fast ganz mit Kornfeldern bedekt, die alle von Fruchtbäumen eingefaßt sind. Einige Thäler schlängeln sich bis an das Ufer hinaus,

aus, welches die Gegend gar sehr verschönert. Wir ankerten sechs italienische Meilen vom Ufer und gingen sogleich ans Land. Zuerst kamen wir an ein Melonen= und Gurkenfeld, wo zwei arme Tataren in einer Hütte von Zweigen und Melonenblättern sassen. Die Sonne stach fürchterlich und ich nahm mit Vergnügen einen Plaz an, den sie mir in der Hütte anboten. Sie gaben mir eine schöne, erfrischende Wassermelone, wofür sie schlechterdings kein Geld nehmen wolten. Wenn ich als Gast diese verzehrt hätte, sagten sie, und dann einige kaufen wolte, würde ich ihnen einen grossen Gefallen erzeigen, da der Eigner ihnen von dem Gelde, was sie lösten, einen Theil gäbe. Ich nahm so viel ich bequem fortbringen konte und gab einen Piaster. Damit hatte ich die Leute wenigstens auf 14 Tage glüklich gemacht. Nach einigen Stunden, als wir Wasser genug an Bord hatten, gingen wir wieder unter Segel. Weil wenig Wind war, kamen wir nicht weit, und mußten den andern Morgen wieder ankern. Ich ging mit meinem Bedienten ans Land, um zu jagen. Die Gegend war unbewohnt. Ich fand viel wilde Tauben und Rebhühner, die immer aufflogen, wenn ich nahe genug zum Schusse war. So ward ich unvermerkt immer tiefer ins Land hineingelokt. Mein Bedienter, der, wie du weißt, ein Grieche ist, liebt die Jagd auch. Er ward auf der einen, ich auf der andern Seite verführt, und so kamen wir aus einander. Ich mogte ungefähr eine deutsche Meile von der See sein, eh ich es bemerkte, da ich über einige Hügel und durch Büsche gekommen war, die mir die Aussicht benahmen. Da ich das Türkische noch nicht verstand und meinen Dolmetscher verloren hatte, fürchtete ich mich nicht wenig, jemand zu begegnen. Der Gedanke, daß die Tataren Sklaven verkaufen, war mir nicht sonderlich tröstlich. Ich ging der Sonne nach gerade auf das Meer zu, und rief von Zeit zu Zeit meinem Bedienten, der aber nicht antwortete. Endlich hörte ich auf der Seite, wo ich ihn vermuten

mußte,

mußte, einen Schuß; ich lief eilig hin und fand vor mir vier bewafnete Tataren. Ich kan nicht leugnen, daß ich Augenblikke gehabt habe, wo mir besser zu Mute war, als in diesem. In der ersten Minute war ich ohne Entschliessung, hernach grüsste ich sie auf Türkisch. Kaum hatte ich den Gruß ausgesprochen, so waren sie mir auf dem Leibe, brumten eine Menge Zeugs, das ich nicht verstand, betrachteten meine buntgestreiften Matrosenkleider, und thaten viele Fragen an mich. Ich konte ihnen bloß sagen, daß ich von einem russischen Schiffe sei und nach dem Meere wolle. Sie lachten über die Art, wie ich mich ausdrükte. Zwei pakten mich an beiden Armen, einer ging vorauf und der vierte schob nach. So brachten sie mich nach ihrer Hütte. Das mag sonderlich genug ausgesehen haben; denn ich wußte nicht, ob ichs für Spaß oder Ernst nehmen solte. Ich vermutete zwar, daß es nicht übel gemeint sei, weil sie mir mein Gewehr liessen, und so ließ ich mich fortschleppen, weil ichs nicht rathsam fand die Feindseligkeiten anzufangen. Die Hütte war nicht weit. Sie bestand aus dreien zusammengeleiteten Bäumen und Melonenblättern. An der einen Seite saß ein kleiner Junge, der einen Pferdebraten machte. Sie liessen mich niedersizen und boten mir eine Pfeife Tabak an. Nun began ich Luft zu schöpfen. Die guten Leute hatten auch gar keine böse Absicht; sie theilten redlich mit mir ihre Mahlzeit, gaben mir ein Paar Melonen mit auf den Weg, begleiteten mich bis an die See, und wünschten mir von Herzen eine glükliche Reise, welches mein Bedienter, den ich am Ufer fand, mir verdolmetschte. Weil sie kein Geld nehmen wolten, schenkte ich dem Einen ein eingeschlagenes französisches Messer. In einer Stunde war ich an Bord und freute mich über die guten Tataren, die ich hatte kennen lernen. Den andern Morgen gingen wir weiter und kamen bis nach Dolce, wo ich nichts besonders fand. Wir segelten noch drei Morgen hinter einander bloß einige Stunden und mußten immer wie-

wieder still liegen, weil der Landwind gegen 9 Uhr aufhörte. Endlich den 18ten Tag nach unsrer Abreise von Konstantinopel, kamen wir zu Jenikatais an.

(Die Fortsezung folgt.)

4.

Schreiben einer unbekanten Dame an den St.—M.— v. H. über die deutsche Literatur.

Eingelaufen im Junius 1781.

Monsieur,

En lisant depuis peu l'ouvrage de Sa Majesté sur la Litterature allemande et la reponse de Mr. Jerusalem, j' ai été très surprise, de ne pas y voir nommé Schriften von Peter Helfrig Sturtz imprimé à Leipzic en 1779. ou 80. Une paye de ses Ecrits soutiendroit mieux les droits de notre langue près de l'auguste Tribunal que tous les griefs qu'on peut avancer par des raisonnemens prolixes.

Nul auteur avant *Sturtz* n'a attenit cette précision, finesse et flexibilité d'expressions, qui jusqu'ici ne sembloit être que le genie particulier et inimitable de la langue françoise. C'est „ce style laconique et pitoresque en même tems;„ ce : „peu de paroles et beaucoup de sens„ que le Roi nous dispute.

Si S. M. n'a point encore lu le petit recueil que je viens de citer, c'est à un connoisseur aussi delicat que judicieux des beautés et richesses de la langue, tel que le traducteur de Tacite, à les lui présenter. L'approbation de S. M. sera un laurier immortel sur la tombe de l'auteur; et je serai fiere d'avoir valu cette

justice à la memoire d'un homme dont les petits cahiers contiennent des resumés de bon sens et de philosophie qui seront de tous les tems.

Est-ce que l'anonyme ose vous demander, Monsieur, quelques lignes de reponse par la voye du deutschen Museum?

C. de — — née de — —

Antwort darauf.

Dieses französische Schreiben glaube ich besser in unserer Sprache zu beantworten, weil es schiklicher scheint, über eine deutsche wissenschaftliche Angelegenheit deutsch zu schreiben. Ich kenne Sturzens Schriften; ich habe sie mit Vergnügen und mit Achtung des Geistes, der sie hervorgebracht, gelesen. Der frühe Tod dieses treflichen Mannes ist sicher ein erheblicher Verlust für Deutschland. Er besaß einen äusserst feinen Beobachtungsgeist und einen weiten Umfang von Gelehrten- und Weltkentnissen, an denen er jenen äusserte. In seinen Schriften herscht der Ton der wahren guten Geselschaft; seine Gesinnungen sind groß; seine Bemerkungen neu und interessant; seine Sprache ist edel; sein Periodenbau harmonisch und gefallend. — So willig ich diese Vorzüge erkenne, so muß ich doch gestehen, daß es mir scheint, seine unbekante Gönnerin thue den übrigen grossen Schriftstellern unserer Nazion etwas Unrecht, wenn sie, vielleicht noch im Gefühl des Vergnügens, welches sie bei der ersten Lesung der Sturzischen Schriften empfunden, ihren Liebling allen übrigen vorzieht, und sogar glaubt, wie wir nur durch ihn im Stande wären, unsern Nachbaren am andern Ufer des Rheins etwas entgegen zu sezen. Es ist wahr, Sturz hat den leichten gallischen Wiz, das blühende Kolorit, die auffallenden Antithesen, die an leztern so sehr gefallen, und er dürfte hierin wahrscheinlich eine Vergleichung mit den besten Franzosen sehr gut aushalten.

ten. Aber gerade diese Vorzüge machen, daß ich ihn nicht an die Seite einiger anderer grossen Deutschen stellen möchte, die eben aus dem Grunde, weil sie aller dieser Vorzüge entbehren, — mehr Deutsche sind. Sturzens Ton und Art zu schreiben, dünkt mich, sind nicht die unserer Nazion natürlichen, die ihrem Geist und Karakter eigenthümlichen. Immer ist es rühmlich, daß wir auch in dieser Gattung unsere Meister erreichen können, aber es ist doch nicht unsere Gattung, in der wir nicht nachahmen, sondern selbst Meister sind. Aus dem Grunde scheint es mir, könten bei einer algemeinen Schäzung unserer Literatur Sturzens Schriften zwar wol genant, aber nicht vorzüglich vor allen andern angeführet werden, zumal da sie nur kleine gelegentliche Stükke enthalten, nicht ein grosses, Mühe und Anstrengung foderndes Ganze ausmachen. Sie sind Ergiessungen des Genies in glüklichen Stunden, mit denen doch das nach einem grossen Plan angelegte und mit bleibender Beharrlichkeit ausgeführte Werk eines halben Menschenlebens nicht verglichen werden kan. Blumenstükke und kleine Familiengemälde müssen zwar auch genant werden, wenn die Verdienste einer Mahlerschule erzählet werden sollen; aber würde man den tadeln, der diese nur im Grossen zeichnen wolte und daher nur der vollendeten Meisterstükke erwähnte? Sicher haben wir auch mehr als einen deutschen Schriftsteller, der in Absicht der Gedanken und der Schreibart originaler und deutscher als Sturz, vor diesem genant werden müßte. Um nur einige der neuern zu nennen, wird eine so gute Kennerin, als meine ungenante Korrespondentin zu sein scheint, gewiß mit mir übereinstimmen, daß unsere Literatur in der Prose vorzüglich Lessing, Wieland und Möser der französischen entgegenstellen könne. Des erstern kraftvoller, präciser, so natürlicher und doch so richtiger Styl; des zweiten Kunst, die Formen aller Zeiten und Gattungen nachzubilden und in jeder neue Schönheiten zu entwikkeln; des dritten ächtdeutscher Ton, voll tiefen

Sinnes und edler Einfalt, sind gewiß jeder in seiner Art meisterhaft und mehr werth als ganze Bände spielenden Antithesenwizes. Mösers Schriften scheinen mir besonders mit dem eigenthümlichen Karakter unserer Nazion geprägt zu sein. Er verbindet ausgebreitete Gelehrsamkeit und besonders tiefe Kentniß der deutschen Verfassung und ihrer Entstehung mit dem reifsten Scharfsinn, mit geradem gesunden Menschenverstande, und (um mich eines Ausdruks ihres Lieblings zu bedienen) ächtem Sterlingswize. Seine trefliche kleine Schrift über unsere Literatur, die vor wenigen Monaten erschienen ist, wird auch Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein. So wie diese und mehrere unserer Schriftsteller noch vor Sturz genant zu werden verdienen; so wird es bei einer unparteiischen Prüfung auch nicht geleugnet werden können, daß dieser Schriftsteller oft zu sehr nach Wiz gesucht und eben deshalb ihn verfehlt; daß er statt richtiger Vergleichungen der Ideen nur Worte neben einander gestellt habe. So behauptet der Verfasser S. 200. „Rang sei nicht, was die Grübler versichern, Erfindung der verkünstelten Geselschaft;„ und führt zu einem Grunde dieser Behauptung die Ordnung in der Natur an. „Ist es nicht, sagt er, algemeine Eigenheit der Materie, ihren Plaz zu behaupten, nicht das erste Gesez der Bewegung, andere Wesen aus ihrem Plaz zu verdrängen? Alle Weisheit der Newtone und Keppler ist Kentniß des Ranges unter den Substanzen und Sphären, sie waren die Heraldiker der Natur.„ Wie deutlich ist hier, daß den Verfasser seine Einbildungskraft nur von einem ähnlichen Gedanken auf den andern, aber von seinem Hauptsaz ganz ableitete, und wie es ihm nur um das Glänzende und Unerwartete und nicht um die Richtigkeit der Ideen zu thun war. Denn offenbar ist zwischen der Stellung der Himmelskörper gegen einander, und dem Range in der bürgerlichen Geselschaft durchaus keine Aehnlichkeit, und nur die zufällige Uebereinstimmung in dem von beiden zu gebrauchenden Ausdruk: seinen Plaz behaupten,

haupten, hat den Verfasser auf die ganze Vergleichung geführt. Eben so wenig dringt der Verfasser S. 232. in die Materie von den Todesstrafen tief ein. Billig solts doch über Gegenstände von der Wichtigkeit nie nur nach ihrer Oberfläche geurteilet werden. Die Rede, die Herr Sturz einer Kindermörderin zur Entschuldigung ihres Verbrechens in den Mund legt, enthält offenbar nur die eine Seite und nur zur Hälfte entwikkelte Ideen. Der gute Kopf kan nie schädlicher werden, als wenn er über wichtige Sachen einseitig raisonnirt. In eben dem Aufsaz sagt der Verfasser S. 234. „Rußland hat uns früh verfeinerte Europäer in Wissenschaften und Künsten erreicht, und an Menschlichkeit übertroffen.„ Jeder, der Rußland und die kultivirtesten Staaten von Europa kennt, wird überzeugt sein, daß diese Behauptung ganz falsch sei. Eine meist aus Fremden bestehende Akademie giebt einer Nazion noch nicht Wissenschaften und Künste, und auch die erhabenste Monarchen, wie Peter I. und Katharina II. können binnen einem Menschenalter nicht bewirken, was hundert vereinigte Ursachen in vielen Jahrhunderten bei andern Völkern hervorgebracht haben. Gleiche Unrichtigkeit der Ideen in schön geründeten Perioden findet sich öfterer. Ich wil nur noch ein Beispiel anführen. S. 39. führt der Verfasser als eine Eigenthümlichkeit und einen Vorzug der brittischen Verfassung an, „daß das Richteramt vom Thron unabhängig sei.„ Eben dieses findet sich in allen andern Staaten, und selbst in den unumschränktesten Monarchien von Europa, und ist das wahre Unterscheidungszeichen dieser und der asiatischen Despotien; nur in lezteren ist Regent, Gesezgeber und Richter eine Person. Aber in Frankreich und in Dännemark entscheiden die Könige so wenig einzelne Rechtssachen als in England. Und in lezterm Lande, wie in jenem, hängt die Bestellung aller Justizbedienten lediglich vom Könige ab. — Doch ich wil mich in keine Kritik der Sturzischen Schriften einlassen, nur wünsche ich, Sie überzeugt zu ha-

ben, daß man Sturzen zwar unsern guten, aber nicht gerade den ersten und klassischen Schriftstellern unserer Nazion beizählen müßte.

Der grosse König, dessen meine Korrespondentin erwähnt, hat freilich die Sturzischen Aufsäze nicht gelesen. Wie wäre es auch möglich, daß er alle die zahllosen, auch nur die guten Schriften, die jezt in Frankreich und Deutschland herauskommen, kennen und lesen könte. Bei Verlesung seiner Schrift habe ich nicht ermangelt, die deutsche Sprache mündlich und schriftlich zu vertheidigen, die Vorzüge der jezigen deutschen Literatur gegen die ältere, welche sein Tadel eigentlich trift, bemerklich zu machen, und ihm die berühmten Männer zu nennen, die jezt unserm Vaterlande Ehre machen. Es machte ihm auch Vergnügen, zu erfahren, daß die goldene Zeit unserer Literatur sich schon nähere, die er selbst am Schluß seiner vortreflichen Schrift schon vorhergesaget hat. Freilich glaubt er, daß diese Zeit noch nicht völlig gekommen sei, und er beurteilt etwas strenger, als viele unserer heutigen Kritiker; aber dieses ist eine natürliche Folge seines nach den besten Mustern gebildeten Geschmaks, die ihn, so zu sagen, etwas verwöhnet haben. Seine Forderungen sind groß, weil er den Deutschen noch viel zutrauet, und sein Tadel ist strenge, weil er wünscht, daß wir bald gerechtes Lob verdienen mögen. Er umfaßt mit Adlerblik das weite Feld der Wissenschaften; er dringt mit tiefem Scharfsinn bis in das Heiligthum vieler; er hat seinen Geschmak nach den grossen Mustern des Alterthums in früher Jugend gebildet, und kehrt auch noch im reifern Alter am liebsten zu ihnen und einigen Neuern, die nach ihnen sich bildeten, zurük. Die Epoke der bessern Bildung der deutschen Literatur fällt in Zeiten, da er seinen Staat zu retten und Deutschlands Ruhm zu mehren, mit Thaten bemüht war, wie sie kein Zeitalter vor ihm gesehen hat. Auch nachher mit der Literatur wie ein zunftmässiger Gelehrter oder ein geschäftsfreier Dilettante fortzugehen, davon

von halten ihn Beschäftigungen zurük, die wichtiger sind, als alle literarische. Er, der sein ganzes Leben seinem erhabenen Beruf widmet, der kein Vergnügen kennt, als Regent und Vater seines Volks zu sein, — Er sucht nur in den Wissenschaften Nahrung für seine grosse Seele, nicht Zeitvertreib und Ausfüllung leerer Stunden, die er nie hat. Ohne Schmeichelei kan man ihn den gelehrtesten König aller Jahrhunderte nennen, aber ein Literator ist er nicht, — denn wenn er es wäre, — könte er nicht der grosse, der unnachahmliche, der einzige Friedrich sein. Nur ein Jakob I. ließ sich mit den Professionsgelehrten in einen pedantischen Wettstreit ein, in dem er nicht obsiegte, aber doch darüber vergaß König zu sein. Aber Friedrich, in dessen Karakter alles im volkommensten Ebenmaaß sich vereint, ist nur Gelehrter, um desto grösserer König zu sein.

v. H.

5.

Ueber ein Paradoxon eines grossen englischen Weltweisen.

Immer müssen sich Philosophie und Geschichte, wenn sie ihrer grossen Bestimmung entsprechen sollen, schwesterlich die Hand reichen. Der Philosoph, der nicht jeden seiner Schritte nach ihr abmißt, der sich kühn und sorglos dem Fluge seiner Einbildungskraft überläßt, gleicht einem Schiffer, der tolkühn, mit einem lekken Nachen, zerbrochenen Rudern, ohne Karte und Kompaß, sich auf den unbegränzten, stürmischen Ozean wagt. Der tiefsinnige Locke, der die verworrenen Labirinthe der Seele so glüklich durchdrungen, hat in folgendem Falle die Erfahrung ganz

ganz aus dem Gesichte verloren und einen neuen Beweis von dieser Wahrheit gegeben.

Er sieht die Erfindung des Eisens als den Grund aller Künste und Wissenschaften an und schreibt die Unwissenheit der amerikanischen Wilden lediglich dem Mangel dieses natürlichen Körpers zu. Ein jeder, fährt er fort, der ernsthaft darüber nachdenkt, wird ungezweifelt finden, daß wir, ginge der Gebrauch des Eisens unter uns verloren, in wenig Geschlechtsfolgen ganz unvermeidlich zu der Unwissenheit und dem Mangel der alten wilden Amerikaner zurük gebracht sein würden, die an natürlichen Gaben keinen der blühendsten und polirtesten Nazionen etwas nachgeben. *)

Hätte Locke die Annalen der Geschichte aufgeschlagen, er hätte grosse, mächtige Reiche gefunden, denen die Natur dieses Metal versagt hat, und die doch in allen Künsten des Bedürfnisses und des Vergnügens bewundernswürdige Fortgänge gemacht, ja die sogar schon die ersten, schwersten Schritte zu dem Tempel der Wissenschaften gethan hatten, die sie gewis in einigen Jahrhunderten diesem Heiligthum näher gebracht hätten, als noch manche der europäischen Nazionen sind, wären sie nicht von einem Volke, dessen Name ein ewiger Schandflek in den Jahrbüchern der Menschheit sein wird, in ihrer Heimat angefallen, und in ihrem stufenweisen Fortgange unterbrochen worden.

Die Mexikaner — sagt die Geschichte — **) waren zur Zeit des spanischen Einfals in dem Akkerbau schon sehr erfahren. Auch die Gärtnerei und Kräuterkunde war ihnen nicht unbekant, und ein medizinischer Garten, der dem

*) Locks Versuche vom menschl. Verst. 4. B. 12. Kap. §. 11.

**) Diese Nachrichten sind theils aus Home, theils aus Garcilasso de la Vega.

dem Könige gehörte, und jedermann offen stand, um medizinische Kräuter zu sammeln, ist ein Beweis, daß sie auch schon ihre Hipokratesse hatten, die die Heilung der Krankheiten zum Gegenstande ihrer Beobachtungen machten. Ihre Schreibekunst bestand zwar noch in Hieroglyphen, welches aus gemalten Federn zusammengesezte Figuren waren, wodurch sie einander ihre Gedanken mittheilten, und wodurch auch Montezuma von dem Einfalle der Spanier benachrichtigt wurde. Aber war durch diese glükliche Erfindung nicht schon die gröszte Schwierigkeit überwunden? — Würde nicht endlich Zeit und Zufal, der Vater der meisten Erfindungen, einige ihrer höhern Genies um einen Schritt weiter geführt haben, oder ist es möglich zu mutmassen, daß der Mangel des Eisens sie hieran verhindert hätte? Auch die Gestirne des Himmels hatten ihr beobachtendes Auge schon auf sich gezogen. Bürge hievon ist die Einrichtung ihres Kalenders. Sie theilten das Jahr in 365 Tage, und in 18 Monate ein, wovon ein jeder 20 Tage enthielt, welche 360 ausmachten, die übrigen 5 Tage wurden am Ende des Jahrs hinzugesezt, um sie mit dem Laufe der Sonne übereinstimmend zu machen.

Welche tiefe Einsichten verriet nicht die Einrichtung ihrer Staatsverfassung? Die Erziehung der Kinder machte eines der wichtigsten Polizeigeschäfte aus. Für die Kinder des Volks waren öffentliche Schulen, und für die Söhne des Adels reiche Kollegien gestiftet, wovon die Lehrer als Staatsbediente angesehen wurden. Ihre Regierungsverfassung war eine Wahlmonarchie, aber nur geprüfte Tapferkeit und durch lange Erfahrung erworbene Kentnisse wurden der Krone würdig geachtet. Die mannichfaltigen Geschäfte der Regierung waren mit grosser Genauigkeit unter verschiedene Gerichtshöfe getheilet. Die Verwaltung der königlichen Güter war einem Gerichtshofe, die Appellazionen von einem niedern Gerichte einem andern, und die Werbung der Truppen nebst der Anschaf-

fung der Magazine einem dritten aufgetragen; hingegen die Angelegenheiten von der höchsten Wichtigkeit waren dem Staatsrathe vorbehalten, den man gemeiniglich in Gegenwart des Königs hielt. Die Geschichte des bewundernswürdigen Fortgangs, den dieses Volk in den notwendigen und schönen Künsten gemacht hatte, würde Locke noch mehr seines Irthums überführt haben.

Die Frauenspersonen waren sehr geschikt im Spinnen, und überal waren Fabriken von Baumwolle und Haaren. Die öffentlichen Gebäude in der Stadt Mexiko und die Häuser des Adels waren von Steinen und wohl gebaut. Der königliche Palast hatte 20 Thore, die sich zu eben so vielen Strassen öfneten. Die Vorderseite war von schwarzem, rothem und weissem wohl polirten Jaspis. Die Wohnung des Montezuma hatte grosse Zimmer, deren Böden mit Dekken von verschiedener Art belegt, und die Mauren mit einer Mischung von wollenem Tuche und Kaninchenfellen behangen waren; das innerste Zimmer war mit Tapeten von Federn, aus verschiedenen Figuren in lebhaften Farben verschönert. In diesem Gebäude waren grosse Täfelwerke so künstlich ohne Nägel angebracht, daß immer ein Stük das andere zusammenhielt. Ihre Goldschmiede waren vortrefliche Arbeiter, und wußten besonders das Gold und Silber in die Gestalt der Thiere zu bilden. Ihre Maler machten Landschaften und andere Nachahmungen der Natur mit Federn, die sie so künstlich zu vermischen wußten, daß sie das Leben und die Farbe gaben; und man fand von dieser Art der Arbeit viele Beispiele, die sowol wegen der Geduld, als auch wegen der Geschiklichkeit Bewunderung verdienten. Ihre Trinkbecher waren von der feinsten Erde gemacht, und von einander in der Farbe und sogar im Geruche unterschieden. Sie machten auch aus eben diesen Materialien mancherlei Gefässe zum Gebrauche und zur Zierde.

Sie waren weder in der Musik noch Dichtkunst unwissend; und ihre vornehmste Belustigungen waren in Musik

sit gesezte Gesänge von den Thaten ihrer Könige und Vorfahren. Sie hatten auch musikalische Kriegsinstrumente, als Seemuscheln, Flöten aus grossen Röhren, und eine Art von Trommel aus einem Stükke eines ausgehöhlten Baumes.

Wenn nun ein Volk, das vor dem Einfal der Spanier das Eisen nicht einmal dem Namen nach kante, die meisten mechanischen Künste zu einem so hohen Grad der Volkommenheit gebracht, wenn es selbst die schönen Künste mit einem vielversprechenden Erfolge zu bearbeiten angefangen hat, wenn endlich seine vortreflichen Anstalten in Verwaltung des Staates tiefe Einsichten in die Regierungskunst verrathen; so ist also falsch, daß die Erfindung des Eisens der Grund aller Künste und Wissenschaften sei; und da dieses Volk ein amerikanisches Volk ist, so ist es falsch, daß die vorzüglichste Ursache der Unwissenheit der amerikanischen Wilden der Mangel des Eisens sei. Und nun fällt die Notwendigkeit der Folge, — daß Europa, wenn in demselben der Gebrauch des Eisens verloren ginge, in den Zustand der Barbarei und Unwissenheit der amerikanischen Wilden versinken würde, von selbst weg.

Wie wenig stimt endlich die Meinung des Herrn Locke mit den Begriffen überein, die sich der Freund der Wahrheit von der Weisheit der ewigen Vorsicht machen muß! Wie? die Natur, die allen ihren Werken den Stempel der Weisheit ihres Urhebers aufgedrükt hat, solte die Einsicht, die Sittlichkeit, die Glükseligkeit der Völker an einen schlechten Stein geknüpft haben? sie solte so unweise oder so grausam gewesen sein, dieses kostbare Geschenk einem ganzen Welttheil zu versagen, und dadurch die Ursache der Dumheit, der Grausamkeit und des Elends eines grossen Theils des menschlichen Geschlechts geworden sein?

Karl Häß.

---

6. Be-

6.

Bemerkungen über das Pariser und Wiener Theater.

Wien, den 31sten Lenzm. 1781.

Die Direktion bei beiden Bühnen ist ziemlich gleich. Sowol die französischen als italienischen Schauspieler stehen unter dem ersten Kammerherrn des Königs, welches izt der alte Düc de Richelieu ist, der sich nur, wenn es ihm einfällt, darum bekümmert, vorzüglich in dem Fall, wenn neue Schauspieler angenommen werden sollen, sonst aber dem Ausschuß der Schauspieler, der alle Jahre von ihnen selber gewählt wird, fast alles überläßt, Wahl der Stükke, Austheilung der Rollen u. s. w. Zu diesem Ausschuß, der aus 6 Personen besteht, kommen die 2 ältesten Schauspieler hinzu, welches also ein Direktorium von achten machet. Der König zahlt etwas Gewisses, wofür sie zu Zeiten bei Hofe spielen müssen. Ausserdem haben gegenwärtig 8 Schauspieler beiderlei Geschlechts, und 7 Personen, die die Bühne Alters oder anderer Umstände wegen verlassen haben, von Sr. Majestät Pensionen, unter welchen die, so Mademoiselle Dümenil zu verschiedenen Malen erhalten und sich auf 3500 Livres beläuft, die stärkste ist. Auch das Theater versorgt seine alten Mitglieder. Anjezt sind der Retirés avec Pension 14, worunter wieder die Dümenil mit 1500 Livr. stehet. Die Bühne hat das, was der König giebt, und den ansehnlichen Produit de la Porte zu ihrem Unterhalt. Die angehenden Schauspieler bekommen etwas Gewisses, das übrige wird in bestimte Parthien eingetheilt, wovon einige ein Antheil, die ersten und vorzüglichsten aber einen ganzen Theil bekommen, (daher der Ausdruk Part-entier) alles nach

nach Maaßgabe ihres Kontrakts. Hat eine oder einer bei Hofe Protektion, so kommen oft Befehle, ihn à part, oder demi - part zu sezen. Bei den Italienern geht alles fast auf die nämliche Weise, nur sind noch keine Pensionirte des Königs da. Beide spielen täglich, wenige hohe Festtage und die Charwoche ausgenommen. Die frequentirten Tage bei den Franzosen sind Montag Donnerstag und Sonnabend, bei den Italienern auch die beiden lezten und der Mittwoch. Sie geben alsdann kleine, oder beliebte Stükke, die Franzosen vorzüglich Trauerspiele und ihre ersten Virtuosen agiren. Es ist ihnen vom Hofe erlaubt worden, bei neuen Stükken die Pläze um ein Drittel zu erhöhen, so daß jezt der erste Plaz (Parterre noble, ou Parquet, Amphitheatre, Balcon und premieres Loges) 6 Livres kostet. Die Italiener haben dies Privilegium auf alle Tage ausgedehnt; die Franzosen spielen aber doch gewöhnlich noch einmal die Woche um 4 Livres.

Das Wiener oder Nazionaltheater stand, nachdem es der Hof übernommen, Anfangs unter dem Oberhofmeister, Fürsten von Schwarzenberg, nachdem wurde die Oberaufsicht dem Oberkämmerer, Grafen von Rosenberg, beigelegt, der aber diese Aufsicht auch nicht zu seinem Hauptgeschäfte macht. Unter ihm hat sie der Direktor des Obermarschalamts, Baron Kiemager, der ein guter Jurist ist und meist alles auf den für beständig ernanten Ausschuß von fünf Schauspielern ankommen läßt, der jezt aus den beiden Stephanie, Müller, Lange und Brockmann bestehet. Schröder verbat sich die sechste Stelle und wolte weder zum Ausschuß gehören, noch unter demselben stehen, mit dem Zusaz, weil ein guter Schauspieler ein schlechter Direktor werden müsse, und umgekehrt. Daß dies wahr sei, bestätigen die vielen Klagen der Schriftsteller gegen die Pariser Komedianten und die Auswahl der Stükke auf der Wiener Bühne. Der Hof bezahlet hier alles und hat dafür die Einnahme. Es ist leicht

leicht zu denken, daß er nicht dabei gewinnt, da die Preise billig sind, (eine ganze Loge im ersten Stok kostet einen Dukaten; im Parterre noble zahlt die Person einen Gulden,) und das Militär die Komedie fast unentgeldlich besucht. Der Zuschuß, der stark ist, würde um ein ansehnliches grösser sein, wenn sich die Kasse nicht an einem Theil des Ueberschusses der Redutengelder, der ihr beigelegt ist, einigermaassen erholte. Die erste Besoldung wird Herr Schröder bekommen, der auf 4000 Fl. engagirt ist; Madam Sacco erhält 1600 Fl., 250 Fl. Garderobbengelder, und 200 Fl. zur Hausmiethe, auch geniesset ihr Mann ihrentwegen eine Pension von 500 Fl. Die ältere Dem. Jaquet bekömt in allem 1850 Fl. Gewöhnlich wird alle Tage gespielt, den Freitag ausgenommen, zweimal wenigstens Operetten und wöchentlich einmal ein Trauerspiel.

Die François spielen jezt im Chateau des Tuileries, das Theater ist klein, alt und häßlich, liegt aber sicher vor Feuersgefahr, wegen der vielen Zugänge und der grossen Höhe des Schlosses, und hat auch eine Thür in den Garten, wo man zwischen den Stükken Luft schöpfen kan. Es wird hier nur einstweilen gespielt, bis der schon längst angefangene, aber noch bei weitem nicht vollendete Bau eines neuen Schauspielhauses unweit des Luxembourg zu Stande komt. Die Italiener sind nicht weit von *St. Eustache*, in dem elendesten Hause, das einer Scheune gleichet. Ich zweifle, ob in irgend einer Stadt Deutschlands ein so unreinliches, widriges Theater anzutreffen sei. Es ist kaum so groß wie das in den *Tuileries*. Beide haben nur drei Rang Logen, und bei eintretender Feuersbrunst würde, wegen zu grosser Enge der Gasse und Mangel eines nur etwas freien Plazes, gewiß in dem leztern ein Amsterdamisches Unglük entstehen. Doch sol auch für die Italiener gebaut werden.

Das Wiener Nazionaltheater ist in der Burg. Eine schöne Form hat es nicht; aber es ist gut, weiß mit Gold,

Gold, ausgeziert und, den vierten Rang Logen ungerechnet, weit grösser als die Pariser. Auch die Erleuchtung ist hier vorzüglicher. In den Parisischen hängt eine Krone, die die Personen in den Loges du fond völlig blendet. In Wien sind für zwei Logen zwei Lichter angezündet, wodurch die Unbequemlichkeit ungleich mehr vertheilt und das Amphitheater besser erhellt wird. Die Dekorazionen sind an beiden Orten gut, die Wiener mehr in die Augen fallend, weil sie neuer sind; aber solche Disharmonie, wie hier öfters zwischen den Szenen und handelnden Personen herscht, dulden die Franzosen nicht. Sehr lächerlich kam mirs vor, daß man zu Herr und Frau Fulmers Zimmer im Westindier die Dekorazion eines kostbaren mit allen möglichen Schnörkeleien der Architektur verzierten Saales genommen hatte. Nicht selten sol der Schauplaz in einem gewönlichen Zimmer sein, wo man izt die prächtigste Hautelice findet.

Ballette sind beim Nazionaltheater nicht. Die Pariser haben mittelmässige Tänzer, um die Stükke, die es erfordern, vorzüglich D'ancourts seine, avec leurs agremens geben zu können.

Nun von der Aufführung selbst und zwar, wie billig, zuerst vom Trauerspiel. Auf Engländer, die eine französische Tragödie auf dem Theater sehen, muß die erste einen sonderbaren Eindruk machen, so auch auf uns Deutsche, nachdem wir Shakespear auf unsre Bühnen gebracht haben und es entschieden zu sein scheint, daß unser Geschmak in diesem, wie in den meisten andern Punkten, sich mehr den Engländern als andern Nazionen nähert. Bei den Franzosen ist das Trauerspiel ein dialogirtes episches Gedicht, nur Erzälung, nicht Darstellung einer Handlung. Lange genug haben wir ihnen geglaubt, was sie so oft uns vorsagten, daß sie alles wie die Griechen gemacht hätten, nur daß Voltaire sehr deutlich zu verstehen giebt, wie weit er sie übertroffen; aber Dank sei es Lessingen, der ihnen zuerst in seiner Dramaturgie,

diese

diese ehrwürdige Maske nahm. Selbst den religiösen Endzwek, alles auf das Fatum zurükzuführen, und den politischen, bekanten Geschichten ihrer ersten Gesezgeber und Helden bei sich, bei ihren Nachkommen in desto lebhafterem Andenken zu erhalten, abgerechnet, wie schwach bleibt nicht diese Aenlichkeit! und besteht sie nicht fast bloß in der äusseren Form, darin, daß, weil den Griechen der helle Tag und hundert Ursachen nicht viele Maschinerien und Veränderungen erlaubten, auch die Franzosen diese in ihre Trauerspiele, wenigstens in die aus dem so genanten Siecle d'or nicht aufnahmen? Ist nicht immer Liebe und ewig Liebe mit aller Galanterie der Zeiten Ludwigs des XIV. der Zapfen, auf dem sich alle französische Stükke herumdrehen? Der Ausnahmen sind wenige, und diese Liebe ist oft so notdürftig hineingewebt und so uninteressant als möglich. Wie frostig macht nicht die Episode der Aricie einige Akte der Phedre! Wozu ist sie da, als weil Hippolyte, nach wohlhergebrachtem Gebrauche, doch eine Schöne haben muß? So der Philoctete im Oedipe und unzälige mehr. Wie selten liegt Liebe bei den Fabeln der Griechen zum Grunde! Beim Sophokles sind die Trachynerinnen das einzige Stük, wo sie den Knoten schürzt. Ist nicht bei den Franzosen jeder Cäsar, jeder Alexander galant genug, pour les beaux yeux de la princesse, alle seine weitaussehenden Plane, an denen er schon Jahre lang arbeitete, augenbliklich aufzuopfern? Ein Anton wird freilich immer ein sehr interessanter Karakter, auch für die Bühne, bleiben; aber welche traurige Einförmigkeit, wenn ihm alle Helden gleichen sollen! Wo bleibt dann Karakter, Zeichnung im Drama? Wo ist die griechische entzükkende Simplizität in dem Ausdrukke, den Gedanken und Leidenschaften der handelnden Personen, mit Einem Worte, das Patriarchalische, das sie auszeichnet? Freilich glaube ich nicht, daß Sophokles Meisterstükke, so wie er sie schrieb, auch auf unsern Bühnen ihr Glük machen würden, nachdem al-

le unsre Leidenschaften und Verhältnisse so viel verwikkelter geworden sind. Würde uns nicht der Plan der Antigone unbeschreiblich lächerlich vorkommen, nachdem wir ein ehrliches Begräbniß zu den Vorurtheilen des Pöbels gerechnet haben? Ein gleiches Schiksal würde der Philoktet und Oedipus Koloneus erfahren. Die französischen Tragödien sind nicht griechisch, und konten es auch nicht sein. Racine hat zwar die schönsten Stellen in seiner Andromaque, Phedre, Iphigenie und Athalie dem Euripides zu verdanken, ja Voltaire hat in seinem Oedipe, Oreste etc. den Sophokles noch besser geplündert, aber ihre Stükke bleiben doch immer Wesen ganz verschiedener Art. Schon vor Corneillen haben die Franzosen den Italienern und Spaniern nachgeahmt, und dieser hat durch sein Beispiel diesen Gebrauch gestempelt. Corneillens Stükke wimmeln von frostigen Verliebten; aber er hatte eine Seele, die fähig war den Römern nachzuempfinden, daher er diese meistens gut zeichnete, wenigstens wie wir sie uns nach dem größten Haufen der Geschichtschreiber vorstellen, die sie ihre glänzenden Thaten durch noch glänzendere Worte begleiten lassen. Corneille verdarb inzwischen den Geschmak seiner Nazion dadurch auf immer. Sie, die so sehr Wiz und Antithese liebt, wolte nun, daß jeder Held, wenn er zum Schavotte geführt wird, das Theater mit einer Pointe verlassen solte. In des alten Horaz Munde ist das qu'il mourut wirklich schön. Daß man aber nun bei der geringsten Veranlassung von seinem eigenen Leben mit solcher Verachtung spricht, ist widersinnig; und wo bleibt das Heldenmässige, wenn es jeder kan und sol? Ob diese Aufopferungen in dem Karakter der handelnden Personen ihren Grund haben, darum bekümmert sich das Pariser Publikum nicht. In dem Heroisme françois ou le Siege de Jean de L'one, einem neuen Stükke, zünden die Bürger die Stadt an, um nicht in des Feindes Hände zu fallen. Ein Vater wil seine Tochter erstechen, um ihre Qual zu verkürzen; das

Mädchen, das einen Liebhaber hat, geht äusserst ungerne dran, und das fanden die Pariser so lächerlich, daß beinahe das ganze Stük darüber gescheitert wäre.

Das Chor der Alten, diese herliche Erfindung, wodurch dem Dichter frei stand, jede Reflexion, die er nur wolte, zu sagen, ohne sie je an der unrechten Stelle anzubringen, weil das Chor nie direkte an der Handlung Theil nahm, war nicht mehr, und aus hundert Ursachen wär' es vielleicht schwer gewesen, es wieder auf die neuere Bühne zu bringen. Corneille und die Franzosen aber konten sich nicht entschliessen nur ihre Personen sprechen zu lassen; sie wolten auch drein reden. Nicht zufrieden damit, zu Zeiten eine Sentenz, auch mitten im Ausbruch der heftigsten Leidenschaft, natürlich anbringen zu können, mußten nun ganze Tiraden von klingenden, algemein sein sollenden Wahrheiten folgen, die so genanten beaux vers, die laut beklatscht wurden. Corneillens Römern kan man diese, wie gesagt, noch am ersten verzeihen. Racine braucht sie am allerwenigsten und sehr selten, aber darum ist er auch der Lieblingsdichter nicht, so viel wahren Ausdruk des Sanften, Zärtlichen man auch bei ihm antrift, so sehr auch seine Trauerspiele durch ihre harmonischen Verse von den so holperigen des Corneille sich unterscheiden. Voltaire läßt sich selber ungleich häufiger hören und die neueren, Belloy, le Mierre u. s. w. übertreffen darin alle. Freilich ist es traurig genug, daß man in Frankreich nur auf den Theatern die unterdrükten Rechte der Menschheit gegen den Despoten vertheidigen darf, daß man nur dort mit genugsamer Sicherheit gegen den Fanatismus öffentlich sprechen kan, und wer kan's den Menschen verdenken, die so etwas beklatschen, was sie anderswo, aus Furcht für die Bastille, kaum denken dürfen? Aber wenn auch dieses Voltairen, der den mächtigen Einfluß des Wizes auf seine Nazion ganz kante und so viel durch ihn auf sie gewirkt hat, zu den häufigen Maximen verleitete, so bleiben

den sie doch immer unnatürlich, in so fern ich das Trauerspiel, nicht als Erzälung, sondern als Darstellung einer Handlung betrachten muß. Voltaire fühlte durch seine, obschon superfizielle, Bekantschaft mit den Engländern, was seinen Vorgängern fehlte; er suchte daher mehr Handlung in seine Stükke zu bringen, und ob er gleich Shakespear als das lächerlichste Geschöpf vorzustellen suchte, so fand er doch für gut, ihn, so sehr er konte, zu bestelen. Allein Voltaire war bloß wiziger Kopf, nicht das Genie, das sich eine neue Bahn hätte eröfnen können, die ohnehin, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht für seine Nazion gewesen wäre. Er schrieb seine Semiramis und glaubte dadurch, daß er einen Geist auf die Bühne gebracht hatte, was Grosses ausgerichtet zu haben; und freilich, obgleich diese Semiramis eine offenbare Kopie des Hamlets, und noch dazu eine elende Kopie ist, wo der Geist das unwesentlichste Ding von der Welt ist, so thut doch das Stük eine Wirkung, die es von seinen ältern merklich unterscheidet, weil nicht bloß Erzälung, sondern auch Handlung und Leben auf dem Theater ist. Es ist nicht zu leugnen, daß auch das Gepräng hiezu das Seinige beiträgt. Unsre Augen fordern gleichfalls ihr Recht. Aber wahr bleibts auch auf der andern Seite, daß die neuern Trauerspiele, besonders bei uns Deutschen, diesen Grundsaz bis ins Abgeschmakte ausgedehnt, diese Firlefanzerei als das Wesentliche betrachtet und alles beinah auf theatralischen Pomp reduzirt haben. Und gerade wir, die wir's am stärksten übertreiben, hätten es am seltensten gebrauchen sollen. Bei den meisten unsrer Bühnen ist das Maschinenwesen in schlechter Ordnung, und bei allen wird die Illusion gestört, wenn man eine Menge Menschen auftreten läßt. Durchgängig nimt man Soldaten oder Handwerker dazu, die denn in griechischer oder altdeutscher Kleidung die erbärmlichste, verlegenste Figur spielen. Ueber den römischen Senat, der doch Ehrfurcht erwekken sol, lacht auf diese Art jeder. In Wien ward ein neues scha-

les Stük, Erwine von Steinheim, gegeben. Kaiser Heinrich V. hält einen Hoftag darin, der als das boshafteste Pasquil auf den heutigen Reichstag angesehen werden konte. Die Repräsentanten der Fürsten sahen sich immer um, ob nicht der Korporal mit dem Prügel hinter ihnen stand, so daß man vor Lachen hätte vergehen mögen. Auf dem Pariser Theater hat es mit den Figuranten eine ganz andre Bewandniß. Die Soldaten von der Garde, die in der Semiramis die Satrapen und Magier vorstellen, haben den Ton und die Sitten der feinern Welt, und verderben nichts.

Was Voltaire in der Semiramis angefangen, hat er hernach auch im *Tancrede* und in andern seiner Arbeiten versucht. Die neueren haben sich noch mehr von dem blos erzälenden Ton der ältern Dichter entfernt, aber, wie schon gesagt, sind sie an der andern Seite ganz in das Sentenzenvolle und Deklamatorische verfallen. Im Ganzen bleibt das französische Trauerspiel fast lediglich Erzälung einer Handlung mit den Reflexionen des Dichters darüber. Im Lesen fällt das so sehr nicht auf, aber einem Engländer, oder Deutschen, der an die Meisterstükke ei- Shakespears, Lessings und Göthe gewöhnt ist, muß das sonderbar vorkommen.

Alles das mußte ich vorausschikken, ehe sich das Spiel der Schauspieler richtig beurtheilen ließ.

Ich ging voller Erwartung in die Andromaque, die ich von jeher vorzüglich liebte, weil voller, warmer Ausdruk mütterlicher Zärtlichkeit und gekränkter heftigen Liebe darin herschet, aber ich blieb bei der Vorstellung kalt, wie Eis. Wenn Orest beim Pyrrhus seine Audienz hat und sie Stundenlang über Griechenlands Wohl zusammen schwazen, so läßt sich das im Lesen zur Not noch aushalten, aber auf dem Theater ist's tödtend. Jedermann weis, wie schwer es ist, dort eine Erzälung interessant zu machen; nun gar Reden über politische Angelegenheiten — in welche Verlegenheit müssen nicht die vollends einen

Schauspieler sezen! Die Fessel des Reimes übertrift vollends alle andere Schwierigkeiten und verhindert gänzlich allen wahren Dialog. Die Sentenzen wurden alle recht langsam mit Emphase herdeklamirt, damit ja die Zuschauer gehörige Zeit hatten, den Autor zu beklatschen, wovon immer der Schauspieler etwas mit auf seine Rechnung schreibt. Die ewigen Gespräche mit den Vertrauten, wo das Publikum nur hört, nicht sieht, ermüden unbeschreiblich, und als zulezt Orest rasend wird, tummelte sich la Rive in den schreklichsten Kontorsionen auf dem Theater herum. Es war nicht übertriebene Wahrheit, waren nichts als Grimassen, die kaum einen Roland in der Oper verzeihlich gewesen wären. Kurz, das Ganze that nicht die geringste Wirkung, obgleich Mad. Vestris, als Hermione, schön wie ein Engel war, und diese Rolle mit aller ihr eigenthümlichen Würde spielte. Besonders gut gab sie die Stelle:

Ah! fallait-il encore une amante offensée?

Mit Rodogüne, dem Lieblingsstükke Corneillens, geht es nicht besser. Bekantlich fängt das Trauerspiel mit einer sehr langen Erzälung zwischen zwei Vertrauten an. Im Lesen betrachtet man die Szene als Vorrede; man liest sie, wie man ein Kapitel im Appian lieset; aber auf der Bühne wird sie unausstehlich langweilig. Welch Interesse kan der Zuschauer an den syrisch-parthischen Kriegen, an dem Schiksal von Personen nehmen, die er noch nicht kennt! Dazu gehört diese Einleitung zu den Rollen zweier Nebenpersonen, von denen der Dichter voraus wissen konte, daß sie nie durch vorzügliche Schauspieler besezt werden würden. Ganz anders ist es mit der Erzälung des Beaumarchais im Clavigo, so viel Mühe selbst auch diese dem Akteur kostet, um sie interessant zu machen. Hier kennt man schon Schwester, Bruder und Liebhaber; man hat bereits den wärmsten Antheil an der armen Maria genommen, und ist daher äusserst begierig auf den Erfolg dieser Erzälung. Nun kommen in der

Rodogüne die frostigen Liebesangelegenheiten beider Prinzen, wovon der eine thun wil, was der andere thut, die sich in allem, wie zwei Tropfen Wassers änlich und am Ende beide gleich uninteressant sind, zumal da man so lang ungewiß bleibt, welchen von beiden die Prinzessin liebt. Molé, der sich durch die meisterhafte Art, mit welcher er die Rollen des Weltmanns spielt, einmal um alle Empfindung gespielt hat, weis den Antiochus gar nicht zu heben, wo er gehoben werden kan. Mad. Vestris im fünften Akt macht, daß man doch nicht durchaus unzufrieden weggeht. Sie hat durchaus das Gesicht einer Rodogüne; die Wangen sind ihr aus Stolz geschwollen, und wie sie ihren Gemahl abhält aus dem Becher zu trinken, weil er von der Königin kömt, so erstikken ihr, vor Wut, sich in Verdacht des Mordes von Seleukus zu sehen, noch halb die Worte im Munde. Der fünfte Akt ist wirklich schön; man ist in der angestrengtesten Erwartung, ob Kleopatra ihr Vorhaben, auch den Antiochus aus dem Wege zu räumen, durchsezen wird, und wie dieser seines Bruders Tod erfährt, so hat man das Vergnügen, hier Molé wieder zu finden, der diese einzige Stelle mit wirklicher Empfindung spielt.

Im Britannikus ist Junie für mich eine sehr gleichgültige Person, die durch das kalte Spiel der Mademoiselle Contat doppelt gleichgültig wird. Die lange Rede der Agrippine zu ihrem Sohn ist, als Rede, ein Meisterstük, aber nur als Rede. Nero sol eine von le Kains Hauptrollen gewesen sein, und man sieht es la Riven an, daß er jemanden kopirt, den er nicht erreicht. Er macht Gesichter, die etwas sagen sollen, aber, so wie er sie macht, nichts recht sagen. Sein Augenspiel nehme ich aus. Der hämische, tükkische Nero bricht, ungeachtet aller Verstellung, daraus hervor.

Wenn eine Rolle tief rühren kan, so muß es Phädra sein, die Racinen die größte Ehre bringen würde, wenn er sie nicht größtentheils aus dem Euripides ent-

entlehnt hätte. Ich habe sie aber nur von einer Schauspielerin gesehen, die nicht reüssiren solte. Das Parterr lermte unaufhörlich, so daß sie zulezt anstatt:

resonnais sa vengeance (de l'amour) *aux fureurs de ta fille*,

zu sagen, das leztere in aux fureurs du parterre änderte, welches ihr auf einige Augenblikke Ruhe schafte. In der Rolle der Aricie that Mademoiselle Contat auch das Ihrige, um dem Zuschauer zu verstehen zu geben, der Autor habe nichts bei ihrer Rolle gefühlt, und sie fühle noch weniger. Hippolytus war Molé, der ihn aber, wie den Antiochus, ohne Seele spielte. Die lange Erzälung des Theamenes von Hippolytus Tode, die jedes epische Gedicht als ein Meisterstük von Erzälung zieren würde, ist auf dem Theater von der widrigsten Wirkung. Wer wird es nicht höchst unnatürlich finden, daß der getreueste Lehrer, der seines besten Freundes Tod seinem Vater hinterbringen sol, sich bei der Miene seiner Pferde aufhält, das Ungeheuer abmalet und zulezt gar einen Sturm beschreibt? Was für ein Vater, der dergleichen im ersten Schmerze ruhig anhören kan.

Die Veuve du Malabar, die Anfangs gänzlich misfiel, als man sie aber einige Jahre nachher wieder auf die Bühne brachte, ein Glük machte, dessen sich seit langer Zeit kein neues Trauerspiel zu rühmen hatte, und endlich ihren Verfasser, le Mierre, einen Plaz unter die Quarante Immortels verschafte, ist fast nichts anders als ein Playdoyer für die Toleranz. Als Advokaten genommen machen Vanhore, als oberster Bramine dagegen, und Monvel, als junger Bramine dafür, ihre Sachen so, daß sie den Barreau Ehre bringen würden. Das Abentheuerliche des Stüks und die durchaus französirten Sitten am Ganges mag ich nicht einmal rügen. Mademoiselle Sainval ist die Einzige, deren Spiel, als Larcassa, interessirt. Vortreflich giebt sie diejenigen Stellen, wo sie aus dem matten, klagenden Tone in den weinenden, hef-

tigen übergehet, so auch die Stumpfheit des Gefühls, die ihr der nahe, schrekliche Tod und der Ekel für die Welt, eh sie weis, ob ihr Geliebter lebt, einflößt. Der Scheiterhaufen, den sie besteigt, auf den man sie bereits halb verhüllt im Rauche siehet, hat ausserordentlich viel zu dem grossen Beifal des Stüks beigetragen.

Tancrede thut auf dem Pariser Theater nicht den Effekt, den man erwarten solte, vornemlich weil die Schauspieler mit der besondern Reimart nicht umzugehen wissen, und sehr oft schreklich skandiren, theils weil Argire und Orbassan beide äusserst mittelmässig gespielt werden. Sonderbar ists, daß geübte Komedianten sich in eine solche Kleinigkeit nicht finden können, als die Veränderung der gewöhnlichen Reime in Seste hime ist; aber noch sonderbarer bleibts, wenn sie gar Prose wie Reime deklamiren wollen, wie es der Fal bei dem oben erwähnten Heroisme Français war. Sie konten es nicht begreifen, daß eine Art von Trauerspiel in Prose sein konte, daher es denn buntschekkig genug ging, obgleich die ersten Akteurs spielten und gut spielen wolten. Das Stük, eine sehr fade Produktion, würde aus mehreren Ursachen dezidirt gefallen sein, wenn man nicht die Sturmklokke gehört hätte, das Signal, wobei die Bürger ihre Stadt in Brand stekken wolten, die denn, nebst den vom Feuer einstürzenden Gebäuden, das Publikum umstimte, bis la Rive, als Prince de Condé, erschien, der, ob er gleich nur ein Paar Worte zu sagen hatte, doch das Blatt so wandte, daß der Heroisme Français mit vielem Beifal auf dem Theater erhalten wurde. So viel Macht hat noch übers Parterre un nom si cher aux Français, von einem so schönen Manne, wie la Rive, personifizirt. Es bleibt immer ein grosser Vorzug der Pariser Bühne vor allen deutschen, daß sie die Hauptpersonen, die eigentlich Nebenrollen sind und oft, als ein Deus ex Machina, im lezten Auftritt erscheinen, — um den Knoten zu zerhauen, mit guten Schauspielern besezen.

Bei

Bei uns, wie man noch Richard den dritten spielte, wurde Richmond durch den elendesten Stümper, mit einem Air d'un Courtaut de Boutique, vorgestelt, und so in ähnlichen Fällen. Der Schade, der fürs Ganze daraus entstehet, ist unglaublich. Man hat so viel von der am Ende vorkommenden Person gehört, die Erwartung ist aufs höchste gespannt, und nun erscheint so ein Kerl, und die Gardine fällt, ehe die andern Zeit haben, den übeln Eindruk auszulöschen. Doch genug von Vorstellungen, ich wil einige Worte über die berühmtesten Schauspieler sagen.

La Rive, der le Kain's Rollen gröstentheils übernommen, hat, was die Franzosen des Moyens nennen. Eine vorzüglich gute Bildung, angenehme Stimme, einen schönen theatralischen Gang u. s. w. Ein grosser Schauspieler ist er nicht; man sieht, wie ich schon bemerkt habe, daß er wem nachahmet, ohne ihn zu verstehen, ohne ihn zu erreichen. Wahr ist sein Spiel selten, es ist zu figurirt; aber da er fast immer mit Anstand, mit einer gewissen Würde agirt, so ist er in den Rollen, wo nicht sehr viel Empfindung erfordert wird, nicht unangenehm. Die Liebhaber sind daher nicht für ihn; als Tancrede, als *Chevalier* in der *Veuve du Malabar*, wird da auffallend. Arsace in der Semiramis macht eine Ausnahme; aber freilich ist die Liebe zur Azema auch nicht von der heftigsten Gattung. Vorzüglich gefällt er da, wo er dem stolzen Assur antwortet, auch wie er seine Mutter erkennt und hernach, als er nach vollendetem Opfer aus dem Begräbniß zurükkömt. Seine Verwirrung, die unerklärbare Angst, die ihn ganz niederdrükt, ist wahr, sehr wahr. Rhadamiste ist meines Bedünkens seine Hauptrolle; sein Mienenspiel ist hier vortreflich. Gleich Anfangs sieht man den Mann, über dessen Seele ein tiefer, nicht schuldloser, Kummer Finsterniß verbreitet. Seine Freude, Zenobie wieder gefunden zu haben, ist von kurzer Dauer: bei der kleinsten Gelegenheit

erwacht seine Eifersucht; seine Augenbraunen ziehen sich wider seinen Willen zusammen, und die Augen, indem sie die Prinzessin durchdringen zu wollen scheinen, zeigen ihr auch zugleich, daß er mehr wie argwohnt, daß er sie schon für ausgemacht schuldig hält. Orosmane glükt ihm bei weiten nicht so; Liebe ist, wie gesagt, nicht seine Stärke, und durchgehends sieht man hier, daß er kopiren wil und, wie alle Kopien, verfehlt er meistens den Geist des Originals. La Rive ist jezt der Favorit der Pariser.

(Die Forsezung folgt künftig.)

7.

Briefe über die Fabelgeschichte.

Vierter Brief.

Den 23. Jun.

Die berühmte Geschichte, von der ich Ihnen zulezt geschrieben, das Urtheil des Paris, hat die Poeten, Maler und Kupferstecher um die Wette beschäftiget. Gehen Sie in eine Gallerie oder in ein Kabinet von Gemälden, wo Sie nur wollen, durchlaufen Sie eine Samlung von Kupferstichen, es mag auch eine noch so dürftige sein, Sie können sich fast versichert halten, überal ein Urtheil des Paris anzutreffen.

Dieser junge Prinz solte bald die Früchte desselben und die Belohnung, welche ihm Venus versprochen hatte, geniessen. Aus dieser Quelle aber floß alles Verderben, das über Priams Familie und über Troja kam. Er wurde bald nach der erzälten Begebenheit von seinem Vater erkant, und zwar bei einer Gelegenheit, wo er seine Tapferkeit zeigen konte. Hektor und Deiphobus, zwei andre Prinzen des Priamus, raubten einen Stier von seiner Heer=

Heerde, um ihn bei gewissen Spielen zum Preise aufzusezen. Paris, der diesen Stier sehr liebte, wagte sich mit in den Kampf, hatte das Glük, den Hektor zu überwinden, und von dem Priamus, da er sich mit ihm unterredete, an einem gewissen Zeichen für seinen Sohn erkant zu werden. Die Schrekken, die man ehemals über den Traum gehabt hatte, verlohren sich izt in der Freude, einen Sohn wieder zu finden, den man so lange nicht gesehen, und dessen Schönheit und Tapferkeit von allen bewundert ward. Man nahm ihn also mit grosser Feierlichkeit wieder in die königliche Familie auf, und überhäufte ihn mit Liebkosung.

Inzwischen hatte Priamus so wenig den Raub seines Großvaterbruders, des jungen Ganymedes, welchen ich bald erzälen werde, als den Sieg des Herkules über seinen Vater Laomedon vergessen, und weil Hesione gestorben war, schikte er den Paris mit einer Flotte nach Griechenland, unter dem Vorwande, daß er dem Apoll ein Opfer bringen solte, in der That aber, um der Hesione hinterlassene Schäze abzuholen. Venus, die seine Schritte bewachte, führte ihn nach Lacedämon zur Gemahlin des Menelaus, welche die Schöne war, die sie ihrem Versprechen gemäß dem Paris bestimt hatte.

Helena (so hieß die junge Königin,) war die Tochter des Jupiters und der Leda. Jupiter verführte die Leda in der Gestalt eines Schwans, als sie an dem Ufer des Eurotas spazierte. Sie gebar hierauf zwei Eier, aus welchen Pollux und Helena, Kastor und Klytemnestra zur Welt kamen. Die ersten beiden waren Kinder des Jupiters, die andern aber von dem Tyndarus, dem Gemahl der Leda.

Helena, deren izt so bekanter Name schon die Idee von jedem Liebreiz erwekt, war von einer so bewundernswürdigen Schönheit, daß sie schon in ihrem zehnten Jahre von dem Theseus entführt, aber von ihren Brüdern Kastor und Pollux wieder befreit wurde.

Was diesen Theseus betrift, so wäre von dem viel zu erzälen. Einen schwarzen Zug aus seiner Geschichte, ich meine, seine Barbarei gegen Ariadnen, wissen Sie schon.

Ihr Fluten schlingt ihn ein!
Er ließ die Minnigliche
Auf einem Fels allein!

Gerstenberg, Brandes, Georg Benda, Madam Brandes, Graf, Sinzenich und Schiebeler haben uns Deutschen mit meisterhafter Kunst diese Geschichte ganz unvergeßlich gemacht.

Doch ich wil Ihnen seine Schiksale in möglichster Kürze erzälen. Sein Vater war Aegeus, König zu Athen, und seine Stiefmutter die berufene Medea, eine Zauberin, die in Kolchis dem Jason das goldne Vließ in die Hände spielte, welches bisher von Drachen, feuerspeienden Ochsen und bewafneten Soldaten, die gleich Schwämmen aus der Erde wuchsen, bewachet worden. — Theseus, um sich berühmt zu machen, und da er als ein Prinz, der künftig den Thron zu erwarten hatte, sich die Zeit nicht besser zu vertreiben wußte, besiegte verschiedene mächtige Räuber, und tödtete den Minotaurus. Dieses Ungeheuer war halb ein Mensch und halb ein Stier. Minos der Zweite, König von Kreta, wolte an einem schönen Tage dem Neptun ein Opfer bringen. Dieser, dem solches wohl gefiel, ließ dazu einen schneeweissen und überaus artigen Stier aus dem Meere hervorspringen. Minos hatte ihn kaum erblikt, als er sich schon nicht überwinden konte, ein so herliches Geschöpf zum Todesopfer hinzugeben. Er schlachtete einen andern Stier, welches den Neptun so aufbrachte, daß er zu einer ausserordentlichen Rache schritt. Hiezu kam noch ein andrer Umstand. Pasiphae, die Gemahlin Minos des Zweiten, war eine Tochter des Apollo. Nun war einmal die Göttin Venus mit einem Liebhaber durch die List des Vulkans in ein diamantenes Nez verstrikt worden, und ehe sie sich auswikkeln konte, erleuchtete

Phö-

Phöbus mit seinem Glanze diesen lächerlichen Auftritt, daß der ganze Olymp ein Zeuge ihrer schamvollen Verwirrung ward. Venus hatte diesen Schimpf nicht vergessen, und glaubte, die beste Gelegenheit gefunden zu haben, ihn izt an der Tochter, an der Pasiphae, zu rächen. Sie vereinigte sich mit dem Neptun, und entflamte die Königin mit der schändlichsten Liebe gegen den schneeweissen Stier.

Sie werden es hier sehen, und auch in der Folge noch bemerken, gnädige Frau! Mangel der Ehrfurcht gegen die Götter wird in der Fabelgeschichte fast immer auf das schreklichste bestraft.

So nun entstand das Ungeheuer, der Minotaurus. Minos hatte in einem siegreichen Kriege den Atheniensern einen jährlichen Zoll aufgelegt. Jedesmal mußten sieben Jünglinge und sieben Mädchen geliefert werden. Der grosse Künstler Dädalus bauete ihm das bekante Labirinth. Es bestand aus einer Menge gewölbter Gänge, die alle mit weissem Marmor bekleidet waren, sich so einander durchkreuzten, und so viel falsche mit der einzigen wahren und rechten gleich gemachte Thüren hatten, daß es kaum möglich war, sich wieder heraus zu finden. In dieses Gebäude ließ der König den Minotaurus einsperren. Menschenfleisch war seine einzige Nahrung, und sein Lieblingsgericht die sieben Jünglinge und die sieben Mädchen aus Athen. Endlich kam die Reihe an den Theseus, mit sechs seiner Landsleute dem Minotaurus vorgeworfen zu werden. Ariadne, Tochter des Minos und der Pasiphae, sah denselben, als er in Kreta ankam, und verliebte sich auf der Stelle. Dädalus gab ihr ein Mittel an die Hand, ihren Liebhaber zu retten, und so beschenkte sie den leztern mit einem Knauel Zwirn. Dies befestkgte Theseus am Eingange des Labirinths, behielt es aber in der Hand, und wand es beständig im Gehen, so viel nötig war, weiter ab. So wie er den Minotaurus antraf, tödtete er das Ungeheuer, und konte den Rükweg mit seinem Knauel

Zwirn

Zwirn sehr leicht wieder finden. Hierauf eilte er mit seiner Ariadne davon. Die Sache wurde bald verrathen, und Minos ließ sowol den Dädalus als dessen Sohn Ikarus in Verhaft nehmen. Allein dieser Tausendkünstler machte sich und seinem Sohne Flügel von Wachse, und flog für seine Person glüklich davon. Ikarus aber war naseweis genug, viel zu hoch gegen die Sonne zu fliegen; das Wachs fing an zu schmelzen, der Junge fiel ins Meer und ertrank.

Theseus kam mit Ariadne auf der Insel Naxos an, und diese wußte nicht anders, als daß er sie vollends nach Athen bringen würde, um sich dort mit ihr zu vermählen. Doch hier verließ sie der Treulose, und ging, da sie schlief, mit seinem Schiffe nach Athen. Wer hat ihren Schmerz beim Erwachen lebhafter gefühlt, als Sie, gnädige Frau? — Jupiter erbarmte sich ihrer und schenkte ihr die Unsterblichkeit. Theseus kam bald darauf zur Regierung, und war, als er die Helena entführte, schon über funfzig Jahre alt. Ich könte Ihnen die Namen von sieben und dreissig Liebhabern hersezen, die sich alle eifrigst um Helena bewarben, und welchen allen sie den Menelaus, den Bruder des Agamemnon, vorzog. Ehe sie sich inzwischen für ihn erklärte, hatten alle ihre Liebhaber auf Verlangen des Tyndarus sich eidlich verpflichtet, denjenigen, den ihre Wahl beglükken würde, in ihrem Besiz mit Gefahr des Lebens zu vertheidigen. Diese sah Paris, und empfand Alles, und war Alles zu unternehmen bereit, was ein junger weibischer und lasterhafter Prinz, der sich auf den Schuz einer Göttin verließ, empfinden und unternehmen konte. Auch war Helena nicht gleichgültig gegen den Paris. Dieser also bediente sich der Abwesenheit des Menelaus, der eben in Kreta war, beredete die Helena, ihm zu folgen, entführte sie auf seinem Schiffe, und kam nach einigen Umschweifen glüklich mit seiner schönen Beute in Troja an. Die Folgen muß ich, weil die Post mich übereilet, auf meinen

künf-

künftigen Brief versparen. Auch ist dieser schon lang genug.

Fünfter Brief.

Den 24. Jun.

Da mein Brief gestern nicht mehr wegkommen konte, so mag ihm dieser zur Geselschaft dienen.

Den Ihrigen erhielt ich vor einer Stunde. Ihren Dank seh ich für eine Höflichkeit an, die mir schmeichelhaft gewesen ist, die ich aber für eine so geringe Bemühung nicht verdiene. Sie fragen mich, ob es nicht gut sein würde, Ihnen jedesmal über den Ursprung und die Bedeutung dieser Fabeln ein Paar Worte zu sagen. Ich könte das freilich wol thun, ich glaube aber, daß der algemeine Wink, den ich gegeben habe, für Sie hinreichend sein wird. Nemlich, die Fabellehre ist wahre Geschichte mit sehr vielen Erdichtungen vermischt. Es würde sehr leicht sein, den goldnen Regen durch eine Bestechung der Thurmwächter zu erklären. Da Sie es aber auf mein Gutfinden haben ankommen lassen, so wil ich in meiner bisherigen Methode weiter fortfahren.

Sie können sich leicht die Bestürzung des Menelaus vorstellen, als ihm die Entführung der Helena bekant wurde. Er suchte sie zwar im Anfange durch Vorstellungen bei dem Priamus wieder zu erhalten. Aber dem trojanischen Könige war es nicht unangenehm, daß die Griechen von seinem Sohne beleidigt worden. Nunmehr athmete Menelaus Wut und Verderben. Er sowol als Agamemnon suchten alle griechische Fürsten zu einer denkwürdigen Rache gegen die Trojaner und zu einem fürchterlichen Kriege zu bewegen. Die meisten waren, wie ich Ihnen gesagt habe, durch ihren Eid dazu verpflichtet, andre durch die Bande des Bluts. Inzwischen fanden die Atriden, das heißt, Agamemnon und Menelaus, mehr Hin-

der-

dernisse, als sie vermuthet hatten, und es vergingen zehn Jahre über der blossen Zurüstung zum Kriege.

Atriden heissen sie, weil sie beide Söhne des Atreus waren, obgleich andre sagen, seine Enkel und Söhne des Phlisthenes. Doch ich wil Ihnen izt von dieser ganzen unglüklichen Familie mehr sagen.

Pelops war ein Sohn des Tantalus und der Vater des Atreus und Thyestes. Tantalus, König in Phrygien, raubte dem trojanischen Könige Tros seinen Sohn Ganymedes, einen Knaben von so ausnehmender Schönheit, daß Jupiter in der Gestalt eines Adlers denselben in den Olymp geholet, und zu seinem Lieblinge gemacht haben sol. Tros wolte hierüber nicht Spaß verstehen, und es kam zwischen ihm und dem Tantalus zu einem langwierigen Kriege. Tantalus war übrigens ein Günstling des Jupiters, der ihn an der Tafel der Götter aufnahm und der grösten Vertraulichkeit würdigte. Und doch wagte der Kühne, die Götter auf die Probe zu stellen, und ihnen den Pelops bei der Mahlzeit als einen Braten vorzusezen, wie sie ihn einmal mit ihrer Gegenwart beehrten. Ceres war die einzige, welche den Betrug nicht merkte, und weil sie eben gesegneten Appetit hatte, eine Schulter des Pelops verzehrte. Inzwischen riefen die Götter den Knaben ins Leben zurük, und ersezten das fehlende Glied mit einer Schulter von Elfenbein; daher denn alle seine Nachkommen eine Rippe von Elfenbein behielten. Aber seinen treulosen Vater stürzten sie in die Hölle, wo er mitten unter fruchttragenden Bäumen und unter frischen Quellen weder Hunger noch Durst befriedigen konte, weil beides, so bald ers geniessen wolte, seinen zitternden Lippen entfloh.

Die Geschichte des Pelops ist merkwürdig. Dieser König erbte den gedachten trojanischen Krieg, und sezte ihn mit dem Ilus, dem Sohne des Tros, dem Erbauer der Stadt, weiter fort. Er war aber unglüklich in diesem Kriege, und kam endlich nach dem Peleponnes zum

Deno-

Oenomaus, König von Pisa, der eine Tochter von überaus grosser Schönheit, mit Namen Hippodamia, hatte. Diese wolte der Vater, grade so wie Akrisius die seinige, nicht verheirathen, weil ihm das Orakel, eben so wie dem Akrisius, prophezeiht hatte, daß sein Eidam ihn tödten würde; nach andern, weil er eine strafbare Liebe gegen diese Tochter heimlich in seinem Busen nährte. Er dachte auf einen Vorwand, und ließ öffentlich bekant machen, daß derjenige, der ihn in einem Wagenrennen zu überwinden im Stande wäre, seine schöne Tochter als Gemalin umarmen solte; er müßte sich aber auch gefallen lassen, wenn er nicht siegte, den Kopf zu verlieren. Eine schwere Bedingung! Oenomaus hatte zwei Pferde, die vom Winde gezeugt, schneller noch als der Wind selber waren, und einen Sohn des Merkurs zu seinem Kutscher. Die Verrätherei des leztern half dem Pelops. Siebenzehn kühne Ritter hatten vor ihm das Abentheuer versucht — und aller Köpfe waren an den Thoren des Palastes genagelt. Pelops aber versprach dem Myrtil, (so hieß der Kutscher,) entweder die erste Brautnacht oder die Hälfte seines Königreichs, wenn er ihm den Sieg in dem Wagenrennen verschaffen würde. Pelops versprach — und dachte nie etwas zu halten. Myrtil aber ließ die Nägel vor den Rädern weg, so, daß der Wagen des Oenomaus zerbrechen mußte. Dieser büßte das Leben ein, und Pelops vermählte sich mit der Hippodamia. Den Myrtil stürzte er ins Meer. Diesen Frevel rächte Merkur an der ganzen Nachkommenschaft.

Pelops hatte sehr viele Kinder, unter welchen doch Atreus und Thyestes die merkwürdigsten sind. Diese beiden Brüder herschten über Mycene, und lebten im Anfange ohne allen Zwist. Endlich verführte Thyest Aerope, die Gemahlin des Atreus, und dieser, vol wütender Eifersucht, dachte eine Rache aus, vor deren Anblik die Sonne zurükbebte. Er ließ zwei Söhne seines Bruders, den Phlistenes und Tantalus, ermorden, bat den Thyest

auf ein Gastmahl, und sezte ihm die Glieder seiner Kinder zum Essen vor. Kaum hatte sich Thyest mit dieser abscheulichen Nahrung gesättigt, so ließ Atreus die Köpfe seiner Söhne hereinbringen, und entdekte ihm, was er gegessen hatte. Vol Verzweiflung brach Thyest in die schreklichsten Verwünschungen aus, und flüchtete aus dem Reiche, nachdem er seine Tochter Pelopia nach Sicyon zum Könige Thesprothus hatte bringen lassen. Diese ward unter die Priesterinnen der Minerva aufgenommen, und brachte eben in der Nacht ein Opfer, als ihr Vater auch nach Sicyon kam. Um das Opferfest nicht zu entweihen, ging Thyest in einen nahgelegenen Wald. Pelopia hatte das Unglük, im Tanze zu fallen, und ihr Kleid mit dem Blute des Opferthiers zu beflekken. Als sie sich nun an dem Fluß entkleidete, um ihr Gewand zu reinigen, sprang ihr Vater mit verhültem Gesichte aus dem Haine hervor, und zwang sie mit Gewalt, seinen Willen zu befriedigen. Pelopia riß ihm ein Schwerd von der Seite, um wenigstens ein Zeichen ihres Schänders zu besizen. Weil sie izt nicht mehr unter den Priesterinnen bleiben konte, ging sie an den Hof des Thesprothüs, wo sie nach einiger Zeit an den Atreus verheirathet wurde, der sie für eine Tochter dieses Königs hielt. Sie war aber schon vor dieser Heirath mit dem Aegisthus schwanger. Allein als sie ihn zur Welt brachte, hielt ihn Atreus für seinen Sohn, und ließ ihn so erziehen.

Inzwischen suchte dieser unversöhnliche Bruder noch immer, dem Thyest das Leben zu nehmen. Endlich ertappten ihn Agamemnon und Menelaus, die ihn gefesselt zu ihrem Vater, dem Atreus, führten. Dieser ließ ihn sogleich ins Gefängniß werfen, und befahl dem Aegisthus, ihn zu ermorden. Pelopia, welche glaubte, daß Atreus leicht bewogen werden könte, ihrem Sohne Mycenens Krone zu geben, munterte den Aegisth zum Morde auf, und gab ihm das Schwerd, das sie dem Thyest entrissen hatte. Aegisth gehet zitternd in den Kerker: Thyestes

wird

wird das ihm geraubte Schwerd gewahr, und wie er hört, daß Aegisthus es von seiner Mutter erhalten hätte, erkennet er ihn für seinen Sohn. Pelopia komt, die Szene vollends tragisch zu machen. Durch einen Ring, den sie am Finger trug, wird Thyestes überzeugt, daß diejenige, die er in Sicyon entehrte, seine eigne Tochter gewesen, und Aegisthus die Frucht dieser abscheulichen Liebe sei. Nun bemächtigt sich eines jeden die Verzweiflung. Pelopia stürzt sich das Schwerd in die Brust, das die ganze Entdekkung veranlaßt hatte. Aegisthus aber faßte sich, riß ihr das Schwerd aus der Brust und eilte zum Atreus. Als dieser das blutige Schwerd erblikte, glaubte er, daß sein Befehl volzogen sei. Aber Aegisthus tödtete ihn in dem Augenblik, und verschafte dadurch seinem Vater die Herrschaft über Mycene.

Die Trauerspiele, die von alten und neuen Dichtern aller Nazionen über diese Geschichte verfertigt worden, sind unzählig. Ich wil nur eine Anmerkung darüber machen, die Ihnen von dem Unterschiede der Sitten in verschiedenen Zeiten ein Beispiel sein kan. Den Griechen war es nicht anstössig, wenn ihre Trauerspieldichter den Atreus die gekochten Glieder seinem Bruder vorsezen, und den Thyest davon essen lassen. Die Neuern, z. E. Crebillon, lassen ihn nur das Blut seiner Söhne mit Wein vermischt trinken.

Nach dem Tode des Thyest erhielt Agamemnon, der älteste Sohn des Atreus und der Aerope, die Herrschaft über Mycene. Seine Gemalin war Klytemnestra, eine Tochter des Tyndarus und der Leda — und Schwester der Helena. Seine Kinder waren Iphigenia, Elektra und Orest. Er interessirte sich ausnehmend bei dem Schimpfe, den sein Bruder erlitten hatte, und ihm ward die oberste Gewalt über die Fürsten, welche den Menelaus zu rächen bereit waren und über das ganze Heer aufgetragen. Das nächstemal wil ich Ihnen von einigen Hindernissen Nach-

richt geben, welche die Zubereitung zum Kriege, wie ich schon gesagt habe, auf zehn Jahre ausdehnten.

Sechster Brief.

Den 9ten Jul.

Weil dem Ulyß, dem Sohne des Laertes, prophezeit war, daß wenn er vor Troja ginge, er erst nach zwanzig Jahren nakt und hülflos zurükkommen würde, so wandte er alles an, um den Eid, den er ehemals als ein Liebhaber der Helena gethan hatte, brechen zu können. Er stellte sich, als wenn er seine Vernunft verloren hätte, pflügte am Ufer des Meers und streute Salz in die Furchen. Daß dieses Verstellung wäre, rieth Palamedes, und um die Wahrheit zu erforschen, legte er den Sohn des Ulysses, den jungen Telemach, vor den Pflug. Ulysses wich aus, und zeigte also, daß ihm der Verstand nicht fehle. Folglich sah er sich gezwungen, seinen Plan aufzugeben, und war von izt an sehr eifrig, alle fernere Hindernisse zu heben. Eine der größten war diese, wie man den Achilles finden solte, ohne welchen, nach dem Ausspruche des Kalchas, der ein Priester des Apollo war, Troja nicht eingenommen werden konte.

Achilles war ein Sohn des Peleus und der Thetis, deren Geschichte ich Ihnen erzälet habe, und auf deren Hochzeitfeste der Grund zu dem ganzen trojanischen Kriege gelegt wurde. Seine Mutter tauchte ihn als ein kleines Kind in den Styx, um ihn unverwundbar zu machen. Doch blieb eine Ferse unbenezt, weil sie ihn bei derselben gehalten hatte. Er ward hierauf von dem Centauren Chiron erzogen, der ihn mit dem Marke von Löwen und Bären nährte. Er war schön, wie ein Frauenzimmer. Er war der tapferste unter den griechischen Helden, aber zornig, trozig, unerbittlich, und wolte kein andres Gesez erkennen, als das Gesez der Waffen. Thetis, welche wußte, daß er die trojanischen Feldzüge nicht mitmachen kön-

könte, ohne sein Leben einzubüssen, hatte ihn an dem Hofe des Lykomedes in Frauenzimmerkleidung verstekt, wo er seines blonden Haars wegen Pyrrha genant wurde, und niemand ihn von den wirklichen Prinzessinnen unterscheiden konte. Indessen fiel Ulysses auf eine List, die den erwünschten Ausgang hatte. Er verkleidete sich in einen Kaufmann, und kam mit Frauenzimmerschmuk, unter dem auch einige Waffen befindlich waren, an den Hof des Lykomedes. Wie nun die Töchter dieses Königs nach dem Schmuk griffen, nahm Achilles aus angeborner Neigung einen Dolch in die Hand, und ward dadurch dem Ulysses kenbar.

Sie können sich leicht denken, gnädige Frau, daß die Maler eine solche Gruppe, wie diese, nicht übersehen haben. Ich sah in der Gallerie zu Gotha ein Gemälde, das diese Geschichte vorstelte; und Kupferstiche davon hat man viele.

Achilles hatte während dieser Maskerade mit der Deidamia, der Tochter des Lykomedes, einen vertrauten Umgang gehabt, und einen Sohn von ihr, welcher Pyrrhus und auch Neoptolemus genant wurde. Er vermählte sich mit derselben vor seiner Abreise, die, so ungern es auch Lykomedes und seine junge Gemalin zugeben wolte, auf das anhaltende Bitten der vereinigten Griechen geschehen mußte.

Endlich, nachdem alle Hindernisse besiegt, und alle nötige Zurüstungen gemacht waren, versammelten sich die griechischen Fürsten und das ganze Heer unter Agamemnons Befehl in dem Hafen von Aulis, wo eilftausend und sechs und achtzig Schiffe bereit stunden, sie nach Asien über zu bringen.

Hier erlegte Agamemnon einen Hirsch der Diana, wodurch die Göttin so aufgebracht wurde, daß sie durch einen widrigen Wind die Griechen an ihrer Reise verhinderte. Kalchas that den Ausspruch, daß man die Göttin nicht anders als durch das Blut der Iphigenia versöhnen

kònte. Ulysses, der vol List und Erfindung war, begab sich geschwinde nach Mycene. Er beredete die Klytemnestra, unter dem Vorwande, daß ihre Tochter mit dem Achilles vermält werden solte, mit derselben nach Aulis zu kommen. Die unschuldige Iphigenia solte nun geopfert werden. Schon war der Priester mit dem Messer bewafnet. Achilles wolte sich ihrer annehmen.

Le triste Agamemnon — — —
Pour detourner ses yeux des meurtres, qu'il presage,
Ou pour cacher ses pleurs s'est voilé le visage.

Aber Diana ward zum Mitleiden bewogen, und entrükte die Prinzessin durch die Luft nach Tauris. Man opferte statt ihrer ein junges Reh, der Wind ward günstig, und das griechische Heer langte glüklich in Asien an.

Anfangs waren die Waffen der Griechen überal siegreich. Das Heer, das man ihnen im Felde entgegengesezt hatte, ward geschlagen; eine reiche Beute war die Belohnung ihrer Tapferkeit, denn mehr als zwanzig Städte des trojanischen Reichs wurden erobert. Aber weit mehr kostete die berühmte Belagerung von Troja, welche zehn Jahre daurte, und von der ich in meinem nächsten Briefe umständlicher reden werde.

(Die Fortsezung folgt.)

8.

Ein Fragment
aus einer psychologischen Vorlesung von Karl Häß.

Sie wissen, meine Herren, was die deutsche Seelenlehre war, eh Bonnet kam, der das freundschaftliche Band zwischen ihr und ihrer ältern Schwester, der Zergliederungs-

rungskunst, knüpfte, sich mit dem anatomischen Messer einen Weg durch die Schlangengänge des Körpers zur Seele bahnte, und die Fakkel der Erfahrung in ihre finstersten Labirinte trug. Durch seine und die Bemühungen seiner Nachfolger gelang es uns endlich, der Natur auf die Spur zu gerathen. Nun kanten wir mit Zuversicht die Werkzeuge und die Werkstatt, in der Empfindungen erzeugt und zu Gedanken verarbeitet werden. Nun wußten wir, was vor jeder Vorstellung in dem irdischen Gefährten der Seele vorhergehen müsse. Aber noch ein Glied in der Kette des Systems lag unentwikkelt. Ist in dem Saitenspiel der Empfindungen für jeden Ton eine besondere Saite? — Wirkt der blaue Lichtstral auf einen andern Nerven, als der rothe? — Giebt es in dem Organ des Geruchs so viele Nerven, als es Gerüche giebt? — Oder erhalten wir sie durch einen einzigen Nerven; der aber verschiedentlich modifizirt wird? Wirkt die Nelke, die Tulpe und die Königin der Blumen auf ein und dasselbe Organ, und wird die Verschiedenheit der Empfindung blos durch die Verschiedenheit des Eindruks verursacht?

Er wagte es nicht, der scharfsinnige Anatom der Seele, die Frage mit Gewißheit zu entscheiden. Er mutmaßte nur, unterstüzte seine Mutmassung mit einigen Thatsachen, um den Blik des künftigen Forschers auf sich zu ziehen. Aber hat nicht die Zeit schon so manche seiner Mutmassungen mit dem Gepräge der Wahrheit gestempelt, und was anfänglich Hypothese war, zu den Rang unbezweifelter Grundsäze erhoben? Ob ich dies auch im gegenwärtigen Fall behaupten darf, laß ich, wenn sie meine Gründe werden gehört und geprüft haben, ihrer Entscheidung über.

Die Lehre, daß nichts in der Seele sei, wovon der Grund nicht in dem mit ihr verbundenen Körper läge, ist so alt, als die Psychologie selbst. Vor jeder Vorstellung muß also eine Bewegung irgend eines Nerven vorhergehen. Ich würde mich bei diesem Saze länger aufhalten,

wenn ich Grund hätte zu vermuten, daß sie, meine Herren, nicht schon längst davon überzeugt wären. Auch diesen Saz könte ich ohne Anstand voraussezen, daß unsere Seele in einem einzigen untheilbaren Augenblikke mehrere gleichartige Empfindungen haben könne; oder ich dürfte mich zum Beweise nur auf ihr inneres Gefühl berufen, ob sie an der Rose nicht zugleich die grünen und die rothen Blätter sehen? ob sie nicht zu gleicher Zeit das Rasseln des Donners, den Schall der Trompete und das Rauschen des Stromes hören können? — Wenn sie ein Porträt von Rubens ansehen, stellt sich ihnen nicht das ganze Gemälde mit allen seinen Farben auf einmal dar? nehmen sie sie etwa nur nach und nach wahr, erst die Farbe des Antlizes, dann die der Augen, und endlich die des Gewandes? Fällt ihnen nicht schon alles dieses beim ersten flüchtigen Blik auf? —

Aber ich sehe einem Einwurf entgegen, der ihnen vielleicht schon auf den Lippen schwebt. Der Strom der Ideen, sagen sie, fließt so schnell, daß sie in einander zufliessen, und weil wir keine Zwischenmomente wahrnehmen, gleichzeitig zu sein scheinen.

Wohlan dann! lassen sie uns dieses einen Augenblik als wahr annehmen. Denken sie sich nun eine Seele, in der die Folge der Ideen pfeilschnell vorübergeht, die aber nicht zwo Vorstellungen zugleich haben kan, sondern in der die vorangehende erlischt, so bald die nächst darauf folgende erscheinet. Wird in einer solchen Seele ein Urtheil, eine Bemerkung irgend eines Verhältnisses, einer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit zwischen ihren Vorstellungen möglich sein? Wie unbegreiflich! da sie zwo Vorstellungen nicht zusammenhalten kan, da die vorhergehende Idee ganz verschwunden ist, so bald die darauf folgende ihr gegenwärtig wird. Es ist falsch, antworten sie, daß die vorhergehende Idee ganz verschwunden ist; sie ist der Seele noch durch die Erinnerung gegenwärtig. So ist es also wahr, daß sich die Seele zugleich erinnert und auch

zugleich empfindet. Heißt dies nicht eben so viel, als: sie kan mehrere Vorstellungen zu gleicher Zeit haben?

Doch warum verweile ich so lange bei einem Saze, davon die Beweise in den Schriften aller Psychologen stehen? Ich nähere mich also der Aufgabe, die Bonnet sich selbst gemacht, und zu deren Auflösung ich mich so eben anheischig gemacht habe. Nur noch einen einzigen Saz sehe ich mich gezwungen aus der algemeinen Naturlehre zu entlehnen. In der Bewegung läßt sich nichts anders denken, als Richtung und Geschwindigkeit. Wenn sich eine Bewegung ändern, oder von einer andern verschieden sein sol, so muß sie entweder eine verschiedene Richtung, oder eine verschiedene Geschwindigkeit haben. *) Ein Körper kan in einem einzigen Augenblikke nicht mehr als eine einzige Richtung und Geschwindigkeit, das heißt, nicht mehr als eine einzige Bewegung haben.

Die blosse Nebeneinanderstellung dieser Säze, daß sie mit einem Blikke übersehen werden können, enthält den versprochenen Beweis. Vor jeder Vorstellung muß die Bewegung eines Nerven vorhergehen. Verschiedene Vorstellungen sezen verschiedene Bewegungen der Nerven voraus. Unsere Seele hat mehrere gleichartige Vorstellungen zu gleicher Zeit, die sie als verschieden wahrnimt, das heißt: sie hat zugleich die Vorstellung der rothen und grünen Farbe. Erhielte sie nun diese Vorstellungen durch einen und denselben Nerven, oder wirkte der rothe Lichtstral

 auf

*) Mendelssohn erklärt im Phädon die Veränderung durch die Abwechslung entgegengesezter Bestimmungen. Diese Erklärung ist offenbar falsch. Die Bewegung eines Körpers verändert sich entweder, wenn sich die Richtung, oder wenn sich die Geschwindigkeit verändert.

d b
V
Wenn sich ein Körper nach der Richtung c a bewegt, so sagen alle Geometer, die Bewegung habe sich verändert, wenn er sich nun nach der Richtung c d bewegt. Aber die Richtung c d ist doch der Richtung a b nicht entgegengesezt.

auf eben jenen Nerven, auf den der grüne wirkt, so müßte ein und derselbe Nerve in einem und demselben Augenblikke zwei verschiedene Bewegungen haben, das heißt: er müßte sich zu gleicher Zeit nach zwei verschiedenen Richtungen, oder mit zwei verschiedenen Geschwindigkeiten bewegen. — — —

9.

Polichinell's Bittschrift an den Großsultan.

Eure großsultanische Hoheit geruhen, in allerhöchsten Ungnaden nicht zu vermerken, daß ich mich erkühne, gegenwärtige unterthänigste Bittschrift Eurer Hoheit zu allerhöchsten Füssen zu legen.

Ich bin ein armer Italiener, dessen Gewerb und Handthierung darin besteht, andere Leute lachen zu machen; werde mich aber wol hierüber, da die Staaten Eurer Hoheit noch in vielen Künsten und Wissenschaften glorreichst weit zurük sein sollen, näher erklären müssen.

Man nennt meine Wenigkeit den Polichinell, weil eine kleine buklichte lächerliche Puppe, welche mit diesem Namen in meinem Vaterland schon von Jahrhunderten her beehret worden, die Hauptperson derjenigen kleinen Lustspiele ist, die ich, auf einer von vier Brettern und einigen Lumpen zusammengesezten Schaubühne, auf öffentlicher Strasse, mit Erlaubniß einer hohen Obrigkeit des Orts, wo Jahrmarkt gehalten wird, aus dem Stegreif zu spielen pflege. *) Das Wizigste an der Sache macht ei-

*) Einige nennen diese Puppe Porcinello, welchen Namen der Ton der Sprache, die man diese Puppe reden läßt, für den ächten zu erklären scheint, da solcher mit dem Laut eines Spanfärkelchens übereinstimt. Allein unser Polichinell ist ein viel zu erfahrner Hofmann, als daß er den Sultan an ein Fleisch erinnern wolte, welches Se. Hoheit nicht essen dörfen.

eigentlich die Figur meiner Puppe; denn Eure sultanische Hoheit werden wol von Höchstderoselben in dem Propheten ruhenden Vorfahren am Regiment erzälen gehört haben, daß auch sie mit wirklich misgestaltet gebornen oder mit Fleiß dazu gemachten Menschen sich zu belustigen allerweisest gewohnt gewesen. Hierzu komt noch eine künstlich nachgeahmte schnarrende Nasensprache, die ich Eurer Hoheit mit nichts deutlicher, als mit der Sprache eines Stährchens vergleichen kan. Auf das, was ich meine Puppe, die ich mit den Händen und Fingern regiere, Schnakisches sprechen lasse, komt das Wenigste an. Genug, die zusammengelaufene hohe und niedrige Zuschauer müssen lachen, wenn sie gleich die größten Sauertöpfe wären, und alsdann sammelt mein Weib, indem sie mit einem Teller unter der Versamlung herumgeht, die selbstbeliebige Belohnung, für diese dem Milz und der Lunge des hochgeneigten Publikums erwiesene Wohlthat, an kleinen Silber= oder Kupfermünzen.

Auf diese Weise, grosmächtigster Sultan und Herr! pflegte ich bisher mein Brod ehrlich und lustig zu verdienen, und es würde mir nicht einfallen, das christliche Europa zu verlassen, wenn sich nicht die ehrwürdige Polichinellenzunft so unzählbar vermehrt hätte, daß ich einer Verminderung nicht nur, sondern gänzlicher Entziehung meiner Nahrung mit Betrübniß entgegensehe.

Wenn nun aber Eure grossultanische Hoheit, wie ich aus christlicher Liebe nicht zweifeln wil, zwar mit wirklichen Narren, die es nicht sein wollen, so gut, als eine europäische Macht, versehen sein dörften; hingegen mir nicht bekant, ob auch mit vernünftigen Leuten, welche nur den Narren spielen: und ich daher in den Ländern, welche Allerhöchstdero Zepter oder Stiefel zu küssen die höchste Gnade haben, mein Glük besser, als hier, zu machen verhofte; Als habe ich hierdurch um die allergnädigste Erlaubniß, in den türkischen Staaten Polichinell zu sein, (allenfals mit einem, gegen eine leidliche Abgabe,

 mir

mir allerhöchst zu ertheilenden ausschließlichen Privilegium,) in tiefester Unterwürfigkeit bitten wollen.

Was ich unter einem ausschließlichen Privilegium verstehe, Eurer Hoheit zu erklären, würde eine Vermessenheit sein; sintemalen ich von einem grundgelehrten Herrn Hofkammerrath belehrt worden, daß die ausschließliche Privilegien, mit noch mehrern Kameralkünsten, aus dem Orient zu uns Abendländern herübergekommen, und nur bei uns verfeinert worden sein.

Meine Kühnheit wird dadurch sich mit allerhuldreichester Vergebung schmeicheln dürfen, wenn ich Eure Hoheit zu überzeugen im Stande sein solte, daß ein unterthänigster Diensteifer für Eurer Hoheit allerhöchstes Interesse eben so viel Antheil an meiner unterthänigsten Bitte habe, als mein selbsteigener Vortheil: und ich getraue mir, diese Ueberzeugung durch Nachfolgendes zu bewirken.

Bekantlich werden die blühenden Reiche Eurer Großmächtigkeit jährlich durch die leidige Seuche der Pest heimgesucht, über deren Entstehung und eigentlichen Ursachen sich die größten Aerzte alter und neuer Zeiten die Köpfe vergeblich zerbrochen haben. Meines allerunterthänigst unmaßgeblichen Dafürhaltens ist die Ursache der Pest in nichts anders zu suchen, als darin, daß bei Allerhöchstderoselben lieben getreuen Unterthanen das Lachen unter die sehr seltenen Erscheinungen gehört, folglich in Ermangelung dieser heilsamen Erschütterung des Körpers die Humores peccantes — verzeihen Eure sultanische Hoheit, daß ich hier den Perioden abbreche, und das übrige Allerhöchstderoselben Leibarzt zu verwelschen überlasse. Es ist aber gegenwärtig die Sitte der bewundertsten europäischen Schriftsteller, sich in hingeworfenen und abgebrochenen Gedanken auszudrükken, und ich habe hierdurch Eurer Hoheit nur einen bescheidenen Wink geben wollen, daß ich in meiner Jugend grössere Bestimmungen hatte, als Polichinell zu werden, wozu ich

ich eigentlich durch mein Weib mitten auf einer höhern Laufbahn den Beruf erhielt. Doch auch dieses ist kein Geringes, da mir eben diese Sphäre Gelegenheit geben sol, den Unterthanen Eurer Großmächtigkeit bei Tausenden das Leben zu retten!

Ich würde mich zwar nicht erfrechen, Eurer großsultanischen Hoheit mit dieser Armseligkeit, der Rettung von Menschen, aufgezogen zu kommen, und solche, als einen Beweggrund zu meiner allergnädigsten An- und Aufnahme, geltend zu machen, da ich auf meinen Reisen durch die christliche Staaten die Bemerkung gemacht habe, daß die hin und wieder von hohen Landesregierungen angeordnete Gesundheitskollegien ordentlicher Weise, und nach der Regel genommen, nur die Viehseuchen, und nicht die Menschenseuchen, zum vorzüglichsten Augenmerk haben. Allein da ich aus einer Reisebeschreibung gelernt, daß die Kopfsteuer in den Reichen Eurer Hoheit eingeführt sei; diesemnach aber, weil solche nur von lebendigen Köpfen, die noch Turbane, Müzen oder Hüte tragen, bezahlt wird, Allerhöchstderoselben landesväterlichen Liebe und Schazkammer es nicht gleichgültig sein könne, mehr oder weniger lebendige Köpfe zu haben: so glaube ich, daß in dieser Rüksicht mein allerunterthänigstes Pestprojekt mir zu allerhöchsten Gnaden gehalten werden möchte.

Ich weiß übrigens wol, daß von einigen europäischen Staatsgrüblern die weltgepriesene muselmännische Ernsthaftigkeit der großsultanischen Regierungsform beigemessen wird, und daher bezweifelt werden könte, ob meine eröfnete tragbare oder wandelnde Schaubühne die versprochene Wirkung eines erfrischenden Gelächters herfürbringen würde. Ich kan aber Eure Hoheit allerunterthänigst versichern, daß es nichts als blosse lautere Verläumdung wider die weiseste großtürkische Regierung sei, wenn derselben die Seltenheit des Lachens aufgebürdet werden wil; inmassen ich auf meinen Wanderungen verschiedene christlicheuropäische Länder angetroffen, wo ohne Aufhören

gelacht

gelacht wird, ungeachtet ihre Regierungsformen (einige kleine äusserliche Zeremonien, als z. B. den seidenen Strik und dergleichen ausgenommen, wofür andere Gebräuche von Papier eingeführt worden,) der höchstpreislichen asiatischen Regierungsform durchaus gleichförmig sind.

Jedoch nicht nur von dieser physikalischkameralistischen Seite betrachtet, sondern auch noch von einer andern Seite darf ich, allerunterthänigst unterzeichneter Polichinell, mich als einen Eurer Hoheit vielleicht nicht ganz unnüzlichen Mann darstellen.

Ich habe zwar oben gesagt, daß dasjenige, was ich meine Puppen sprechen lasse, eigentlich das Minderbeträchtliche an meinen Schauspielen sei. Daß aber diese meine bescheidene Aeusserung nicht ganz nach dem Buchstaben, sondern nur so, wie man das nämliche von der grossen Opera sagen könte, verstanden werden müsse, geruhen Eure Großmächtigkeit daraus zu schliessen, wenn ich bemerke, daß einer der Hauptspässe meiner Lustspiele darin bestehe, daß Polichinell, (wohl verstanden die Puppe,) so oft er auf die unschuldigste und albernste Weise, warum? fragt, eine tüchtige Tracht Schläge bekomt. Wie viel Lehrreiches aber in diesem einzigen Zug für Eurer großsultanischen Hoheit liebe und getreue Unterthanen verborgen liege, und daß meine Spiele wegen diesem so hochnöthigen, und so sinnlich gefaßten Unterricht den Namen der Volksschauspiele vorzüglich verdienen, eben daher auch in vielen europäischen Provinzen, wo alle andere Schaubühnen verboten sind, allein begünstiget werden, erhellet von selbst.

Ich wiederhole also nochmals meine allerunterthänigste Bitte, mit der Versicherung, daß wenn Eure großsultanische Hoheit mich mit einer mildesten Erhörung, und zugleich zu einem Schuzbrief gegen die flinke Stäbe Allerhöchstderoselben Janitscharen, (damit solche nicht sich einfallen lassen, an Zahlungsstatt mit mir den Polichinell zu spielen,) mit dem Titel eines ausschließlich privilegirten

Schau=

Schauspielers der hohen ottomannischen Pforte zu begnadigen geruhen wolten, Allerhöchstdieselbe unter der dem Sand am Meere gleichenden Anzahl von Unterthanen, sie sein Rechtgläubige, Juden, Griechen oder Heiden, keinen finden werden, welcher bereitwilliger, und schon unter verschiedenen christlichen Regierungen gebeugter ist, mit tiefest kriechender Unterthänigkeit zu leben und zu ersterben, als Eurer ꝛc. ꝛc.

10.

An den Verfasser des Aufsazes über Kirchenmusiken im deutschen Museum, Oktober 1780.

Ich ehre jeden redlichen Eiferer fürs Beste der Menschheit. Sie scheinen mir ein solcher zu sein, und deshalb bin ich gerne der, der Ihre Anfrage beantwortet. Ueberdem bin ich mit Ihnen in allem, was nicht geradezu die Kunst betrift, so sehr einerlei Meinung, daß wir über die Sache selbst nichts zu bestreiten haben; nur die Art und Weise, wie hier zu verbessern sei, wie Kirchenmusik eigentlich beschaffen sein solte, worüber Sie als Nichtkünstler schweigen, oder doch zum voraus bescheiden sich ergeben, bleibt mir in meiner Antwort zu bestimmen, und das kan ich durch Zusammenstellung einzelner Stellen aus einigen meiner eignen Schriften thun, die vermuthlich nicht mehr gelesen werden. Ich könt' es freilich izt besser sagen, dazu fehlt mir aber Musse und Lust. Auch liegt da wol gar wenig daran, da meine Meinung noch dieselbe ist. Wahrheit bleibt überal Wahrheit. Und wer den Geist davon nicht faßt, nur durchs Gewand amüsirt sein wil, der suche sich seine Nahrung wo er wil. Ich mag nicht amüsiren.

Wie

Wie sehr auch ich unsre Kirchenmusiken unzwekmässig und verächtlich finde, hab' ich bereits vor sechs Jahren in meinen Briefen eines aufmerksamen Reisenden laut erklärt. Im zweiten Brief S. 47. ist erst den Herren Organisten ein Wort ans Herz gelegt, und dieses mit einer wahrhaften und interessanten Szene, die ich in Herrnhut erlebte, besiegelt. Hier ist sie:

„Alle die Verzierungen, die auf dem Theater schön sind, schikken sich nicht in die Kirche; sie stören die Andacht, indem sie uns vergnügen, und bei uns oft Erinnerungen zuwege bringen, die für den heiligen Ort unanständig zu denken sind. Wer dieses auch bei den mehrsten unsrer Herren Organisten nicht täglich empfindet, dem fehlt es gewiß an wahrer Andacht, oder an feinem Gehör. Ich kan mich nicht enthalten, einen völlig passenden Vorfall zu erzälen, der mir in Herrnhut, dem Size der wahren, herzlichen Andacht, begegnete. Ein alter ehrwürdiger Mann aus dieser Gemeine führte mich auch in ihr Bethaus, um da ihrem Gottesdienste mit beizuwohnen. Die edelste Simplizität des Gebäudes, die volkommenste Stille der Zuhörer, auf deren Gesichtern sich die Algegenwart Gottes, die zärtlichste Liebe zu ihm und dabei eine gewisse Ruhe malte, die unser Körper nur hat, wenn die Seele in der äussersten Arbeit ist; zu diesem noch die einfachste Musik und ein reiner ungekünstelter Gesang flößten mir eine andächtige und selige Empfindung ein, die ich in unsern gewöhnlichen Kirchen noch nie empfunden hatte. Und dennoch kam meine Andacht der ihrigen nicht gleich, indem ich etwas nicht bemerkte, welches ich von meinem Führer bei dem Ausgange erfuhr; vielleicht war auch mein Ohr daran schuld, welches an die volkommenste Simplizität nicht so gewöhnt war, wie das ihrige; kurz, da wir das Bethaus (welches sie sehr gut Gemeinsaal nennen,) verliessen, so begegnete uns der Organist, der ebenfals ein Bruder der Gemeine war. Mein Führer hielt ihn an, und redete in folgenden Worten zu ihm:

Lie-

Lieber Bruder, du hast heute in währendem Liede einen gewissen bunten Lauf von Tönen gemacht, der mich sehr in meiner Andacht störte; denn ich erinnerte mich dabei eines Harlekins, den ich vor vielen Jahren in Venedig auf dem Theater gesehen, und zu dessen einem Sprunge eben dieselbe Musik ging. Dieses zerstreute nothwendig auf einige Augenblikke meine Gedanken und führte mich von dem ab, der meine ganze Seele erfüllen solte. Thue dieses künftig nicht mehr, sondern hilf vielmehr unsre Andacht befördern, und freue dich, Mittel dazu in den Händen zu haben.„

„Und ihr, meine Herren Organisten, die ihr uns so gern die Geschwindigkeit euret Hände und Füsse und euren Wiz zeiget, schämet euch, diese Mittel nicht allein bisher vernachlässigt, sondern sogar die entgegengesezten mit allen euren Kräften gesucht zu haben, und ändert eure Spielart. Bereitet euch mit eben der Andacht zu eurem Vorspiel, mit der sich der Prediger zu seiner Predigt bereitet, und dann spielet die Choräle so lauter und rein, und ohne eitle Verzierungen, so wie dieser das ihm vorgeschriebene Evangelium lieset. Ihr habt zu eurem Vortheile, Ehrfurcht und Andacht zu erregen, noch die Kentnisse der Harmonie, die der Mann in Herrnhut nicht hatte, daher er denn auch nur vermittelst des Gesanges eine sanfte und angenehme Empfindung seinen Zuhörern einzuflössen vermochte. Ihr aber, die ihr durch die Macht der Harmonie unsre Seele bis zu dem Throne Gottes erheben, und sie wieder demüthig bis in den Staub erniedrigen könnet, bedienet euch der Gewalt, die wir euch über unsre Herzen zugestehen müssen, bereitet unsre Herzen erst zu den Worten des Lehrers, und grabt sie hernach noch tiefer in unsre Herzen ein.„

Nachdem auch dem Sänger sein bescheiden Theil gesagt worden, heißt es vom Singekomponisten:

„Der Kirchenkomponist ist also sehr von dem Theaterkomponisten *) verschieden. Erfindung und Reichthum an angenehmen, gefälligen, reizenden Gedanken, die ein grosses Verdienst an dem Theaterkomponisten ausmachen, können an dem Kirchenkomponisten zum Fehler werden. Eben so kan eine grosse Lebhaftigkeit, eine gar zu feurige Einbildungskraft, und endlich eine übertrieben verwegne Kühnheit der Gedanken oft Dinge hervorbringen, die auf dem Theater allen Beifal verdienten, in der Kirche aber, weil sie an dem unrechten Orte stehen, durchaus fehlerhaft sind. Zu diesen Fehlern gehören auch noch die schnelle Verwechselung des Zeitmaasses und die kurzen Rythmen. Dahingegen ist eine grosse Kentniß der Harmonie, deren gar zu häufiger Gebrauch beim Theater fehlerhaft ist, eins der größten Verdienste des Kirchenkomponisten; so wie auch der einfachste, ungekünstelte Gesang, der, ohne unsern Wiz zu beschäftigen, oder unser Ohr angenehm zu küzeln, oder Verwundrung bei uns zu erregen, gerade zum Herzen dringt, und da die Empfindung erregt, die der Dichter dem Komponisten zum Ausdruk vorgelegt hat. Der Kirchenkomponist wird auch zuweilen Gelegenheit haben, sich seiner feurigen Einbildungskraft und Kühnheit der Gedanken zu bedienen, aber dann brauche er ja die alleräusserste Vorsicht, um nicht einen Augenblik den heiligen Ort, für den er schreibt, aus den Augen zu lassen; hiezu wird nun aber ein sehr richtiges Gefühl und geläuterter, guter Geschmak erfordert. Man kan also folgende Eigenschaften bestimmen, die zu einem volkomnen Kirchenkomponisten nothwendig sind; Genie und heiliger Eifer für diese Anwendung seiner Kunst wird nothwendig vorausgesezt, 1) eine gründliche Kentniß der Harmonie und der Sezkunst überhaupt; 2) einen guten

*) Ich meine hier auch nur den Komponisten für das ernsthafte Theater. Wie sehr der, der für das komische schreibt, von dem Kirchenkomponisten verschieden ist, sieht ein jeder von selbst ein, und bedarf keines Vergleichs.

ten natürlichen und rührenden Gesang; 3) ein äusserst richtiges Gefühl; 4) einen guten und geläuterten Geschmak„

Ueber die wahre Natur der Kirchenmusik hab' ich mich an einem andern Orte näher erklärt. Es heißt bei Gelegenheit des Stabat Mater von Pergolesi:

„Wer den strengsten, eigentlichsten Begrif von Kirchenmusik hat, und darnach urtheilen wil, der kan freilich mit Recht sagen: Das Stabat Mater ist gar kein Kirchenstük, und solche Musik gehört nicht in die Kirche. Alsdann aber muß man dieses fast von allen neuern italienischen und deutschen Kirchenmusiken sagen: denn eigentlich schikken sich weder Rezitative noch Arien in die Kirche, am wenigsten Arien von so üppigem und spielendem Gesange, dergleichen in den meisten Kirchenmusiken befindlich sind. Die Chöre scheinen sich allein für die Kirche zu schikken, sie allein flössen dem versammelten Volke die Andacht und die Ehrfurcht ein, die das Herz im Tempel Gottes erfüllen sollen.„

„In der einzelnen Arie stört die künstlich schöne Stimme die Andacht eben so sehr, als die schlechte, und vielleicht noch mehr: denn sie zieht unsre Aufmerksamkeit an sich, und vergnügt uns da, wo wir sollen erbaut und gerührt werden, und zwar auf andre Weise gerührt, als es die Schönheit der künstlichen Stimme thut. Ueberhaupt gehört der blumenreiche und verzierte Gesang gar nicht in die Kirche, gar nicht zur wahren Würde, und zur wahren erhabenen Schönheit der Tonkunst, so sehr er sie auch zu ihrer übrigen Anwendung bereichert. Nur der reine und einfache Gesang, der geradezu aus der bestgeordnetsten, reinsten Harmonie entspringt, das ist der wahre edle Gesang, das ist der Gesang der Kirche, und der kan am volkomensten in den Chören Statt finden. Nur die volkommenste Folge der Kontinuität der Harmonie — die desto volkomner ist, je mehr das Vorhergegangene Vorbereitung zur Folge ist, je mehr es die Folge nothwendig macht, — nur

diese Kontinuität der Harmonie, wenn sie zugleich die beste Fortschreitung jeder einzelnen Stimme, und vorzüglich die Oberstimme hat, ist wahre Schönheit der Tonkunst, die nie und bei keinem ihre edle Wirkung verfehlt; und nur so gehört die Tonkunst in den Tempel.„

„Diese würdige heilige Musik erfordert und verdient alsdenn aber auch eine ganz andre heilige Poesie, als die bisherigen geistlichen Poesien größtentheils gewesen, eine heilige Poesie, die dem ganzen Volke verständlich, wichtig und heilig ist, die ihm nicht erst durch gedrukte Texte, auch nicht durch den Sänger erst bekant gemacht würde; sie müßte ihm schon lange im Herzen heilig sein, und nur durch die Gewalt der Töne tiefer eingeprägt werden, ihm noch wichtiger, noch heiliger werden. Dies ist die wahre Vereinigung der edlen Dichtkunst und der edlen Tonkunst zu ihrem größtem Nuzen, zu ihrem höchsten Zwekke.„

Das war zugleich von Beschaffenheit der Kirchenpoesie. Das allerwichtigste zur zwekmässigsten Verbesserung unsrer Kirchenmusik möcht' aber wol die Verbesserung des Gesanges beim Volke selbst sein. Hierauf zwekt eine kleine Abhandlung von mir in den Ephemeriden der Menschheit *) ab; sie ist überschrieben: An die Jugend, Aufmunterung zum reinen und richtigen Gesang, als ein Theil der guten Erziehung in unsern Zeiten. Hieraus mag nur noch folgende Stelle stehen:

„Ihr werdet oft bei dem Gesange in der Kirche durch das unanständige Geschrei, durch den völlig verkehrten und übelklingenden Gesang von Kindern, auch wol von alten Leuten, gereizt, euch umzusehen, ja wol gar zu lachen; werdet ihr nun dadurch nicht in eurem Gesange gestört? Und eben so stört ihr wieder sehr oft andre Leute durch euren Gesang. Würde das aber nicht dadurch vermieden werden, wenn alle die, die in der Kirche sind, rein und verständig sängen?„

„Aber

*) Siehe Ephemeriden der Menschheit vom Jahr 1777. Eilftes Stük.

„Aber diese Sicherheit, nicht gestört zu werden, ist noch nicht der größte Theil, den ein algemeiner reiner Gesang hervorbringt, er kan auch die Andacht befördern und sehr erhöhen. Seht nur, da wird in Rom jährlich zu einer gewissen Zeit ein Kirchenstük von lauter Singstimmen, ohne Begleitung andrer musikalischen Instrumente aufgeführt, das ist so simpel und leicht, wie unsre Choräle, und nicht einmal durchgängig so schön, als die Melodie vieler unsrer Kirchengesänge ist, das thut auf alle, die es hören, eine so grosse Wirkung, daß alle Reisende, die es gehört haben, versichern, sie wären niemals von solcher innigen Andacht durchdrungen worden, hätten niemals so lebhaft im Innersten ihrer Seele die Gegenwart und die Grösse Gottes gefühlt, als bei Anhörung dieses Gesanges. Ja dieses haben mir sogar Leute versichert, die nicht einmal die lateinischen Worte, die gesungen wurden, verstanden, also blos durch die schöne Uebereinstimmung der vielen Singstimmen so gerührt wurden. Wie vielmehr muß dieses nun nicht beim Singen solcher Worte geschehen, die schon auf Erregung der Andacht abzwekken.

„Ihr sehet also ein, lieben Kinder, daß bei einem algemeinen reinen und übereinstimmenden Gesange unser Gottesdienst weit feierlicher und andächtiger und ohne Störung wäre. Hiezu kan es aber niemals kommen, meine Lieben, wenn ihr euch nicht Mühe geben wolt, rein singen zu lernen.„

Wie wenig ich deshalb aus unserm Volke künstliche Sänger machen möchte, und wie wenig ich selbst diese künstliche Sängerei achte, mag noch eine Stelle aus obiger Abhandlung beweisen.

„Zu dem bunten Gesange, (oder künstlichen Gesange, wie man ihn spottweise nennt, weil er nicht so recht natürlich ist,) worüber ihr so oft mit Recht gelacht habt, wenn ihr auf dem Theater, oder wol gar in der Kirche, Sänger mit beständig aufgerißnem Munde saht, wie sie ohne Bedeutung tausend Töne hinter einander fortrollten,

um es den Nachtigallen und Lerchen nachzumachen, die es doch tausendmal reizender und schöner und mannichfaltiger machen können. Zu diesem Gesange findet ihr hier keine Anleitung. Soltet ihr aber einmal Lust bekommen, die kostbare Zeit zu solchen Spielereien anzuwenden, so wird es euch hernach, wenn ihr erst richtig und rein singt, leicht werden zu lernen.„

„Aber rein und richtig müßt ihr singen lernen, um das Lob des Allerhöchsten, um den Dank für seine unendliche Güte mit reiner Kehle und andächtigen Herzen anstimmen zu können; um euch und andere desto kräftiger zur Tugend und Menschenliebe aufzumuntern; um euch und andern die tausendfache Schönheit der Natur fühlbarer zu machen; um euch und andere zur Fröhlichkeit und Freude aufzumuntern; um euch und andere desto kräftiger beruhigen und zur Zufriedenheit stärken zu können.„

Ich muß hier noch einen Gedanken hersezen, der mir sehr natürlich scheint, um den Gesang des ganzen Volks auf eine leichte Art zu verbessern. Wie bei den Kindern so auch beim Volk ist nur der Unterricht durch Beispiel fruchtbar. Wenn man also für jede Kirche ein recht gutes Sängerchor hätte, das rein und mit Ausdruk sänge, und von diesem Chor, das eben nicht stark sein dürfte, jede Strophe des Liedes erst unter alleiniger Begleitung eines vernünftigen, lieber möcht' ich sagen christlichen Organisten, gesungen würde, und dann von der ganzen Gemeine, mit Begleitung mehrerer Instrumente, wiederholt würde; so müßte dadurch sehr bald der Gesang der Gemeine gebildet, und die Würde unseres Gottesdienstes erhöht werden. Denn der bestmöglichste, eindringlichste, würdigste Vortrag unsers Chorals wird in alle Ewigkeit die beste und einzig wahre Kirchenmusik bleiben. Zu dieser besten harmonischen und melodischen und vortragenden Behandlung des Chorals müßten aber Organist und Chordirektor wahre Künstler und samt dem Chor und der Gemeine wahre Christen sein. Denn ohne Sinn und Herz

für

für die Kunst, ohne tiefe Kentniß ihrer Wirkmittel, und ohne Eifer und Andacht bei ihrer Anwendung und Ausübung, Andacht und hohe Gefühle beim Volk erregen wollen, hiesse wähnen, das grosse Weltmeer mit Blasebälgen in die Bewegung zu sezen, in die nur des Allgewaltigen gewaltiger Sturm es sezt. — Berlin, am 15. Oktob. 1780.

Joh. Friedr. Reichard.

(Vielleicht die Fortsezung hievon künftig.)

11.

Beitrag zur Geschichte der deutschen Schaubühne.

Wenn man in dem Theaterjournal für Deutschland mit einer Art von Verwunderung, und in dem Ton, wie man ehmals erzälte, daß es in diesem oder jenem Jahr Blut geregnet habe, angemerkt sieht, daß schon im Jahr 1683. zu Mainz ein Schauspiel aufgeführt worden sei *); daß man im Jahr 1730. den weinenden Petrus, ein grosses theatralisches Singspiel, im Jahr 1731. Haman und Mardochai, 1732. die unglükliche Eudoxia im theologischen Hörsale der Universität Altorf gespielt habe **); u. s. f. so könte ein Fremder dadurch auf den irrigen Gedanken gerathen, als ob in Franken, Schwaben und am Rheinstrom die Schauspiele in vorigen Zeiten höchst seltene Erscheinungen gewesen wären. Bei einer nähern Untersuchung aber ergiebt sich, daß wir diesen edlen Zeitvertreib vielleicht früher und öfters als andere Gegenden Deutschlands gehabt haben; daß er zu den Zeiten und nach den Zeiten der Reformation mit günstigen Augen angesehen worden, und daß sich der theologi-

*) 1. St. S. 62. **) Ebendas. S. 87.

logische Eifer, welcher wider denselben in den meisten protestantischen Ländern, gegen des redlichen Luthers eigene Denkart, aufgestanden, erst vom Anfang unsers gegenwärtigen Jahrhunderts herschreibt. Wenn die Geschichte des deutschen Theaters nach und nach zu einer grössern Volkommenheit gedeit, wird sich vielleicht unvermuthet die Ursache dieses entstandenen Hasses aufklären. Ich gehe zur Hauptsache, die ich beweisen wolte, zurük.

Daß im Jahr 1592. die löbliche Bürgerschaft zu Kaufbeuern in Schwaben die Apostelgeschichte gespielt habe, finden wir schon in dem deutschen Museum *). Daß aber noch nach dem dreissigjährigen Kriege die Bürger eines kleinen wirtembergischen Städtchens auf dem Schwarzwald ein Schauspiel aufgeführt, und solches gleichsam unter ihre Privilegien, oder wenigstens unter ihre alte ehrbare Gewohnheiten, wobei sie gern bleiben wolten, gezält haben, ist eine Anekdote, welche als ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Bühne angemerkt zu werden verdient. Die hier mitfolgenden Blätter sind Aktenstükke, und enthalten 1) die Bittschrift der Gemeinde, um die Erlaubniß, eine Komödie spielen zu dürfen, wozu sie sich bereits in einige Unkosten gestekt hatte; 2) den Beibericht des damaligen Oberamtmanns oder Vogts; 3) das von dem Geheimdenrath darüber an den Herzog gebrachte Gutachten; 4) die wilfährige Entschliessung darauf; und 5) den Prolog und Epilog des Stüks, woraus man auf den Geschmak dieses Schauspiels selbst schliessen kan, und die Feierlichkeiten, womit es aufgeführt worden, erlernt.

Freilich finden wir keine Ursache, zu bedauren, daß dieses Schauspiel für unsere Zeiten verloren gegangen; doch scheinen in diesen Beilagen ein Paar Umstände zu merkwürdig, um nicht auch die Achtsamkeit unserer Leser darauf zu lenken.

Der eine ist der Beweggrund, womit der fürstl. Beamte die Bitte seiner untergebenen Gemeinde unterstüzt; nem=

*) 1776. S. 752 und folg.

nemlich, weil auch in dieser Revier päbstischer Orten etliche dergleichen Komödien gehalten worden sein. Man war also auf Seiten der Protestanten, ungeachtet ein fürchterlicher Krieg, bei welchem die Religion so sehr ins Spiel kam, noch in frischem Andenken war, doch noch nicht der Meinung, alles zu verabscheuen, was in katholischen Ländern üblich war, und die Schauspiele bloß deswegen (wie ich mich erinnere, es von einer protestantischen Kanzel gehört zu haben,) unter die Gräuel des Pabstthums zu zälen.

Der andere ist, daß diese Komödie mit einem Gebet auf den Knien angefangen, und mit geistlichen Gesängen beschlossen worden, und zwar in einem schon lange vorher gut lutherischen Lande. Welch ein Aergerniß für unsere heutigen Eiferer!

Beilagen.

I.

Durchleichtiger Hochgebohrner ꝛc.

Gnädiger Fürst vnd Herr, Weilen Vnsere Voraltern seeligen Gedächtnuß, zur Lehr vnd Vnderricht sowohl der Alten als der Jugendt, gemeiniglichen zu 6 Jahren aine Gaistliche Commediam zue agieren sich beflissen, Alß haben Wür zue Nachfolg deren Exempel solchen Gebrauch vnd Gewohnhait nicht vsser der Acht lassen: vnd vor Occupation E. F. G. Landen vsser dem Bugch Ester die Commediam Ahasveri vnd seiner beeden Königin der Vasti vnd Ester agieren, welche aber dermahlen die Herrn Beampte vsser Anlaithung etlicher Vnsser Mißginstigen ohne Ew. Fürstl. Gnd. gnädige Bewilligung nicht zugeben wollen, deßwegen bey hochermelt Ew. Fürstl. Gnd. Wür dann zumahlen supplicando vnderth. einkommen, die

Vnß dann solche zu agieren gnädig concediert; Nachdeme aber selbiger Zeithen die Krüegs-Läuff sich immerzue ye lenger ye mehr gefährlicher vnd beschwehrlicher angelassen, Wür auch continuierlichen mit Quartieren vnd andern ohnerträglichen Pressuren belegt worden, haben Wür solcher Ursachen solche Commediam auch wider Vnsern Willen nicht zue Werckh setzen khönnen ꝛc. Weil Wür nun durch GOttes Gnad den Edlen vnd lieben Frieden wider erlangt, seind Wür zum thail noch verhandene Alte: vnd auch ietzige junge Burger mit Ew. Fürstl. Gnd. gnädiger Concession entschlossen, solche Commediam Gott vnd Ew. Fürstl. Gnd. zue vnderthänigen Ehren und Dankhbarkeit (wie dann die Materia der Commedi vser beyliegender Abschrifft deß Prologi gnedig abzunemben; vndt bey hieuornen gedachten vnderthönigem Supplicieren in Originale zur Fürstl. Cantzley vnderthönig eingeschickht, auch gnädig placediert worden) in dissem nechst herbey kombenden Monath Mayo zu hallten, worauff Wür Vnß auch beraiths darzue vmb etwas vercöstiget ꝛc.

Weilen nun solche zue Lehr vnd Vnderricht, bevorab der lieben Jugendt angesehen, hoffen Wür Ew. Fürstl. Gnd. solche auch nicht endtgegen sein: sondern derselben vilmehrers belieben: daß mit selbiger forthgefahren werde, mit noch fernerem vnderth. Pitten, weilen Vnß noch etwas von hierzue taugenlichen Klaidern ablaufft; zweiffels frey aber bey derselbigen Fürstl. Gewölbs Verwaltung noch dergleichen alte Antiquiteten (welche hierzue dienlich) wohl verhanden sein möchten, daß hochErleucht Ew. Fürstl. Gnd. Vnß darmit behilfflich sein: vnd gegen gebührender Caution vff etlich wenig Tag in Gnaden anlehenen wolten, welche nach volzogenem Werckh alßgleich mit vnderthönigster Danckhbarkeit ohne Verletzung, Ihrer Behörde, wider zue recht vberliffert werden sollen, deren gnädigen wihlfährigen Resolution Wür gehorsamblich wartten: anbey zue Dero MiltFürstl. Hulden vnd Gnaden

den Vns gantz vnderthönig befehlen, Datumb Schiltach, den 26sten Aprilis Anno 1654.

Ew. Fürstl. Gnd.

Vnderthönig gehörsambe
Schultheiß, Burgermaister, Gericht
vnd gantze Gemindt daselbsten rc.

2.

Durchleüchtig, Hochgebohrner.

Gnediger Fürst, vnd Herr, Nachdeme ich, von der Burgerschaft zue Schiltach (welche Vorhabens, aine Commediam vom König Ahasuero zue agieren) belanget worden, vber deroselben aufgestelten vnderthönigen Supplication, auch meinen vnderthönigen Ampts Bericht darvber zu erstatten; Alß habe deren Anwerbung, welche ich nach meiner Einfalt für Christ- vnd billich angesehen, nicht zue recusieren gewußt, auch dannenhero Vrsach erlangt, Ew. Fürstl. Gnd. neben dennselben vnderthönig zue pitten, ob Dieselbige in Gnaden geruehen wolten, dennselben in ihrem Petito, gnedig zue willfahren; vnd hat denselben villeichten dermahlen dieses zue Ihrem Vorhaben Vrsach vnd Anlaitung gegeben, weilen Ew. Fürstl. Gnd. in GOtt seeligst ruehender geehrter Herr Vatter, weylandt der auch Durchleichtig hochgeborne Fürst und Herr, Herr Johann Friederich, Hörzog zue Württemberg vnd Teckh, Graue zue Mümppelgardt, Herr zue Haidenhaim rc. Glorwirdig- vnd seeligen Angedenckhens, denselbigen hiebeuor solche zue exercieren, gnedigen Consens ertheilt, auch seit erlangten lieben Fridens, in dieser Resier päbstischer Orthen etliche dergleichen Commedien gehalten worden, mit Ihrer vorhabenden Materia, auch einist fürzueschreitten rc. Ob nun hocherleicht Ew. Fürstl. Gnd. dennselbigen auch hierinn zue willfahren gnedig incliniren, das stelle zue Deroselben gn. Belieben, vnd thue darmithin zue mehr hoch-

erleicht Ew. Fürstl. Gnd. stettswehrenden Fürstl. Hulden vnd Gnaden mich wie jedesmahlen, ganz vnderthönig befehlen, Hornberg, den 27sten Aprilis Ao. 1654.

Ew. Fürstl. Gnd.

Vnterthönig gehorsamb verpflichter Dienner.

Joh. Abrah. Wolffsfurtner.

3.

Vnderthäniges Anbringen

über deren zu Schiltach unterthänige Bitte, umb Erlaubnuß eine Comoedi zu haben.

Durchleuchtig Hochgebohren Gnädiger Fürst und Herr.

An Ew. Fürstl. Gnd. kommen Schultheiß, Gericht vnd ganze Gemeinde zu Schiltach mit V. Bitte ein, vmb gnäd. Erlaubnuß daß sie bey ihnen eine Geistliche Comoedi vom König Ahasuero, die ihnen beraits vor längsten von Dero Herrn Vatter hochseeliger Gedächtnuß erlaubet, durch das eingefallene Kriegswesen aber gehindert worden, nach dem Exempel ihrer Voraltern halten möchten, neben ferners angehefften V. Ansuchen, ob nicht zu solchem Ende Ew. Fürstl. Gnd. gnäd. geruhen wolten, ihnen hierzu in etwas von darzu vielleicht vor diesem gebrauchten Kleidung sub cautione uf etlich wenig Tage zu lehnen.

Ob nun wol subsignirte unterthänig erachten, die Zeiten annoch also beschaffen, daß ohnnöthige Costen wol möchten in etwas zuruckgestelt werden: weil dannoch die Supplicanten allegiren, daß sie uff eben diese Comoedi schon längsten gnäd. Bewilligung erhalten, daß solches bey ihnen von 6 zu 6 Jahren allezeit bräuchig gewesen vnd daß es zu gueter Vnderrichtung der Jugent principaliter ange-

angesehen, so stellen dieselbe zu gnäd. Belieben, ob Ew. Fürstl. Gnd. zu willfahren geruhen. Mit weniger dieses, ob mit unterthänig gebettenen Kleidungen ihnen zu helffen. Thun dabey ꝛc. In Cons. den 3ten May 1654.

ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

D. Ayhin.

Zorer.

D. Rümelin.

4.

ꝛc. Vnser gnädiger Fürst und Herr will zwar denen Supplicanten die Haltung einer Comoedi vor dißmal in Gnaden bewilliget haben, wegen vnterthänig verlangender Kleidungen aber, so ietzmals nicht vorhanden, kan ihnen der Zeitt nicht willfahrt werden. Decr. in Cons. Secr. Stuettgard, den 3ten May 1654.

Eberhardt H. z. W.

5.

Verzaichnuß vnd Abschrift der zway Ersten und dann des lezten Spruchs, so in disser Comedi von Ein Knaben vnd dann dem Heroldt gesprochen worden.

Vnd seindt in solcher Comedie auf die 76 Pershonen verhafft, die selbige zu agieren verordnet.

Ein Knab in weissen Kleidern, nachdem er sich genaigt hat, spricht also:

Man sagt und ist gewißlich wahr
Daß kein Monath im ganzen Jahr
So lieblich vnd holdselig sey
Als gleich der freudenreiche May

Da

Da uns die liebe clare Sonn
Wiederum bringt Freud vnd Wonn.
Es freut sich was auf Erden lebt
Im Wasser und in Lüfften schwebt.
Laub vnd Graß gruonet vberall
An allen Orth zu Berg vnd Thal
Die wohlriechenden Kräuttelein
Vnd die lieblichen Blümelein
Wachsen in Gärten vnd in Matten.
Die Vögel in dem kühlen Schatten
Holdselig vnd so lieblich singen
Daß es in dem Wald thut erklingen.
Solches erfreuet jedermann
Darumb wir auch nit wollten lahn
Zuer Kurzweil vnd der Freuden Ziel
Zu halten hie ein gaistlich Spiel,
Wie Ihr dann ohn all Beschwerden
Vom Herold sollt berichtet werden.
Dann hie wird klarlich fürgemahlt
Wie die Frommen so mannigfalt
Durch Angst, Spott vnd Trübseligkeit,
Durch Creuz, Verfolgung, Haß vnd Neid
Mit Jammer, Elend auf der Erden
Probirt, bewährt erkennet werden.
Seelig ist der so in Vnschuld,
Verfolgung leidet mit Gedult.
Seelig ist der solches recht erkennt
Vnd sich nit von seim Schöpfer wendt,
Allerseeligst ist aber der
So Gott sein'm Schöpfer gibt die Ehr.
Ja, wer also traut seinem Gott
Der wird nimmer zu Schand noch Spott,
Dann ihm hilfft ja endlich der Herr
Aus aller Noth, Angst und Gefehr,

Vnd

Vnd gibt ihm für sein Angst und Laid
Preiß, Ehr, Ruhm vnd all Herrlichkeit:
Darum so lernet täglich sterben
So mögt ihr Gottes Huld erwerben
Lebt nit nach Eures Herzens Lust
So wird an euch nit seyn vmbsust
Das bitter Leiden vnssers Herren
Wenn sich die Seel vom Leib thuet kehren.
Wer das begehrt aus Herzen Grund
Der knie jez nieder zu der Stund,
Vnd bitt in seinem Herzen Gott
Daß dis gereich zu keinem Spott
Sondern zu Ehr des Höchsten Namen
Wer das begehrt der spreche Amen.

Nach dem Gebet zeicht man ab, dann kompt der Heroldt, naigt sich und spricht also:

Dem Allerhöchsten Gott vnd Wächter
Schöpfer Himmels vnd der Erdten
Jesu Christ sein einigen Sohn
Vnsserm Heylandt der Gnadenthron
Gott heiligen Geist in Wolcken weit
Zu Lob der heiligen Dreyfaltigkeit.
Dem Durchleichtigen Hochgebohren
Fürsten vnd Herren ausserkohren
Herzog Eberharden so lobreich
Vnd Jerer Gnaden Brieder gleich
Deren Gemahllin vnd Kinder frum
Dem Fürstlichen Hauß in gleicher Sum.
Den Erwirdigen, Wolgelehrten
Edlen, Strengen vnd Hochgeehrten
In hochgeistlich vnd weltlich Stand
Die vber vnß zu herschen handt
Auch Ein Erbarn wolweissen Radt
Alhie zu Schiltach in der Statt

Einer Ersamen Bürgerschafft
Vnd wehrten Frauven tugethafft
Jung, alt, gewaltig, arm und reich
Den Herrn Nachtbar desselben gleich
Haben wier zuor Kurzweil vnd Lehr
Dem Höchsten Gott zu Lob vnd Ehr
Vnß zu halten fürgenumen
Ein Comedi von der Frumen
Ester, vnd auch ohn Verdruß
Von dem König Ahasverus,
Welcher hat vnder seiner Handt
Hundert sieben vndt zwanzig Landt,
Vnd dessen beden Königen
Der Ester und der Vastien
Auch dem Haman und sein Gesindt
Vnd Mardochay der Juden Feindt
Welcher dan die Ester auch
Zu Im nam nach altem Brauch
Biß sie zu Jeren Tagen kam
Wardt sie vom König gnumen an
Der Jer alsbald die Cron thet geben
Darfür sie Gott auch dancket eben.
Von denen mier dan die Geschicht
Spillen wollen zu Eim Bericht,
Beuor ab weil Gott durch sein Gnad
Das Straff Schwerdt von vnß gwendet hat
Vnd Heil gesandt daß sich so fern
Die Potentaten vnd grosse Herrn
Im Geist- vnd weltlichem Standt
Im Reich zuom Frid gewendet handt
Da Wier bisher in dreyßig Jahr
Mit Krieg ausgstanden manche Gfahr
Darinnen man gar manche Statt
Dörffer vnd Flecken verderbet hat,

Wel-

Welches vil frum Christliche Herzen
Erfahren handt mit grossem Schmerzen
Da man mit plündern vnd mit brennen
Eim jeden thet das seinig nemen,
Daher groß Hunger ist entstanden
Nit allein hie auch andern Landen.
Weil dan nun Gott in diser Zeit
Vnß wiederumb den Friden geit, *)
Vnd wier wie Mardachai der Feindt
Wider vom Krieg erläßet seindt
Han wier nit könen vnderlahn
Den Anfang hie zu machen than
Da Jer dan alle on Beschwerden
Solchs sehen vnd auch hören werden.
Deßhalb so bitt ich Euch allsam
Daß Jer hie die Comediam
Anhören wolt mit stiller Ruoh
Daß man keinen veriren thuo.
So könen Jers deſt besser hören
Vnd darauß vil nuzliches löhren
Sez sich ein jedes an sein Ordt
Vnd merckhet auf des Königs Wordt,
Der jezund gleich wird fahen an
Darumb schweigt alle Frau vnd Man.

Neigt sich, geht ab.

Wan die Comedi ier End erraicht, kump der ganz Auffzug herauß, trit der Heroldt mitten ein und naigt sich vnd spricht also:

Disse Commedi ist vollendt
Vnd laufft nun frellich zu dem Endt
Dabey so habt Jer all gesehen
Gleichsam in einem Spiegel stehen

Wil

*) giebt.

Vil schöner Lähren die zugleich
Antreffen bedes Arm vnd reich.
Waß einem Menschen ansteht wol
Vnd wiederum auch meiden sol.
Dan kein Meusch selber wissen kan
Waß ihm thuot vbel stehen an
Aber an andern in der Welt
Kan er wohl sehen was Jn fehlt;
Derhalb hat man deß Nuzes vil
Wo man halt solche Fralden Spil,
Dan jeder kan darinnen sehen
Waß Jm am besten thuot anstehen
Drum will ich die Commediam
Die vnß zugegen lehrt allsam
Fiehren in die zehen Gebott
Da werden wier ohn allen Spott
Vnß gnuegsam wol bespieglen könen
Lehrnen besehn vnd in Suma
Waß man sol meiden vnd vnderlahn,
Hergegen aber sollen thoen
Gleichsalls bey dem Ersten Gebott
Jch bin allein dein Herr vnd Gott
Kein andern solt neben mier han
Welchs die Haiden nit haben than.
Bey dem andern soll man lehren
Daß man nit soll so leichtlich schwehren
Wie der Haman hat gethan.
Beym dritten sollen wir verstahn
Daß man solle an dem Feyertag
Gottes Wort hören wie ich sag,
Dasselb schliessen ins Herz hinein
Vnd nit so gar vermessen sein,
Daß wier wie Haman nach Ehr vnd Geit *)
Nit sollen trachten in der Zeit.

Son-

*) Gut. Solte dieses Wort in diesem Verstand noch mehr an-

Sondern wier sollen nach Gottes Ehr
Trachten je länger und je mehr.
Zuom fierten man gedenkh dabey
Daß man den Eltern ghorsam sey
Daß Vasti vbertreten hat
Da sie königlich Majestät
Ihrem Herrn vngehorssam wahr.
Darumb sie auch gestraffet zwahr
Daß sie muost zu dem Landt hinauß
Vnd kumvt ein andere ins Hauß.
In dem fünfften Gebot fürwahr
Sol man lehrnen ganz offenbahr
Bey dem Theras vnd dem Bigthan
Die bed sich vnderstanden han
Den König zu tödten am Bett
Darumb sie Gott auch strafen thet
Daß sie bede wurden gehenckht.
Bey dem sechsten man gedenckh
Wie Vasti Jeren Herrn vnd Ehemann
Sein Gebot verachten than.
Deßhalb Jer werdt die Cron genumen
Vnd werdt vmb Jeren Herren kumen
Muost auch allso baldt zu Handt
Weichen auß deß Königs Landt.
Beym Siebendten sollen wier verstohn
Daß man nit solle stehlen thon
Wie Haman gethon den Soldaten
Drumb es Jnt vbel ist geradten.
Zum Achten Gott verbieten thet
Daß man kain falsche Zeignuß redt
Widern Nechsten auß Neidt und Haaß
Welchs auch Haman gethon für baß.

 Vnd

angetroffen werden, und das Wort geizig daher stammen, so wäre ein Geiziger und ein Reicher ursprünglich gleichbedeutend.

Vnd Mardache den frumen Man
Beym König felschlich geben an,
Den Gott doch endlich thet erhören
Vnd für Vnglückh groß Glickh bescheren.
Zuom neindten vnd zehendten sol
Man gleichfahls dabey lernen wol
Daß man des Nechsten Guot vnd Hab
Sampt seinem Weib vnd waß er hab
Nit sol begehren, welches Gott
In die Leng nit vngestrafft lat.
Welchs als vbertretten Haman
Der solches stets begehren than.
Darumb In Gott straffet geschwindt
Sampt seinem Weib vnd auch sein Kindt
Dabey wier wol abnemen könen
Daß Gottes Straf nit bleib dahinen
Den Frumen aber wirdt Er schon
In seinen Nöten auch nit lohn
Vnd wen er sinckht biß an den Mundt
So laßt Er In nit gar zu Grundt
Sondern Er zeicht In wider rauß
Gibt Im vil Fraiden vberauß
Wie wier dan hie zu sehen han
An Mardachai den frumen Man
Vnd an der Königin Ester
Die geben haben alle Ehr
Dem lieben vnd getreuen Gott
Darumb Er In auch half auß Nodt
Wan wier dann auch solches werdt thon
Vnd von den grossen Sünden lohn
So wirdt Er vnß auch endtlich geben
Hie Glickh und dort daß ewig Leben.

Hiemit so danckhen wier mit Fleiß
Reichen vnd Armen gleicher weiß

Hoch

Hoch und Nider Standts Persohonen
Den Herren alß den Vnderthonen
Daß Jer vns allen sampt zuor Ehr
Hier zu demietig geben kher, *)
Wa wier solches zu jederzeit
Gegen Eich in Gebihrligkeit
Verdienen könen, so wollen wür
Vnß finden lassen in Gebühr
Allein wür bitten Eich daneben
Wo etwas nit zugangen eben
So wolts Jer vnß nit vbel deiten
Besser wirdt es zu andern Zeiten
Gott wol zugegen jederman
Mit seinen Gnaden schauen an
Vnd vnsser Seel an vnsserm Endt
Zu Jm nemen in seine Heudt
Wers begert sprech in Christi Namen
Von Grund seins Herzen mit vnß Amen.

Naigt sich, da spilt man auf, und zeicht mit Gesang ab.

Endt.

12.

Aufgewärmte Geschichte der Gaßnerischen Wunderkuren.

Der Lerm von den Gaßnerischen Wunderkuren hatte sich nun ziemlich gelegt, als er bei Gelegenheit einer nach Mannheim auf hohen Regierungsbefehl überbrachten Bäu-

 ein

*) Gehör.

rin von Leimersheim aus dem Oberamte Germersheim, welche der dortige Herr Dechant Glökle und der aufgeklärte Oberamtsarzt Frison für besessen erklärt hatten, auf einmal wieder rege wurde. Die beiden Aerzte zu Mannheim, Herr Fischer und Herr May wurden von hoher Regierung bestimt, die Besessene genauer zu prüfen. Sie stelten daher ihre Untersuchungen gemeinschaftlich an, und fanden troz der wunderbarsten krampfartigen Erscheinungen, daß der vermuthete Teufel atra bilis hypocratis und ein daher entstandenes delirium melancholicum war; denn 3 Wochen vor dem Hintritt dieser ganz ausgedörrten Besessenen erfolgte ein Durchlauf einer häufigen schwarzen pechartigen Materie, und so wie diese kranke Feuchtigkeit entwich, erfolgte eine volkomne Aufheiterung ihrer Seelenkräfte, und die Kranke, welche zuvor fest überzeugt war, einen Teufel bei sich zu haben, bekante offenherzig, daß sie gekolt haben müsse. Sie starb bei volkomnen Verstandskräften, nachdem der Teufel, d. i. die schwarze Galle, durch öftere Stuhlgänge ohne alle Beschwörung entwichen war.

Da nun durch das alberne Betragen des Herrn Oberamtsphysikus Frison, welcher sich, so oft er die Kranke besuchte, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes in Gegenwart vieler herbeigelofener Zuschauer segnete, die ganze Leimersheimer Gemeine, besonders die Geistlichkeit der angrenzenden Ortschaften, worunter auch Exjesuiten waren, in eine andächtige Gährung aufbrauste, und schon mit einem ganzen Heer Gaßnerischer Beschwörungen gegen den vermutheten Teufel anrükte, so wurde der Herr Doktor May von Mitleiden über die bei seinen Landsleuten annoch herrschenden Finsternisse gerührt und aufgemuntert, diese ganze Geschichte der besessen sein sollenden Bäurin von Leimersheim etwas weitläuftig in den Rheinischen Beiträgen zu beschreiben; er theilte daher die ganze Beschrei-

dung

bung in drei medizinische Briefe ein. In dem ersten, welcher im achten Hefte dieser Monatsschrift steht, untersuchte er die Frage: Ist es ein richtiger Beweis von der Gegenwart des Teufels im menschlichen Körper, wenn auf eine angebrachte Probebeschwörung wunderbare Krämpfe und gichterische Zufälle bei dem Beschwornen sich äusserten? Hier zeigte der Herr Doktor May aus der Naturlehre, Heilkunde und Geschichte die Möglichkeit dieser Erscheinungen ziemlich treffend. Dieses gab Gelegenheit, daß ein junger Weltgeistlicher von Mannheim, ein Mann von Einsichten, Joseph Anton Sambuga, dem Verfasser fünf Fragen vorlegte, durch welche er die Gaßnerische Heilart mehr aufzuklären wünschte. (Man lese die Noten auf der 137. S. des achten Heftes.)

Hierauf fand der Herr Hofrath May nötig, in dem neunten Hefte, S. 239 statt der aufgeforderten Beantwortung sechszehn Gegenfragen wider die verdächtige Heilart Gaßners zu thun, und erklärte, daß die Beantwortung dieser sechszehn Fragen das Menstruum sein müsse, womit er die fünf ersten Fragen auflösen wolte. Da nun unter den 16 Gegenfragen die zehente des Inhalts war: Hat Gaßner einen einzigen Kranken volkommen geheilt? — so erschien auf einmal ganz unvermuthet, im CV. Stücke der Mannh. Zeitung, ein Zeugniß von einer großjährigen Jungfer Carove, welche Gott und der lieben Wahrheit zu Ehren bekennte, daß sie mit der Hülfe Gottes durch die Wunderhand Gaßners von einer langwierigen Krankheit, womit sie der böse Feind geplagt hätte, volkommen genesen sei.

Der Verfasser dieses Zeugnisses, ein andächtiges Ueberbleibsel der zerstörten Jesuitergesellschaft, und Beichtvater dieser alten Jungfer, hielt es nicht für rathsam, seinen Namen beidrukken zu lassen. Dieses unanständige Betra-

 gen

gen eines Exjesuiten, welcher durch ein seichtes Weiberzeugniß die zehnte Frage zu entkräften suchte, verleitete den Herrn Hofrath May, in dem folgenden Zeitungsblatte dem unbekanten Verfasser den Ungrund und die Albernheit dieses Zeugnisses begreiflich zu machen, und ihn zur Auflösung der übrigen funfzehn Fragen aufzufordern. Der beschämte Exjesuit verwies darauf im folgenden Blatt den H. May auf eine Vertheidigungsschrift der Gaßnerischen Wunderkuren, blieb aber übrigens die Antwort schuldig. Herr Hofrath May bezalte hierauf im vierten Zeitungsblatte den Exjesuiten mit derselbigen Münze, und verwies ihn auf den Prager und Salzburger Hirtenbrief, in welchem die quaestio praejudicialis: Ob Gaßner nach der Vorschrift der Kirche, nach dem Beispiele Christi und der Apostel heilte, zum größten Nachtheil und Verdacht der Gaßnerischen Heilart abgehandelt worden. Nach dieser Zeitungspille verstümte der abgedankte Jesuit, und nun erschien im zehnten Hefte, wo Herr Hofr. May die zwote Frage abhandelte, nehmlich: Worin mögen wol die nach Elwangen gewallten Naturkündiger in ihrem Beobachtungsgeiste geirrt haben? auf der 375 S. das Antwortsschreiben des Herrn Sambuga an den Herrn Hofrath May auf die sechszehn Fragen, worin der Verfasser selbst eingesteht, daß die vorgelegten Fragen schwerlich aufgelöset werden können.

Die Gaßnerische Heilart bleibt also immerhin vernünftigen Zweifeln unterworfen, wobei nichts zu bedauern ist, als daß die Kirchenpolizei damals, als Gaßner noch lebte, so unthätig war, die Sache fernhaft untersuchen zu lassen.

13.

Wohlthätigkeit der Einwohner von Gersfeld gegen Gera.

I.

Wir haben das Vergnügen, unsern insonders Hochgeehrtesten Herrn hierbei die alhier gesamlete Kollekte, welche einhundert siebenzehn Gulden rhein. ausmacht, an 13 Stük Louisd'or, zu übermachen, von deren richtigen Empfang wir uns eine Bescheinigung ergebenst ausbitten.

Hiesige Gemeinde bittet, diese Kollekte zur Bekleidung kleiderloser Bürgerkinder aus Gera zu verwenden.

Wir wünschen von Herzen, daß Gott diesen kleinen, aber mit willigem Herzen gegebenen Beitrag mit reichen Segen verbinden, die gute Stadt und ihre Bewohner selbst trösten, und für die Zukunft solche und andere traurige Schiksale gnädig abwenden möge.

Die wir die Ehre haben mit aller Hochachtung zu beharren

Ew. ꝛc.

Gersfeld bei Fuld,
den 19ten Mart. 1781.

Freiherrl. von Weyherischen
Konsistorio Verordnete

Joh. Ph. Thon, Gesamt Amtmann.
G. H. Amelung, Pfarrer.

II.

Vielleicht gereicht es der guten Stadt Gera zu einigem Trost, unser Schiksal zu wissen.

Seit fünf und zwanzig Jahren sind zwei Dritteil unsers Orts völlig abgebrant. Gott hat uns nicht verlassen. Wir haben unsere Wohnungen wieder aufgebauet, und bewohnen sie noch.

Wir haben die ganze Last des Kriegs ausgestanden, und Gott hat uns erhalten.

Wir haben die Theurung in ihrer ganzen Schwere empfunden, und bei uns ist niemand verhungert.

Wir haben sogar von unserm Wenigen andern Bedrängten in der Nähe und Ferne mittheilen können.

Zweimal hat in dieser Zeit Hagelschlag unsere sparsame Erndte zerstöret, und es hat uns doch nicht gemangelt.

Wir sind gegenwärtig in Erbauung einer neuen Kirche, aus unsern eigenen Mitteln begriffen, weil die alte jeden Augenblik den Einsturz drohet. Wir wissen noch nicht, woher wir das dazu Erforderliche aufbringen wollen. Wir hoffen aber doch, Gott werde dieses Werk uns zu Stande bringen helfen.

Ihre Noth hat unsere Gemeinde äusserst gerührt. Alle haben nach Vermögen, ja, über Vermögen, gegeben.

Unsere Thränen um sie, unser Gebet für sie — hat Er gesehen — wird es erhören.

Wir bitten, unsern kleinen Beitrag zur Bekleidung solcher Kinder, deren Eltern durch den unglüklichen Brand ausser Stand gesezt worden, diese Nothdurft selbst zu besorgen, gütigst zu verwenden.

Wären wir einander näher — unsern Bissen Brod wolten wir mit ihnen theilen — helfen, so viel wir könten.

Gott lehre sie, ihr Unglük in Gedult tragen, und auf ihn hoffen. Gersfeld bei Fuld, den 17ten März 1781.

Gemeinde daselbst,

Johannes Storch, Schultheiß.
Nicolas Zitzmann, Kirchenältester.
Georg Heil, Kirchenältester.

14.

Die falsche Schamhaftigkeit.

Man sprach in einer angesehenen Geselschaft von dem Eifer eines unstudirten reformirten Mannes, welcher, als von einiger Abänderung des sogenanten Heydelberger Katechismus die Rede war, gesagt hätte, daß er, wenn dieses geschehen würde, in die Judenschule gehen, und sich beschneiden lassen wolte. Kaum war das Wort beschneiden ausgesprochen, als das Frauenzimmer in der Geselschaft erröthete, und sich untereinander durch Zuwinken und Nasenrümpfen zu verstehen gab, daß der Erzähler ein Mann ohne Lebensart sei. Nach der Tafel stelte ihn einer von den Gästen darüber zu Rede, und fragte ihn, ob er dieses nicht bemerket habe. „Nein!„ versezte jener. „ Uebrigens aber ist es meine Schuld nicht, daß die Damen sich bei diesem Wort mehr als ich dachten.

Ich

Ich dachte dabei nicht mehr und nicht weniger, als ich bei dem Wort, Zeremonie, überhaupt zu gedenken pflege.

Wie mag es aber so kützlichen Ohren gehen, wenn ihnen der Geistliche eine ganze Stunde lang von der Beschneidung des Herzens, oder von dem blutflüssigen Weiblein herunterpredigt? Oder ist dem Manne im rothen Kleide die Sprache des Mannes im schwarzen Rokke nicht erlaubt?„

15.

Unwissenheit eines katholischen Landgeistlichen.

Eine Geselschaft, aus Personen verschiedener Religion bestehend, kam zufälligerweise auf die sogenante parisische Bluthochzeit zu sprechen. Ein katholischer Landgeistlicher, welcher mit an der Tafel war, und sich bisher noch nicht in die Unterredung gemengt hatte, verlohr hierüber die Geduld, und sagte mit der größten Naivetät: Ach! meine Herren! Man sagt auch viel in der Welt, das nicht wahr ist.„

Kunst=

16.

Kunstnachricht und Anzeigen.

Kunstnachricht.

Seit einigen Jahren, seit die gedrukten Musikalien so ballenweise gleich den Haus = Feld = und Viehkalendern zu Markte gebracht, nach Marktpreisen gearbeitet und losgeschlagen werden, hab' ichs selten übers Herz bringen können, diejenigen meiner Arbeiten, die mir selbst werth waren, zu Markte zu schicken und darum zu feilschen und feilschen zu lassen. Ich finde aber an selbstgewählten Kunstarbeiten viel Freude, und da wachsen mir die Stücke unter der Hand an und bleiben ungenutzt liegen. Für deutschen Gesang ist Klopstock allein der Mann und Dichter, dem ich meine glücklichsten Kunststunden weihe, und was ich von diesen erhalte, ist mir größtentheils noch zu lieb, um es durch öffentliche Ausstellung der Gefahr auszusezen, daß es in die Hände eines Menschen falle, dem Klopstock nicht ganz das ist, was er mir ist. Andre deutsche Singesachen, die durch mancherley und zum Theil öffentliche Veranlassungen entstehen, werd' ich fortfahren durch den Druck bekannt zu machen. Was ich aber hier auf eine weniger öffentliche Art Preis geben will, besteht vorzüglich in italiänischen Arien und Duetten, Klavierkonzerten, Violinkonzerten, und Bratschenkonzerten, auch Doppelkonzerten für Klavier und Violin, auch für zwey Flügel; ferner in Solos, Trios und Quartetten für Klavier, für Violin, für Bratsche und Violoncell, und in Symphonien. Um diese nun, mit einiger Sicherheit, nur in die Hände derer zu bringen, denen wirklich etwas mehr als gewöhnlich daran gelegen ist, will ich sie sauber in Stimmen geschrieben, an jeden schicken, der sich deshalb gerade an mich wenden will und für Ein Konzert Einen Louisd'or und für jedes der übrigen Stücke, für eine Arie, ein Duett, eine Symphonie, oder ein Solo, ein Trio, ein Quartett, Einen holländischen Dukaten einschicken oder mir durch einen hiesigen Mann gegen Ablieferung des verlangten Stücks auszahlen lassen will.

In

In den Briefen, die Postfrey kommen müssen, bitt' ich beim ersten Mal anzuzeigen, was man bereits geschrieben von mir hat, und welchen Komponisten man am meisten schäzt, und am liebsten spielt oder singt, um unter meinen Arbeiten für jeden das beste wählen zu können. Ich bedinge mir aber aus, daß man von einem auf diese Art von mir erhaltenen und mit meiner eignen Hand unterzeichneten Stück, keine Abschrift für irgend jemand machen lasse. Es ist ja selbst den Kunstfreunden angenehm zu wissen, daß die Stücke, die sie lieb haben, nicht in jedermanns Händen sind; und sie können mit mir sicher seyn, daß nicht viele die obenbestimmten Preise bezahlen werden. Ich verspreche dagegen jedes auf diese Art von mir erhaltene Stück in fünf Jahren nicht öffentlich bekannt zu machen. Weshalb ich auch kein solches Stück, weder auf diese neue, noch irgend eine andre Art an einen öffentlichen Notenhändler geben werde, es sey denn, daß ers zu seinem eignen Gebrauch verlangt. So bald ichs aber als Kaufwaare in seinen Verzeichnissen finde, oder mir jemand beweißt es von ihm wieder erkauft zu haben, werd' ich ihn als einen Räuber meines Eigenthums ansehen und öffentlich so behandeln.

Berlin.

Johann Friederich Reichardt,
Königl. Preuß. Kapellmeister.

Der Feldprediger Goldbeck zu Graudenz in Westpreussen, der von seinen herausgegebenen litterarischen Nachrichten von Preussen nur eine sehr kleine Auflage veranstaltet hat, und, da sein Unternehmen Beifal erhalten, nächstens eine grössere und vollständigere Ausgabe zu veranstalten, entschlossen ist, ersucht zur Vervolkommung dieser Schrift alle ausser ihrem Vaterlande lebende preussische Gelehrte, Schriftsteller und Künstler, sein Unternehmen durch baldigste Mittheilung der nöthigen Nachrichten von ihrem Leben und ihren Schriften oder Kunstwerken zu unterstüzen, und diese Nachrichten entweder an Herrn Lüdeke, Prediger bei der Petrikirche zu Berlin, oder an Herrn Kandidat Matthesius zu Leipzig, oder durch die Buchhandlungen ihres Orts, auf der nächsten Leipziger Messe an die Buchhandlung Herrn Fr. Nicolai zu Berlin zu weiterer Beförderung an ihn abgeben zu lassen. Zugleich bittet er bei allen Schriften den Ort, das Format,

die

die Jahrzahl, die Auflagen und die Bogen oder Seitenzahl anzumerken; Die anonymisch herausgegebenen Schriften mit einem *) zu bezeichnen; von denjenigen Schriften, deren Titel algemein oder unbestimt sind, eine nähere Bestimmung oder ganz kurze Anzeige des Inhalts in ( ) beizufügen; und endlich auch diejenigen anonymischen Schriften ihm bekant zu machen, welche von iezt lebenden Prsl. Schriftstellern, die aber unbekant sind oder unbekant und ungenant bleiben wollen, herausgegeben worden.

Nachricht.

Einige Abänderungen, welche bei der Fortsezung des von Herrn Prof. Eyring herausgegebenen litterärischen Almanachs getroffen worden, machen es nothwendig, dem Publikum davon Nachricht zu geben, und zugleich den ununterbrochenen Fortgang dieses mit allgem. Beifall aufgenommenen Werkes anzukündigen. Es sol nemlich unter dem Titel: Annalen der deutschen Litteratur, künftig in grössern Abschnitten erscheinen, deren jeder einen Zeitraum von 3 Jahren umfaßt, statt dem Gang der Litteratur jährlich zu folgen. Auf diese Art wird mit der Litteratur des Jahrs 1778. 79. 80. angefangen, und diese in einzelnen Theilen nach den verschiedenen Wissenschaften geliefert, wovon der erste, welcher die Litteratur der Theologie enthält, in der Michaelmesse dieses Jahrs erscheinen sol. Die Litteratur der Theologie, Geschichte, Philologie, Philosophie, der schönen Wissenschaften und Künste wird Herr Prof. Eyring, wie bisher, bearbeiten. Die der Arzneikunde hat Herr Dokt. Wittwer alhier übernommen. In Ansehung einer gewissen Art von Schriften, die selten in die Buchläden kommen, und daher für das grosse Publikum so gut als Manuskripte bleiben, verbinden die Herren Verfasser mit dieser Ankündigung eine eigne Bitte. Sie ersuchen, diejenigen kleinen Gelegenheitsschriften, welche auf Schulen herauskommen, und oft schäzbare Beiträge enthalten, an sie selbst, oder die unterzeichnete Verlagsbuchhandlung geneigt einzuschikken, da es ohne diese Gefälligkeit dem aufmerksamsten Lit-

Litterator unmöglich sein wird, sie kennen zu lernen, oder gemeinnüzig zu machen.

Grattenauersche Buchhandlung in Nürnberg.

Dem Herrn Anzeiger des deutschen Museums Herbstmond 1781. in den Hallischen gelehrten Zeitungen Num 77. dient hiermit zur Nachricht, daß des Herrn Rektor **Bauers** in Hirschberg uns zur Bekantmachung eingeschikte Avertissement wörtlich also lautet, und weder von uns noch vom Censor, Sezer und Korrektor, oder durch wessen Hände es beim Abdruk gegangen, das Mindeste hinzugesezt worden ist, weshalb wir uns zu jeder Zeit durch Vorweisung des Manuskripts rechtfertigen können.

Weil das Publikum bei dem erregten Zweifel gegen die Authenticität der ihm so hart klingenden Worte und diesen ohnehin dem Buchhändler so nahen Gegenstand gar auf den Argwohn gerathen möchte, daß wir unbefugt hin und wieder dergleichen Zusäze eingeschoben hätten, so halten wir uns zu dieser Rettung aus schuldiger Aufmerksamkeit auf unsre Ehre und aus Hochachtung gegen das Publikum gar sehr verpflichtet. Der Herr Tadler würde aber besser gethan haben, wenn er statt Anzeigen zu beleuchten, die in diesem Stükke befindlichen Beiträge rezensirt hätte. Leipzig, den 3. Oktobr. 1781.

Weygandsche Handlung.

Verbesserung.

Im 7ten Stük dieses Jahrs, Seite 95. Z. 17. nach den Worten: verächtlich zu machen sucht; seze man noch hinzu: wieder verächtlich zu machen.

Gedrukt in der Ifeschen Buchdrukkerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Eilftes Stük. November 1781.

I.

Ankündigung von IX Predigten über das Vater Unser, aus einer unlängst gefundenen Handschrift in österreichischer Mundart, in das Hochdeutsche übersezt

von

Joseph Lichtenberg,

Meister der Philosophie und sieben freien Künste, promovirt in Steiermark auf der hohen Schule zu Gräz. *)

Die Predigten, deren Druk ich, Joseph Lichtenberg, promovirter Meister der Philosophie und sieben freien Künste, hiemit dem Publikum ankündige, solten in der Bibliothek der ehrwürdigen P. P. Kapuziner zu . . . ., hinter einem dichten Dratgitter, in einem Schranke, worüber stand:

*) Wien, bei Kurzbök. 1781. Diese wegen ihres Inhalts und Tones höchstmerkwürdige kleine Schrift verdiente den wiederholten Abdruk im Museum, zu welchem die Erlaubniß des Herrn Verfassers den Herausgeber berechtigt, um destomehr, da die Originalausgabe wahrscheinlich nicht sehr ausserhalb den österreichischen Staaten bekant werden wird. Man wird die Hand des Meisters darin nicht verkennen; aber auch denen, die Meisterwerk ohne Rüksicht auf den Urheber zu schäzen wissen, wird es angenehm sein, hier zu erfahren, daß der verehrungswürdige Herr v. Sonnenfels durch diese Schrift seine grossen Verdienste um die Aufklärung seines Vaterlandes vermehrt hat.

stand: Verdamte Bücher, (libri damnati) in Gesellschaft von D. Luthers Gesangbuche und Tischreden, neben den Schriften des Beda, Melanchton, Locke, einem verstümmelten Bande von Newton, und einigen andern solchen Werken von kezerischen Verfassern, vermodern. Das würde, meiner Meinung nach, für fromme Seelen, ein ungemeiner Verlust gewesen sein! Glüklicher Weise zog sie ein reisender Handschriftensucher aus ihrer Ekke hervor, und erhielt Anfangs von dem Bibliothekar die Erlaubniß, darin zu blättern; nachher tauschte er sie für eigen ein, gegen wenige Flaschen Madera, welche seinen kleinen, lezten Reisevorrath machten: „Denn„ (sagte der gelehrte Bücheraufseher) „im Grunde ist es uns doch zu nichts nüze. Wir hüten uns, von allem, was in diesem Schranke steht, eine Silbe zu lesen, damit wir unsere Seelen nicht verdammen; aber Madera bringt dem Körper Heil, und erfreut das Menschenherz, wie geschrieben steht. Sünde nur, daß die gutkatholischen Portugiesen an die kezerischen Holländer und Engländer jährlich so viel überlassen *)! Wenigstens sol von diesem hier niemand einen Tropfen trinken, als seine Hochwürden Pater Guardian, ich, Frater Hermenegild, unwürdiger Bibliothekar, und mein Freund Fr. Pantaleon, der eben über seiner Predigt auf Portiunkula brütet. Lieber Bruder in Christo! ein Schluk von diesem goldenen Seelenwekker hier, sol dich mehr erleuchten, als wenn du zehnmal dein Veni Sancte wiederholst.„ Jeder war also seines Handels froh. Der Rei-

*) Woher, fragte ich mich, kommen dem Bibliothekar, bei seinem geringen Bücherkentnisse, so viele Kentnisse in der Weinhandlung? Da erfuhr ich, daß der Mann Bibliothekar und Kellermeister zugleich war. Das leztere und wichtigere Amt versehe er selbst; jenes überlasse er in der Hauptsache dem Laibruder, der den Saal zu fegen hat; er sei eigentlich nur Bibliothekarius ad honores. Randanmerkung von der Hand des Reisenden.

Reisende gab sein Flaschenfutter hin, und Fr. Hermenegild die bestäubte Handschrift.

Am Eingange derselben fand ich einen Aufsaz von wenigen Blättern beigelegt, unterzeichnet F. R. a. S. X. Dieser Aufsaz diente der Wahrheitsliebe des Bibliothekars gleichsam zur Gewähr: denn, wofern er, oder jemand je vor ihm, auf diese Handschrift einen Blik geworfen hätte, so würden sie die Beilage nicht so ruhig an ihrem Orte gelassen haben. Was den guten Männern gleichwol zur Entschuldigung dienen mögte, ist, daß sie mit griechischen Buchstaben geschrieben war, und, wie man weis, um das Heil seiner Seele im Orden zu machen, ist es genug, sich in die Wundenmale des heiligen von Assisi zu empfehlen, und seiner Observanz getreu zu sein, ohne daß man eben die abentheurlichen Karaktere zu kennen nöthig hat, womit die Iliade und Phädon geschrieben worden. Diese Werke sind nicht die Gleichförmigkeiten des heiligen Vaters Franziskus, welches goldene Werk Plato, und Homer, und das ganze Heidenthum nicht zu kennen das Unglük hatte. Kennen sie dasselbe, werthester Leser? es wird in der Folge viel davon die Rede sein, weil es grossen Einfluß hat in das Schiksal des Verfassers der Predigten, von welchem ich aus meinem Aufsaze mit griechischen Buchstaben genauere Auskunft zu geben in Stand gesezt bin.

Sein Name war Fr. Eulalius von dem jungfräulichen Gürtel der heiligen Klara. (Eulalius a cingulo virginali Sanctae Clarae.) Er wird beschrieben als ein aufgewekter junger Mönch, von der Natur eigens für einem Minimen gestaltet, mit einem Nakken, der den zärtlichen Liebhaber der Pasiphae verschönern könte; mit Waden und Schultern des Herkules, als er es über sich nehmen durfte, an den funfzig Töchtern des Thespius das größte seiner Werke zu vollenden; mit den regelmässigen Gesichtszügen des Antinous, davon ein zierlich gekämter Bart nur wenig bedeckte; das Aug voll Lebhaftigkeit und die blühende Farbe einer saftvollen Gesundheit auf den

Wangen versprachen — Menschlichkeit gegen seine Beichtkinder. Auch hatte er von den weiblichen Büssenden den stärksten Zugang unter allen, die zur Erbauung der Gläubigen ohne Beinkleider gehen, und den Strik der Heiligkeit um ihre Lenden gürten; seine Ordensbrüder haßten ihn auch darum recht brüderlich. Aber was verschlug ihr Haß einem Manne, der die Ehre hatte, der Gewissensführer der Fürstin ***, der Gräfin ***, Gemahlin Sr. Exzellenz des Herrn Landshauptmanns, und der Frau von ***, Halbgemahlin eben dieses Herrn, zu sein? Die Damen hatten sein grosses Talent kennen gelernet; hatten an seinem Busen so oft Herzenstrost und Beruhigung ihrer Aengstlichkeiten gefunden, daß er ihnen unentbehrlich war: er konte also auf ihren Schuz zählen, der ihm die reizendsten Aussichten öfnete. Der wache Neid seiner Feinde vereitelte sie alle, und diese Predigten legten zu seinem Verderben den ersten Grund.

Sie waren zu einer neuntägigen Andacht bestimt, welche die Brüderschaft des heil. Rosenkranzes in dem Gotteshause der P. P. Dominikaner zu ... jährlich mit grosser Feier zu begehen pflegt. Fr. Eulalius ward im Namen der heiligen Innung ersucht, seine Kanzelsprüche für dieses Jahr aus dem Vater Unser zu ziehen; seine Gefälligkeit kam ihm theuer. Das Vater Unser ist an sich ein nicht sehr fruchtbarer, ein oft genüzter, ein schon erschöpfter Gegenstand, und der so sehr gefeierte Gewissensführer besaß zu viel Stolz, um seine Zuhörer mit wiedergewärmten Krame gähnen zu machen: daher trat er einen neuen Weg ein, worauf ihm doch sehr bald ein Bein untergeschlagen ward.

Die ganze Welt war verwundert, als sie ihm sogleich am ersten Tage die Religionsduldung mit Wärme erheben, und selbst vor dem Altare des heil. Vater Dominikus, der eben nicht sehr duldend war, behaupten hörte: „Diejenigen, welche von dem Heiland der Welt gelehrt würden, den Herrn des Himmels und der Erde als ihren gemein-

schaft-

schaftlichen Vater anzurufen, wären kraft dieser Lehre verpflichtet, sich unter einander als Brüder zu betrachten.„ Aber die Nachfolger des heil. Verfolgers der Albigenser ruften Aergerniß und Entweihung, als der Prediger seine Hand gegen das Bildniß seines Stifters ausstrekte, und den Hund zu Füssen desselben beschwor, seine Fakkel von sich zu werfen, wenn sie, statt das Sinnbild des erleuchtenden Unterrichts zu sein, nur dienen solte, den Scheiterhaufen des heiligen Offiziums unter einen bedauernswürdigen Verirrten anzuzünden, der in Blindheit seines Herzens für erlaubt hielt, zu dem ewigen Vater in einer Sprache zu beten, die er versteht. — „Der ehrwürdige Orden,„ (fuhr er in seinem Eifer fort) „der mit dem Namen desjenigen pranget, dem deine geprüfte Treue dich zum beständigen Begleiter gegeben hat; dieser Orden, der die Verehrung der alzeit seligsten Jungfrau und Gebärerin Gottes durch die Rosenkrone, so er zuerst um ihr Haupt gewunden, so eifrig befördert, hat dennoch das Unglück, die unbeflekte Empfängniß zu bezweifeln, deren Gedächtniß jährlich in algemeiner Feier zu begehen die Kirche nicht nur erlaubt, sondern wozu der Statthalter Christi, Pabst Sixtus IV. die Gläubigen durch Ertheilung eines Ablasses vorzüglich ermuntert hat; welche auf der hohen Schule in Wien] jeder Lehrer bei dem Antritte seines Lehramtes, und der Magnifikus im Namen der ganzen Universität an jedem 8ten Christmonats beschwören müssen; welche Lehre zu glauben und zu beschützen der Kaiser selbst an eben diesem Tage sich in der Metropolitankirche vor den Augen seines Volkes durch einen feierlichen Eid verpflichtet: und gleichwol duldet die sanfmütige Mutterkirche diesen Orden in ihrem Schoosse; und Rom, und Madrit, und Lissabon vertraut seinen Händen sogar die heilige Gerichtsbarkeit an; und gleichwol dulden die Universitäten Männer aus seinem Mittel] auf den Lehrstülen der Gottesgelahrtheit; und gleichwol duldet der Staat, daß seine Samler sich über das Angesicht des ganzen Lan-

des zerstreuen; und gleichwol giebt der Landmann, statt sie mit Steinen aus seiner Hütte zu treiben, ihnen nicht weniger gutwillig seinen lezten Vorrat hin, als uns frommen Knechten der Allerheiligsten, die wir der Mutter, die auf dem Monde wandelt und den Nakken der alten Schlange unter ihren Füssen hält, mit inbrünstiger Andacht huldigen. Laßt uns, fromme Gläubige, dieses beständig vor Augen schwebende Beispiel der brüderlichen Nachsicht und christlichen Duldung nachahmen!„ Sie werden das alles ausführlich in der ersten Predigt finden, geehrte Leser! Der Provinzial der Dominikaner murmelte zwischen Lippen und Zähnen: „Hätten wir dich in Madrit! du soltest den Hund des heiligen Vaters nicht noch einmal lästern!„ Doch es kam weit schlimmer in der Folge. Der Kanzelspruch des fünften Tages fiel: Gieb uns, Herr, unser täglich Brod!

„Der Erlöser„ heißt es, „lehrt uns in diesen Worten zwar, um das tägliche Bedürfniß unsers Lebens zu dem Geber alles Guten zu bitten; aber er hebt die Pflicht nicht auf, durch Fleiß, durch Bemühung uns würdig zu machen, daß unsre Bitte uns von ihm gewährt werde! — Wenn er zu beten befiehlt, verbietet er darum zu arbeiten? Seht den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs! Zwar läßt er in der Fülle seiner Barmherzigkeit der Nachkommenschaft der Patriarchen in der Wüste Sinai und Horeb Manna von oben regnen; aber sie muß diese Spendung des Himmels zu verdienen, auf der Reise von dem Bache Aegyptens bis an die Gefilde Moabs, zu den Ufern des Jordans gegen über Jericho, 40 Jahre zubringen; welchen Weg jede Karavane in weniger als 40 Tagen zurüklegen würde, wenn es jemanden beifiele, nach einem Lande zu ziehen, das, seitdem es die Ungläubigen besizen, nicht mehr von Honig und Milch fließt, nicht mehr, wie einst, Trauben trägt, unter deren Last zween Träger keichen. Beten also, aber auch arbeiten ist das Loos eines jeden Standes, und keiner,

Ge=

Geliebteste im Herrn! keiner zählt von der Verbindlichkeit los, durch Arbeit zum Wohl der bürgerlichen Geselschaft beizutragen, worin wir leben, von der wir leben, von der wir geschüzt werden." Zulezt kam eine Anrede an den heiligen Müssiggang, der in Abteien und Klöstern seinen Wohnsiz hält, und so weiter. *) Das war die Erklärung, die Frater Eulalius über den Kanzelspruch des Tages machte.

Seine gegen ihn übelgesinte Ordensbrüder aber gaben seiner Predigt eine ganz andere Wendung. Sie klagten ihn an: er habe den Quersak des heiligen Vaters Franziskus in Miskredit zu bringen gesucht; und, um seinen Obern gewisser aufzubringen, beschuldigten sie ihn, daß er die Absicht geführt, in dem Epiphonem Se. Hochwürden den P. Guardian zu konterfeien.

Es war nicht zu leugnen; einige Züge konten leicht zu irgend einer hämischen Vergleichung Anlaß geben. Der gemästete Müssiggang war geschildert mit einem glühenden, glänzenden Angesichte, wie Se. Hochwürden hatten, mit einem Staffelkinne, dergleichen Se. Hochwürden eines der ansehnlichsten trugen, mit einem Wanste, der ganz wohl den ehrwürdigen Umfang der wohlbeleibten Obrigkeit vorstellen konte. Doch, es hätte sich zu Vertheidigung des Predigers auch anführen lassen, daß jede Schilderung immer notwendig mit irgend einem Muster übereinkommen müsse; daß es nicht seine Schuld sei, wenn eine solche Aenlichkeit sich zufällig bei dem Guardian des Kapuzinerklosters zu . . . getroffen; daß seine Schilderung mit so manchem Prälaten, manchem Provinzial und Prior, die den Ehrenstul ihres Amts mit so vieler Würde ausfüllen, nicht weniger eine treffende Aenlichkeit habe; daß er also dabei nicht eben gerade seinen Vorgesezten im Gesicht gehabt haben konte. Indessen der Angeklagte kam zu keiner Verantwortung, sondern erhielt denselben Tag noch das Verbot, seine Predigten fortzusezen, und am folgenden ward ihm

*) Siehe die V. Predigt.

ihm feierlich angekündiget: er sei auf beständig von dem Predigeramte ausgeschlossen.

Das war Triumpf für seine Widersacher! war Beschimpfung für ihn, die ihm nun desto empfindlicher fallen mußte, da sie nicht als ein Geheimniß in den Mauren des Klosters verschlossen bleiben konte, sondern ihm öffentlich, gleichsam vor den Augen so zahlreicher Zuhörer, die ihn des folgenden Tages mit neugieriger Ungeduld erwarteten, zugefügt wurde; aber sie war mehr noch als dieses. Der Predigtstul führt ordentlicher Weise zum Amte des Küchenmeisters oder Kellermeisters; und diese Aemter, wo die Gelegenheiten so häufig sind, sich die Stimmen auf das Kapitel günstig zu machen, sind stets die nächste Stufe zu den Würden des Ordens. Also mußte Frater Eulalius von dem jungfräulichen Gürtel der heil. Klara sich nun auf immer vom Guardianate und Provinzialate ausgeschlossen sehen.

Der Beichtstul blieb ihm noch; und er würde sich zulezt über den Verlust, ein paar Duzend rangsüchtige, widerspenstige Mönche in Ordnung zu erhalten, bei der süssen Beschäftigung, ein halb Duzend gelehrige, schöne Gewissen zu leiten, getröstet haben, wenn der empörte Unwillen Sr. Hochwürden sich an der Entsezung vom Predigeramte begnüget hätte.

Die Kutte ist stets unversöhnlich, und ihr Haß verfolgt mit unbezähmtem Grimme. Diese Anmerkung, die, so wahr sie auch sein mag, immer sehr unhöflich bleibt, dient dem Verfasser des Aufsazes, den ich bisher hie und da ausgezogen habe, zum Uebergange auf die weitern Verfolgungen, welche er dem Leser nun in seiner eignen Prose erzälen wird.

„Wie ist derjenige zu beneiden,„ fährt er fort,„ dem es so gut wird, ein Schloß an seiner Thür zu haben, wozu er allein den Schlüssel trägt: denn, so groß oder klein jemand seyn mag, ein Generalvikar oder Laibruder, jeder hat

hat seine Geheimnisse, und wünscht sie für sich zu haben: eitler Wunsch für einen Minimen! dessen Gefäß dem Winde, dessen Thür den Obern stets preis gegeben ist. Der feindselige Guardian bediente sich seines Hauptschlüssels, so oft Fr. Eulalius im Chor, oder Beichtstule, oder sonst ausser dem Kloster war, und störte in jeder Ekke der Zelle, in jedem Winkel des Schrankes, ob er etwas fände, das seiner Rache Vorwand leihen mögte. Sein Suchen war lange vergebens. Der gewarnte Bruder hatte, wie jeder im Orden, seinen geistlichen Vater, oder sein Mütterchen, wo er seine Ciokolade, seine feine Wäsche, die Billette, in welchen seine Beichtkinder ihm ihre Gewissensanliegen eröfneten, seine Rathpfennige, und was sonst nicht bei ihm gefunden werden durfte, in Sicherheit gebracht. Aber es war einmal beschlossen, daß Eulalius das Opfer der geistlichen Unversöhnlichkeit werden solte. Das Ungefähr führte den Blik des forschenden Vorgesezten auf einen dikken Quartband in Schweinleder, der, ganz mit Spinnengewebe bedekt, das Ansehen hatte, seinen Plaz seit mehreren Jahren nicht verändert zu haben. Es war das Werk goldner, und unerklärbarer Güte und Inhalts; nemlich, die Gleichförmigkeiten zwischen dem Leben des heiligen Franziskus, und dem Leben unsers Herrn Jesu Christi: (opus aureae et inexplicabilis continentiae: conformitatum scilicet vitae beati Francisci ad vitam Domini nostri Iesu Christi. —)

Wenn dieser Aufsaz jemanden einst zu Gesichte kömt, welcher das wichtige Werk, von dem hier die Rede ist, nicht kennet, dem diene darüber folgendes zum kurzen Unterrichte: Es ward gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts von Bartholomäus aus Pisa, den andere Bartholomäus Albizi nennen, geschrieben, und dem, unter dem General Heinrich von Asti zu Assisi versammelten, allgemeinen Kapitel der Franziskaner überreicht. Die Aufnahme, welche dasselbe bey dem ehrwürdigen Senate des Ordens gefunden, läßt sich daraus schliessen, daß dem

Verfasser durch einstimmigen Kapitelschluß zur Belohnung seiner Mühe, die alte Kutte, welche der heilige Franziskus einst getragen hat, geschenket worden. Es sind verschiedene Auflagen dieses Buchs, und unter veränderten Titeln gemacht worden; aber auch dagegen verschiedene Widerlegungen und ehrbeissende Satiren.

Wie Eulalius dazu gekommen, von diesen lezteren etwas zu erfahren, weis man so eigentlich nicht; der Guardian fand, als er das Buch ganz zufällig aufschlug, von der Hand desselben die Anmerkung beigesezt: Gegen diese Gleichförmigkeiten ist geschrieben worden: der Barfüsser Mönchen Eulenspiegel und Alkoran, mit einer Vorrede von D. Luther; gedruckt zu Wittemberg, bei Hans Luft, im Jahr 1542.

Ob er über diese Entdekkung froh war? das denke man! er eilte damit sonder Zeitverlust nach seiner Zelle.

Eulalius kam sehr spät auf die seinige, und ging zu Bette, ohne daß er die Lükke in seiner Bücherstelle wahrgenommen: so ward er auch am frühen Morgen vorgerufen, ohne zu der scharfen Untersuchung im geringsten vorbereitet zu sein, die ihm bevorstand. Ich hatte den Prozeß in der Urschrift durch mehrere Tage in Händen, und daher Zeit genug, die dem Untersuchten vorgelegten Fragstükke,*) samt dessen Antworten nach dem ganzen Inhalte hieher zu überschreiben.

Wie Konstitutus sich nenne?

> Warum man ihn einen Konstitutus heisse? Se. Hochwürden wüßten, daß er den ersten Namen, den er in der heil. Taufe empfangen, bei seiner Einkleidung ablegen müssen, dagegen den Namen Eulalius von dem jungfräulichen Gürtel der h. Klara empfangen habe.

Wie

*) Diese Fragstükke sind in lateinischer Sprache. Lichtenberg.

Wie alt? und wie lange er im Orden sey?

Alt sei er 36 Jahre. Von seiner Aufnahme sei nun bereits das 21. Jahr verlaufen.

Ob er wisse, weswegen er hier vorgerufen und diese Untersuchung mit ihm vorgenommen werde?

Könte die Ursache unmöglich errathen, da er sich keines Vergehens, noch minder irgend eines Verbrechens bewußt wäre, welches zu einer Untersuchung von dieser Art Anlaß geben könne.

Hier ward ihm verwiesen, daß er sich selbst für gerecht halte, und dadurch nicht nur gegen die klösterliche Demut sündige, sondern sich auch der Kezerei verdächtig mache, indem geschrieben stünde: wer ist gerecht, so vom Weibe geboren worden.

Ward weiters ermahnet, seine Schuld nicht durch Hartnäkkigkeit und Verstokkung zu vergrössern, sondern sich vielmehr durch reumütiges Bekentniß derselben einer väterlichen Züchtigung würdig zu machen: also?

Bekenne gerne, daß er ein sündiger Mensch sei; lege dieses algemeine Geständniß vor dem almächtigen Gott täglich in der Messe ab, wie Se. Hochwürden P. Guardian, seine Hochwürden P. General, und seine päpstliche Heiligkeit selbst, wenn ihre wichtigen Geschäfte ihnen zulassen Messe zu lesen; aber darum würde keine Untersuchung über sie gehalten.

Bei so widerspenstigem Geiste sei kein Wunder, daß die Gnade Gottes und des heil. Vater Franziskus von ihm gewichen, und zugelassen habe, daß — Wiederholte und lezte Ermahnung zu einem freiwilligen Geständnisse.

Könne nichts gestehen: wisse nicht einmal von weitem, wovon die Rede seyn mögte.

Fr. Eulalius mußte abtreten. H. P. Guardian, so den Vorsiz führte, gab zu überlegen: ob bei dieser Verstok-

stokkung nicht die rechtliche Ordnung *) verlangte, daß man Untersuchten durch die schärfere Frage zur Sprache brächte?

Aber die Meinung des P. Lektors der h. Kanonum, so als Beisizer die Feder führte, gab für die Fortsezung der gelinden Untersuchung den Ausschlag.

Eulalius ward daher herbeigerufen, und nachdem ihm die Langmut seiner Vorgesezten, die einen Zwang gegen ihn anzuwenden sich nicht entschliessen könten, gerümt worden, ward fortgefahren.

Man wolle aus Güte, der er sich durch seinen Troz nicht eben würdig machte, ihn auf sein Verbrechen leiten: woher er das teuflische Werk kenne: Der Barfüsser Mönchen Eulenspiegel und Alkoran, mit einer Vorrede von D. Luther, gedrukt zu Wittemberg bei Hans Luft, im Jahre Christi 1542. in gros 4to? und wann er solches gelesen habe?

> Kenne dieses Werk nicht anders, als dem Namen nach; habe es nie gesehen, noch weniger darin gelesen.

Hier ward ihm das Buch der Gleichförmigkeiten mit der Anmerkung von seiner Hand gewiesen, und beigesezt: es scheine ganz unwahrscheinlich, indem er den ausführlichen Titel eigenhändig beigesezt, daß er solches nicht gelesen habe; woher er es denn kenne?

Habe

*) Wie es gut ist in allen Sachen Ordnung zu halten, damit niemand Unrecht geschehe, so haben diese Hausprozesse ihre genaue Vorschrift. Der Kriminalprozeß der Franziskaner ist zu Straßburg 1769. durch den Druk bekant gemacht worden. Die meisten Mönchsorden aber verfahren nach der Praxi Sanctae Inquisitionis, oder de judice Sanctae Inquisitionis. Opusculum A. R. A. P. F. Ioanne Baptista Neri, Ordinis Minorum S. Francisci de Paula, lectore jubilato ac juris Canon. Professore compilatum, ac Serenissimo Cosmae III. magno Etruriae duci ex corde dicatum: Florentiae anno 1665. Ex typogr. Petri Martini.

Habe solches von einem Lutheraner nennen gehört, und sich aufgezeichnet.

Gebe sich also selbst schuldig, mit Unkatholischen Umgang gepflogen zu haben; ob er nicht fürchte, auf Irrwege geleitet zu werden?

Er besize die Summe des heil. Thomas an seinen Fingern, und sei durch mehrere Jahre von der Theologei und Polemik Lektor gewesen; hoffe also vielmehr, durch die Gnade Gottes, die Irrglaubigen auf die rechten Wege zu leiten, und in dieser Absicht halte er es nicht für unerlaubt, mit solchen einige Gemeinschaft zu haben.

Konstitut zeige sehr deutlich, daß er von ihrem Sauerteige bereits angestekt: denn wer die Kirche nicht höre, wie die Lutheraner, Zwinglianer, Carthesianer, Newtonianer u. d. gl., sei dir gleich einen Heiden und Mautpachter! und mit allen Leuten von diesen Sekten dürfe ein wahrer Katholik nicht Umgang pflegen — Konstitut solte nur mit Offenherzigkeit und unverstelltem Herzen bekennen, ob er die Unfehlbarkeit des Statthalters Christi auf Erden, die Pflicht eines blinden Gehorsams gegen den sichtbaren Nachfolger des Heilands, die Transsubstantiation, das Fegfeuer, die Macht des Pabstes im Himmel und hienieden zu binden und aufzulösen glaube?

Allerdings.

Ob er eben so glaube, daß die guten Werke zum Seelenheile unentbehrlich sind, und daß besonders das Almosen gegen die Söhne des heil. Franziskus im Himmel verdienstlich angesehen werde?

Glaube: daß die Lehre von guten Werken mit der Religion innig verbunden sei, deren wichtigster Grundsaz die Liebe Gottes und des Nächsten ist; müsse jedoch gestehen, daß er keine Entscheidung der Kirchen wisse, welche festseze:

daß

daß es Gott angenehmer sei, den Grünzinger *) für ein Festum duplex der Kapuziner herbeizuschaffen, als einen ermüdeten Arbeiter einen Trunk Wasser zu seiner Labung zu reichen.

Nach diesem seinem Glaubensbekentnisse sei es wol überflüssig, zu fragen: ob er auch überzeugt sei, daß die Ankunft des heil. Franziskus in der Bibel des alten sowol als neuen Testaments der Welt vier und sechzigmal sehr deutlich vorhergesagt worden?

Ob er als Lektor der Theologei und Prediger zwar die heil. Schrift und Konkordanz, den Kornelius a Lapide, auch die Medullam Patrum emsig gelesen, erinnere er sich dennoch nicht, den Namen ihres frommen Ordensstifters, noch den Zuschnitt seines Habits darinnen gefunden zu haben.

Seiner Meinung nach wären also die Aehnlichkeiten dieses frommen Stifters mit dem Weltheilande, an Kentnisse, an seiner Sendung in die Welt, an Geburt, Entdekkung, erlittener Verfolgung, an Samlung des Almosens, Versuchung des Teufels, Versamlung der Jünger, Gründung der Regeln, Unterricht der Apostel, Sendung seiner Jünger, Wirkung von Wunderzeichen, Eifer für die Seelen, ihrer Erleichterung, Wahl der Armuth, Demut, Verklärung, Tödtung des Fleisches, Stillung der Meeresungestüme, Austreibung der Teufel, Verwandlung des Wassers in Wein, am Gebete, daran, daß beide das Volk gespeist, beide ein gleich volkommenes Leben geführt, gleich in den Herzen der Menschen gelesen, über die Menge mit gleich starker Beredsamkeit gewirkt, die Pharisäer bestraft, mit ihren Jüngern das Abendmahl gehalten, und auch in den Worten des Abendmahls vor

*) Eine sehr beliebte Gattung österr. Weingewächse.

vor dem Sterben übereingetroffen haben, gleich mit fünf Wundmalen bezeichnet gewesen — *) alle diese Aenlichkeiten werde Fr. Eulalius wol in Zweifel ziehen?

Er glaube allerdings, der seraphische Vater sei ein sehr frommer Mann, und seine Absicht, durch erbaulichen Wandel die verderbten Sitten der Welt zu bessern, heilig gewesen; die freiwillige Armut insbesondere, zu der sowol er sich selbst lebenslang gehalten, als auch die Brüder der Observanz verbunden hätte, wäre eine notwendige Strafpredigt gegen die Haabsucht der Ordensleute zu einer Zeit gewesen, wo diese die Güter der Welt an sich zu reissen, weder weltliche noch geistliche Kunstgriffe und Betrügereien gespart hätten. Der Sohn Peter Bernardons **) wäre also als Apostel der Enthaltsamkeit und des Uneigennuzes an die Geistlichkeit gesendet. Dahin hätte von dem Gekreuzigten in der Kirche des heil. Damianus in Rom ihm ertheilte Befehl, er solte es unternehmen, sein Haus auszubessern, ganz unzweideutig gezielet; und in dieser Eigenschaft habe er unter den größten Heiligen der Kirche einen wohlverdienten, wenn gleich nicht eben dem Throne des Ewigen unmittelbar angewiesenen Plaz. Was jedoch diese Aenlichkeiten betrift, so wisse er zwar die andächtige Ueberlieferung, welche hierüber bei allen 3 Aesten des franziskischen

*) Das ist ein kurzer Inbegrif der 30 Aenlichkeiten, welche Bruder Albizi zwischen dem Patriarchen der drei Franziskanerorden und dem Erlöser der Welt aufgesucht. Uebersezer.

**) Der heil. Franziskus war der Sohn Peter Bernardons, eines angesehenen Mannes in Asiß. S. desselben Leben von P. Natalis und Ribadeneira.

schen Baumes fortgepflanzet wird; aber er würde sich für einen Gotteslästerer halten, wenn er glauben könte, Gott habe den Urheber einer elenden Bettelmönchengesellschaft mit allen den Gaben, mit eben der Herlichkeit ausgerüstet, wie seinen einzigen Sohn, als er ihn gesendet, die grosse Versöhnung zu vollenden, und dem Erdkreise die vortreflichste Sittenlehre, wie die unbegreiflichsten Glaubensgeheimnisse zu verkündigen. Es könne der Vortreflichkeit der Religion, es könne der Heiligkeit des Christentums gleichgültig sein, daß wir Mönche mit zugerundeter oder zugespizter Kappe für ausgemacht halten, unser heiliger Vater habe den Fischen und Vögeln, die ihm sehr aufmerksam zugehorcht, gepredigt; die Schwester Heuschrekke habe auf sein Geheiß gegeschwiegen, oder gesungen; der Mann vol demütiger Verwerfung habe alle Thiere seine Brüder genennt; aber, daß Gott die Wundenmahlzeichen der Erlösung ihm sichtbar eingedrukt —

Man hinderte hier den Untersuchten, in seinen kezerischen Lästerungen fortzufahren, und es wurde einstimmig beschlossen, um des Aergernisses, so durch ihn unter die Brüder gebracht werden möchte, und der Gefahr der Anstekkung wegen, ihn künftig von aller Gemeinschaft abzusondern, und die gewöhnlichen Mittel anzuwenden, die ihn zu seiner Besserung und Wiederkehr bringen könten.

Welches sind diese gewöhnlichen Mittel? Wer kennt die Bedeutung dieses zweideutigen schrekvollen Ausdruks, dessen Erweiterung in den Händen despotischer Wilkühr liegt, wo sie das Werkzeug der Rache, der Unterdrükkung werden kan, und in dem gegenwärtigem Falle, nach aller Wahrscheinlichkeit, geworden sein mag? Denn das einzige, so von dem Schiksale dieses unglüklichen Ordensgenossen bekant geworden, ist, daß er nicht

mehr

mehr wieder gesehen ward. Niemand aus den Brüdern hatte das Herz, sich nach ihm zu erkundigen; und um der Frage und Nachforschung seiner Freunde in der Welt vorzukommen, empfing der Pförtner den Unterricht, jedermann zu sagen: Eulalius habe Krankheit halber durch einige Zeit in das Krankenzimmer überbracht werden müssen; nun aber hätten die Aerzte verordnet, daß, seine angegriffene Gesundheit herzustellen, er auf einige Zeit die Luft verändern und in eine andere Provinz versendet werden müssen.

Die Vorsicht weis, was aus ihm geworden. Mit dieser Anrufung schließt die Handschrift.

Du, die du der Religion das Opfer deiner Freiheit zu bringen gedenkest, ungewarnte Jugend! dachtest du auch dadurch auf deine ganze Sicherheit, vielleicht auf dein Leben selbst zu verziehen? oder wer sol dich wider die Unterdrükkung der Vorgesezten, wider die Verschwörung deiner Mitgenossen, wer sol in diesen unzugangbaren, dem grauenvollen Geheimnisse und der Dunkelheit günstigen, geweihten Winkeln gegen den Ausspruch der Ungerechtigkeit und den Volzug derselben dich beschüzen? wenn Irrtum zum Verbrechen aufgetrieben, wenn ein Zweifel über die ungereimteste Erfindung zur Gotteslästerung oder Unglauben, ein geringes Zögern zur Empörung vergrössert, wenn die unbedeutenste Uebertretung mit der eisernen Ruthe unbeschränkter Eigenmacht gezüchtiget wird; deine Seufzer können die dichten Gemäuer nicht durchdringen; dein Klagen, deine Berufung auf einen Oberrichter können bis zu den Ohren der Magistrate, können bis zu dem Throne nicht gelangen; und Magistrate und Geseze können dir bis dahin ihre Hülfe nicht bieten. Warum hat sich niemand noch gefunden, dessen Worte Eindruk zu machen fähig sind, der die Regierung auf diesen Punkt aufmerksam gemacht hätte.

Hört der Mönch auf ein Bürger zu sein? wenn die Klosterpolitik vielleicht ihre Rechnung dabei findet, in der Denkungsart junger Zöglinge die Lossagung von der Welt mit der Lossagung von den Bürgerpflichten in eines zu mengen; solte die öffentliche Verwaltung diesen grausamen Grundsaz, durch eine Art von Sorglosigkeit über das Innere der Klöster, gleichsam bestätigen? So bald irgendwo in der Welt, wie die Mönchensprache es nennet, jemand vermißt wird, so eilt der Magistrat, ihn aufzufinden, bemüht sich, zu entdekken, was demselben widerfahren sein dürfte. Jemand ist mit Gift umgekommen, jede Vermutung wird ein Faden, dem die gerichtliche Forschung mit Strenge und Genauheit folgt; jeder jähere, jeder minder gewönliche Todesfal erwekt den Verdacht der Obrigkeit, zieht ihre Untersuchung nach sich; aber kein Stral der öffentlichen Aufsicht hält die Finsterniß der Klostergewaltthaten auf; der unglüklich Verschlossene ist gewissermassen ausser dem Schuz der Geseze gestelt: er könte wenigstens mit Gift bei Seite geräumt, durch Hunger oder sonst jede Marter dahingerichtet werden, wer würde es innen?

Es war ein Anfang, um der Mönchentirannei Einhalt zu thun, als die frömste Fürstin durch eine Verordnung von 1779. die Privatkerker der Mönche aufgehoben hatte. Jedoch was ist geschehen, diese heilsame Verordnung geltend zu machen? bei Kraft zu erhalten? — Was solte geschehen? — Dies Einzige, dieses Viele, daß jeder Klostergemeinde, neben dem aus ihrem Mittel gewählten geistlichen, noch ein weltlicher Vorsteher gesezt würde, der unter ihr wohnen, der Sachführer ihrer zeitlichen Geschäfte, der Verweser ihrer Einkünfte, ihr häuslicher Richter, aber zu seinem Amte durch Unerschrokkenheit und Gemütsstärke bezeichnet sein müßte.

Sed quis custodiet ipsos custodes?

Dieser Argwohn ist zu gräulich, daß ich es wagte, ihn rege zu machen; indessen, wäre die Vorsehung einer sol-

solchen Anwaldschaft von ehe her getroffen gewesen, wie viele, wenigstens von tödtendem Grame und Verfolgung gerettete Bürger! Der Karthäuser zu Jitsch — — der zu Maurb — — der — — — und so viele andere würden nicht, Troz der theresianischen Verordnung — —

— — — — — — — —

Und unser Eulalius wäre dafür, daß er in seinen Predigten sich von der Beredsamkeit des ehrwürdigen Jordanus Wasserburg *) entfernet, der Frau Landshauptmannin nicht so frühzeitig entrissen worden; worüber die gute Dame ohne Zweifel sehr zu bedauren war; aber das Publikum

*) Der ganze Titel des klassischen Werks ist folgender: Geist- und lehrreich fliessende wohl eingerichtete, in zwey Theil abgetheilte Concept: deren erster Sonn- und Feyertags- Oelberg- und Exempelpredigen: deren zweyter Extraordinari- Kirchweih- Einkleidungs- Primiz- und andere Predigen in sich enthaltet: auf öffentlicher Kanzel vorgetragen von R. R. P. Jordano Wasserburg, Kapuzinerordens, vormals ordinary-Prediger bayrischer Provinz, terprovinciale, consultore, visitatore, ac definitore generali: Winter- und Sommertheil: Opus posthumum: mit gewöhnlich kaiserlichen Privilegio. Verlegt Johann Gastl, Buchhändler zu Stadt am Hofe nächst Regenspurg 1745. Um dem andächtigen Leser einen Geschmak von der Vortreflichkeit dieser Exempelpredigen zu geben, wil ich einige Rubriken hieher sezen, die nächsten, so ich aufwerfe. Am Fest Simon und Judä: Das die Eheleute zusammenhaltende Und. Am heil. grün. Donnerstag: Nutz- und heilsame Gefrühr und Festigkeit. Am andern Sontag nach Pfingsten: Der verschwenderische Sohn Gottes. Am Fest des heil. Joh. Bapt. Künstlich- und vortrefflicher Tanzmeister. An Mariä Heimsuchung: Neugebachene angenehmste Sternküchel. u. s. w. Das scheint nicht ganz die Wohlredenheit der Tillotson, Bossuete, der Mosheime, der Jerusalem zu sein: aber es ist Wohlredenheit des ordinary-Predigers terprovincialis, consultoris, visitatoris und definitoris generalis R. R. P. Jordani Wasserburg.

kum würde es unendlich mehr gewesen sein, wenn es auch noch die vorreifen Früchte dieses viel verheissenden Kanzelredners hätte verlieren müssen.

Die Vorsicht ordnet alles zum Besten der Welt, und weis nach Wohlgefallen die Kette der Ereignungen aus den besondersten Gliedern zusammen zu fügen. Sie giebt dem Bibliothekar eines Kapuzinerklosters an der Donau unwiderstehliche Lüsternheit nach dem Safte der Trauben, die unter Afrikens heisserer Sonne reifen, und läßt dann eigens einen Reisenden sich mit einem nicht ganz geleerten Flaschenfutter in dieses Kloster verirren, um eine Handschrift an sich zu lösen, welche, ohne diese Reihe von Begebenheiten, von dem nichts verschonenden Zahne der Motte wäre vernichtet worden.

2.

Merkwürdiges Beispiel der Schmeichelei.

Daß Gelehrte von jeher den Grossen, ihren Maitressen, ihren Lieblingen, ja selbst ihren Hunden, öffentlich geschmeichelt haben, wer weis das nicht? daß man ihnen noch täglich Weihrauch, selbst dann mit vollen Händen streuet, wenn sie kein Körnchen verdient haben, wer leugnet das? Dies mögte denn noch hingehen, und die Schande auf den Kopf dessen kommen, der wider innere Ueberzeugung und aus Eigennuz sich so weit erniedriget; aber solte nicht ein solcher das Handwerk verstehen? nicht der Sache einen solchen Anstrich zu geben wissen, daß sie der gesunden Vernunft keinen Ekel errege? wenn gleich das Herz des Urhebers dem Herzen eines jeden Bidermanns, immer ein Ekel bleiben wird.

Es ist mir unbegreiflich, daß die deutschen Gelehrten so wenig auf edlen Karakter bei Schriftstellern Rüksicht nehmen; gerade als wenn der Karakter eine Nebensache und von keiner Bedeutung wäre. Viele Bücher, selbst solche, die von berümten Verfassern herrühren, wimmeln von kriechenden Verbeugungen, niederträchtigen Schmeicheleien und de- und wehmütigen Zuschriften an solche Grosse, die das ganze Publikum als arme Tröpfe und, oft, was noch schlimmer ist, als Wölfe ihrer Heerde kennt. Und siehe! über diesen Theil des Buchs herscht fast immer ein algemeines Stilschweigen. Gesezt, daß die Gelehrten ihrem Kollegen seine Niederträchtigkeit blos deshalb ungeahndet hingehen lassen, weil sie sich selbst nicht der Ahndung des Grossen aussezen wollen, über dessen Thaten sie mit ihrem Kollegen schnurstraks verschieden denken: so solten die Kunstrichter doch keine Zuschrift u. s. w. die von unverdienten Lobsprüchen wimmelt, ungerügt hingehen lassen, weil sie den Vorteil haben, ihre Meinung zu sagen, ohne sich nennen zu dürfen. Und wenn es denn in Deutschland nicht angeht, einem Schriftsteller ohne Gefahr ins Angesicht zu sagen: Du lügst! so bald er z. B. den Prinzen von ** zu einem Helden macht, von dem die ganze Welt weis, wie verzagt er ist, so bleibt doch noch immer ein Mittel übrig, dem Lobredner seine Narrheit entgelten zu lassen. Hiemit ist schon viel gewonnen; denn ein Grund, warum die Fürsten nicht besser sind als wir die mehrsten kennen, sind gerade die Lobredner. Vermindert ihre Zahl, oder rottet dieses Unkraut ganz aus, so werden die Götter dieser Erde uns Menschen schon um einen Schritt wieder näher gebracht. Mag der grosse Hauſe, weil ers einmal nicht anders haben wil, sie immer für Götter halten, und sie als solche knechtisch und kriechend verehren. Die Gelehrten solten den Wert jener und ihrer selbst besser kennen, und die guten Fürsten durch ungefodertes Lob ermuntern, noch besser zu werden, die Bösen (um das sicherste und gelindeste anzurathen) durch Stil-

Stilschweigen demütigen; jenes mit Würde und Freimütigkeit, damit sie es nicht für eine verstekte Bittschrift um ein Geschenk oder so etwas halten, dieses selbst dann, wenn Hofschranzen und Zeitungsschreiber mit Pauken und Trompeten ihren Fürsten zu einem Wunder der Welt machen.

Wir wissen nicht, ob der Verfasser einer Schrift *), die den Titul führt: „Das Opfer der Wissenschaften und Künste, dem hohen Geburtsfest der erlauchten Frau Reichsgräfin von Hohenheim geweihet. Stuttgardt, den 10ten Januar 1781.„ lieber zu der Klasse der Schmeichler oder der Dumköpfe gehören wil, den Eins von beiden, oder auch beides zusammen, muß er notwendig sein. Die Göttin, der dieses Opfer gebracht wird, kennt jeder; im übrigen ist uns völlig unbekant, was und wie viele Verdienste die Frau Gräfin von H. um den Hof, die Stadt, das Land, oder einzelne Personen habe. Aus der vor uns liegenden Schrift ist nur so viel zu ersehen, daß diese Dame sehr wohlthätig sein sol; nicht aber, in wiefern sie es wirklich ist: denn auf Thatsachen läßt sich der Verf. gar nicht ein; ob er gleich die Geschichtschreiber auffordert, sie in ihre Jahrbücher einzutragen. Wir lassen also völlig dahin gestelt sein, ob die Dame, um der hervorstechenden Vortreflichkeit ihres Karakters willen, und ohne Rüksicht auf äusserliche Verhältnisse, ein solches Aufheben verdient habe. Ist dieses der Fal, so beklagen wir die Frau Gräfin von ganzem Herzen, daß die Veranstaltung der Feier ihres hohen Geburtsfestes gerade in die plumpsten Hände von der Welt fallen mußte, die alles gethan haben, um diese Feierlichkeit in den Augen jedes Menschen, der nur irgend ein Gefühl für Würde besizt — lächerlich zu machen.

Wenn Rom dem August zu seinem Geburtsfeste in einer Ode hätte Glük wünschen wollen; würde es Bav oder

*) Stuttgardt, gedrukt bei Cotta Hof- und Kanzeleibuchdrukker.

oder Mäv dazu gewählt haben, da Horaz und Virgil lebten?

Angenommen, die Gräfin von H. sei sowol von Kopf als Herzen die Zierde ihres Geschlechts, eine Beförderin der Wissenschaften und Künste, eine Wohlthäterin der Dürftigen: so würden wir sicher mit die ersten sein, die Weihrauch auf ihren Altar trügen, wenn wir diesem Altare so nahe wären; aber dann würden wir zu viele wahre Ehrerbietung für ihre Tugenden und Verdienste haben, um irgend einen Verdacht von Schmeichelei auf uns kommen zu lassen: denn diese verfehlt ihres Zweks gerade am ersten. Wir würden nicht, wie der, (oder die) Verfasser der vor uns liegenden Schrift, die Dame zu einer erlauchten Reichsgräfin gemacht haben, da sie selbst wol zu bescheiden sein wird, um eine Titulatur anzunehmen, die ihr nicht zukomt. Der Verfasser macht sich schon durch den blossen Titel bei Auswärtigen lächerlich: denn wer hat jemals von einer Grafschaft Hohenheim und regierenden Reichsgrafen von Hohenheim ein Wort gehört? Und doch sind in Deutschland nur wenige regierende Grafen, denen man das Prädikat Erlaucht giebt. Der Verfasser läßt S. 73. den ersten Richter sagen: „Wie wolt ihr lohnen den grossen Tagbeschreiber des zehnten Januars? den Chroniker der frommen Menschenthaten? Welcher Plaz ist sein?„— Der lezte, (antwortet der zweite Richter) wenn er schmeichelt, wo Thatsachen reden — Da es nun eine offenbare Thatsache ist, daß eine Dame, die unsers Wissens erst kürzlich in den Grafenstand erhoben worden, auf den Titel: Erlaucht, keine Ansprüche machen kan, so wird unser Tagbeschreiber seinen Plaz nunmehr von selbst zu finden wissen. Im Vorbeigehen wollen wir gleich noch die Albernheit anmerken, daß der Verf. den 10ten Jan. um dieser Geburt willen so wichtig macht, als wenn die Geschichte schlechterdings von diesem Tage nichts merkwürdiges weiter zu sagen hätte. Von allen Sängern und Lobrednern König Friederichs hat sich noch keiner

einfallen lassen, der Geschichte so etwas vom 24sten Januar anzumuten, und das wäre doch noch wol eher zu verzeihen.

Die Schrift, von der wir reden, ist in aller Absicht sonderbar, also auch in der Form. Wir wissen nicht, ob es Dialog oder Drama, ob Erdichtung oder nachgeschriebene wirkliche Unterredung sein sol. An dem leztern müssen wir jedoch billig zweifeln: denn sonst müßte der Intendant der Akademie der Wissenschaften (wenn es sonst eine zu Stuttgardt giebt) mit allen Gelehrten, die an diesen Unterredungen Theil gehabt haben, gar arme Tröpfe und kriechende Würmer sein.

Die erste Unterredung wird in den Leszimmern der Akademie der Wissenschaften gehalten. Die Gelehrte und Künstler sizen einzeln und beschäftigt an verschiedenen Tischen, und ihre beiden Vorsteher unterreden sich in der Ferne. Der Intendant der Akademie d. Wiss. hebt diese wahre gelehrte Haupt- und Staatsaktion also an: „Nur etwas Erhabenes und Feierliches auf einen so glänzenden Tag! Wir wollen gemeinschaftliche Sache machen! Es muß ein algemeines Opfer der wahren Verehrung sein, die ihr vortreflicher Karakter verdient.„ — Der Rektor der Akademie sowol, als die Herren Mitglieder finden dieses mit der gewönlichen Nachgiebigkeit oder Ueberzeugung solcher Academiciens für recht und billig. Der Metaphysiker wil dem 10. Jan. zu Ehren die psychologische Frage untersuchen: Ob der Keim der Herzensgüte schon in der Seele liege, oder blosse Folge der Erziehung sei? Er schwazt mit dem Hrn. Intendanten ein langes und breites darüber, ob die Seele mit Anlage zu allen geselschaftlichen Tugenden geboren werde? Weil uns aber daran gelegen ist, daß unsere Leser nicht gleich bei der ersten Unterredung einschlafen, so wollen wir die Herren streiten lassen. Das Thema zur Ausarbeitung des Moralisten (wiewol wir ihm in Rüksicht auf diesen Geburtstag noch wol ein anderes

deres hätten aufgeben wollen) ist der Sache vielleicht ganz angemessen; aber das, welches der Mathematiker gewählt hat, würden die Leser in Ewigkeit nicht erraten, wenn wir nicht aus unsers grossen Tagbeschreibers getreulicher Relation es herzusezen uns im Stande sähen. Der Meßkünstler untersucht nemlich: Ob es der Grössenlehre möglich sei, den Wirkungskreis eines wohlthätigen Herzens, und daraus die Anzal der guten Menschen zu bestimmen, die erforderlich wären, um dem ganzen Menschengeschlechte einen freudenvollen Tag zu machen? — Nun haben wir schon genug! werden uns zwar manche Leser zurufen; aber nur noch ein wenig Geduld, meine Herren! denn Sie sollen nun bald sehen, wie die Preise bei dieser Akademie ausgetheilet werden.

Wir übergehen das Thema des Physikers und ersten Historikers; dem ersten Redner aber, der eine Lobrede auf die Wohlthätigkeit schreiben wil, mögten wir das zurufen, was Herr Claudius dem Verf. einer Lobschrift auf den Messias zurief: Erspare dir diese Schande!

Der andere Historiker sagt: Ich beschreibe den 10ten Januar 1781. nichts als Thatsachen. Wer Gefühl hat, wird Gründe genug finden, ihn zu segnen. — Abermal Materien, (äussert hierauf der Hr. Intendant) so reichhaltig als Silberberge.

Der sogenanten Dichter (denn am Ende werden die Leser sehen, daß die Herren sich, wahrscheinlich nur aus Scherz, oder aus Noth, so genant haben) sind nur drei. Der erste davon arbeitet überhaupt (wie er selbst sagt) so an einer Ode auf den Geburtstag der Gräfin. Der andere macht Sinngedichte unter der Hand — wir verstehen nicht was das sagen sol — auf die Güte, Sanftmut, Wohlthätigkeit ꝛc. und der dritte sinnt auf Zuschriften zu Denk- und Ehrenmälern für wohlthätige Menschen.

Wir wollen dem Leser von allen dreien ein Pröbchen geben. Zuerst aus der Ode, wenigstens ist sie so titulirt;

 und

und das hat uns nicht gewundert, da die Priester, welche dieses Opfer bringen, mit Titulaturen, wie wir schon gesehen haben, eben nicht zu geizen pflegen.

Sprich, wir beginnen heut lyrischen Adlerflug
deines Freudenfests wert, werter, Franziska dein.
Lange sann ich — von selbst klingender Saitenlaut
klang mir zürnend Begeisterung zu.

An dieser ersten Strophe haben wir keinen Buchstaben, kein Komma verändert. Wer sie versteht, dem sol der ganze Rest zu Diensten stehn. Der Verfasser läßt im Verfolge einen Engel erscheinen und hat die Unverschämtheit, diesen eine gleiche Sprache reden zu lassen, denn am Schlusse versichert er gar,

Seinen (des Engels) Päan — getreu sang ihn die Muse nach.

Um der Neuheit der Form und des Ausdruks willen müssen wir schon das Singedicht welches der zweite Dichter auf die Güte gemacht hat, ganz abschreiben. Ob es uns gleich um sechszehn Zeilen zu lang ist.

Die ihr zu lesen das hohe Gemäld
zu hören den Lobgesang auf die schönste
Tochter der Tugend, Bewunderer! euch sehnt:
jauchzet! — ihr könnt es!

Blikket mit heiligem Schauer hinauf —
O schauet und leset, was euch zu schildern
Bilder zu ungleich und Worte zu matt
Farben zu todt sind!

Blikket mit heiligem Schauer hinauf —
und schauet und leset der Güte Muster!
Höret den Lobgesang, welchen sich selbst
Tugend bereitet.

Unter den Zuschriften des dritten Dichters, wollen wir das auslesen, welches aus den kürzesten Zeilen besteht, wiewol auch von diesen jede 8 Füsse zu viel hat:

Dies Denkmaal sol die Folgezeit
Franziskens Güte lehren;
daß Enkel noch aus Dankbarkeit
den schönen Namen ehren.

Von

Von allen dreien hat indeß keiner den Preis erhalten; allein nicht deshalb, weil ihre Gedichte nicht taugen: sondern zur Ehre der lang verscheuchten Wahrheit (S. 9.) thut der Kanzler auf das Urteil der Richter in theilnemenden Jubel den Ausspruch: Den Preis hat die Geschichte! Dichtkunst, Beredsamkeit, Metaphisik, Moral, Mathematik, Naturkunde, gehen diesmal leer aus, und es mögte einen Stein erbarmen, daß der Mathematiker die vorhin gedachte Berechnung, die denn doch nichts weniger als alle vier Welttheile mit Einschluß der noch unentdekten Länder in sich faßt, so ganz umsonst angestellet hat. Aber wer kan dem armen Manne helfen? der erste Historiker ist längst mit dem Preise triumphirend davon gegangen Unsere Leser werden aber gleich sehen, daß es billig war, ihn öffentlich in der Akademie zu krönen: denn er hat in seinem Aufsaze Thatsachen bekant gemacht, und Warheiten ans Licht gebracht, die ausser Stuttgardt noch keines Menschen Ohr gehöret und kein Auge gesehen hat. Urteile selbst, lieber Leser! nur strenge, um den Aufsaz zu begreifen, deinen Verstand eben so sehr an, als ich meine Geduld, um ihn abzuschreiben.

„Wohlthun, dessen Gedanken schon den Menschenfreund mit seliger Wonne erfült, umfaßt das grosse, weite Feld menschlicher Handlungen, umfaßt alles, was menschlich heißt. Der Tugendhafte ist Wohlthäter des Menschengeschlechts durch Beispiele, der Weise durch Weisheit, der Freigebige durch milde Hülfsgaben. Jener tugendhafte Sokrates, jener weise Newton, der die Grenzen des Endlichen und Unendlichen durchbrach, jener sanfte Gellert, dessen erhabne Sittenlehre jeder für die Tugend empfindlichen Menschenbrust die edelsten Gefühle einhaucht, sind im weitern Verstande Wohlthäter des Menschengeschlechts. Im engsten Verstande aber heißt wohlthun, die Thränen jedes Unglüklichen troknen, und nur dann glüklich zu sein, wann andre es sind. Um also einen Auszug aus der Geschichte derer zu geben, welche sich in unserm Jahrhundert durch Wohlthaten besonders hervorgethan haben, zeichne ich hervorstechende Beispiele von solchen auf, welche im Glükke anderer das ihrige suchen, von solchen, welche Edelmut

genug besassen, um andern alles, Reichthum, Ehre, Leben selbst aufzuopfern. Höre, o Nachwelt, den Namen eines Fürsten, dem beglükte Unterthanen, dem seine staunende Nachbarn, dem seine Werke den Namen eines Wohlthätigen geben; den Namen eines Fürsten, dem jeder Unglükliche Thränen erpreßte, Thränen der Unsterblichkeit wert; der lieber mit seinen schmachtenden Kriegern dürsten, als allein trinken wolte; jenes Herschers eines grossen, durch ihn beglükten Landes, der lieber einen weniger prächtigen, weniger zalreichen Hof haben wil, als die Lasten des traurigen Krieges auf seine Unterthanen zu wälzen; der jeden Unterdrükker seiner lieben Unterthanen zu zerschmettern droht. Aber unser glükliches Deutschland hat ebenfals Namen aufzuweisen, welche die späteste Enkel noch mit Entzükken nennen, und die Geschichte als heilige, als unvergeßliche Namen, ewig aufbehalten wird. Beobachte, o Wanderer, eine erhabne, himlische Szene öfnet sich deinem begierigen Auge. Hier blühende Städte, dort fruchtbare Gefilde. In den Städten Ueberfluß, reizende Heiterkeit ihrer Bewoner. Auf dem Land benezen keine durch Habsucht erpreßte Thränen die Hände des glüklichen Landmannes. Gewiß durch seinen Fleiß nicht die Kornböden gieriger Oberherren zu füllen; sondern unter dem Schuz erhabener göttlicher Menschenfreunde, die mehr ihre Väter als Herren sind, ärndten sie das, was sie gesäet haben, und danken mit ländlicher Einfalt der Vorsicht, ihnen solche Beherscher gegeben zu haben. Jezt gehe ich zu den Unterthanen über, welche den edelsten Gebrauch von ihren Reichtümern machen, die Unschuld aufzurichten, Dürftige vom Elende zu erretten, kurz, welche andern wohlthun. Jener Weltweise, der mit einer Verleugnung, die seiner grossen Seele würdig war, das der weinenden Menschheit wieder erstattete, was sein habsüchtiger Vater ihr erpreßt hatte; jener stille Menschenfreund, der die Banden der Unglüklichen löste, und dessen Name erst sein Tod bekant machte, um ihn beweinen zu können; jene erhabene Seelen, welche rauhe Einöden zu milden Wohnpläzen umschaffen, die Bewoner derselben zu glüklichen Landleuten machen, welche nur Schäze samlen, um sie Unglüklichen mitzuteilen, dem Staat gute Bürger durch erhabene Unterstüzung bilden, sind sie nicht Stüzen der Fürstenthrone, sind sie nicht Schuzengel der Menschheit? Ihre Denkmäler, ihre stolzen Piramiden zertrümmert die Zeit; aber Andenken lebt ewig in den Herzen derer, die sie beglükten, und ewiger Nachruhm ist das Opfer der staunenden Nachwelt. „

Wir

Wir haben schon bemerket, daß dieser historische Aufsaz den Preis erhalten hat, weil der Inhalt so wahr ist. Warum der folgende Aufsaz des zweiten Historikers des grossen Tagbeschreibers des zehnten Januars (S. 73.) leer ausgegangen und jenem nachgesezt sey? darüber schweigt das Protokol. Dieser Aufsaz hat die Devise:

Heil sei dem zehnten Januar!
Er ist die Zierde von dem Jahr!

die, wenn wir nicht irren, aus der Fibel beim Buchstaben J. entlehnt ist. Der Aufsaz selbst lautet also:

„Wer mit der Wollust geizt, edle, erhabne Menschen im Glanz ihrer Tugend zu sehen, zu schauen das grosse Werk, das die Vorsehung nur ihren Lieblingen auszuüben gönnt, Segen über Tausende zu verbreiten, und in den Herzen der Menschen sich durch Wohlthaten Altäre zu stiften; der trete her an dem Tage, den das Fest der Freundschaft verewigt, betrachte die erhabene Seele, jeden Blik vol Sanftmut und Güte, betrachte die Werke der Wohlthätigen, der Gottheit zum Dankopfer an dem Tag dargeboten, der ihr das Leben gegeben. — Lies auf den frohen Gesichtern der Glüklichen, auf den Wogen ihrer Güte geströmt — schaue und feiere mit Würde den Tag.

Beseelt durch die würdigste Feier des herlichsten Tags, fühlt noch jeder sein Opfer zu schwach, zu unwürdig der Erhabnen.

Wissenschaften und Künste beeifern sich um die Wette, ihr ein unsterbliches Denkmaal zu stiften, und begeistert durch die Grösse des Gegenstandes fühlt sich doch jede zu schwach, ihr ein würdiges Opfer zu bringen. Die Dichtkunst besinget ihr Lob, und die Geschichte sezt sie den Edlen bei, die die Würde der Menschheit verherlichen.„

Wenn die Leser izt noch neugieriger sind als vorher, die besondern Züge von Wohlthätigkeit der Frau Gräfin v. H. zu sehen, so wissen wir ihnen nicht anders zu rathen, als daß sie sich an den zweiten Historiker deshalb wenden. Denn da dieser seinen Aufsaz nach den Worten

verherlichen mit einem 2c. geschlossen hat, so scheinet er das Beste für sich noch in Petto behalten zu haben, und eben daher mag es wol gekommen sein, daß man ihm den Preis nicht zuerkant hat.

Wir hoffen, die Leser werden es uns gerne schenken, wenn wir ihnen aus den Aufsäzen der übrigen Gelehrten keine Proben vorlegen, da die Richter mit samt dem Hrn. Kanzler, als erstem Richter in den Wissenschaften, sie des Preises nicht würdig gefunden haben. Dagegen wollen wir noch anzeigen, was die Künste zu Verherlichung dieses Geburtstages zu erfinden bemüht gewesen sind. Um zugleich eine Probe des Dialogs von diesem Drama, Farce, oder wie man es sonst nennen wil, dem Leser zu geben, wollen wir noch etwas abschreiben, so unangenehm die Arbeit auch ist.

Der Rektor der Akademie der Künste. Verzeihen sie, daß ich sie unterbreche; hier sind die Entwürfe von meinen Künstlern. (Er überreicht eine Schrift.)

Der Intendant der Akademie der Wissensch. Nun, sie haben sich befördert; hat doch die Sache selber nichts dabei verloren!

Der Rektor. Gewiß nicht. Das Vergnügen und der gute Wille brauchen nur halb so viel Zeit, und sie leisten doch, was sie sollen.

Der Intendant. (liest) Erstens: Ein Gemälde, das die Wohlthätigkeit vorstelt, an welcher die Erkentlichkeit mit goldenen Ketten angekettet ist. — Recht gut. (liest weiter.)

Zweitens: Ein Gemälde von den Parzen, wo die Scheere der Atropos offen stehend mit Ketten an zween sich entgegenstehenden Felsen angeschmiedet ist. — Feiner Wiz! (Dies sagt alles der Intendant und ist kein Zusaz.) (Er liest weiter.)

Drittens: Entwurf von einem Tempel, zur Bildsäule der Güte. — Auch gut.

Vier-

Viertens: Tempel der Tugend und Tempel der Ehre, wo zu dem leztern kein Eingang ist, als durch den erstern. — Gar schön! (Freilich, Herr Intendant, gar schön! Aber das Hineinkommen auf die Art? — Dies ist unser Zusaz.)

Fünftens: Wieder ein Gemälde, wo das Bild der Anmut einem sizenden beschäftigten Fürsten den Schweiß der Regierungssorgen von der Stirn wischt. — Vortreflich! Vortreflich! (Ein Zusaz vom Herrn Intendanten, nicht von uns.)

Sechstens: Eine Bildsäule der Asträa, in dem Garten zu Hohenheim. — Wieder wohl angebracht! (Auch ein Zusaz vom Herrn Intendanten.)

Siebendens: Eine Bildsäule, wie Ceres dem Triptolem Aehren reicht. — Recht artige Deutung auf das Landleben.

Achtens: Ein Kupferstich von dem Bild der Gräfin, an der Hand der Unsterblichkeit. — Leicht, aber vielbedeutend.

Neuntens: Entwurf von einem Tonsezer, Freude und Thränen zu erwekken. — Ein besonderer Einfal. (Zumal Thränen an diesem Geburtstage.)

Zehntens: Ein Kupfer, wo eine Menge Volks den Wagen der Ceres, die mit jeder Hand ein Fülhorn auf sie ausleert, auf den Schultern trägt. — Vielumfassender Gedanke!

Eilftens: Ein Kupfer von Hohenheim, viel Volks im Prospekt gegen der aufgehenden Sonne, und in ihren Stralen die Worte: Der 10te Januar; mit der Devise:

O Glük, o Glük,
Kom hundertmal zurük.

Recht herzlich gut! Ein Inbegrif von vielen tausend Wünschen. (Zu dem Rektor.) In der That, mein Herr, sie haben feine, geschmakvolle Leute: ihre Gedanken haben immer ihre Anspielung, ohne daß sie schmeicheln. Es würde mir schwer werden, eines dieser Stük-

ke auszuschliessen, wenn vom Gedanken allein die Rede ist; bin aber in den Künsten selber kein grosser Kenner. Die Beurteilung der Ausarbeitung ist ihre Sache.

Der Rektor. Ich wolte freilich wünschen, daß mehr als Einer glüklich sein könte. Wenigstens wird der Mangel des Fleisses und der Verehrung keinen unwürdig machen.

Der Intend. Ich bin eben in dem Falle mit den Gelehrten. Versuchen Sie einmal, ob sich ihre Künstler nicht auf die Aufstellung eines einigen Stüks vereinigen können.

Der Rektor. Ich förchte grosse Schwürigkeiten. Wir wollen sehen. (Er geht ab.)

Die Künstler wollen sich dem Wunsche des Herrn Intendanten nicht fügen; sondern die mehresten bestehen darauf, ihre eignen Arbeiten aufzustellen. Am Ende wird das Gemälde, worauf die Anmut dem Fürsten den Schweiß abwischt, mit dem Preise belohnt, und der Maler gekrönt. Zu dem einen Maler, der Franziska gemalt hat, sagt der Metaphisiker: (von dem wir nun freilich am lezten diese Anmerkung erwartet hätten) Zu dem, was sie sich unterfangen, gehört ein Pinsel, wie des Raphael. Wie sehr den Herren Akademikern überhaupt der Kopf schwindelt, mag man aus folgender Anrede sehen, die der erste Historiker in seinem und des gekrönten Malers Namen an die Gräfin hält.

„Erlauchte!„

„Vol des lebhaftesten Wonnegefühls legen wir, die Boten der Musen, Opfer der Verehrung zu ihren Füssen, die allein von dem erhabenen Gegenstande, von dem sie Züge entlehnen, ihren Wert erhalten. Nehmen sie mit holdem Blikke an, Erlauchte! (sie übergeben beide Preisstükke) ein Schattenbild von den erhabenen Eigenschaften, die wir bewundern. Fahren sie fort, die Riesenlast ihres Freundes — zu erleichtern, den Musen frohe Stunden

zu

zu schaffen; offen, wie der Himmel, jedes Herz mit einem Sonnenblikke zu entzükken, und das reiche Füllhorn in ihrem ganzen Wirkungskreise auszuschütten! Die Tagebücher werden ihre Götterthaten verewigen, fühlende Beobachter Züge der Menschheit lernen, Glükliche ohne Zahl die Quelle ihrer Zufriedenheit segnen, und nur die schwarze Misgunst sich nicht schämen, mit jedem neuen Zug von Menschenliebe die neue Entwürfe zu ihrem Preis, das Losungswort der Wahrheit, den Nachruf, zu unterdrükken:

Sie ist es wert! Sie ist es wert! —

Hierauf schreiet der Herold: Sie ist es wert! und der oder die Herren Verfasser lassen das Volk hinter drein schreien: Sie ist es wert! Sie ist es wert! Welches mit Trommeten und Pauken wiederholt, und hiermit das Vorspiel beschlossen wird.

Es folgen hierauf: Ländliche Freuden, an dem hohen Geburtstag der erlauchten Frau Reichsgräfin von Hohenheim. Zwölf bis funfzehn Bauern dringen, unserm Verf. zu folge, zu dem Amphiteater vor, wo das Fest der Wissenschaften und Künste gehalten wird. Ihre Begierde, der Frau Gräfin Glük zu wünschen, ist so groß, daß die Wache sie nicht aufhalten kan; sie dringen mit Gewalt durch, und sind nun im Cirius. Einer unter ihnen, Zacher, sol den Redner machen. Da dieser aber das Herz nicht hat, die Gräfin anzureden, so nimt Kunz das Wort, und Stephen wil auch gern etwas sagen, allein es steht ihm gleich das helle Wasser in den Augen, wenn er die Dame ansieht. Die Bauren sagen ihr, daß sie sich da draussen auch ein wenig auf ihren Tag angegriffen hätten. Die Gräfin macht eine Bewegung, dahin zu gehen, darob denn grosse Freud unter den Bauren ist: denn Wenzel läßt sie hoch leben, Frau Sabina weint vor Freuden, und Heinz erklärt, der Küster solle morgen bei ihm zum Frühstük kommen, weil er Gundeln ge-

gesagt hat, die Gräfin stehe um ihrer Liebe zu den Landleuten willen bei dem Herzoge so gut angeschrieben. Nach dem Lärm zu urteilen, den die Leute vorher machen, solte man glauben, Wunder! was da für Feierlichkeiten herauskommen würden. Allein sie sind gute Wirte, und lassen es beim Anzünden von ein Paar Feuern bewenden. Darüber tobt nun der Amtmann im vierten Auftrit gewaltig. Kaum aber erscheint die Gräfin, so räuspert und puzt (so steht's da) und verbeugt er sich bis auf die Erde vor Ihrer Exzellenz, und weis nicht, was er für Angst alles in Untertänigkeit vorbringen sol.

Im 5ten Auftr. ist die Szene im grossen Saale, der Weinberge, Gärten, einen Wasserfal, ein Dorf, Amt- und Wirtshaus, Schloß, Bach 2c. vorstelt; (der Saal muß wahrhaftig groß sein!) zuerst sieht man das Wirtshaus, und viele Gäste darum her, die sich alle vom Lobe der Gräfin unterhalten. Liesens Tochter bildet sich etwas darauf ein, daß sie auch Franziska heißt. Michel hat die Dame niemals böse gesehen; Grete frägt, wo sie (die Gräfin) es nur so gelernet habe, daß sie jedermann mag?

Ins ganze Land ists ausgeschrieben worden, daß Preise für die Landleute, welche es am weitesten in der Haushaltung gebracht haben, zur Verteilung auf den heutigen Tag ausgesezt worden. Es melden sich 17 Personen, zwölf Männer und 5 Weiber. Der Amtmann, zween Richter und der Schultheiß urteilen. Statt gerichtliche Zeugnisse, oder einen andern glaubwürdigen Beweis mit zur Stelle zu bringen, übergiebt jeder von den siebzehn eine Beschreibung von dem, was er das Jahr durch gethan und erworben hat, sie sind alle als Beilagen hinten angehangen. Als Erfindung können wir diese Aufsäze nicht loben, und wir sehen gar den Nuzen nicht ab, warum man sie in extenso hat abdrukken lassen: denn wir wollen nicht hoffen, daß man das Buch eben so unentgeld-

geldlich unter die Landleute hat austeilen lassen, als der Amtmann sie auf des Herzogs Befehl an diesem Geburtstage öffentlich bewirtet, den Weibern, die den Preis erhalten, Kleiderstükke und eine Denkmünze, und den Männern Angeld zu einem guten Morgen Akker austeilt.

Noch einmal. Wenn dieses Ding wirklich wäre vorgestelt worden, so wüßten wir keinen Namen dafür; solte es eine in dialogischer Form abgefaßte Nachricht von einer wirklichen Handlung sein, so haben wir schon im voraus darüber geurteilt; wär es endlich ein blosses Ideal von einem Opfer, das hätte gebracht werden können, so ist es die armseligste Erfindung von der Welt, und der Verf. verdient öffentlichen Spott, daß er sich zu so etwas gebrauchen ließ. Wo Verdienste einen öffentlichen Beweis der Achtung und Dankbarkeit der Geselschaft heischen, da ist selten eine Stadt so klein, daß nicht wenigstens Ein Mann von Geschmak darin sein solte; und wer nicht mit Geschmak und Würde eine Feierlichkeit anordnen, oder ein Lob austeilen kan, der solt' es lieber gut sein lassen.

Wir werden uns künftig ein eignes Geschäft daraus machen, jeden Weihrauch zu untersuchen, der von Gelehrten den Grossen gestreuet wird: denn wir kennen die deutschen Fürsten so ziemlich. Unser Name stehet zu seiner Zeit zu Dienste.

3.

An Herrn Blumauer.

Johannstein am Sparbach, im Mai 1781.

Als, rings umpflanzt mit wolkenhohen Thürmen,
das stolze Wien mir aus den Augen kam,
und vor der Glut der Sonne mich zu schirmen,

der Brühl mich drauf in seine Schatten nahm,
verschwur ich mich bei mehr als zwanzig Göttern
mit einem Eid: die Sonne solte nicht
zum zweitenmal den Berg herüberklettern,
es läge dann das statlichste Gedicht,
so elegant, wie meines Wissens keiner
im deutschen Reich, als etwan unser einer,
zu schreiben pflegt, an dich, o Freund! bereit.
Doch da nun schon wir Dichter jederzeit
beim Laienvolk für Lügenschmiede galten,
so ließ es denn auch meine Wenigkeit,
so sehr ich sonst gewont bin, Wort zu halten,
dem Handwerksbrauch zu Liebe, hübsch beim Alten;
denn wirklich hat zum viertenmal
die kühle Nacht schon Flächen, Berg und Thal
und Feld und Wald mit Dunkel rings umhüllet,
und doch ist noch mein Eidschwur unerfüllet,
und blieb' es auch, hätt' ein Gewitter hier
ins Gartenhaus mich nicht hereingeschrekket,
und hätte nicht der Donner über mir
mein schlafendes Gewissen aufgewekket.
So höre denn, was meine Neubegier
von Ort zu Ort auf meiner Fahrt entdekket.

So wie ich mich durch einen breiten Strom
von wallendem Getreide durchgewunden,
stand Medling da, wo Gänse, wie zu Rom
im Kapitol, am Thore Wache stunden.
Von dannen gings ganz sachte durch den Brühl,
wo plözlich links der Rest von öden Mauern
auf einem Fels, zu dem man ohne Schauern
nicht aufsehn kan, mir ins Gesichte fiel.
Hier hatten einst in jenen Ritterzeiten,
als man hier Landsbegier und Muth zu streiten

noch höher hielt, als Wissenschaft und Wiz,
viel Herzoge von Oestreich ihren Siz.

Nun schlängelte die schmale Bahn sich mitten
durch Klippen fort und durch das frische Grün
des Wienerwalds, an Bächen, die mit Hütten
umzingelt sind, bis zu dem Ziele hin.
Hier leb' ich nun so gänzlich abgeschieden
von eurer Welt und ihren Plakkerein,
daß ich nicht weis, wie's ausser meinem Hain
indessen geht, ob Krieg ist oder Frieden. —

Heut morgens, Freund! als kaum die Sonne sich
den Berg empor an meine Fenster schlich,
ging alsogleich die Reise nach der Klause
zum heil'gen Kreuz. Hier prangt vor der Karthause,
Schön angelegt, ein Kreuzgang, der vielleicht
wol nicht so viel dem Weg zur Schädelstätte,
als einer Bahn zum Paradiese, gleicht;
denn einerseits erhebt sich eine nette
Einsiedelei, mit Bäumen rings besezt:
zur Rechten winkt die niedlichste Kapelle
zur Andacht hin, wobei die schönste Quelle,
rein, wie Kristal, ein Rasenpläzchen nezt.

Im Stifte selbst fand ich mit Misvergnügen
in einem Saal so manche Seltenheit
bei Spielwerk oft, das höchstens Kinder freut,
unordentlich, wie Kraut und Rüben, liegen.
Nebst andern ragt ein schöngeschniztes Chor
im Mittelpunkt des Tempels hoch empor,
das einst ein Mönch, den, wie's so manchem gehet,
kein guter Geist zur Reimerei verführt,
mit einer Art von Versen ausgeziert,
die heut zu Tag kein Teufel recht verstehet,
und die ich drum getreulich nachkopirt:

Psalle Deo soli, sed voci parcere noli.
Hic locus est flendi, locus est peccata tuendi.
Hic sta, ne cesses, venient post tempora messes,
Post Fletum risus, mera gaudia plus paradisus.
Psalle, sed attento resonet nisi corde, memento,
Quod, licet os oret, frustra tua lingua laboret.
Hinc memor huius eris, ne orando mente vageris,
Et ne quo Fraudes domini pia cantica laudes.

Noch hätt' ich dir, mein Bester! vielerlei
von Bonzenstolz, Verstellung, Gleißnerei,
Unwissenheit und feisten Ordensbäuchen,
von kupfrigen Gesichtern und dergleichen
Artikeln mehr sub rosa zu vertraun.
Allein ich mag mir keinen Scheiterhaufen
im Höllenpful durch meine Zunge baun;
was hat denn auch ein Laie drauf zu schaun,
ob Mönche sich kasteien, oder saufen?
Auch galopirt bereits in vollem Lauf
die düstre Nacht in ihrem Trauerwagen,
o Theuerster! den Horizont herauf,
und zwinget mich, dir Lebewohl zu sagen.

J. F. Ratschky.

4.

Nachricht
von den neuesten Finanzeinrichtungen in den Markgräfl. Brandenburgischen Fürstenthümern Anspach und Bayreuth.

Das deutsche Publikum hat ohnlängst mit Recht die grossen und edlen Bemühungen bewundert, durch welche der

der Finanzstaat einer der ersten Monarchien von Europa verbessert, unter einem jungen Monarchen der ganz verlorne Kredit wieder hergestelt, und mitten im Kriege von Hrn. Necker eine Ordnung in Einname und Ausgabe gebracht worden, zu der alle Nachfolger Colberts nicht gelangen können. Deutschland hat izt ein Beispiel von gleicher Art, das, weil es deutsch ist, noch mehr die Aufmerksamkeit und Verehrung aller Patrioten verdient. Wir haben wenigstens einen Fürsten, der mit gleicher Erhabenheit der Gesinnungen und mit gleich edler Aufopferung jedes persönlichen Vorteils, welcher mit dem Vorteil seines Volks nicht vereinbar war, ein zerrüttetes Finanzwesen geordnet hat, und dabei so glüklich gewesen ist, Minister zu finden, die mit gleich tiefer Einsicht, reifem Verstande und edler Thätigkeit seine wohlthätigen Plane auszuführen im Stande waren. Dieser Fürst ist der regierende Markgraf von Anspach und Bayreuth, und diese Minister sind die Reichsfreiherren von Seckendorf und von Gemmingen. Eine blosse Erzälung dessen, was sie gethan, wird ihr gröstes Lob, und dem deutschen Museum wird es Ehre sein, solche Thaten eines deutschen Fürsten und seiner Rathgeber zur Bewunderung der Zeitgenossen und der Nachwelt aufzubewahren. *)

Der Markgraf Carl Alexander trat im Jahr 1757. die Regierung zu Anspach und im J. 1769. die zu Bayreuth an. In beiden Landen fand er die schlechteste Ver-

*) Die hier von denselben mitgetheilte Nachrichten sind um so authentischer, da sie auch dem Königl. Preußischen Hofe umständlich vorgelegt und von demselben mit dem grösten Beifal aufgenommen worden sind. — Uebrigens findet man von der Verfassung des Fürstenthums Bayreuth einen sehr lehrreichen und interessanten Unterricht in der 1780. in Gotha gedrukten kleinen Schrift des Herrn Landdrosten von Meyern: Nachrichten von der politischen und ökonomischen Verfassung des Fürstenthums Bayreuth.

fassung der Finanzen. Die Einnamen flossen in eine Menge von einander unabhängiger Kassen, konten also nie übersehen werden, und in der Bestimmung der Ausgaben nicht richtig leiten. Die Untertanen seufzten unter vielfachen Abgaben, welche die Indüstrie unterdrükten. Die Fabrikken waren in schlechtem Stande; die Wege und Brükken äusserst verdorben; die Berg- und Hammerwerke im Verfal; viele Anstalten der nötigsten Polizei mangelhaft. Die drükkendste Last dieser Staaten und eine unversiegbare Quelle aller ihrer übrigen politischen Uebel war, daß sie sich mit so beträchtlichen Schulden belästigt fanden. In Anspach betrugen dieselben im J. 1757.

2 Millionen und 300,000 Thaler

und in Bayreuth im J. 1769

2 Millionen 400,000 Thaler.

Die jährlichen Zinsen dieser Schulden nahmen einen beträchtlichen Theil der Einnamen weg, machten alle Erleichterung der Abgaben und die nüzlichsten Verbesserungen unmöglich. Die Tilgung dieser Schulden war daher seiner Natur nach das erste und dringendste Geschäft der Regierung, und dasjenige, welches alle andere Staatseinrichtungen begründen mußte. Der Markgraf faßte im 21sten Jahr seines Alters, da er die Regierung von Anspach antrat, den ruhmwürdigen Entschluß, diese Tilgung zu bewirken, und binnen 24 Jahren war er mit einer fast noch ruhmwürdigern Festigkeit unaufhörlich bemüht, jenen Entschluß auszuführen. Ordnung in dem Staatshaushalt und weise Ersparungen in den Ausgaben waren die zunächst anzuwendenden Mittel, um einen Fond zu der Schuldentilgung zu bilden. Aller überflüssige Aufwand wurde abgeschaft, aller notwendige etatsmäßig bestimt, und über die einmalige Bestimmung unter keinem Vorwande hinausgegangen. Die jährliche Einname seiner Chatoulle sezte der Markgraf auf die Summe von weniger als 100,000 rheinische Gulden, und der edelmütige Fürst be-

bestreitet aus derselben nicht nur alle seine persönlichen Ausgaben, sondern sogar seine Reisen.

Diese vortreflichen Einrichtungen zeigten auch bald ihre Wirkung. Unter den vorigen Regierungen hatte die Einname nie zu den kurrenten Ausgaben hingereicht, und also eine beständige Vermehrung der Schulden notwendig gemacht. Izt werden aus dem jährlichen Ueberschuß der Einname gegen die Ausgabe jedes Jahr an 140,000 Thaler zu Bezalung der Schulden angewandt. Zu gleichem Endzwek verwendet man den Preis einiger heimgefallenen Lehngüter, und einiger einzelnen veräusserten Domainenstükke, welche die Kammer nicht so gut, als Privatpersonen, nüzen konte. Dieses hat seit dem J. 1758. an 300,000 Thaler betragen. Der Markgraf von Anspach besizt bekantlich die Allodialgrafschaft Sayn, welche mit seinen fränkischen Hauptlanden in gar keiner Verbindung steht, daher die Einkünfte derselben auch ehemals ganz besonders berechnet worden, und nie in die anspachischen Kassen geflossen sind. Der izige Regent hat dagegen alle seine Einkünfte aus der Grafschaft Sayn zu Abtragung der von seinen Vorfahren auf ihn vererbten Landesschulden verwandt, welches von 1756. bis 1779. 341,000 Thaler betragen hat. Im J. 1777. entschloß sich der Markgraf, der Krone England einige seiner Truppen gegen Subsidien zu überlassen. Alles, was von denselben nicht zu Unterhaltung der Mannschaft und dem Transport erfodert wurde, ist ganz allein zu Schuldenbezalungen verwandt, und von dieser ausserordentlichen Einname nichts zur Kasse des Regenten gebracht worden. Von derselben sind vom Jahr 1777. bis zu Ende des Jahrs 1780. auf 400,000 Gulden anspachischer Schulden abgetragen, der bayreuthischen Landschaftskasse aber sind 237,000 Gulden davon zu gute gekommen, welche dieselbe wiederum zu Schuldenzalungen, Landesverbesserungen und Nachlaß der Abgaben für die Untertanen angewandt hat. Der ganze den landesherrlichen Kassen also durch die Subsidien zu-

geflosßne und so eigentlich zum Landesbesten verwandte Vorteil hat in vier Jahren 637,000 Gulden betragen.

Durch diese Mittel ist nun eine sehr beträchtliche Schuldenabzalung bewirkt worden, so daß von den oben erwähnten sämtlichen Anspach-Bayreuthischen Schulden am Ende des Jahrs 1780. schon wirklich über zwei Millionen Thaler getilgt waren. Im laufenden Jahre werden abermals allein in Bayreuth an 140,000 Gulden fränkisch getilgt werden. Unter den noch rükständigen Schulden sind auch diejenigen begriffen, welche den Landeseinwonern, Kirchen und milden Stiftungen gehören, und von der Natur sind, daß sie nicht füglich abgetragen werden können, ohne dem Lande und Unterthanen selbst anderweitige Verlegenheit und Schaden zuzuziehn. Bis auf diese werden aber, bei der standhaften Fortsezung der bisherigen vortreflichen Einrichtungen, sämtliche Schulden beider Fürstenthümer binnen wenig Jahren völlig abbezalt sein.

Diese wirklich grossen Veranstaltungen müssen noch mehr Bewunderung erregen, wenn ich nun hinzuseze, daß während der Periode, da sie allein alle Anstrengung, so wie allen Aufwand der Regierung erfodert zu haben scheinen, diese doch noch Mittel gefunden hat, den Unterthanen einen Theil ihrer Abgaben zu erlassen, und auf die Verbesserungen des Landeswohlstandes sehr beträchtliche Summen zu verwenden. Besonders hat das für alle deutsche Staaten so unglükliche Jahr 1771. auch hier die Schuldenzalung unterbrochen, ansehnliche Erlassungen der Abgaben und Unterstüzungen der Unterthanen notwendig gemacht. Um ähnlichen Mangel möglichst zu verhindern ist 1774. in Anspach ein Getreidemagazin angelegt, welches, so wie eine neu angelegte Kattunfabrik zu Schwobach, ein Vitriolwerk zu Crailsheim, eine Porzellanfabrik zu Brükbach, ansehnliche Vorschüsse erfodert, aber auch schon sehr nüzliche Folgen hervorgebracht hat. Für die

Ver-

Verbesserung der unter den vorigen Regierungen sehr übel verwalteten und ganz verhauenen Waldungen ist sehr vieles geschehn. Eine der kostbarsten Unternehmungen ist die Anlegung ganz neuer Chaussees, welche die sehr verderbten Wege notwendig machten. Diese hat in Anspach von 1762, bis 1779. 540,000 Gulden, und in Bayreuth von 1769. bis 1779. 80,000 Gulden betragen. Die herrschaftlichen Einkünfte haben aber auch schon die hiedurch bewirkte Vermehrung der Narung der Unterthanen und der Konsumtion zu ihrem Vorteil empfunden. Die Armenanstalten und Waisenhäuser haben auch erhebliche Unterstüzung erhalten, und die bei dem Anfang der izigen Regierung sehr verfalne Universität zu Erlangen hat ihren nunmehrigen Wohlstand der erleuchteten Vorsorge und der Vermehrung ihres Fonds zu danken, wozu aus Anspach 54,000 Gulden, und aus Bayreuth 46,000 Gulden bis zum J. 1780. beigetragen worden. Bis zu diesem Zeitpunkt haben sämtliche so unmittelbar den algemeinen Wolstand befördernde Verbesserungen 388,000 Rthlr. in Anspach, und 436,000 Rthlr. in Bayreuth betragen. Ueberdem sind noch in ersterm Lande für 111,000 Rthlr. und in lezterm für 40,000 Rthlr. neue Güter und Realrechte angekauft worden. So viele vereinigte Vorteile beweisen, was eine weise Regierung, eine mit Verstand angelegte und mit unabänderlicher Standhaftigkeit befolgte Oekonomie in kurzer Zeit bewirken können. Da ehemals die ordentlichen Einnamen zu den Ausgaben nicht hinreichten, die Auflagen immer vermehrt und Schulden notwendig wurden; so haben unter der izigen Regierung, ohngeachtet der so beträchtlichen Ausgaben, durch die aufhörenden Schuldenzinsen und die vermehrte Indüstrie, die Einkünfte immer zugenommen, und der edelmütige Fürst bereitet sich noch immer dauerhafter das Vergnügen, seine Unterthanen glüklicher machen und ihre Lasten erleichtern zu können. Der Genuß dieses Vergnügens, das Bewußtsein, wie ein wahrer Va-

ter

ter seiner Unterthanen gehandelt zu haben, muß die edelste Belonung dieses Regentens sein, dessen Absichten desto reiner erscheinen, da er bekantlich unbeerbt ist, und also mit dem Wohl seines Landes nicht zugleich die künftige Grösse seiner Nachkommen begründen kan. Aber die Vorempfindung dieser Grösse könte Ihm nie so reines Vergnügen gewähren, als er in dem Gedanken finden muß, der Wiederhersteller und Schöpfer des Glüks von Tausenden, und von diesen wie ein Vater geliebt zu sein. Noch in den entferntesten Zeiten wird die Ehrfurcht für seinen Namen den spätesten Enkeln gelehrt, und sein Andenken unvergeßlich sein. Deutschland wird immer Carl Alexandern den edelsten seiner Fürsten beizälen, und unserm Zeitalter wird es als ein Vorzug angerechnet werden, ein so erhabenes Muster weiser Oekonomie und Verbesserung zerrütteter Finanzen an einem Fürsten aus dem brandenburgischen Hause gesehen zu haben, das zugleich der Welt den Monarchen gegeben hat, den ganz Europa einstimmig für den ersten der Regenten so wie der Helden erkennt.

Dohm.

5.

Fortsezung des Beitrags zur Geschichte der deutschen Schaubühne.

(Siehe im vorigen Stük S. 359.)

Monvel hat nichts von la Rivens natürlichen Vorzügen. Auf der Bühne scheint er ein beinahe 50jähriger Mann, der sehr mager ist, dem schon einige Zähne fehlen, und dem daher die Lippen eines sehr breiten Mundes einwärts fallen. Eine unbeschreiblich stark aufgelaufene

Ader-

Ader am Halse macht, bei der geringsten Drehung des Kopfes, den widerlichsten Effekt, und da er dabei voller Lebhaftigkeit und Aktion ist, kan es nicht fehlen, daß nicht das Mienenspiel eines solchen Gesichts oft zur Grimasse werde. Auch seine Stimme ist bei weitem nicht so sonor, wie la Rivens; aber Monvel intonirt und akzentuirt weit richtiger, und sein Spiel ist ungleich mannichfaltiger und wahrer. Er scheint richtiger zu fühlen, und das Wichtigere, den Kern seiner Kunst, viel besser studirt zu haben, wie la Rive, der alle seine Mühe auf Nebensachen zu verschwenden scheint. Mit alle dem bleibt Monvel, grade aus Mangel dieser persönlichen Vorzüge, ein unangenehmer Schauspieler, vorzüglich weil er fast durchgehends die jungen Liebhaber übernimt, z. B. den Britannikus, Pyrrhus 2c. Im Pere de Famille ist er St. Albin. Hier solte man glauben müßte er ganz unterliegen, weil es ihm grade an den wesentlichen Eigenschaften für diese, sonst nicht so schwere, Rolle fehlt; allein man erkennt darin seinen Wert volkommen; er arbeitet sich durch alle Schwierigkeiten durch, und macht den Zuschauer durch die Empfindung und Wahrheit seines Spiels völlig vergessen, daß dieses hagere Gerippe unmöglich St Albin sein könne. Ueberhaupt scheint er mehr für Konversazionsstükke geschaffen, ob er gleich selten darin erscheint; der Dorante im Jauloux desabusé giebt hievon unter andern eine Probe. Im Tragischen hat er mir nur als Ecuyer der Kleopatra im Mort de Pompée gefallen. Die schwere und lange Erzälung von Pompejus Tode giebt er meisterhaft. Er verfält nicht ins Burleske, indem er die handelnden Personen zu sehr nachahmt; aber man hört doch gleich, daß er nur Worte eines andern wiederholt, und so wie er den erzälenden Ton ganz von dem beschreibenden in dieser Tirade unterscheidet, so verschieden ist er auch, wo er in Empfindung und eigne Reflexionen ausbricht. Das ist aber auch die einzige gute Erzälung, die ich im Trauerspiele gehört habe. —

Von

Von Molés wenigen Talenten fürs Tragische habe ich schon oben gesprochen.

Vanhove spielte, weil Brizard sehr lange abwesend war, die ersten Väter. Er ist eigentlich ein sehr mittelmässiger Akteur, welches das Pariser Publikum, wenn er nicht eine melodische Stimme und eine ziemliche Figur hätte, noch viel mehr fühlen würde. Auch Vanhove zieht sein Gesicht in etwas sagensollende Falten, die am Ende nichts heissen. Den Lusignan und den Argire im Tankrede verdirbt er gänzlich, und wenn er das grade nicht bei seinen übrigen Rollen im Trauerspiel thut, so ist doch das alles, was man sagen kan. Die zärtlichen Väter im Lustspiel gelingen ihm etwas besser, besonders der Hausvater, den er wahrlich gut spielt, und wo ihn Diderots hinreissendes Gefühl ganz zu durchdringen scheint.

Mademoiselle Sainval die jüngere ist jezt die Lieblingsschauspielerin der Pariser, die sie der Vestris vorziehen, wozu das Andenken an ihre Schwester, die hier sehr glänzte, wegen eines Pasquils auf die Königin aber exilirt wurde, und nun in Lyon, Genf ꝛc. spielt, vielleicht vieles beiträgt. Mademoiselle Sainval hat, ausser einen gut gebaueten Körper, nicht die mindesten Reize; aber ihr, immer mit Würde begleitetes, Spiel ist nicht ohne Wahrheit. Am besten gelingen ihr diejenigen Stellen, wo, wenn man sie beruhigen wil, sie erst klagend die Ursachen ihres Grames erzält, und dann schluchzend auf einmal in die Verzweiflung selbst ausbricht. Der Ton, den sie hier ergreift, ist gradesweges der Natur abgeborgt, und doch habe ich ihn auf dem Theater nur von ihr gehört. Als Azema in der Semiramis habe ich sie mit der meisten Kunst spielen sehen; ihre stamlende Freude, wie sie im Arsaze den Ninias entdekt, ihre Furcht, wie sie Assurn im Grabmale des Ninus vermutet, und mehrere dergleichen Stellen, heben diese, sonst ziemlich unintere

ressan-

ressante, Rolle ungemein. Zenobie glükt ihr nicht minder; überal sieht man das tugendhafte Weib, das den grausamen Rhadamist aus Pflicht folgen wil, wenn gleich ein geheimer Zug ihres Herzens sich nach Arsamien sehnet; aber wie ihr Gemal seine Eifersucht blikken läßt, erwacht ihr edler Stolz in seiner ganzen Grösse. Zaire ist nicht für Mademoiselle Sainval gemacht; sie seufzet und jammert; aber daß der Streit zwischen Liebe und Religion die Ursache sei, das sieht man nicht. Auch Andromaque spielt sie viel zu kalt.

Madame Vestris macht durch ihre Figur gleich den vorteilhaftesten Eindruk, durch eine Figur, die ihr ehedem die Gnade des Herzogs von W*** zugezogen, jezt aber beinahe schon überreif ist. Alle stolze, majestätische Rollen sind für sie geschaffen. Von ihrem Spiel als Rodogune, als Hermione, habe ich schon gesprochen; hier glänzt sie vorzüglich. In Belloy's Pierre le cruel, welches Stük, weil es nicht gefiel, des Verfassers Tod nach sich zog, übernahm Madame Vestris, als man es wieder auf die Bühne bringen wolte, die Rolle der Blanche, und nun lief ganz Paris hinein, um die schöne Prinzessin in einem nur vom matten Schein einer Lampe erhelten Kerker mit fliegenden Haaren und in Fesseln zu sehen, und doch ist sie hier nicht so vorzüglich schön, weil ihre Reize schon einigen Aufpuz vertragen. Daß zärtliche Rollen nicht für sie sind, davon ist Amenaide im Tankrede ein Beweis; nur die heftigen Stellen gelingen ihr da, wenn sie den Rath von Syrakus verflucht, und sich auf den Körper ihres Geliebten hinwirft, am besten aber das stolze il devait me connaitre. Der bis an Hochmut gränzende Ausdruk des Gefühls von Unschuld ist bezaubernd.

Mademoiselle Raucourt, die durch ihr Spiel in Kassel so viel Aufsehen in Deutschland erregte, habe ich nur als Kornelie im Mort de Pompée gesehen, eine Rolle, die, seit des le Couvreur Tode, keine Aktrize über-

nehmen wollen. Das Cesar prends garde a toi sagte sie so, daß man für den Julius zitterte. Empfindung scheint nicht ihre Stärke zu sein. Weil sie übertriebene Forderungen auf den Beifal des Publikums macht, so ist sie wenig geliebt, und betrit daher die Bühne äusserst selten.

Das sind die Schauspieler im Tragischen, von denen es sich der Mühe lohnte, etwas zu sagen. Die Klage über den Verfal des französischen Theaters ist algemein, und scheint, was das Trauerspiel betrift, nicht blos seinen Grund in der, den Franzosen vorzüglich eigentümlichen, Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen zu haben. Le Kain's und der Dumenil Verlust ist unersezt geblieben. Alle oben genante haben sämtlich eine gewaltige Einförmigkeit im Spiel; so daß der, der sie einigemal gesehen, den ganzen Umfang ihrer Kunst beurteilen kan. Eine Mutter fürs Tragische fehlt gänzlich, und können daher die Trauerspiele, die solche erfordern, nur, wenn eine Aktrize in diesen Rollen debutiren wil, gegeben werden. Das unausstehliche Applaudiren bei der geringsten Veranlassung, vorzüglich das Applaudiren des Autors, wovon sich der Schauspieler immer so viel zurechnet, trägt zu dem Verfal gewiß sehr viel bei. Was mich noch vom Wiener Theater etwas hoffen läßt, ist grade dieses, daß man, wahrscheinlich weil es nicht Mode ist, dort selten klatscht. Die Vertrauten in Paris haben ausserordentliche Vorzüge vor den unsrigen: denn, wenn gleich eine Suin, eine la Chassaigne unbedeutende Geschöpfe sind, so haben sie doch eine gute, deutliche Ausrede, und nichts Auffallendes in ihrer Figur und Aktion; dahingegen bei uns keine Bühne ist, wo nicht diese Personen durch ihr linkes, verlegenes Wesen den Eindruk des Ganzen verderben. Eben so frei sind die französischen Theater von dem widerlichen Unterschied der Dialekte, die in Deutschland jede Vorstellung verunstaltet, da die eine Prinzessin schön, die 2te schaen, die 3te scheen, die 4te schohn u. s. f. sagt, und auf die-

se

se Weise Hamburger und Leipziger, Wiener und Frankfurter, Hannoveraner und Münchener in den nemlichen Abend skandalisirt werden. Auch ist man in der Forderung eines guten Sprachorgans in Paris weit strenger. In allen solchen freilich, wenn man wil, Nebensachen, würde ich den Deutschen immer stark das Studium der Franzosen empfehlen; vorzüglich aber in Rüksicht auf Würde in der Aktion, wenn die auch gleich dort oft ins Theatralische fällt, und den Aktrizen auch wegen des Geschmaks im Anzuge. Das Wiener Theater hat eine gute Garderobbe; wenn man aber dort Konversazionsstükke spielt, wo jeder in seinen eignen Kleidern kömt, so herscht nicht die geringste Harmonie darin. Einer kömt in Sammt und der andere in Taffent. In Paris ist man hierin, und mit Grunde, weit ekler.

Nun vom Lustspiele. Hier muß ich unsern Nachbaren, so ungern ich auch daran gehe, die volkommenste Superiorität über uns einräumen, in der höheren Art des Lustspiels nemlich, wo Karakter, Sitten und Ton der Gens du Monde geschildert werden. Haben wir ein einziges erträgliches Original in dieser Gattung? Merkt man es nicht überal, daß, wenn bei uns Personen von einer gewissen Welt auf die Bühne gebracht werden, daß der Verfasser von dieser Klasse Menschen nicht den mindesten Begrif habe? Und kan man es daher der feineren Welt verdenken, wenn sie bei uns ihre Protekzion dem Theater entzieht? Unsere Trauerspiele sind nicht für sie, weil sie keine Empfindung haben, und es jede Hofdame höchst ridikül finden muß, daß der alte Galotti um so einer Vetille seine Tochter ersticht. Das niedrige Leben kan sie auch nicht ergötzen, weil sie es nicht kennen; und wenn man Leute ihres Gelichters vorstellen wil, so sehen sie gleich, daß die Kopie dem Originale so wenig gleicht, wie die Eule der Nachtigal. Mit unsern Schauspielern gehts eben so; es ist kein Einziger, der nicht die aus dem Französischen und

Englischen in diesem Fache übersezte Stükke verderbe. So ausgemacht dieses ist, so entsteht nun die Frage: Kan es anders sein? Wo ist der Ort von einiger Bedeutung, an welchem nicht die Konversazionssprache der feinern Welt die französische ist? Und abgerechnet die grosse Bequemlichkeit, die hieraus für Fremde erwächst; abgerechnet, daß diese Sprache, zu diesem Endzwekke, viel polirter und verfeinerter ist, werden nicht die meisten Provinzen durch die verschiedenen Mundarten dazu gezwungen? Ich wenigstens finde die schönsten Wienerinnen gänzlich verunstaltet, so bald sie anfangen ihr Oesterreichisch zu schwazen. Und wo sol nun der deutsche Komödienschreiber den Dialog der grossen Welt kopiren, wenn keiner in dieser Sprache da ist. Es ist längst gesagt worden, daß wir nur Provinzial, nie Original sein könten, und bei Gelegenheit einiger Wiener Lustspiele ward mir das recht auffallend. Ich hatte sie immer für sehr abgeschmakt gehalten; fand aber bei einer genaueren Bekantschaft des Orts, daß es getreue Schilderungen von nicht ganz der untersten Klasse von Menschen waren. Wie können solche Stükke aber in andern Ländern reüssiren? In Paris kennt jeder einen Normand, Breton, Poitevin rc. und Moliere konte sie also aufs Theater bringen. Gesezt nun aber, die feinere Welt spreche deutsch, wo lernen unsre Autoren diesen Ton kennen? — In Paris, wo mehrere Leute von Stande sich ins dramatische Fach gewagt, wo, leider Gottes! der Ton der Stände so gemischt ist, daß die Marchande de Modes die Airs einer Duchesse hat, ist es viel leichter, die Sitten der Grossen zu zeichnen. Bei uns haben nur äuserst selten Leute von Stande fürs Theater gearbeitet. Meistens sind's arme Studenten, oder so etwas, die sich damit abgeben, und die, wenn sie auch gleich alle mögliche Fähigkeit hätten, dereinst sehr was Gutes zu liefern, doch nie dazu kommen werden, weil ihnen ihre Geburt den Zirkel der grossen Häuser auf immer verschließt. Ich fürchte, ich fürchte, wir werden

ganz

ganz auf Schauspiele dieser Art renunziiren müssen, und nicht einmal die Meisterstükke der Franzosen und Engländer, the Provok'd Husband, the Careless Husband &c. auf unsern Bühnen gut aufführen sehen; denn mit den Schauspielern ist's nun vollends noch ärger, wie mit den Autoren; hier ist fast gar nicht daran zu gedenken, daß sie jemals in Situationen kämen, wo sie sich dazu bilden könten, und wenns ja geschehen solte, wird es zu spät sein. Die Art, ihren Körper zu tragen, die sie nicht mehr völlig ablegen können, wird das Schiboleth sein, das sie verräth, wenn's auch nur durch kleine Bewegungen wäre. In Paris, wo ein Schneiderjunge leicht die Anlage hat, den Marquis zu spielen, gehts weit leichter. Hat er eine schöne Figur, so werden ihm schon die Damen vom ersten Range die gehörige Ausbildung geben, (wie das zum Exempel der Fal mit Clairval, dem jezigen ersten Sänger aux Italiens, gewesen ist, der vorher Friseur war,) und es ist dort weit leichter für ihn in gute Geselschaft zu kommen. Nicht zu gedenken, daß vieler Schauspieler Väter schon beim Theater waren, die ihren Kindern die nötige Erziehung für ihre zukünftige Laufbahn geben konten.

Von ganzen Vorstellungen werde ich nichts sagen, da ich unten noch gelegentlich vom Pere de Famille und Barbier de Seville sprechen wil, also gleich zu den Schauspielern; und hier fange ich an mit Preville, der, nach Garricks Aussage, für niedrigkomische Rollen der erste Akteur war, den er kante. Sein breites, ziemlich rundes, plattes Gesicht, woraus eine sehr grosse, aber feine Nase hervorraget, ist ausserordentlich auffallend, da man allen Muskeln die ungewönlichste Geschmeidigkeit und Bewegsamkeit ansiehet. Seinen nicht grossen aber funkelnden Augen weis er ungewönliches Feuer durch das starke Auflegen der Schminke auf die untern Augenknochen zu geben, und sein Mund ist der schalkhafteste, den ich kenne. Ob er gleich Meister in den chargirten Kara-

rakterrollen ist, so bleibt er doch in den nicht so überladenen nicht minder bewundrungswürdig. Werner, in unserer, unter dem Titel les Amans genereux, ziemlich veränderten und verhunzten Minna, ist hievon ein lebhaftes Beispiel. Diesen für die französische Bühne neuen Karakter hat er ganz gefaßt. Von Anfang bis zu Ende ist sein Spiel, das sich am stärksten in Monologen zeigt, wahr. Doch man muß es sehn; beschreiben läßt sichs nicht, wenigstens kan ich's nicht. Eben so ist's mit dem Bourru bienfaisant; auf einigen deutschen Bühnen habe ich diesen gut, aber doch immer verfehlt gesehen. Man spielte den Polterer, den Schreier; nur Preville trift diese feine Gränzlinie aufs genaueste. Bei ihm sieht man mehr das gute Herz des Mannes, der einem auch in seinen Launen nicht so lächerlich wird, und nun auf der andern Seite, der arglistige Finanzier Turcaret, der schlau genug war, sich auf Unkosten der Nazion zu bereichern, aber von Liebe und Eitelkeit verführt in das Nez einer dürftigen Dame von Stande fällt, die ihn rein ausplündert. Hier ist er ganz der Parvenu, der sich auf seine Thaler was einbildet, und dabei den Agréable spielen wil. Herr von Masuren ist auch eine von seinen vorzüglichsten Rollen. Das empesirte Wesen des pedantischen Landjunkers, der Prätension auf Hofton macht, gab er so, daß ich den Herrn von S** zu erblikken glaubte. Als Sosias im Amphytrion ist er, wie er den falschen Sosias gewahr wird, das wahre Ideal der Furcht. Oft habe ich einen auf dem Theater zittern sehen, aber so, wie Preville zittert, nie. Die Kniee scheinen ihm etwas zu wanken; aber es sind vorzüglich die Lippen, die ihm beben, die er, als wenn es unwilkürlich wäre, bewegt. Doch ich würde noch immer mehr ins Deklamatorische fallen, wenn ich weiter von ihm reden, Ihnen von seinen unnachahmlichen Spiel als Scapin in den Fourberies de Scapin, u. s. w. erzälen wolte. Mit einem Worte, er und Molé verdienen von Lichtenberg beschrieben zu werden. Eins

habe

habe ich vergessen, daß Preville fast unter der mitlern Statur ist.

Molé empfielt sich gleich durch seine überaus schöne, grosse Figur. Sein Gesicht, das zwar nichts Regelmässiges hat, dem man schon, aus der immer mehr gegen die Haare zu sich erweiternden Stirne, das herannahende Alter ansieht, ist nicht unangenehm. Seine Stellungen, sein Gang, alle Bewegungen seines Körpers sind so, wie sie selten selbst der Hofmann vom ersten Range hat. Nie aber habe ich von Molé, so wenig wie von feinen Weltleuten eine so genante schöne Stellung gesehen, die unsere größten Schauspieler, unter andern Brockmann, so oft anbringen, und die freilich den Körper in einer vorteilhaften Lage zeigt, übrigens aber nicht in der Natur und nur Komödiantenmässig ist. Daß seine Empfindung für die schaudernden Situazionen des Trauerspiels nicht stark genug sei, habe ich schon gesagt, aber um in Konversazionsstükken den Schmerz des Liebhabers über die vermeinte Untreue seiner Geliebten ganz aufs feinste auszudrükken, dazu ist sie volkommen hinreichend. Eh' ich nach Paris kam, konte ich mir nichts faderes als die gewönlichen französischen Amans im Lustspiele denken; allein hier lernte ich, was man daraus machen könne. Molé spielt den Acanthe in der Mere Coquette. Wie zärtlich, wie bekümmert ist er nicht über Isabellens Betragen! Mit einem Wort, er ist ganz Liebe; aber selten sieht man ihn so. Die Rollen in der Gattung des Medisant, des Impertinent, des Marquis in den Moeurs du Tems sind nun einmal sein Fach. Mit der größten Leichtigkeit fährt er da über alle gesellschaftliche Verhältnisse her, ohne alles sehr marquirte Spiel, wie das ein Weltmann nie hat; aber jede seiner Mienen ist vol der feinsten Bedeutung. In der nur um ein weniges sich heraufziehenden Oberlippe sieht man ganz den avantageusen Persiffleur, und wenn man am Ende glaubt, er werde beschämt da stehen, so ist

ein Lächeln, ein fast unmerkliches Achselzukken hinreichend, den Zuschauer zu überführen, wie alle Hofnung zur Besserung verloren sei. Im Glorieux bezeichnet schon sein blosser Gang den ganzen Karakter. Als Marquis, im Turcaret, hat er die so schwere Rolle eines Betrunkenen, die ein jeder glaubt spielen zu können, und die doch nur so wenigen gelingt. Molé ist betrunken, aber er bleibt Marquis. Im Aeusseren verräths die halb offene Halsbinde allein, und im Ton der Stimme die etwas schwerere Zunge. Ich mag inzwischen nur aufhören, denn ich sage Ihnen doch nichts recht. So viel ist gewis, Deutschland wird eher drei Preville gegen einen Molé bekommen.

Des Essarts hat zu einem Harpagon den einzigen Fehler d'etre trop bien nourri, den abgerechnet, giebt er ihn volkommen. Ueberhaupt ist er, so sehr er auch den beiden Vorhergehenden in allen Betragen nachstehet, ein sehr einsichtsvoller Schauspieler, voller Wärme. Die Natur hat ihn zu der Rolle eines Sganarelle in der Ecole des Maris und aller hämischen und argwönischen Väter, Oheime und Vormünder unverbesserlich begabt. Als Lisimon, im Glorieux, ist er durchaus der alte lustige Paillard, so wie im Rondon der ehrliche, grobe Philister.

Augé ist nicht minder glüklich für gewisse Rollen gebauet. Er hat das ausgehungertste Gesicht und das gröſste aufgerissenste paar Augen, das ich kenne. Als Avocat Patelin, als Jasmin, im Enfant prodigue, ist er daher unnachahmlich. Ueberhaupt spielt er die Bedienten gut; aber parteiisch scheint mir das Publikum, das ihn mehr wie den Des Essarts schäzt.

Fleury erscheint sehr oft in den Liebhaberrollen, und ist bestimt, mit der Zeit Molé zu ersezen, wozu aber noch sehr viel erfordert werden mögte. Seine Figur ist gut, doch auch selbst diese weit unter seinen Modell. Da

er

er in der Zeit, als ich in Paris war, sich ausserordentlich besserte, so läßt das allerdings viel hoffen. Den Chevalier in der Surprise de l'Amour spielte er mit einer bewundrungswürdigen Feinheit, die Molé Ehre gebracht haben würde. Auch im Tragischen hat er einige, aber nicht glükliche Versuche gemacht.

Dazincourt ist für die Valets, wo er Preville sehr kopirt, und als Crispin oft nicht ganz unglüklich.

Dugazon hat sich in der nämlichen Gattung, ungefähr mit gleichem Glük gezeigt. Der Frontin im Muet ist sein Meisterstük, auch spielt er die Gaskonier und ridikülen Provinçaux nicht übel, vorzüglich den Richesource im Medisant. In der Mere Coquette, verfehlt er den Chevalier ganz und gar. Es ist ein feiger, windiger Stuzer, und Dugazon macht den Crispin. Ueberhaupt ist es ein grosser Fehler, den gewönlichen Bedienten Rollen von Leuten von Stande aufzutragen, da ihre Figur gleichsam schon Livree trägt. Ein Fehler, den ich in Paris sehr selten, in Deutschland aber oft gesehen habe.

Bouret ist für tölpisch verschmizte Karaktere sehr brauchbar, z. B. den Agnelet im Avocat Patelin &c.

Bellemont spielt die Bauern in Dancourts Stükken nicht übel und alle Rollen wo Patois gesprochen wird.

Madame Préville ist volkommen ihres Gemahls würdig. Ihre Jahre schränken sie beinahe auf die ersten Mütter, abgelebte Koketten, oder doch femmes sur le retour ein. Ohne Ausname ist sie die erste Aktrize im Konversazionston. Als ich sie das erstemal spielen sah, gieng's mir wie Partridge mit Garrick; ich dachte: das ist ja gar keine Kunst, die spielt ja wie man spricht. Sie verbirgt auch einen Schatten von Kunst, und es erfordert das gröste Studium, ihre ganze Feinheit zu merken. In der Surprise de l'Amour theilt der Zuschauer mit ihr, als Marquise, die Langeweile des Witwenstandes, und wie sie sich her-

hernach so pian piano in den Chevalier verliebt, ist sie eben so bewundrungswürdig. Die Humeurs der Mere Coquette, die Widersprüche in diesem Karakter, den Haß, den sie auf ihre Tochter, als ihrer Nebenbulerin, wirft, und die Augenblikke, wo mütterliche Zärtlichkeit durchscheint, das Zudringliche in der Liebe zum Acanthe giebt sie alles gleich unverbesserlich. Im Turcaret ist sie die Baronne. Hier rupft sie den Financier auf eine so feine, schlaue Weise, wird so natürlich böse, wenn ihr Kammermädchen ihm ihre Bedürfnisse erzält, läßt sich aber auf der andern Seite vom Chevalier eben so hinters Licht führen, daß man nicht weis, ob man sich mehr über ihren Verstand oder ihre thörigte Liebe verwundern sol. Als Gräfin in den Moeurs du tems ist sie ganz Weltdame.

Madame Molé wird niemals eine grosse Schauspielerin genant werden können, aber sie ist eine sehr einsichtsvolle. Ich würde sie von weitem mit der Löwen, geb. Schönemann, vergleichen, wenigstens hat sie die Silberstimme von ihr. Ihr Gesicht ist nicht unangenehm, mag wol gar recht hübsch gewesen sein; da sie aber bereits im vollen Sommer ihres Lebens ist, und dabei viel Enbonpoint hat, kan sie nicht mehr für die ersten Liebhaberinnen gebraucht werden. Alle gute, nicht chargirte Rollen, geraten ihr. Kurz, sie weis durch ihr Herz zu interressiren. Wenn gleich in ihrer Deklamation oft Eintönigkeit herscht, so ist sie doch in allen Stellen, wo nicht zu starke Empfindung ausgedrükt werden sol, sehr glüklich. Als Cecile, im Hausvater, übertrift sie sich selbst. Die übrigen Karaktere, die ihr vorzüglich gelingen, sind, Celie im Jaloux desabusé, Cidalise in den Moeurs du Tems, Julie im Impertinent u. s. f.

Mademoiselle Dolignn hat sich in der Decade gebildet, wo man durch Diderots Meisterstükke sich verleiten ließ, zu glauben: es gehörten nur bürgerliche Personen und brav Geheul dazu, um ein gutes Drama zu machen. Sie

ist

ist also nur für's Weinerliche; aber unter allen Aktrizen die, die mit der meisten Empfindung spielt. Als Isabelle in der Mere Coquette erstikken ihr die Thränen über die Härte ihrer Mutter, über die vermeinte Untreue ihres Geliebten, die Worte, und wie sie diesem von ungefähr begegnet, verweilt sie sich wider ihren Willen; ein Blik ihres nassen Auges, wo die liebevolleste zärtlichste Seele hervorleuchtet, fällt auf ihn. Küssen hätte ich sie mögen, und das ist viel gesagt; denn sie ist eine der häßlichsten Personen, die ich kenne, nur Haut und Knochen und dazu eine gelbrötliche Haut, die abschilbert. Auch unsere Minna giebt sie mit vieler Empfindung; aber das muntere Mädchen verfehlt sie eben sowol, wie die meisten deutschen Schauspielerinnen. In einem kleinen neuen Stükke, Adelaïde ou l'Antipathie pour l'Amour, hat sie die Hauptrolle einer jungen Person, die aus Mangel an Reizen nicht lieben wil und doch liebt, ein Karakter, der ganz für sie gemacht scheint. Die Lisette im Glorieux glükt ihr nicht minder, so wie alles Traurigzärtliche.

Mademoiselle Contat ist ein hübsches Geschöpf, deren Mund aber unglüklicher Weise so gespalten ist, daß sie immer zu lachen scheint. Fürs Lustspiel ist sie ein guter Anwachs. Sie hat eine angenehme Stimme und ein sehr leichtes Spiel. Die Angelique im Poete Campagnard macht ihr Ehre, so wie auch die Isabelle im Amour Medecin; hier hat sie, unter ihrer angenommenen Krankheit, so viel Wollüstigschmachtendes in ihren Mienen, daß man eben kein Arzt zu sein braucht, um beim ersten Anblik die Ursache und das Mittel ihres Uebels zu finden. Ebenfals sind die ersten Liebhaberinnen in Dancourts Stükken für sie. Im Trauerspiele und Dramen hingegen ist sie unausstehlich frostig; die Sophie im Père de Famille ausgenommen, wo man ihren Mangel an Empfindung gar nicht bemerkte.

Mademoiselle Lusy ist, nebst Mademoiselle Fanier, für die Soubretten. Beide agiren mit vieler Lebhaftigkeit, und pert genug, ohne doch grade grosse Kunst in ihr Spiel zu bringen. Leztere ist eine petite Myaurée, deren néz retroussé das Parterre oder Publikum überhaupt sehr zu interressiren scheint.

Madame Belcour wird auch noch zuweilen in diesen Rollen gebraucht, doch aber mehr für die ridikülen Karaktere, als eine Baronne de Croupilliac &c.

Das wären so ungefähr die Schauspieler, die erwähnt zu werden verdienten. Sie werden schon selber gesehen haben, daß, ungeachtet der nie genug zu bewundernden Kunst eines Preville und Molé doch kein einziger auf den Pariser Theater ist, dem nur der Gedanke beifallen dürfte, sich zugleich in den Rollen eines Lear und Archer, Hamlet, Abel Drugger und Sir John Brute zu zeigen. Jeder hat sein gewisses Fach, über das er sich selten hinaus wagt. Ein Grundsaz, den wir Deutsche nur besser befolgen solten; da unsere Bühnen noch erst im Werden sind, es gewis die Notdurft noch erfordert, sich auf einzelne Gattungen einzuschränken, anstatt daß unsre Schauspieler sich bereits in alle Fächer wagen. Einem Eckhof und Schröder mögte es frei stehen; aber wo ist der dritte, der gleiche Rechte aufzeigen kan? —

(Der Schluß folgt.)

6.

Reise über die schwäbische Vorderalp.

Seit meinem kleinen aber wonnereichen Spaziergange durchs Donauthal benuze ich jede Muse, die mir meine Ge-

Geschäfte geben, durch dergleichen kleine Landreisen meinem Geiste in Anschauung der frölichen Kinder der Natur Heiterkeit und Leben zu verschaffen.

Es war Johannistag, die Zeit des Jahrs, in welcher die ganze Natur lebet, und Himmel, Luft und Erde in den dunkeln Wäldern, und auf den offenen Feldern, in den tiefen Auen, Wiesen und Töbeln, wie auf den hohen Bergen zum Unterhalt der Menschen und Thiere mit allen Kräften arbeitet. Diese Zeit ist daher ohne Zweifel die beste zu einer kleinen Reise über die schwäbischen Alpen. Ulm liegt an dem Fusse dieses Gebirges. Wenn man vor den Thoren, die gegen Norden, nordost- und nordwärts gehen, nur wenige hundert Schritte fortspazirt, so steigt man bergan auf die hohen Alpfelder, und auf dem mitlern führt die Landstrasse nach Stuttgard. Diese ist eine Chaussee, mit Kiesel, Kalk und Mergelsteinen gemacht, und von Natur mit weissem Sande bedekt, der in heissen Tagen bei einem kleinen Winde einen bösen Staub für die Augen macht. Wenn Sie einmal auf dieser Strasse wandern, und den steilen Theil der Steige, die bei 500 Schritte von der Stadt anfängt, überstiegen haben: so sehen Sie noch einmal rükwärts gegen Mittag hin. Sie bekommen auf viele Meilen weit nicht mehr die offene, Herzerweiternde Aussicht, die Sie hier haben. Zur Seite gegen Morgen ist noch das Donauthal offen, an dessen mittägigen Ufern manches Städtchen die weiten Auen unterbricht. Und süd- auch südostwärts ist eine vielfältig abwechselnde Aussicht über Wiesen, Hügel, Städte, Dörfer und Holzungen. Den Horizont schneiden über Augspurg hin die Tyroler Alpen, und gerade gegen Mittag die kalten Schweizer Alpen ab. Das sanfte Grün endigt sich endlich in braune Dunkelheit, und am Ende dieses gevierten Erdkreises umfasset den Horizont das Lichtweisse Gebirge, die ewige Wonung des Wintergottes und seiner Kinder, des Schnees und Eises. Fühlen die Augen von dem aufflie-

gen-

genden Sande starke beissende Hize: so ist es ihnen eine nüzliche Medizin, wenn sie sich gegen diese erquikkende weite Felder hin öfnen, und an dem lieblichen hellen und dunkeln Grün der Auen und Wälder sich abkülen. Ich thats, und empfand die heilsame Wirkung, daß ich auf meinem weissen Berge wieder erquikt fortsteigen konte. Rechts und links waren zwar reiche, aber von dem dürren Staube halbgetödtete Felder. Nur unter dem Schatten der Halme blüheten die verderblichen Getraideblumen, *) 1) der Erdweizen, 2) Kornbeisser, 3) Ratten, 4) Klaffern, 5) Pantoffelklee, 6) Hahnenkam, 7) einfache Schnellblume, 8) Ochsenzung, 9) Melilotten, u. 10) Taubenkropf frölich. Das lezte geniesset das Baurenvolk, wenn es noch zart ist, statt grünen Krautes, und rümet es noch mehr als dieses. Den Erdweizen essen die Landleute unter anderes Korn gemahlen und gebakken ohne Schaden, obgleich die blaue Farbe das Brod unansehnlich macht. Der Pantoffelklee war an den Akkertinnen und auf dem freien Felde, dort fett und mast, hier dürre und mager. Er hatte aber auch nichts, das ihm Saft geben konte. Heisser weisser Sandboden mit Mergelsteinen bedekt ist sein Nahrungsfeld, und doch ist seine mit Roth vermischte gelbe Farbe edel und angenehm. Ich fand ihn auf meiner ganzen Reise, so weit sie nordlich ging, auf den unfruchtbarsten Steinriegeln. Da schien mir, die Natur gebe dem Landvolke einen nicht unmerklichen Wink, daß es dieses gesunde, und wenn es in einigem guten Boden ist, fette, aber nicht wie rother Klee zu maste Viehfutter benuzen und reiche Futterverbesserung davon machen solte. Aber es wächst da, nur wegen seiner lieblichen Farbe und schönen Ge-

*) Ich habe die Namen genommen, wie sie hier zu Lande gewönlich sind. Nach dem Linnee sind es folgende: 1) Melampyrum. 2) Cyanus segetum. 3) Lychnis segetum. 4) Crista Galli. 5) Lotus. 6) Onobrychis. 7) Papaver. 8) Buglossum. 9) Melilotus. 10) Fumaria.

Gestalt manchmal eines Anbliks gewürdigt. So undankbar sind wir oft gegen die wohlthätige Natur, daß wir nicht einmal ihre wolfeilen Geschenke annehmen mögen. Der Landmann in dieser ganzen Gegend, die ich durchwandert habe, kauft ausländischen Kleesamen, und miskennt das gesunde, vor seinen Augen aufgrünende Gewächs, und zertrit es mit verächtlichem Tritte. Ich sah einmal auf einer Wiese, die nicht von den magern war, das Hornvieh mit Lust diesen gelben Klee abweiden. Das sieht der Landmann oft. Und nun solte man denken, er würde seinem Viehe diese angeneme Narung vervielfältigen. Aber der Mensch auf dem Lande und in der Stadt ist von gleicher Art. Er lernt wenig mehr, als was ihm sein Vater und der Lehrer sagt, horcht auf die Stimme der Natur und ihren weit wolfeilern und gewissern Unterricht nur gar zu selten.

Ich kam nun mit eben nicht eilendem Fusse almälich dem ersten Dorfe nah. Es liegt nicht gerade auf der Strasse; aber einem Wanderer zu Fusse ist es kein Umschweif, wenn er manchmal von der Strasse abweicht. Fußsteige führen oft näher, wo die gemachten Strassen nicht so, wie im Würtenbergischen, nach geraden Linien angelegt sind. So ist's hier; und wärs auch nicht, so ist dieses erste Dorf auf der Strasse, das Jungingen heißt, das Pfarrdorf Ihres und meines Freundes Millers, der nun seit vier Wochen seinen sanften, Herzangreifenden Unterricht dem Landvolke dieses Dorfes und 7 der benachbarten Höfe erteilet. Er wohnt nicht auf diesem Dorfe, sondern in der Stadt, wo er auch heute, am Johannistage, die Mittagspredigt halten mußte. Ich wußte dies; aber ich wolte doch diesen Weg gehen, den die Freundschaft an seiner Seite schon so oft gewandelt hat. Die Leute von seiner Gemeine, die ich an diesem Orte sprach, sind vol Liebe gegen ihn, und freuen sich sehr, daß ihnen dieser Mann zum Hirten gegeben ist. Um diese Zeit waren sie

vol Vergnügen über ihren Herrn Pfarrer, dessen Hochzeitfest sie nach 3 Tagen in frölicher Lust begehen wolten. Mein Herz nahm vollen Anteil an ihrer sichtbaren Freude, daß ich fast meine Reise vergaß. Ich mußte endlich aufbrechen, doch ging ich vorher auf den Kirchhof, um auch hier nach Merkwürdigkeiten zu spähen. Nicht umsonst ging ich dahin. Ein Todtenkreuz, bemalt mit ungewönlich vielen Bildnissen alter und junger Leute, lokkete mich zu sich. Es war das Monument einer alten 71jährigen Bäurin, die 23 Kinder erzeugt, 75 Enkel und 13 Urenkel erlebt hat, und die Mutter einer Nachkommenschaft von 121 Menschen geworden ist, ob sie gleich erst im 32sten Jahre sich verheiratet hat. Nicht fern von diesem Grabmale war ein andres, stolz und städtisch vergoldetes Kreuz, ein hochmütiges Denkmal eines reichen Wirtes, dessen frohe Erben ihrem Hochmute mehr, als dem genauen und kargen Erwerber ihres Reichtums ein Andenken stifteten. So verstekken wir unter dem Schein einer dankbaren Dienstfertigkeit unsern Stolz; wir geben Almosen, und der arme Geniesser derselben muß unsere Wohlthätigkeit ausposaunen; wir ehren andere, und opfern damit unserm eigenen Hochmute. Warum kam mir aber diese ganz gemeine Bemerkung izt im Sinn? Kaum sah ich den Gang meiner Seele im Denken, und fühlte die Seuche der Tadelsucht rege: so verließ ich diesen Ort, und wallete wieder aus dem Dorfe in die freie Gottesluft, um durchs Anschauen der reichen Natur meiner Seele eine andere Stimmung zu geben.

Die von der wehenden Nordluft sich auf und ab neigende mehr als Manns hohe Roggenfelder, die blühenden Kornähren, dünnstehenden lechzenden Sommergewächse, die ohne Menschenfleiß zu ihrer rechten Zeit frölich blühenden wilden Kräuter, die abkühlende Luft, die von ihr erregten Staubwirbel, die einzeln weit von einander ste-

henden Dörfer und Höfe, die fern her dunkeln, hohen Wälder und Berge gaben ganz neue Gefüle, und die Betrachtung einer hier und da abgerissenen Blume neues Leben. Sie wissen schon, wenn man so ein Blümchen des Feldes abbricht, ihre Farbe, Gestalt, Blätter und Wurzel beschaut, ihre Gerüche empfindet, ihre wollige, stachliche, harzige, glatte und rauhe Stengel und Blätter betastet, ihre Fruchtwerkzeuge abzält, ihren bekanten und unbekanten Nuzen nachspürt, wie viele Geschäfte, Empfindungen, Gedanken und Freuden die Seele bekömt. Der Mensch lebt nie mehr, als im freien Felde. Alle seine Sinne bekommen würdige Gegenstände, und die Seele wird mit all ihren Kräften rege, fühlt, erinnert, beschauet, vergleicht, denket allerlei und auf allerlei Art, hüpfet über hundert Gedanken hin, oder heftet sich ganz an einen derselben, bis ein stärkerer Eindruk sie von ihrem Lieblinge abreißt. Den flüchtigen Gedankenlauf liebte meine Seele, bis sie auf der Strasse einige neue Gebäude gewahr wurde. Da war ich nun am neuen Chausseehause, das der Prälat von Elchingen, Robert I. ein wohlthätiger und kluger Herr, vor wenigen Jahren erbaute, nachdem er die Oberherrschaft in diesen Gegenden an sich gekauft hat.

Wenige hundert Schritte von diesem Zolhause hin knieten vor einem neuerrichteten Kreuze 2 andächtige Katholiken, und beteten ihren Rosenkranz mit auf das Christusbild gehefteten Blikken, ohne sich um die Vorbeigehenden, wie es schien, zu bekümmern. Einer von den Reisegefehrten, die beim Zolhause zu mir kamen, sagte, da er diese Leute knien und beten sah: „Der dumme Aberglauben wird sie wol wenig nüzen.„ Es dauchte mir, mein Gefehrte wolte mir blos seinen Eifer für seinen angebornen Glauben entdekken, und etwa den usum elenchticum der Zeloten über die Katholiken von mir hören. Seine Erwartung aber betrog ihn; hingegen hatte ich das Vergnügen,

gen, durch die Vorstellung der Geschichte des heidnischen Hauptmanns Kornelius und des goldwerten Ausspruchs des Apostels Petri „in allerlei Volk, wer Gott fürchtet, ist ihm angenehm„ eine veränderte Gesinnung bei diesem Manne zu erregen. Wir kamen bald darauf in ein Posthaus, um da eine Erquikkung in der Hize zu suchen. Die Bewoner, und alle Gäste, die da waren, gehörten zu den Katholiken. Sie beteten izt gleich nach ihrer Weise, und mein Gefehrte betete nach der seinigen auch. Ich bemerkte ihn genau, um in seine Seele zu schauen, und ich ward mit stiller Freude gewahr, daß er diese Leute nun eben so für Gottes Kinder und für seine Brüder halte, als seine eigene Glaubensgenossen. Bei unserm Ausgange aus diesem Hause grüßte er sie mit vollem Herzen, und hing sich gleich wieder an mich, um mehr von der algemeinen Brüderschaft der Menschen unter einander zu hören. Wer wird einem solchen Manne nicht gerne wilfahren, der vielleicht manchem seiner Dorfeinwoner, und gewiß seinen Kindern, die veränderte Gesinnung auch beibringen wird? Durch diese anhaltende Unterredung entwischte mir indessen mancher Gegenstand des Feldes, den ich sonst gewis würde bemerkt haben.

Die Strasse hatte uns an kleinen Holzungen, Steinbrüchen vorbei, und durch ein Thal geführt, an dessen Steige schon mancher Fuhrmann harten Schweis geschwizt, und seinen Wagen kaum mit 12 Pferden auf die Höhe geschleppt hat, den auf ebenem Felde die Hälfte der Pferde leicht wegzog. Dies Thal, in dessen Mitte das neue Posthaus stehet, in dem wir ruhten, hat den Namen Denkenthal, ist fruchtbar an allen schwäbischen Getreidearten, und hat fette Auen. Vor der rauhen Nordluft schüzen es die Bergwaldungen. Es öfnet sich aber der wohltätigen Sonne ost- und westwärts in allen seinen Krümmungen. Im Schatten der Hölzer weiden gesunde Kühe, und an den mittägigen Hügeln hüpfen muntere

Schaafe,

Schaafe damals ohne Wolle, die ihnen der gierige Hausvater zu seinem Nuzen raubte, aber ihnen auch zur Wohlthat, da er sie von ihrer erwärmenden Last befreit, daß sie frölicher in den heissen Tagen den gesunden Kräutern nachgehen. Alles dieses übersah ich in dem Gespräche mit meinen Gefehrten nur flüchtig. Aber nachdem wir Luzhausen, die Halbscheid auf der Strasse von Ulm nach Geißlingen, erreicht hatten, lenkte er sich westwärts, und ich ging allein, auch etwas von der Strasse ab, über Lonsee nach Ettlenschieß.

Die Felder um Luzhausen her waren nicht mehr so schön, als ich sie bisher gesehen hatte. Kleinere Halme und kurze Aehren verrieten schlechten Boden oder Mangel des Fleisses im Anbau, oder wol auch beides zusammen. Auch die wildwachsenden Kräuter waren mager und klein. Um und um sah man nichts als Akkerfelder; Wiesen und Auen waren nicht da. Von den Feldern lagen viele als *) Aegeten da, mit kurzem dürren Grase und hier und da aufschiessenden Blümchen bewachsen, so dürre und Grasleer, wie Haiden. Und von den artbaren Feldern lag der dritte Theil, wie hie zu Lande algemein die Gewonheit ist, brach. Die Erde war weiß, leicht, mit etwas Thon vermischt und vielen Steinen vermengt. Die Steine sind zwar eine Art Mergel, der aber nicht so leicht zerfällt, wie der gute, und der Pflug ist nur seichte, kaum 3 Zol tief in die Erde gegangen, und machte kleine Furchen. Der Dung, der auf den Brachfeldern dort in Haufen, hier verbreitet lag, war mehr Stroh als fette Narung für die Erde. So war die ganze Strekke des hohen Landes, von

*) So heissen in diesen Gegenden diejenigen Akkerfelder, welche wegen Mangel des Dungs oder wegen ihrer Entfernung 8—10 Jahre ungebaut liegen; nach dieser Zeit aber wieder einige Jahre ungedüngt angebaut werden.

von dem ich endlich in ein Thal hinab kam, in dem Lonsee in der Tiefe liegt.

Durch dasselbe hin fließt der Lonthel, von dem ein Thal bei 6 Stunden lang den Namen hat, bis er sich in die Brenz ergießt. Er entspringt in dem nahen Dorfe Urspring an der Strasse, wo er einen breiten Kessel macht, und sodann oft in einer weiten, meistens aber einer schmalen Bahn fortfließt. Die Inwoner von Urspring erzälen, daß er schon 2 Stunden von ihnen auf der Höhe der hintern Alp bei Nellingen entspringe, bald aber sich wieder unter die Erde verberge, und erst nach 2 Stunden hervorkomme. Spreu, bei Nellingen ins Wasser geworfen, zeige sich bei ihnen wieder. Durch das Thal hindurch, darinnen er langsam, aber oft, wenn er vom Regen groß ist, mit gewaltigem Rauschen sich dahinwälzt, und sodann vieles Verderben schaft, war er izt ein fruchtbar machendes Wasser. Durch kleine Gräben leiten die Thalbewoner von seinem Wasser auf ihre Wiesen, daß sie, so gewässert, herlich grünen, und eine grosse Menge Futter geben. Das ganze Thal hindurch ist die lieblichste Aue mit gesunden Kräutern und fetten Gräsern und Klee, daß der Landmann Milch, Butter, Schmalz und Käse genug hat, und noch vieles verkauft. In 6hundert Schritten ist man das Thal hinüber, alsdann komt eine rauhere Alp.

Grosse Steine die Steig hinauf erschweren den Gang, und die vielen kleinen stechen durch die dünnen Sohlen des Städters empfindlich. Eine gute halbe Stunde lang muß man diesen mühsamen, obwol nicht steilen Berg hinauf, der das Vieh noch mehr abmattet, als die Menschen. Erst nach der Abenddämmerung erreichte ich meine Nachtherberge in Ettlenschieß, wo ein bereiteter Tisch und Gespräche freundschaftlich meiner warteten. An diesem Orte fühlt man es merklich, in was für rauhen Gegenden man lebt. Die Aussicht ist von allen Seiten eingeschränkt; rings umher schneiden die Hölzer und Berge sie ab, daß

man nicht einmal den ganzen *) Oesch übersehen kan. Die Luft wehet rauh, und der Boden ist mit Steinen gleichsam übersäet. Erst izt hatte der Roggen noch nicht einmal abgeblüht, der im Donauthal schon reifte, und dem Schnitter zur Bereitung der Sichel rufte. Haber und Gerste waren noch Gras, und das Korn grün wie ein Frülingskind.

Noch mehr erinnerte mich an die Beschaffenheit meiner Gegend der Wassermangel, da die Natur nicht eine einzige Quelle auf dieser Höhe hervorquellen läßt. Mitten im Dorfe stehen 3 Brunnen, in welche durch Dachrinnen das Regenwasser geleitet, und darinnen aufbewahrt wird. Im Winter schmelzt der Inwoner Schnee, und trinkt und kocht davon. Da ists eine Wohlthat der mütterlichen Natur, daß sie hier des Schnees eine Menge giebt, und im Frújahre die Wasserbehältnisse mit reichem Ueberflusse füllt, damit der Landmann einen Vorrat auf den Frúling hat. Aber im Sommer, wann anhaltende Dürre einfällt, lechzen Menschen und Vieh, und müssen sich mit einem kargen Máasse genau durchhelfen. Sie würden wol gar oft Durst leiden müssen, wenn nicht der alliebende Menschenvater dem schnellen Vertroknen der aufgesammelten Wasser zu wehren, den untern Boden mit Letten oder Thon gefüllt hätte. Man kan zehen und mehr Klaftern tiefe Gruben graben, in welchen der unten und zur Seiten liegende Letten die Wasser trägt, daß sie nicht leicht in die Tiefe einsikkern. Aber elender geht es dem Viehe, das aus stehenden gesammelten Pfüzen nur so lange Wasser bekómt, als keine brennende Hize allen Vorrat in die Höhe zieht. Alsdann mißt man den Thieren ihren Trunk sparsamer zu, als ein geiziger Wirt den Wein. Es ist wol schon geschehen, daß für durchgehende fremde Pferde

*) Oesch heißt hier zu Lande alle das zu einem Orte gehörige Akkerland. Von diesem Worte hat derjenige, welcher das Akkerfeld hütet, den Namen Oeschai.

und anderes Vieh ein Maaß Wasser mit 10—12 Kreuzern bezalt werden mußte.

Was aber dem Wasser an Menge abgeht, das ersezet seine innere Güte, seine durstlöschende und die Gesundheit erhaltende Kraft. Wenn man in einen Brunnen sieht, so scheint das Wasser trübe, aber in einem Glase ist es hell, wie destillirt, im Trinken angenehm, und für seine Wirkung auf die Gesundheit ist das frische Aussehen der Bauersleute Bürge. Sie sind stark, gesund, und erreichen größtentheils ein hohes Alter, so daß 60—80jährige Männer nichts seltenes unter ihnen sind.

An diesem Orte blieb ich nicht nur die Nacht über bei meinem Freunde, dem Pfarrer, einem braven Manne, der bei seinem 60jährigen Alter seiner Gemeinde wohl vorsteht, sie lehret und erbaut; sondern ich mußte auch den folgenden Sontag fast ganz bei ihm zubringen. Es war Kirchweihe. Nach der Ulm. Kirchenordnung ist es zwar ein Gesez für die ganze Herrschaft, mit der Hauptstadt selbst, am Sontage nach Jakobi Kirchweih zu feiern, und dies ohne Schmausereien und Tänze. Aber eingewurzelte Gewonheiten, seien sie auch immer schädliche Misbräuche, lassen sich durch Geseze und Verbote nicht leicht abändern. Die Kirchweihen sind im ganzen Lande, nach wie vor dem Geseze, eigene Feste eines jeden Ortes, so daß, wer Lust zu Kirchweihfesten hat, von Pfingsten bis nach Michaelis alle Sonn- und Feiertage eins feiren kan. In der frühesten Tageszeit, da die Sonne kaum über die Wipfel der Bergbäume hereinblikte, merkte man auch schon, was heut an dem Orte eine besondere Feier sein werde. Es walleten von allen Seiten her Männer und Weiber dem Dorfe zu, und quartirten sich bei ihren Vettern und Schwägern und Basen ein. Kein Inwoner wird diesen Tag ohne einen oder mehrere Gäste gespeist haben. Im Pfarrhause erschienen auch vor der Zeit des Kirchengehens schon Kinder und Mägde, welche ihrem lieben

den Hrn. Pfarrer und Fr. Pfarrerin Kirchweihküchlein brachten. Das ist eine algemeine Festspeise auf allen Dorffesten in diesem Lande, von der ich aber in Ihrem Sachsen nichts ähnliches aß. Die Glokke gab almälich das Zeichen zum Gottesdienste, wohin das ganze Dorf von Inwonern und Gästen eilte und die Kirche füllete. Nach geendigtem Gottesdienste sezte sich jeder Hausvater mit seinem ganzen Hause, und genoß sein Fleisch und seine Kuchen, trank weisses (oder Gersten) Bier und ein Gläschen Brantewein. Was macht Bäs Käther, Vetter Jrg? und änliche Familienfragen waren die ersten Unterhaltungen. Passender auf den Tag erzälte der älteste vom Tische, wie oft er schon mit diesem und jenem Vetter und Base Kirchweih gehalten habe. Gewönlich zog sich die Unterredung auf die gehörte Predigt. Und endlich kams auf die Witterung und den Zustand der Aekker, Wiesen und des Viehstandes, dem Fruchtpreise, der Kornmälte ꝛc.

An meinem Tische war die Unterredung kurz; denn ich eilte, um in andern Häusern eben keinen Gast, aber doch einen Zuschauer abzugeben. Wo ich hinkam war Speise und Trank genug, und wolte ich nicht Misvergnügen im Hause machen, so mußt' ich *) Bescheid thun. Das Volk auf diesen Alphöhen hat mehr Rauhes, als der Bauersmann nah an der Stadt, wenig Komplimentisches, aber mehr offenes Herz. Sieht er einen Fremden, so lebt er unbekümmert um ihn, wenn er nicht merkt, daß er ihm was helfen könne. In dem Falle ist seine Bereitwilligkeit unaufgefordert geschäftig. Aber hat er die Hülfe geleistet, so wird er wieder ungesellig und scheint fast ein Menschenfeind. Nur in seinem Hause hat jeder, der zu ihm komt, eine freie Anfordrung an Speise und

 Trank,

*) Wenn ein Freund zum andern komt, der ein Glas oder Krug vor sich hat, so bietet er ihm einen Trunk an, das heißt hier zu Lande: „Thun Sie Bescheid.„

Trank, und er bekomt, was im Hause ist. Dies erstrekket sich bis auf die Bettler, die ich hier zu Fuß und Pferde um Almosen betteln sah, und alle bekamen etwas Speise und Trank

Nach dem Mittaggottesdienste sezten sich die einen hin vor ihr Haus, andere gingen ins Feld, die Weiber kamen meistens mit den Nachbarinnen im Garten zusammen. Ich und meine Fr. Pfarrerin machten Runde in und ums Dorf. Im Wirtshause wars Gästeleer. Es war eine feierliche ordnungsvolle Stille im ganzen Dorfe. Der Kirchweihtanz ist an Peter und Paul. Am Sontage schikt sich kein Tanz, sagte mir ein alter Vater, den ich fragte. Nah am Wirtshause war eine Krämerbude und ein Spieltisch. Bei der ersten war kein Mensch; kaum das aufwachsende Bauernkind kümmerte sich um diese Näschereien. Am Spieltische stunden ein paar Jungen, nahmen die Würfel, branten wol von der lokkenden Spielsucht, aber einen Wurf wagte doch keiner. Wenn ich was träfe, wolt ich wol sezen; aber verspielen mag ich nicht, sagte einer zu dem privilegirten Jugendverderber, der am Tische saß, und seine zinnerne und messingene und gläserne Herrlichkeiten ihnen zeigte und anpries.

Nur noch ein einziges zur Karakteristik meiner Bauren. Auf dem Felde am Dorfe las ich Blumen auf, die in den Aekkern stunden. Das ist ein recht gutes Kraut fürs Vieh, sagte mir eine Bäurin, die mich sie ausraufen sah. Es war wildwachsender Luzernerklee, *) dessen violettes Blau mich ungemein reizte. Ich erschrak über der Bäurin Anrede; denn ich hielts für einen stillen Verweis, daß ich dieses gute Kräutchen abgerissen, und dem nuzbaren

*) Ob der Klee noch in einem andern Lande diesen Namen führe, weiß ich nicht, bei uns ist er algemein üblich.

baren Viehe sein Futter verderbt hätte. Also hätt ichs sollen wachsen lassen, Bäurin? Ihre Antwort aber war: Ich hab' ihm angesehen, Herr, daß er da unsere Fr. Pfarrerin immer fragt. Ich glaube, er möcht alle die Blumen kennen, da wolt ich ihm auch mit helfen. Dies unser Herrgottsbrod giebt viel Milch; 's Vieh lauft ihm nach, wo s findt. Unsere Bauren kaufen izt Kleesamen, und bauen ganze Aekker an. Wir Weiber kriegen da viel Butter und Schmalz, und der Baur viel Dung, und wir wieder bessern Flachs. — Entwikkeln sie, Freund, hier den ganzen Gedankenlauf in der Seele dieser Bäurin, wie sie alles auf ihren Nuzen leitet. Bemerken Sie die weibliche Gesprächigkeit, gepaart mit der angewonten Dienstfertigkeit, die sie drang, mein Lehrer zu werden, weil sie mich lerngierig sah. Sie zeigte mir vielerlei Blumen und Kräuter, als eine wahre Botanikerin. Und um meinen Glauben zu gewinnen, beschloß sie allemal ihren Unterricht mit der Frage: Geltet Fr. Pfarrerin, gelt Nachbaurin? Es war mir sehr angenehm, eine so emsige freundliche Lehrerin zu haben, von der ich noch mehr gelernt hätte, wenn meine Absicht, heute noch weiter zu kommen, mich nicht ans Heimgehen gemahnt hätte. Ich verließ endlich Ettlenschieß und ging wieder auf die Strasse, auf welche mich ein kleines Thal und ein Hohlweg, das Tieferle genant, hinführte.

Ich war aber kaum auf die Strasse gekommen, so erwekte mir der wieder in die Augen fliegende häufige Staub baldige Reue, daß ich nicht einen andern Weg gewält hatte. Der ziemlich starke Nordwind trieb nicht nur ganze Staubwolken gegen mich her, sondern manchmal erregte er kleine Wirbel, die mich umringten und überstäubten. Zu gutem Glükke dauerte der staubvolle Weg keine Stunde. Ich kam an die Geißlinger Steige, und hatte von den nahen Gebirgen zu beiden Seiten vollen Schuz. Zur Linken durchrauschte der Wind die Ge-

sträuche und Bäume, zur Rechten steht eine Felsenmaur, auf deren Haupte hohe Eichen emporsteigen. An der steinigen Wand herunter schlinget sich manche Wurzel, und flicht sich in die Steinrizen, um Narung darin zu suchen. Beim Antritt der Steig macht die plözliche Veränderung des Thales schon einen überraschenden Eindruk. Das vorher ziemlich breite Thal schließt sich in einen kaum 3ruthigen Raum ein. Das Absehen in die immer absteigende Tiefe, das nahe Dunkel der hohen Waldungen, und die schwarze Felsenmaur, die schichtenweis sich gerade aufthürmt, nur manchmal einen hervorragenden Felsen zeigt, giebt einen majestätischen Anblik. Mühselig gebükt steigt der Wanderer diese Steig herauf, und vorsichtig am Stabe geht er hinab, bis sich das Thal erweitert, und ein kleiner Bach aus dem Fusse des links liegenden Gebirges die Wiesen wässert. Mitten im Thale erheben sich die Thürme des Städtchens Geißlingen. Rechts zeigen sich scheinbare Felsenstükke hoch auf dem Berge, Ueberbleibsel des uralten und nun verstörten Schlosses Helfenstein. Links stehen über den Bergwaldungen andere Felsen, auf denen das alte Schloß Gaisenstein ruhte. Menschenwerke, welche die mühsamste Kunst aus eben den harten Felsenstükken baute, die das Gebirg hat, sind dahin. Aber Gottes Naturberge stehen, schon von tausend Donnerwettern durchbebt, unerschüttert fest. Man bemerkt in der Bewunderung dieser grossen Szenen die einzelen Menschenwonungen an der Seite des Thales kaum, ob es schon Korn- und Papiermühlen sind, die sonst der Aufmerksamkeit nicht entgingen. Nach 3viertel Stunden vom Antritt der Steige komt man in das nahrhafte Städtchen Geißlingen, unter Helfenstein, von dem ich Ihnen die Beschreibung und die Anzeige seiner Merkwürdigkeiten auf ein andermal erspare.

Doch ein paar Umstände muß ich berühren. Die Landstrasse, welche hier durchgeht, macht oft einen grossen

Zu-

Zusammenfluß von Fremden. Ich traf Reisende aus Holland, Schweiz und Griechenland hier an. Einer derselben wußte, daß Schubart, dessen freundliche Dienstfertigkeit der sel. Sulzer in seinem Tagbuche so hoch rühmt, an diesem Orte Lehrer gewesen war. Er hofte hier Nachricht von ihm zu erfaren, und es gelung ihm auch. Der Wirt vom Hause, der zugleich Posthalter ist, kam erst vom Asperge her. Da hatte er Schubarten gesehen, gesprochen und mit ihm gespeist. Er genießt zwar noch nicht völlige Freiheit, aber in der Vestung kan er wieder freie Gottesluft einhauchen, und wird vielleicht bald von der Gnade des großmütigen Herzog Karls volkommen gutes Schiksal erhalten. Er lebt gesund, heiter, und in seinen Geisteskräften so stark, als vor seinem Unglükke. Nun wieder auf den Weg, den ich des Morgens vor Sonnen Aufgang betrat.

(Der Schluß folgt.)

7.

Probe einer Samlung von Nürnbergischen Provinzialwörtern.

Fulda, Mäzken, Nast, Männer, deren Verdienste um die deutsche Sprache in verschiedenen Zweigen so sehr entschieden sind, beklagen, daß man die Idiotismen unserer Sprache, die sich bei den gemeinen Mann noch erhalten haben, statt sie aufzusuchen und bekant zu machen, so sehr vernachlässige, da uns doch durch sie viele beinahe völlig verloren gegangene Wörter und ihre Begriffe aufbehalten worden sind, und die Lükken von diesem und jenem ausgebildeten Wort, bis zum Stam und Wurzel, öfters ausgefüllt werden können. Unstreitig ist es, daß dem

Sprachforscher die Anbauung dieses noch so sehr unurbaren Feldes die herlichsten Produkte verschaft, dem Gang der alten deutschen Sprache nachzuspüren, Familie, Stam und Würzel zu verfolgen, und über das Studium der vaterländischen Sprache in vielen Fällen Licht und Klarheit zu verbreiten. Was erst der Archeolog eines Brosse — eine Erscheinung für spätere Jahrhunderte — für Nuzen aus solchen Provinzialismen ziehen, wie er durch ihre Anleitung leichter zum Primitif hinaufsteigen, und von diesem den leichten Uebergang des Worts in andere Landessprachen finden, wie er den Gesichtspunkt aufhellen werde, aus dem man die Verwandschaft und den gemeinschaftlichen Ursprung der meisten, vielleicht aller, Sprachen wahrnehmen kan: das werden nachfolgende Menschengeschlechter erfahren, und staunen.

Ein Liebhaber der deutschen Sprachkunde hat sich, von dem Nuzen seiner Arbeit fest überzeugt, wenn sie gehörig behandelt wird, damit abgegeben, einige in seiner Vaterstadt und deren Gegend bei dem gemeinen Volk übliche Provinzialwörter zu samlen; einer Gegend, wo die Sprache des gemeinen Mannes von der Sprache und dem Dialekt seiner gesitteten Mitbürger immer um einige Jahrhunderte zurükblieb. — Diese Wörter wil der Samler durch den Druk bekant machen. Da er aber weder Eigendünkel noch Selbstliebe genug hat, um sich zu schmeicheln, daß seine Behandlungsart keiner Verbesserung bedürfte: so hängt er diese Probe für die Augen des Publikums, besonders aber für desselben Sprachforschenden Theil, aus, mit der Aufforderung: wo es etwas findet, aus dessen Beisaz, oder Hinweglassung, oder Abänderung, dem Werkchen ein wahrer Vortheil zuwachsen kan, solche Erinnerungen entweder in ein gelehrtes Journal oder einer gelehrten Zeitung, oder auch, wenn es beliebig wäre, sich mit dem V. darüber in Korrespondenz zu sezen, an den Herausgeber des Nürnbergischen Idiotikons, unter dem Einschluß: An die Lochner-

Grat-

Grattenauerische Buchhandlung zu Nürnberg, einzuschikken; wovon man mit dem verbindlichsten Dank Gebrauch zu machen versichert.

Die Einrichtung des Werkchens giebt die Probe guten Theils zu erkennen. Fulda hat, wie der Augenschein zeigt, mit seinem vortreflichen Wurzellexikon das Meiste dabei gethan; von ihm ist sehr oft die Stuffenfolge der Veränderung des Urworts beigefügt, zumal wenn der Provinzialismus von jenem allzu weit abgestanden. Seine Abkürzungen wurden, zur Gewinnung der Zeit und des Raums, beibehalten; Quellen, die bei ihm nicht anzutreffen waren, oder Autoritäten, die man anderswo fand, mußten weitläuftiger angegeben werden. Ausser Fulda wurde Frisch, Schilter, Wachter rc. benüzt. Frischen sieht mans an, daß er ein geborner Nürnberger war; man hat sich seiner mit sehr gutem Erfolg bedient, und die Quellen, die er anzieht, nicht selten selbst nachgeschlagen. Ausserdem gebrauchte man noch eine Anzal eigener Bücher, die in dieses Fach einschlagen.

Die Geschlechtsart der Substantife ist mit M. F. N. bemerkt; die Weise, wie sie der gemeine Mann deklinirt, mit römischen Zahlen, nach Rasts Tabelle im Sprachforscher. Bei Zeitwörtern ist mit I. bezeichnet, wo der Selbstlauter durch alle Veränderungen beibehalten wird; mit II. wo er sich verändert. Mit den Anomalen konte man sich nicht abgeben, ohne zu weitläuftig zu werden. Am Ende des Werkchens sind einige Regeln von der Aussprache und dem grammatikalischen Wörterbau, deren sich die unterste Klasse des gemeinen Volks zu Nürnberg bedient, beigefügt. Regeln, versteht sich — so gut als man sie bei einem noch so sehr unkultivirten Sprachgebrauch auffinden und geben kan. Den Beschluß macht ein Nomenklator, weil in dem Werkchen selbst, ausser dem ersten Buchstaben, eine weitere alphabetische Ordnung nicht wohl beobachtet werden können. Nun zur Probe!

Ar=

Arnen, Erarnen, I. Erwerben.

Arn, messis. Fr. Eren, metere. Arnen, metere. Kero: Kearnen, mereri. Arnun, meritum. Ecc. Gearen, Kearnen, gewinnen, erobern. Engl. to earn, acquirere.

An dem Stamwort ar kan man, wie bei vielen andern, die Reihe der Ideen wahrnehmen, nach welchen unsere Vorfahren Wörter, gewis nichts weniger als wilkürlich, erfanden. Ar war nach Schilter zuerst Erde, dann diente es zur Grundsilbe eines Worts, das die Mühe anzeigen solte, die man mit Anbauung der Erde hatte, in Arbeit. Darauf das Werkzeug, so bei Anbauung der Felder das Notwendigste war, nemlich Arm, brachium. Nebenbei bemerkte es einen beschwerlichen, mühseligen Zustand, da man ausser dem, was man mit seiner Hände Arbeit durch Anbauung der Erde verdient, nichts hat, in dem Wort arm, pauper. Daher man auch in den Urkunden des mitlern Zeitalters, und später, die Bauersleute, oder was sich vom Feldbau nährte, noch arme Leute nante. Hierauf wurde das Wort Arn, ern, Aehre daraus gebildet, welches den Vorteil, den die Bearbeitung der Erde verschafte, ausdrükte, woraus unser heutiges ernden, Ernde erwuchs. Nachdem es sich einmal den Begrif von Vorteil, Gewinn eigen gemacht hatte, so war der Uebergang zu andern Gewinnungsarten, als durch den Feldbau, um so leichter. Man nante jedes erworbene Gut ein erarntes; es lag aber doch noch immer der Begrif eines beschwerlichen, mühsamen Verdienstes darunter. Endlich ward die Idee der Beschwerlichkeit die ausschliessende nicht mehr; man nante eine Gewinnungsart, womit eben nicht allezeit Mühe und Arbeit verbunden ist, nur wegen des damit unterlaufenden Vorteils, Erb, Haereditas. Man blieb hiebei nicht stehen. Auch Wörter, wodurch man andere Glüksfälle, als Geld und Gut, ausdrükken wolte, bekamen den Stof zur Einkleidung

dung aus dieser Wurzel. Das Glük, in Ansehen zu stehen, vor andern geschäzt zu sein, hiesse man ar, ere, Ehre. Ganz natürlich wurde der, so beim Volke am meisten geehrt wurde, auch für den Vordersten gehalten; man hieß ihn daher Erz, oder den Ersten; woraus sich auch das Wort Herr, sonst Er, gebildet. Es ist weder Absicht noch Raum, hier das Register der aus dieser Wurzel entspringenden Ableitungen zu verfolgen; obschon unter allen angeführten noch nicht eines ist, welches vor seinen Originallautbuchstaben ein Präfix gehabt hätte, und auch die mit Suffixen es lange nicht alle sind, die davon entsprangen. Herr Mäzken hat bereits eine trefliche Probe von ein Paar solchen Familienwörtern und deren zalreichen Nachkommenschaft geliefert, die den Sprachforscher und den Weltweisen gleich stark interessiren, und Fortsezung wünschen lassen.

(Mit Anmerkungen von dieser Art und Weitläuftigkeit wird sich im Idiotikon nur sehr selten abgegeben.)

Aehnderisch.

Mit diesem Wort wird eine Anwandlung von geheimer Furcht und Aengstlichkeit ausgedrükt. Es ist ähnderisch, d. i. man fühlt Furcht und Beängstigung, wird gesagt, wenn man zu erkennen geben wil, man spüre es, daß es hier oder da nicht richtig sei, spuke. Ande, Ante, cura, angor. Notker: anto. Kero: Anti, zelus. T. And, molestia. Heldenbuch Heinr. v. Osterdingen fol. 140. Ob euch so ist mir ande rc. d. i. mir ist angst um euch. Poem. German. Eccard. Tom. II. Col. 1528. Scriptor. med. aeui:

Den freudigen Sarazenen
War Herzenleid und And rc.

ibid. Col. 1552. das Leid und die Ande. item: es geschiehet ihm Ande, angorem capit.

Bak-

† Batten, I.

zureichen; hinlänglich ergiebig sein. Es battet nicht, es langt nicht zu, erspriesst nichts. But, Bat, Bât, augmentum, lucrum. D. Bade. Schw. Hamb. baten. h. batten. NT. baeten. Sch. bôta, prodesse, juvare. Goth. botan, nüzen.

† Becheln, I.

gütlich thun, fleissig warten und pflegen. Er bechelt sich, läßt sich becheln.

† Derre, F. IV.

einem eine Derre anhängen, d. i. durch Schläge übel zurichten, oder gar unglüklich machen. AS. Dere. Kil. Dere, Deyra, noxa, damnum, offensa. Otfr. Taron, teren, terken, gederan, nocere.

Dalkicht, oder, wie vom gemeinen Mann die Endsilbe icht ausgesprochen wird, dalket;

1) ungeschikt. Ein dalketer Mensch, der zu nichts taugt. Bayer. dahlen, ineptire more infantum. Hamb. tahlke, ineptiae. S. talken. NS. Tellen. Isl. thylia, thaulor, inepte loqui.

2) Wird es vom Brod und Gebäk gebraucht, wenn sich Mehlbuzen darin befinden, die man Dalken nennt. In der hiesigen Polizeiamtleuterechnung komt der Einnahmtitel vor: An Dalkenstrafen und vom zu leicht gebachenen Brod.

† Dohnen, I.

essen, daß man dohnt, d. i. sehr viel essen. Dun, turgidum. All. Dunen. Bayer. dohnen, dunsen. H. donsen, turgere, eleuare se. Hmb. dohnen, breit werden, sich breit machen.

† Go-Licht, L. V. (Landvolk.)

Unschlitt-Licht. Gau-Licht, Go-Licht, candela sebacea, im Gegensaz eines wächsernen, die meistens in Kirchen

chen und Klöstern, jene aber auf dem Gay (Go, Gau) unter den Laien gebraucht werden. Frisch.

Geschwidert= (oder) geschwipert= vol, zum Ueberlaufen vol, wird von angefülten Gefässen gebraucht. AS. swithe, multum. Gloss. Lips. suitho, nimis. Ulfil. swis, diuitiae.

Gröpner, M. III.

heissen hier, bestelte und verpflichtete Leute zum Aufladen der Kaufmannsgüter. All. hrif, ref, reif. H. reep, omne rotundum, Faß. Dalec. Krop, curuus, uertere, rotundare, wie bei den Gröpnern mit dem Rollen der Fässer zu Schulden komt.

G'heyen, I.

Ich g'hey mich nichts darum, scheer' mich nichts darum, frage nichts darnach. Item: plagen, er g'heit ihn, plagt ihn. All. huoen, ludibrio habere. St. an. Kil. H. heien. Schwäb. keyen, uexare, molestare. Schwäb. Bayer. es keyt mich, taedet. Komt von hauen her, das sonst im eigentlichen und figürlichen Verstand mit schneiden und scheeren einerlei war. Daher nennt man das gemähte oder geschnittene Gras noch Heu. (eigentlicher Häu.) Tschud. T. II. p. 239 b. ein verhyter Zers (castratus.)

Gakelein, N. III. nach dem hiesigen pöbelhaften Dialekt, die Endsilbe ein in ein gedehntes à verwandelt:

Gakelà.

1) ein Ei. Von dem Laut des Hennengeschreies, das sie bei dem Eierlegen machen. Pict. Gaxen, clamare ut gallina quae ovum ponit. Dasyp. Gazen und Gaksen als eine Henne. Rab. Maur. Gl. Chahazen. Ksbrg. Gakzen.

2) M. III. ein lächerlicher Mensch. Phantast.

Het=

Hetscher, M. III. L. B.

1) ein sumpfichter Flek auf starkem (lettichten) Boden, worin man leicht versinkt. Ketsch, mollis. Ryff Spieg. der Gesundh. fol. 46 b. Alles was man seudt, wird davon ketsch und weich.

2) Aufstoß vom Magen; hetschen, singultire. Sachsensp. Leh. Recht, Mst. art. 68. Of sik die man wischet, oder snut, oder spiet, oder jeschet, hustet, nusset ꝛc.

Hänseln, I.

1) Die Ceremonie mit einem neuen in eine Gesellschaft getretenen Mitglied vornehmen. Hans, socius. Tat. Ulf. Hansa, cohors. Bes. Hense, Societas mercatorum. Verhensen, excludere e societate. Weil aber diese Ceremonien zuweilen ins Lächerliche und Beschwerliche fielen, so bedeutet das Wort Hänseln bei uns

2) auch so viel, als scheeren, plagen, zum Besten haben, lächerlich machen.

Hunzig,

übel, verdorben. Es sieht hunzi aus. Hun, Otfr. hono, miseria, contemtus. Gl. mons. Honida, macula, humilitas. Will. verhunden, corrumpere.

Kobel, M. III.

ein Behältnis, manchmal der Menschen, zuweilen der Thiere. Um Nürnberg sind vier Siechköbel, worin alte Männer und Weiber Wohnung und Kost umsonst haben. Taubenköbel findet man öfters in der Bauern Hofraiten; sie sind meistens vielekkigt, auf einen hohen Pfahl erhöht, worin sich ganze Flüge Tauben aufhalten. S. Kobe, NS. Kave, Kammer, Alkof. Das Stammwort ist kuf, kof, hohl.

Kniebel, M. III.

hier, das mitlere Gelenk an den Fingern: sonsten und eigentlich aber, quaevis junctura femorum et crurum. AS. All. Kneu. Goth. Kniw, Gelenk.

Körren, I.

1) laut schreien. Kär. Lüneb. kören, loqui. Gl. Mons. cherren, garrire, stridere. Schilt. cherren, clamare cum stridore.

+ 2) Verdrüßlich fallen, ärgern. Es körrt ihn, verdrüßt ihn sehr.

Läg,

schlecht, hart, übel. Er wird läg gehalten. Er hält ihn läg. Hamb. NS. leeg, niedrig. Dän. läng. Kil. H. leegh, laegh, humile, plane, uadosum. Schwäb. läg, humilis.

Lüze, F. V.

wunderliche Laune. Er hat seine Lüzen, wunderliche Grillen.

Zu lenden, I. L. B.

zuhalten mit der Zahlung, auslangen mit dem Gelde. Er kan nicht zulenden, mit der Zahlung einhalten. St. an. leinton, tendere.

Wo lenden?

In welcher Gegend? Fulda: Lende, Gelend, situs. Von Land.

+ Meeren, Mieren, Zermieren, I.

etwas ungeschikt, grob anfassen, mit einer Sache so plump umgehen, daß sie Schaden nimt. Er miert das Kind, die Sache herum; plagt es, verderbt sie, durch Hin- und Herreissen. Er zermiert, verdirbt, zerbricht, zerreißt alles. Matthes. sagt vom ungeschikten Angreifen einer Person: Jemand in die Augen mören. Otfr. Meeran, Gl. Boxh. Merran, turbare. Notker: meren, fermeren, corrumpere.

Neisen, I.

merken, argwohnen. Ksbrg. Holl. neusen. All. neisen, erneisen, neischen, odorare. Schwäb. geneisen, cognoscere. Sonst hieß es auch suchen. Ksbrg. Post. fol. 51 b. Christus sagt zu den Juden: Suchet in der Schrift, erneisen die Blätter herum. Altenst. erneisen, erfahren.

Pfinztag, M. I. L. V.

Donnerstag, d. i. der fünfte Tag in der Woche. Pers. Penz. Tambr. Punp, quinque. Oesterr. Pfinz, Pfinstag, dies quintus.

Schmekken, I.

ausser der gewönlichen Bedeutung, gustare, auch noch riechen. Mus. smacht, odoravit. Euang. Mst. Ioh. XI. er ist vier Tag im Grab gelegen, er schmekt jezt. In Ksbrg Post. fol. 64. komt schmekken auch für riechen vor. Vers. uet. Bibl. germ. Ps. CXIII. Sie haben Naslöcher und schmekken nicht. Daher

Schmekke, F. IV.

ein Bluntenstraus.

Trittscheifelein, N. III.

die Schwelle unter der Thür; item, der Tritt am Tisch, worauf man die Füsse stelt. Scheifelein nimt man in N. für gar viele Sachen, die rund sind, und anderer Orten Scheiben, Scheiblein heißt, als Hustenscheifelein, Hustenzeltlein; item, einen Reihen oder Kreis, nach dem Gesang, in einem hier gewönlichen Kinderspiel: Dreh dich um das Scheifelein ꝛc. wobei sich das Kind in den Kreis herumdrehen muß ꝛc. Weil man nun in den Häusern, der Reinlichkeit wegen, bei der Thürschwelle eine Strohscheiblein zu legen pflegte, so ist sehr wahrscheinlich, daß diese Trittscheiblein, oder, nach hiesigem Dialekt, Trittscheifelein genennt, und am Ende auch die Schwelle selbst, und was sonst Aenlichkeit damit hat, so genant worden.

In den alten Augspurger Stadtgesezen findet man dieses Wort öfters für Thürgeschwell. NT. Schyf, Scheibe.

Verunrezen, I.

Sachen, besonders eßbare, sündlich umkommen lassen, oder verderben, daß sie nicht mehr genießbar sind. Nut, corrumpere. Fulda.

Uterwinzig,

sehr klein. Chytr. Nomencl. Saxon. col. 238. Uterfin, sehr fein.

Wehding, M. I.

Kopfwehding, Bauchwehding; Kopfweh, Bauchweh, H.

8.

Ueber die Militärakademie in Stuttgard.

Ebenfals aus dem Tagebuche eines Reisenden.

Sie baten mich, Ihnen meine Gedanken und Bemerkungen über die sogenante Militärakademie in Stuttgard mitzuteilen, mein lieber und schäzbarer Freund: ich erfülle hierdurch Ihr Begehren mit aller Unparteilichkeit, die Ihr gütiges Zutrauen und die Sache selbst verdient. Unparteilichkeit nüzt meist immer, so wie Parteilichkeit hingegen meist schadet. Ich weis mehr als zu gut, daß man in Beurteilung solcher Institute so behutsam als möglich sein muß, und ich würde Ihren Auftrag gewiß verbeten haben, wenn nicht Erziehung schon viele Jahre hindurch ein Hauptgegenstand meiner Betrachtung gewesen wäre, und ich mich nicht gewissermassen, zumal in einer Zeit, wo jeder Informator über Erziehung schwazt, meine Meinung laut zu sagen berechtiget hielte.

Ich werde mich nicht bei Lobeserhebungen aufhalten. Es ist natürlich, daß ein Institut, welches zu einem so grossen Umfange gediehen, mancherlei Gutes haben müsse; allein es läßt sich von der Zal der Zöglinge und den äussern guten Einrichtungen nicht immer auf die Güte und Volkommenheit eines Instituts schliessen. Wer aber auch die Schwierigkeiten kennt, die der Gründung, Erhaltung und Vervolkömnung eines grossen Erziehungsinstituts im Wege stehen, der wird in seinem Begehren und in seinem Tadel billig sein, und nicht überal Volkommenheiten verlangen, wo sie fast unmöglich sind. Ich sage, fast unmöglich; denn wo findet sich eine Geselschaft thätiger junger Männer zusammen, die für algemeine Erziehung Sinn haben, und ihr Glük darin finden? — Und vereinigte sie sich irgendwo durch ein Ohngefähr, so bemühe man sich sorgfältig, sie mit einem Bande zu umschlingen, das ihnen ihre Verbindung und ihre Pflicht angenehm, wirksam und dauerhaft machen kan. O sie sind unendlich selten, und gehören unter die ersten vortreflichen Menschen; wenn sie alles das sind, was ich von ihnen verlange. Und wenn schon diese so selten sind, um wie viel seltener ist erst der Mann, welcher das Haupt dieser Geselschaft sein, welcher alle Glieder in sich vereinigen, und sich zum Mittelpunkt aller der Kräfte machen sol, welche auf das Ganze gemeinschaftlich wirken müssen. Dieser Mann muß seine Mitarbeiter genau kennen, und sie eben so individuel behandeln, wie sie jeden Zögling behandeln sollen, der ihrer Führung anvertraut ist. Er muß sie alle übersehen, sie alle regieren, ohne daß sie es gewahr werden. Er muß seine Ideen zu den ihrigen zu machen suchen, bis sie sie selbst für die ihrigen halten, und sie ihm als solche mitteilen. Er muß einen jeden fühlen lassen, daß er eine Stüze des Instituts ist. Er muß wenig einzeln, noch im Detail wirken wollen; sondern er muß seine Mitarbeiter, wie die Sonne ihre Stralen, gebrauchen, alles nach seinem Geiste zu beleben. Auf diese Art wird jeder glauben, er allein habe

das

das bewirkt, was durch ihn bewirkt worden. Und ungeachtet der äussern Aufopferung des gemeinen Ehrgeizes wird doch jeder den wesentlichsten Anteil alles des Guten, was geschieht, demjenigen zuschreiben, der an der Spize steht, selbst seine Mitarbeiter werden ihm denselben zuerkennen, und ihn für den Beifal, den er ihren Beobachtungen und Bemühungen giebt, und für den Mut, den er ihnen in schweren Arbeiten zuspricht, noch mehr lieb gewinnen und ehren. So muß der Mann beschaffen sein, der bei einem Erziehungsinstitute, das der Welt zu einer Verbesserungsform dienen sol, das Haupt einer Gesellschaft würdiger und einsichtsvoller junger Männer sein kan; aber wo ist er? wo sucht man ihn? wo kan man ihn finden?

Wir müssen also bei einem Erziehungsinstitute weder eine ganze Gesellschaft vortreflicher Erzieher, noch einen so ganz volkomnen Direktor verlangen. Aber beide Theile müssen sich diesen Mustern nähern, oder wenigstens, auch in dem beträchtlichsten Abstand, mit ihnen in einigem Verhältniß stehen. Ist das nicht, so mangelt einer Erziehungsanstalt so gut als alles. Wenn jeder Lehrer und Erzieher für sich handelt, und nicht alle wie ein grosses Triebrad in die Maschine eingreifen, so wird die Wirkung ihrer Bemühungen immer unbedeutend und fruchtlos sein. Dies ist ein wesentliches Erforderniß; und vermißt man das, so ist auch an keine gute moralische Erziehung zu denken: ein zweiter Hauptgegenstand, den man bei einer Erziehungsanstalt vorzüglich im Gesichte behalten muß. Ist die Anstalt von einem beträchtlichen Umfange, so wird es fast notwendig, daß man eine besondere Klasse von Erziehern formire, die sich von der Klasse der Lehrer unterscheide. Und wer sieht nicht ein, daß zu dieser erstern Klasse nicht noch weit vorzüglichere und aufgeklärtere Menschen gehören, als zur leztern?

Meine Betrachtungen, die ich Ihnen über die Militärakademie von Stuttgard mitteilen wil, werden hauptsächlich von diesem doppelten Gesichtspunkte ausgehen. Ich halte es für Pflicht, in dem, was ich Ihnen darüber sagen wil, freimütig zu sein, theils in Rüksicht auf Ihr güriges Vertrauen zu meinem Urteil, theils in Rüksicht auf das Institut selbst. Von Privatanstalten muß man weniger fordern, und also in Beurteilung derselben weniger streng sein, als bei fürstlichen; nicht aus Tadelsucht, sondern weil man erwarten darf, daß man wichtigen Mängeln abzuhelfen suchen werde, sobald man die Mängel kennt. Und wer wagt es, diese dem Fürsten selbst zu entdekken, wenn er selbst der Stifter, und, so zu sagen, der Direktor der Anstalt ist? —

Wo eine so ansehnliche Summe angewendet wird, eine so grosse Unternehmung, welche dem Herzoge immer Ehre machen wird, zu unterhalten, und ihr ein äusserliches Ansehn von Wichtigkeit zu geben, da darf man auch verlangen, daß die innern Vorzüge dem äussern Glanze entsprechen. Ueberdies ist es fast notwendig, daß man die Mängel einer Anstalt aufdekke, die so viel innere Volkommenheit verspricht, damit niemand getäuscht werde, und sie mit allen ihren Fehlern zum Muster nehme. Hier sind die Mängel wichtiger, weil sie weit üblere Folgen nach sich ziehen, als in einem kleinen Pensionsinstitute. Würde man sich bemühen, sie abzuschaffen, wie denn manche leicht zu verbessern wären: so würde man dem Institute ungleich mehr Volkommenheit und Ansehn geben, als es gegenwärtig besizt. Man sei nicht auf die Zahl der Zöglinge stolz; diese bestimt weder den wahren Werth, noch das Ansehn, in welchem das Institut bei dem Publikum steht. Existirten noch zwei oder drei solche Anstalten, so stehe ich dafür, sie würden alle mit Zöglingen angefüllt sein. An Kindern fehlt es nicht; aber an guten Anstalten. Privatpersonen können sie nicht wohl unter-

ternehmen, oder sie müssen sie unbemerkt mit wenigen Zöglingen anfangen; denn durch die verschiedenen Revoluzionen, welche das Erziehungswesen seit fünf bis sechs Jahren erlitten hat, ist die Sache in den meisten Augen lächerlich geworden; und wer sich merken liesse, daß er an eine solche Unternehmung dächte, würde für einen Projektmacher, ja für einen halben Narren gehalten werden. Wer den Grund schon gelegt hat, der hat gewonnen. Pfeffels und Lerse's Anstalt in Colmar ist ansehnlich, und wird sich immer erhalten. Campens Institut bei Hamburg ist eingeschränkter, und steht. Schweighäusers und Simons Institut für junge Frauenzimmer in Straßburg ist im Aufblühen, und man darf sich viel Gutes davon versprechen. Alles dieses sind Privatanstalten, und von ihren guten Einrichtungen hängt ihre Dauer ab. Das dessauische Institut ist, troz seinen mannichfaltigen Revoluzionen, welche natürlicher Weise manches Mistrauen erwekken mußten, mit Zöglingen angefüllt. Man sieht also, daß Erziehungsanstalten besonders für die gesitteten Stände ein wahres Bedürfniß geworden sind: ungeachtet die niedern Stände dergleichen nicht weniger bedürfen. Solte man sich nun nicht wundern, warum Fürsten keine solchen Institute in ihren Ländern anzulegen suchen, da sie doch manchem keinen geringen Vorteil bringen würden. Gegenwärtig, wo die Militärakademie noch einzig steht, wäre es (blos statistisch betrachtet) eine gute Spekulation; von dem Nuzen einer guten Erziehung, der dadurch im Lande verbreitet würde, wil ich gar nicht einmal reden. Träf ein Fürst die Veranstaltung, ein solches weitläuftiges Institut in seinem Lande errichten zu lassen, wobei die Fehler des andern vermieden würden; besezte er sie mit würdigen Erziehern und Lehrern, die alle, vor dem Anfange des Instituts, sich mit einander, unter einem weisen Oberhaupte, über einen Plan verständigen und vereinigen müßten; und übergäbe das Institut blos

ihren Einsichten, ohne daß es von der Wilkühr eines Ministers, der die Sache nemlich nicht gehörig durchschaute, abhienge: so würde man sehen, was für Vorteile jeder Art für das Land daraus entstehen würden.

(Der Schluß folgt.)

9.

Ueber die Rechtschreibung.

Richardson läßt seine Klarissa sagen: Es wäre ein Beweis, daß ein Frauenzimmer die Ableitung eben sowol, als den Sinn der Wörter, deren sie sich bediente, verstünde, und daß sie nicht bei dem Schall stehen bliebe, wenn sie in der Rechtschreibung genau wäre. (She was used to say, „It was a proof that a woman understood the derivation as well as sense of the words she used, and that she stopt not at *sound*, when she spelt accurately.„)

Daß sich für die Schreibung des Ungehörten noch manches anführen lasse, ist wol gewiß, ob ich gleich nicht das geringste davon für eigentlich entscheidend halten kan. Wir lernen freilich die Muttersprache nicht ganz allein aus dem mündlichen Umgange, wir nehmen die Bücher zu Hülfe, und ich kenne jemand, der mir sogar einmal sagte, daß er sich jedes Wort, welches seine Aufmerksamkeit auf sich zöge, sogleich gedrukt vorstelte. Laß es also sein, wie es gewiß ist, daß in Spott nur ein t gehört werde, warum sol ich nicht wegen Spottes auch Spott schreiben können? Denn man höret ja nicht allein das Wort, man liest es auch eben so oft, und durch das Lesen und die Rechtschreibung desselben kan man eine Kentniß erlangen oder befestigen, die dem Hören nichts

scha-

schadet, und die auch bei dem blossen Hören dem Gedächtniß sich darbieten kan. Man denke sich Kinder, Ausländer, und überhaupt solche Leute, die der Sprache nicht mächtig sind. Die wahre, gute Aussprache solte die Rechtschreibung nun billig ausdrükken, keine Foderung kan gerechter sein; aber wenn sie ihr nicht hinderlich ist, wie in Spott, was kan man alsdenn sagen? Daß sonach viel andres noch angezeigt werden müsse? Diesen Schluß kan ich nicht einsehen. Nach meinen Begriffen kan man nichts Unbeweisenderes sagen. Also notwendig alles oder nichts? Also, weil viele Zeitwörter unregelmässig sind, so müssen sie es alle sein? Weil wir doch einmal sagen, ich schlug, so bliebe frug deswegen nicht immer noch unrecht? Oder, näher bei der Sache zu bleiben, weil in einem Staate nicht alle verschiedene Stände eine besondre Kleidung tragen, so müßte das Zeichen des Soldatenstandes, die Uniform, schlechterdings abgeschaft werden? — Eben so ist es mit der Ableitung, und auch mit der Unterscheidung gleichlautender Wörter.

Ich habe indessen schon gesagt, daß ich alles dieses nicht für entscheidend halte. Daß die Klopstockische neue Rechtschreibung (wie man auch von so einem Manne immer erwarten mußte) ein sehr gedachter, leichter, übereinstimmender und regelmässiger Entwurf sei, wer kan das in Abrede sezen? Daß alle seine Gründe das Gepräge des Scharfsinns haben, wer kan das nicht sehen? Daß seine Fragmente, mit dieser neuen Rechtschreibung abgedrukt, (sobald man einmal mit ihr bekant ist) sich völlig so geschwinde weglesen lassen, als wenn die gewönliche beibehalten wäre, wer wird das nicht gefunden haben? Aber daß es auch weiter nichts als ein Entwurf bleiben wird und kan, (der doch in Ansehung der guten Aussprache und auch sonst sehr nüzlich gewesen ist) wer wird es nicht ebenfals einräumen?

Denn ich wil es nur sagen, was ich eigentlich für entscheidend halte. Es ist der Gebrauch. Eben so heilig, wie in der Sprache selbst, ist ers auch in der Rechtschreibung. — Alle menschliche Sachen sind unvolkommen, und die Orthographie ganz allein solte es nicht bleiben? Das wäre schon an sich wunderbar. Die Sprache selbst ist bei weitem nicht so, wie sie ein Philosoph gemacht haben würde, und doch solten wir eine philosophische Rechtschreibung haben? Ja, wenn es möglich wäre! Aber, wer sieht nicht, daß die Einführung einer so umgeschmolzenen Rechtschreibung (denn kleine Aenderungen geschahen von jeher) noch weit unthunlicher ist, als wenn einer durch sein Beispiel in ganz Deutschland die morgenländische Kleidung einführen wolte; gesezt, er könte noch so bündig beweisen, daß sie weit bequemer, gesünder, und, als dem Zwek der Bekleidung entsprechend, ungleich philosophischer wäre. So etwas kan noch allenfals ein König thun, wie wir von Gustav dem dritten gesehen haben. Aber alles, was zum Gebiete der Sprache gehöret, und auch die Rechtschreibung, ist so innig mit tausend und abermal tausend Nazionalsachen verwebt, daß eine solche Aenderung (wie das Beispiel der Zesianer nur zu deutlich zeiget) niemals zu Stande kommen wird. Was hilft es, daß die Messiade in dem Kleide der neuen Orthographie abgedrukt worden, so lange die Accisezettel bei der gewönlichen bleiben? Wer gelernt hat, ein Gesangbuch, einen Frachtbrief, eine Kundschaft, eine gerichtliche Ladung zu buchstabiren, der ist auch berechtiget, einen Dichter buchstabiren zu können. Gesezt, es wolten einige wenige der Leztern sich hiedurch und mit änlichen Neuerungen der Nazion noch fremder machen, als sie sind, so wird ihr Beispiel doch von ihren Mitbrüdern unbefolgt, und die ganze Sache, wie natürlich und billig ist, überhaupt genommen, beim Alten, auch die Menge so viel gedrukter Bücher und so viel beschriebener Akten auf diese Art unsern Enkeln noch lesbar bleiben.

Indessen getraue ich mir zu behaupten, daß kein wahrer Kenner der Sprache und Rechtschreibung Spott über einen solchen Entwurf, als der Klopstockische ist, für ächten Wiz ansehen werde. Kan ein Projekt nicht überaus sinreich, gründlich und verständig sein, wenn gleich die Ausführung mancher Umstände halber nicht thunlich ist?

Aber, diese Unmöglichkeit vorausgesezt, alsdenn in der eingeführten Rechtschreibung genau zu sein, das ist eine Sache, die für notwendig erachtet werden muß, sobald man den Einfluß derselben reiflicher erwogen hat. Uebereinstimmende Rechtschreibung giebt, wie ich anderswo gesagt habe, den Wörtern eine Festigkeit, die sie selbst vor der Veränderung schüzet. Es ist übrigens wahr, daß wir z. E. den gedehnten Ton bald mit einem doppelten Selbstlauter, bald mit einem h, bald mit einem e, und bald gar nicht bezeichnen. Aber es ist nun einmal so, und wir müssen uns das gefallen lassen, so gut, als die Unregelmässigkeit der Sprache selbst. Die Kentniß davon ist ja auch so leicht! Ich werde folglich Sohn, hier, schon und Haar schreiben, und werde richtiger buchstabiren, als derjenige, der, weil er Sohn schreibt, auch schohn sezen wolte. Richtiger? Allerdings. Der Schreibgebrauch hat noch immer die bekanten Rechte, die niemand dem Sprachgebrauch streitig gemacht hat. Ich werde also Pfund schreiben, ob es gleich ganz offenbar ist, daß in der guten Aussprache das P nicht gehöret wird.

Aus diesem Gesichtspunkte ist die Sache doch wirklich allemal anzusehen, und ich wünschte, man möchte sie algemeiner so ansehen, so würde die Rechtschreibung unter uns noch viel bestimter und gleichförmiger werden. Es können einzelne Neuerungen in derselben durchgesezt werden, dawider habe ich nichts; aber doch aus sehr dringenden Gründen, und besonders, wie die Erfarung leh-

lehret, mit einem Uebergewichte der Stimmen muß es geschehen, um nicht beständig zu schwanken. Die Franzosen, dieses veränderliche, flüchtige, auf das Neue erpichte Volk, bleiben dennoch bei der alten Rechtschreibung mit nicht mehr Veränderungen, als bei uns schon in der unsrigen eingeführt sind. Ist dies nicht ein Beweis, daß es mit der Rechtschreibung die Bewandniß haben müsse, die ich angeführt habe? Warum wollen wir auch ganz unerhebliche Aenderungen machen? Wenn das ck ein doppeltes k bedeutet, warum wollen wirs denn eigentlich verbannen?

Noch einmal, wenn jemand eine Rechtschreibung brauchet, die von der Nazion nicht angenommen ist, was hat er alsdenn gewonnen?

10.

Auszüge aus Briefen.

I.

Aus einem Brief eines Reisenden.

Münster, den 30sten Junii 1781.

— — Allein, was hier mehr bemerkt und bewundert zu werden verdient, als alles, worauf gewönliche Reisende ihre Aufmerksamkeit zu richten pflegen, ist die Fürstin G. geb. G. v. S. Gemalin des Ruß. Kais. Ges. im Haag. Was man von ihr sagen könte, würde immer nur ein schwacher, unvolkommener Abdruk dessen sein, was sie ist, und eben darum sei mirs genung, sie genant zu haben. Ueber grosse und edle Menschen viel sagen, darf, so denk ich, nur der, der beides in ähnlichen Maaß selbst ist.

Ent-

Entfernt von der sogenanten grossen Welt, ist die Erziehung ihrer Kinder, eines neunjährigen Mädchens und eines siebenjährigen Knaben, die an Verstand und viel Wissen Jünglinge beschämen, ihr einziges Geschäft.

Vermutlich waren die hiesigen treflichen Schulanstalten, die Münster der unermüdeten Fürsorge seines Aufklärers, seines grossen Fürstenbergs, zu danken hat, vermutlich, sage ich, war der Ruf derselben die Ursache, die sie am meisten dahin bestimte, in der hiesigen Gegend ihren Aufenthalt zu wählen. Zwar thut sie das meiste und hauptsächlichste bei der Erziehung und dem Unterricht ihrer Kinder selbst. Allein ganz ohne fremde Hülfe, — welcher Mann wäre der Arbeit gewachsen, wenn er anders gewissenhaft genung ist, alles erfüllen zu wollen, was ihm dabei obliegt. Wegen eines Gedankens und seiner Aufführung verdient sie von Münster sowol als von jedem der weiß, was Fürstenberg ist, was er für sein Vaterland und die Menschheit gethan hat, den lebhaftesten Dank. Sie hat Ihm nemlich auf einem, eine halbe Stunde von hier liegenden Gute, Althof, ein Denkmal sezen lassen.

Die äusserste Simplizität herscht im Ganzen, das eben dadurch um so schöner und feierlicher wird. In einem zu diesen Gute gehörigen Gehölz, in einer ganz antikes Ansehen gebenden grossen Tannenallee steht auf einem Postement eine abgebrochene Säule, sechs Fuß hoch, und drei einen halben im Durchschnitt. Ein Schleier umschlingt sie. Die Inschrift ist:

VRANIAE VENERI
AC
SAPIENTISSIMO VIRO.

Wo

Wo der Schleier aufhört stehn die Buchstaben:

V. S. A.

welche, der meisten Auslegung zufolge, Votum Sacravit Adelaidis ausdrükken sollen.

So ein Denkmal, mit der Inschrift, von der Frau errichtet, ist der Nachwelt der sprechendste Beweis von der wahren Grösse des Mannes, dem sie errichtet ward; und unendlich mehr wert, so einfach wie es ist, als so manche Meisterwerke von metallenen oder marmornen Bildsäulen, deren Originale wahrlich nicht mehr gedacht würde, fiele es nicht noch dann und wann einem Reisenden ein, wenn er sich über die Treflichkeit des Künstlers müde gelobt, und die Treflichkeit des Kunstwerks genug bewundert hat, sich auch beiher nach den Namen des Mannes zu erkundigen, dem zu Gefallen und zu Ehren denn doch eigentlich das Stük Marmor die gegenwärtige Form empfing.

II.

Triest, den 3ten Aug. 1781.

Erlauben Sie mir von einem noch nicht, wie es verdient hätte, bekanten K.K. Dekret vom 30sten Jun. dieses Jahres Ihnen einen Auszug mitzuteilen: „womit angeordnet wird, durch ein geschriebenes Circulare allen geist- und weltlichen Obrigkeiten zu bedeuten, daß das ganze Religionspatent, wo irgend eines eingeführt war, von nun an aufgehoben, alles darin enthaltene eingestelt, und in keinem Stük, ausser daß die Protestanten kein öffentliches Religionsexercitium haben, ein Unterschied zwischen diesen und den Katholischen gemacht werden solle. Die mutwilligen Aufhezer oder herumirrenden Verführer seien hingegen nach den algemeinen politischen Gesezen einzuziehen und zu bestrafen.„...

III.

III.

Mansfeld, den 17ten Sept. 1781.

Mansfeld, wo ich seit einigen Wochen mich habe aufhalten lassen, ist ein Städtchen von etwa 200 Häusern, zwischen Bergen versenkt, schlecht gebaut, aber durch den beständigen Zug von Luft, den die Berge verursachen, sehr gesund. An der mittäglichen Seite ist es mit Waldung umgeben, an den andern Seiten gewähren, von den Spizen der Berge herab, reizende Thäler dem Auge den schönsten Anblik. Gegen Morgen, hart über der Stadt, sieht man das alte Schloß Mansfeld, das Stamhaus von manchem Helden des Alterthums. Der mittlere Theil steht noch, und trozt Sturm und Wetter mit seinen Felsenmauern. Der vormalige fürstl. Mansfeldische Oberforstmeister von Trebra bewont ihn. Dieser würdige Greis hat so viel für Mansfeld gethan, als der Domdechant von Spiegel für Halberstadt, und noch hat keine Muse seinen Namen genant. Er hat den halben ziemlich hohen Schloßberg mit allen Holzarten, die deutscher Boden tragen kan, besezt, Ulmen und Buchen in gewölbte Gänge und Lauben gezogen, und alles angewendet, um den sonst öden Berg zum Vergnügen der Stadt auszuschmükken. Spuren der Kunst hab ich auf dem Schloß eben nicht gefunden. Doch ist mir ein Gemäld in der Kirche und die Ueberschrift des gewesenen Weinkellers der Grafen aufgefallen. Sie ist in Sandstein über einer Gruppe von Trinkern, die einige Folgen der Trunkenheit sehr klar darstellen, gehauen, und steht folgendergestalt klar und buchstäblich da: Quit est babsi. Die Erklärung wil ich Ihnen überlassen. Das Gemäld ist in der Kirche über dem Altar, von Lukas Kranach gemalt, und stelt die Geschichte Christus

von

von der Kreuzigung an bis zur Himmelfahrt vor. Es hat viele Fehler, wie alle Arbeiten dieses Malers, aber auch viele auffallende Schönheiten, weswegen es der Bekantmachung sehr würdig ist. Das Hinsterben auf den Gesichtern Christus und der Schächer ist meisterhaft, und die Todtenfarbe auf den Nägeln und an den Füssen der Sterbenden ganz Natur. Die Thränen in den Augen einiger Herumstehenden sind gleichfals so natürlich, daß man ihr Herunterfallen fürchtet. Ich müßte Kenner oder Maler sein, wenn ich die Beschreibung weiter fortsezen wolte, doch kan ich nicht umhin, Ihnen etwas von der besondern Vorstellung der Hölle zu sagen. Der Maler stelt sie, wie die Dichter, als eine tiefe Höle vor, legt ihren engen Eingang aber mit Brettern zu, unter welcher alte Weiber mit Eulenköpfen und Männer mit Auswüchsen drängender Kräfte, wie Voß sagt, bewafnet mit Mistgabeln und Beilen, die Augen offen, auf den Tod desjenigen, der die Dekke der Hölle zu zerbrechen wagt, wachen.

Gedrukt, in Jfens Buchdrukkerei zu Weissenfels.

Deutsches Museum.

Zwölftes Stük. Dezember 1781.

1.

Schreiben an den Herausgeber.

Meldorf, den 3ten Sept. 1781.

— — Sie verlangten vor einiger Zeit meine Meinung über Herrn Irwins Reisebeschreibung, und ich konte sie Ihnen damals nicht geben, weil ich das Werk noch nicht erhalten hatte. Jezt habe ich es gelesen, und ich muß bekennen, daß ich es mit Vergnügen gelesen habe. Es verdient immer unsere Aufmerksamkeit, wenn Reisende solche Wege genommen haben, die vorher noch nicht von Europäern besucht worden sind. Wenn überdies die Handlung dadurch gewinnen kan, so wird die Reisebeschreibung noch merkwürdiger, und das ist hier der Fal; denn Herr Irwin macht uns wieder mit einem Wege durch Oberegypten bekant, über welchen in den ältern Zeiten ein starker Handel nach dem glüklichen Arabien und Indien getrieben ward, der aber seitdem ganz in Vergessenheit gerathen ist. Daß der Hafen Kossir noch jezt von egyptischen und arabischen Kaufleuten besucht wird, das haben wir zwar gewußt. Selbst in dem ersten Bande meiner Reisebeschreibung ist gesagt worden, daß die Einwoner von Oberegypten über diesen Hafen ihre Kaffeebonen erhalten, ingleichen, daß viel Korn aus Egypten über Kossir nach Janbo und Dsjidda ausgesandt werde. Allein vor Herrn J. hat noch kein Europäer den Weg von Kossir nach dem Nil, und von da weiter nach Nieder-

egypten beschrieben; wir haben daher auch nicht gewußt, ob derselbe für Europäer reisebar wäre, oder nicht?

Es würde mir sehr angenehm gewesen sein, wenn Herr J. uns eine umständliche Nachricht von der Handlung seiner Nazion nach dem arabischen Meerbusen, und besonders von ihrer Handlung über Sues nach Kahira gegeben hätte. Da leztere noch so neu ist, so hätte er ihre Geschichte mit geringer Mühe erfahren können. Aber darum scheint er sich gar nicht bekümmert zu haben; er erzält nur das, was ihm täglich begegnet ist. Die Araber beschreibt er so, wie man es von einem Engländer, der aus Indien zurükkömt, ohne die Sprache und Sitten der Araber zu kennen, erwarten kan. In Indien sind die Nabobs, ja der Mogol ist von den engländischen Kaufleuten abhängig, und es steht bei ihnen, ob die dasigen Prinzen auf dem Thron bleiben, oder davon vertrieben werden sollen. Wie geringschäzig diese Kaufleute die Araber ansehen, davon erzält selbst Herr Irwin S. 14. ein Beispiel. Zu Mochha nemlich lokte einer ihrer Schiffer einen von ihm weggelaufenen Sklaven, der ein Mohammedaner geworden, und also nunmehr als ein Araber anzusehen war, in sein Haus, und ließ ihn derbe abprügeln. Der Pöbel plünderte darauf sein Haus; allein der Schiffer zeigte diese Privatbeleidigung, worzu er selbst Gelegenheit gegeben hatte, der Regierung zu Bombay an, und diese sandte in dem folgenden Jahre, im Namen der ostindischen Kompagnie, 2 Kriegsschalupen nach Mochha, um von der Regierung daselbst eine Vergütung von 4000 Thaler zu verlangen, die auch gleich bezalt werden mußten. Dies alles muß ja den Stolz eines Engländers erheben. Stellen Sie sich nun auch die Lebensart dieser Herren in Indien vor. Ueberal, wo die Europäer die Oberhand haben, begegnet der sanftmütige Indier selbigen mit der größten Ehrerbietung. Hier reisen die Engländer auf bequemen europäischen Schiffen, wo alles in Ueberfluß ist; und zu

Lan=

Lande reisen sie in Palanquinen, d. i. in kleinen Ruhebetten, in welchen sie bei schönem Wetter gegen die Sonnenhize, und in der Regenzeit gegen die schlimme Witterung gesichert sind. Vier Indier, die, nachdem der Weg lang ist, wol von 8 andern abgelöset werden, tragen den reisenden Engländer: und Lebensmittel, die ein Europäer verlangt, aber nicht bei den Indiern findet, werden von Menschen oder Thieren nachgetragen. Unter den zwar armen und unterdrükten, aber arbeitsamen Indiern, die fast gar keine Kleidung, und zu ihrem notdürftigen Unterhalt nur Reis und Wasser verlangen, reiset man auch überal sicher. Stellen Sie sich also vor, wie einem Engländer, der unter solchen Leuten zu leben gewohnt ist, zu Mute sein müsse, wenn der nun auf einmal unter die freien und kriegerischen Araber versezt wird? wenn er in einem kleinen Boot ohne Verdek, wenn er auf Kameelen reisen sol? wenn er ohne Lebensgefahr sogar gegen einen Räuber nicht einmal seinen Stok und noch viel weniger sein prächtiges europäisches Feuergewehr brauchen darf? Versteht der Reisende überdies nichts von der Sprache der Araber, und ist daher immer mistrauisch, so muß er ja die Nazion ganz anders beurteilen, als ich gethan habe, und das werden Sie auch finden, wenn Sie des Herrn Irwins Reisebeschreibung mit der meinigen vergleichen wollen. Er hat freilich sehr viel ausgestanden; allein daß er wirklich Ursache habe, sich so sehr über die Araber zu beschweren, als er gethan hat, davon hat seine Reisebeschreibung mich noch nicht überzeugt. Urteilen Sie selbst.

Das Schif, welches unsern Reisenden nach dem arabischen Meerbusen brachte, hatte zu Mochha angelegt, und wolte bis nach Sues hinaufsegeln, konte aber, weil die Jahrszeit etwas spät, nemlich die nördlichen Winde schon eingetreten waren, nicht weiter kommen, als bis nach Janbo, wo der Schifskapitain sich entschloß einzulaufen, und einen Lootsen zu verlangen. In meiner Be-

schreibung dieser Gegend werden Sie gefunden haben, daß die engländischen Schiffe zu meiner Zeit den Meerbusen noch nicht weiter hinaufkamen, als bis Dsjidda, wo sie einen ansehnlichen Zol bezalen mußten, den der dasige Pascha und der Scherif zu Mekke mit einander theilten. Diese verloren also dadurch, daß die Schiffe Dsjidda vorbeisegelten, erstaunliche Summen, wobei sie, nach dem 2ten Bande meiner Reisebeschreibung S. 11. auch gar nicht gleichgültig waren. Janbo gehört zu dem Gebiete des Scherifs. Der dasige Gouverneur hatte keine Schiffe, womit er die Engländer hätte zwingen können, nach der Zolstäte Dsjidda zurük zu gehen: er brauchte daher eine List, die ich ihm nicht so übel auslegen kan, als Herr Irwin es thut. Er ließ die Engländer einladen, an Land zu kommen, er erzeigte ihnen bei der Audienz auch viele Höflichkeit; allein nun wolte er sie nicht wieder an Bord gehen lassen, bis das Schif in den Hafen bis an die Stadt heraufgebracht war, und er wegen dieses unvermuteten Vorfals (denn es hatte noch kein europäisches Schif zu Janbo angelegt,) Verhaltungsbefehle von Mekke und Dsjidda erhalten hätte. Darüber lärmten nun die Engländer entsezlich, aber umsonst. Sie mußten sich bequemen, das Schif bis an die Stadt heraufbringen zu lassen, und ihre Kanonen und Flinten an Land senden; erst darauf ward dem Schifskapitain und den übrigen, die an Land gegangen waren, erlaubt, wieder an Bord zu gehen, um den erwehnten Befehl zu erwarten. Dieser ward endlich von einem vornehmen Zolbedienten aus Dsjidda überbracht, und lautete dahin: daß wenn die Engländer zu Janbo die gewönlichen Abgaben bezalten, es ihnen nachher freistehen solte, zu reisen, wohin sie wolten; sonst aber solte das Schif nach Dsjidda gebracht, und der Zol daselbst berichtigt werden. Solte man wol in England einen Schiffer, der eine Zolstäte vorbeigesegelt ist, gelinder behandeln?

Kurz

Kurz vor der Ankunft des Zolbedienten von Dsjidda machten die Engländer, welche nach Europa wolten, dem Gouverneur zu Janbo ein kostbares Geschenk, worunter sich auch ein Ring mit Diamanten befand, um die Erlaubniß zu erhalten, das Schif verlassen, und ihre Reise nach Sues in einem Boot fortsezen zu dürfen, welches aber der Gouverneur nicht ohne Befehl von seinen Obern erlauben konte. In der Ordre, die der Zolbediente mit brachte, ward ausdrüklich befolen: daß, wenn die Passagiere nicht mit nach Dsjidda zurük wolten, er sie ihre Reise fortsezen lassen solte. Das Geschenk war also rein weggeworfen, und die Reisende hatten dadurch schon verrathen, daß sie mehr waren als Kouriere, die Briefe von Indien nach Europa bringen solten. Nun ward ein kleines Fahrzeug gesucht; und wenn die arabischen Schiffer versicherten, daß sie bei dieser Jahrszeit den schmalen Meerbusen von Ras Mohammed nach Sues nicht hinaufkommen konten, sich aber erboten, die Reisende nach Kossir zu bringen, so hielt man dies alles für Verrätherei. Endlich erbot sich einer, sie für 700 Thaler nach Sues zu bringen. Vielleicht um von den Leuten, die nunmehr als sehr reich angesehen wurden, Geld zu schneiden, aber vielleicht auch nur, um sie durch die grosse Foderung von ihrer Reise abzuschrekken. Allein die Engländer boten gleich 650 Thaler zu bezalen, und die wurden angenommen. Nun gingen sie am Bord dieses kleinen Fahrzeuges, wie es scheint, ohne daß einmal die Sachen, welche sie von dem Schiffe mitnahmen, von den Zolbedienten durchgesehen wurden. Der arabische Schiffer aber brachte unsere Engländer nach einer, wegen der beständigen nördlichen Winde, sehr langwierigen Reise, doch nicht nach Sues, sondern nach Kossir. Dies war freilich ein abscheulicher Betrug. Allein wenn der arabische Schiffer wußte, daß es in dieser Jahrszeit unmöglich war, in dem zum Theil mit steilen Klippen umgebenen Meerbusen von Ras Mohammed bis nach Sues hin-

auf zu kommen, (an der flachen arabischen Küste hatten sie viele Korallenbänke gehabt, hinter welchen sie wegsegelten) und dagegen den Weg von Kossir über Ginna nach Kahira für sicher hielt, so ist er doch noch nicht sehr zu tadeln. Nach meiner Kentniß von dieser Gegend würde ich mich zu Akaba oder Tor haben an Land sezen lassen denn die Hafen hätten sie erreichen können. Aber die Wege von da nach Kahira sind beschwerlich, und für Leute, die so viel Geld bei sich haben, als die Engländer hatten, äusserst gefährlich. Jezt halte ich den Weg von Kossir über Ginna nach Kahira den ich durch Herrn Irwin habe kennen lernen, für sicherer und wenn die egyptischen Beys nicht just auf dem Nil Krieg geführt hätten, so würden die Engländer ihn auch viel bequemer und angenehmer gefunden haben. Kurz, ich halte dafür, daß die Araber zu Janbo als redliche Leute, und nicht als Betrüger gegen die Engländer handelten, wenn sie ihnen riethen, über Oberegypten zu gehen.

Zu Kossir regierte in der Stadt und in der ganzen umliegenden Gegend ein arabischer Schech, und in dem verfallenen Kastel war ein türkischer Offizier. Beide machten ihre Aufwartung sehr fleissig bei unsern Reisenden; doch lezterer seltener, als er merkte, daß man mehr Zutrauen zu dem Araber zeigte. An diesem Orte waren auch andere Reisende. In änlichen Fällen habe ich mir immer Mühe gegeben, unter meinen künftigen Reisegefährten selbst Bekante und Freunde zu suchen. Unsere Reisende scheinen zufrieden gewesen zu sein, wenn Leute sie besuchten. Man kan leicht denken, daß die nicht allezeit als Freunde kamen, sondern vornemlich nur, um zu sehen: und ihre silberne Löffel, ihre silberne Becher, ihr prächtiges Gewehr, ihre Diamantringe u. d. gl. blieben auch nicht unbemerkt. Keiner von den Engländern und ihren Bedienten verstand arabisch, ausser einem mohammedanischen Indier, den sie von ihrem Schiffe mitgenommen hatten.

Von

Von Kossir nahmen sie einen arabischen Bedienten mit. Beide waren grundehrliche Leute; der Araber nahm sich nachher einmal seiner Herren gegen seine Landsleute so eifrig an, daß er darüber in Lebensgefahr gerieth. Allein es scheint, daß die Engländer sich dieser zwar einfältigen aber redlichen Leute nicht recht zu bedienen gewußt haben. Sie reiseten von Kossir mit einer Karwane nach Ginna ab, sie litten Mangel an Wasser, und geriethen auf dieser ihrer ersten Landreise in eine so gefährliche Lage, als ich mich auf meiner ganzen Reise nicht gefunden habe. Anstatt nach Ginna, brachte man sie erst nach Banut, darauf nach Ginna, und zwar in das Haus des Bruders eines ihrer verrätherischen Reisegefährten, wo ihnen theils durch gute Worte, theils durch List, ja durch Gewalt so viele Sachen abgenommen wurden, daß sie zulezt gern alles weggeben wolten, wenn sie nur hätten weiter reisen, und blos ihr baares Geld mitnehmen können, welches, nach dem, was Herr Irwin aufrechnet, über 6000 Rthlr. betrug, und niemals entdekt ward, wie oft auch ihr tirannischer Wirt und sein Bruder ihre Sachen durchsuchten. Die Schurken erzälten den Engländern so viel Böses von den Einwonern dieser Stadt, und hielten sie eben so eingeschlossen, wie der arabische Mäkler den holländischen Schiffer zu Mochha, dessen S. 362. des ersten Theils meiner Reisebeschreibung erwähnt worden. Ich habe daselbst bemerkt, daß eben dieser Mensch zu Mochha auch mich und meine Reisegefährten gern eingeschlossen halten wolte, es glükte ihm aber nicht, weil wir bereits verstanden mit Arabern umzugehen.

Die Lage der Engländer zu Ginna war äusserst gefährlich, als sie auf einmal in Freiheit gesezt wurden. Der Hakim, d. i. der Befehlshaber dieser Stadt nemlich, an den sie sich noch gar nicht gewendet hatten, kam selbst zu ihnen, führte sie aus dem Hause ihres diebischen Wirts weg, und in sein eigen Haus. Nun wolten sie

gleich den Nil hinunter reisen, ohngeachtet man ihnen vorstelte, daß es auf diesem Flusse, wo einige neulich aus Kahira vertriebene Beys herumschwärmten, ganz unsicher wäre. Man wolte sie nur noch einige Tage bis zu der Ankunft des grossen Schechs aufhalten, und auch darüber waren die Engländer sehr misvergnügt. Endlich kam dieser Herr an, der seine Reise, der Engländer wegen, noch beschleunigt hatte. Aus eigenem Triebe stelte er gleich wegen der ihnen in Ginna erwiesenen Ungerechtigkeiten die schärfsten Untersuchungen an; und so ward Herr Irwin von der Rechtschaffenheit und der Tugend dieses arabischen Schechs auf einmal so sehr eingenommen, daß es scheint, er erhebe ihn über alle europäische Fürsten. Der Schech ward von nun an gleichsam der Vormund der Engländer. Weil die Reise auf dem Nil ganz unsicher war, so verschafte er ihnen einen Kameeltreiber, der sie durch die Wüste nach Kahira bringen mußte, und alles ging vortreflich, obgleich die Engländer zwischen durch noch immer unzufrieden waren, wenn z. B. der Kameelherr nicht gleich aufbrechen wolte, wann sie es verlangten; wenn er zu der weiten und beschwerlichen Reise über hohe Gebirge mehrere Kameele brauchen wolte, als sie für ihre Sachen nötig zu haben glaubten u. d. gl. Noch in Oberegypten bekam Herr I. auch bessere Gedanken von dem Gouverneur zu Janbo, den er bis dahin immer für einen Betrüger gehalten hatte. Er erhielt nemlich Nachricht, daß einer seiner Reisegefährten, der etwas im Kopfe verrükt, und deswegen von dem Boot nach Dsjidda zurükgesandt war, zu Janbo ein Muhammedaner hätte werden wollen; der Gouverneur aber hätte ihn nicht angenommen, sondern wieder zu den Engländern nach Dsjidda gesandt. Er ward zulezt noch gar mit den Beduinen, d. i. den herumstreifenden Arabern, ausgesöhnt; mit Leuten, welche selbst unsere Gelehrte, ohne jemals von ihnen beleidigt worden zu sein, fast nicht nennen, ohne die Worte: räuberisch, die-

bisch

bisch u. d. gl. hinzuzusezen. Eine Partei dieser Araber, deren Anführer den Kameelherrn kante, der die Engländer nach Kahira bringen solte, begleitete unsere Reisende bis nahe vor die Stadt; sie zeigten ihnen den kürzesten und bequemsten Weg, wenn ihr eigener Führer irre gegangen sein würde; sie versorgten unsere Reisende mit Lebensmitteln, als diese anfingen Mangel daran zu leiden; und nahe vor Kahira lenkten sie ab, ohne Abschied zu nehmen, um den Europäern die Beschämung zu ersparen, daß sie ihnen für die wichtigen Dienste, die sie ihnen geleistet hätten, kein Geschenk geben konten. Denn da unsere Reisende ihren Schaz an Gelde zu Ginna noch verborgen gehalten hatten, so wurden sie nun als Leute angesehen, die keine kostbare Sachen mehr bei sich führten.— Kurz, Herr Irwin hat in der geringen Zeit, die er unter den Arabern zugebracht, nicht nur nicht mehrere Mishandlungen, sondern auch mehr Beweise der Grosmut von ihnen erfaren, als ich auf meiner ganzen Reise. Seine Reisebeschreibung wird gewiß auch mehr gelesen werden, als die meinige; denn jene hat das, was dieser fehlt. Man hat mir oft vorgeworfen, ich erzälte keine Abentheuer. Hier findet man Abentheuer die Menge, und nicht nur die, welche den Reisenden wirklich begegneten, sondern auch solche, wovon der Verfasser erwartete, daß sie ihm begegnen würden.

Herr Irwin hat seiner Reisebeschreibung verschiedene Prospekte, einen Grundriß von dem Hafen zu Janbo, und drei Reisekarten beigefügt. Die eine der leztern ist eine Karte von dem nördlichen Theil des arabischen Meerbusens. Herr J. hat selbige von seinen Landsleuten in Indien erhalten, oder sie vielleicht auf dem Schiffe kopiirt, mit welchem er bis Janbo ging. Den eigentlichen Verfasser derselben scheint er nicht gekant, sich auch nicht um den bekümmert zu haben. Wollen Sie ihn kennen lernen, so vergleichen Sie nur diese Karte mit

meiner Karte vom arabischen Meerbusen, die bei der Beschreibung von Arabien abgedrukt ist, und Sie werden finden, daß es eben die Karte ist, welche ich auf der Reise von Sues nach Dsjidda entwarf. Die Geschichte derselben können Sie in dem 2ten Bande meiner Reisebeschreibung S. 10. lesen. Weil die Engländer diesen Meerbusen niemals höher hinauf, als bis nach Dsjidda gekommen waren, aber schon längstens wünschten, bis nach Sues gehen zu können, so fanden sie meine Karte von diesem Theil des Meerbusens sehr wichtig, und ich trug kein Bedenken, einem Kaufmann, Namens Francis Scott, eine Abschrift von dem ersten Entwurf, der nach einem grossen Maasstabe gezeichnet war, zuzustellen. Mr. Scott sandte selbige an den Gouverneur von Bengalen: und weil die Engländer nun bekommen hatten, was ihnen fehlte, um völlig bis nach Sues hinauf zu segeln, so dauerte es auch nicht lange, daß sie Kaufmannsschiffe dahin sandten. Sie haben sich dieses Weges auch schon bedient, um wichtige Neuigkeiten nach Europa zu berichten; und daß Pondichery das leztemal so bald verloren ging, war blos eine Folge davon, daß die Engländer in Indien durch diesen Weg ein paar Monate eher Nachricht von dem Ausbruch des Krieges erhielten, als die Franzosen. S. 101. hat der Verfasser das Urteil eines arabischen Schiffers über diese Karte angeführt, das für mich, als den eigentlichen Verfasser derselben, wichtig ist; denn es ist das Urteil eines Mannes, der diese Küste genau kante. Also besser als alle unsere Herren Kritiker. Ohne zu wissen, wie eine Seekarte entworfen werden kan, sahe der Araber es ganz richtig ein, daß die engländischen Schiffer, welche seit einigen Jahren nach Sues gesegelt, aber immer so viel möglich, mitten auf dem Meerbusen geblieben waren, diese Küste mit den davor liegenden Inseln und Korallenklippen nicht haben entwerfen können. Nicht einmal Herr J. scheint darüber so viel nachgedacht zu haben. Dieser verspricht zwar, daß er

sie

sie verbessern wolle. Ich zweifle indeß, daß sie durch ihn so viel verbessert, als sie durch das öftere Kopiren bereits verschlimmert worden ist. Denn da er nicht einmal einen Kompas am Bord hatte, so konte er auch nicht die Fehler entdekken, die ich etwa bei Entwerfung der Küste gemacht haben kan. Und dies hätte ich besonders in der Gegend zwischen Hassani und Ras Mohammed gewünscht, wo ich die arabische Küste nicht selbst gesehen, sondern sie nur nach dem Berichte der arabischen Lootsen entworfen habe. Den Meerbusen von Akaba glaubte er viel breiter gefunden zu haben, und er hat ihn auch breiter gezeichnet. Allein er fand bald darauf, daß die Araber, welche ihn nach Sues bringen solten, aber nach Kossir bringen wolten, ihn in dieser Gegend ganz irre gemacht hatten. Ich bin daher noch immer der Meinung, daß er so schmal sei, als ich ihn gezeichnet habe. Daß das Kastel Moilah und die Insel Barkan nördlicher gesezt worden sind, als man sie (nach dem Berichte der Lootsen) auf meiner Karte findet, ist eine Verbesserung. Herr Irwin hat dagegen zwischen Janbo und Istabel Antar eine grosse Stadt Molilah gesezt, wo nicht einmal ein Dorf anzutreffen ist. In dieser Gegend habe ich selbst die Küste gesehen, und Melilah ist der Name einer unbewonten Gegend.

Die zweite Reisekarte enthält den Lauf des Nils von Banut bis Kahira, und ist vielleicht aus Nordens Reisebeschreibung genommen, die ich nicht bei der Hand habe. Auf dieser ist zugleich die Landreise angedeutet, welche Herr J. gemacht hat. Aber, wie es scheint, ohne Kompas: und überdies findet man hier nicht den Namen eines einzigen Berges. Die Erdbeschreibung wird also dadurch nicht viel mehr gewinnen, als daß wir nun wissen, wie weit der Hafen Kossir vom Nil entfernt ist. Die Karte von Delta ist blos eine Kopie von der zehnten Tabelle zu dem ersten Bande meiner Reisebeschreibung.

Herr

Herr Irwin hat auch hin und wieder etwas angeführt, wovon wir schon längst besser unterrichtet sind. S. 69. sagt er z. B. „Der Scherif von Mekke ist in den mehresten Fällen was der Pabst in den frühern Zeiten des Christenthums war. Er ist unumschränkter Bischof der mohammedanischen Kirche, und sowol ein weltlicher als geistlicher Fürst u. s. f. „ Dergleichen kan man einem Manne nicht übel nehmen, der nicht selbst mit den Landeseinwonern reden konte. Viele unserer Gelehrten werden unterdeß solche Fehler weiter ausbreiten; denn wie viele Sachen sind nicht schon von ältern Reisenden ganz richtig bemerkt worden, die man deswegen, weil neuere Reisende sie anders erzält, in Zweifel gezogen, oder gar verworfen hat. Was der Verfasser als Augenzeuge schreibt, darin kan man ihm trauen; er hat auch viele artige Bemerkungen gemacht, und er erzält gut.

Sie werden vielleicht fragen: ob denn die Europäer dadurch, daß wir den Weg über Kossir gleichsam wieder gefunden, wirklich viel gewonnen haben? Freilich haben die europäischen Nazionen, welche Besizungen in Indien haben, und jezt vorzüglich die Engländer, dadurch sehr viel gewonnen. Die Bedienten der engländischen ostindischen Kompagnie (die Kompagnie selbst hat daran keinen Anteil) senden seit 7 bis 8 Jahren Schiffe von Bombay, Madras und Bengalen gerade bis nach Sues, und haben also von da nur einen Landtransport von 3 Tagereisen, um ihre Waaren nach Kahira zu bringen. Hier können sie ihre indischen Waaren wolfeiler verkaufen, als die mohammedanischen Kaufleute, die dergleichen von Mekke, oder vielmehr von Dsjidda zu Lande nach Egypten und Syrien holen. Es kan ihnen daher an einem geschwinden Absaz nicht fehlen, da sie dann mit dem baaren Gelde bald wieder nach Indien zurükgehen können. Der Weg über den arabischen Meerbusen ist besonders für die Engländer sehr vorteilhaft, welche mit ihren in Indien er=

erworbenen Reichtümern nach Europa zurükgehen wollen. Weil sie solche nicht wol mit den Schiffen der Kompagnie nach England senden können, so schikten sie vorher ihr baares Geld über Batavia und auch wol über Tranquebar nach Europa. Dies geschah nicht ohne Verlust. Denn da sie als Kaufleute den grössten Theil ihres Vermögens in Waaren stekken hatten, so mußten sie diese in Indien, und oft mit Schaden, verkaufen. Zu meiner Zeit kam ein Engländer mit einer ganzen Schifsladung bengalischer Waaren nach dem persischen Meerbusen; er verkaufte etwas zu Abuschähhr, etwas zu Basra, und wolte mit dem Rest durch die grosse Wüste nach Haleb reisen. Allein dieser Weg ist sehr beschwerlich und gefärlich. In der Hauptstadt Egyptens fehlt es nicht an Kaufleuten, vornemlich wenn es bekant ist, daß die Europäer in einer gewissen Jahrszeit mit indischen Waaren daselbst ankommen. Und für ihr baares Geld können die Engländer von denen zu Kahira wonhaften europäischen Kaufleuten leicht Wechsel erhalten, weil alle europäische Nazionen, die nach der Levante handeln, doch viel baares Geld nach Europa senden müssen. Aber der Hafen Sues liegt an dem äussersten Ende eines langen und schmalen Meerbusens, den die indischen Schiffe, wegen der hier herschenden nördlichen Winde, in vielen Monaten nicht hinaufkommen können, wenn der an dem breiten Theil des Meerbusens liegende Hafen Kossir noch offen ist. In einer solchen Jahrszeit also können die Engländer ihre Briefe nun auch über diesen Weg senden, welches ihnen, besonders in Kriegszeiten, von der äussersten Wichtigkeit sein kan. Solte die Regierung in Egypten einmal wieder so beständig werden, daß die Kaufleute ihre Waaren mit Sicherheit von Kossir nach Banut oder Ginna und von da den Nil hinunter nach Kahira bringen können, so wird dieser Weg noch mehr von Europäern besucht werden; ja Kossir wird, in Ansehung der Handlung zwischen Indien und Egypten, vielleicht das, was bisher

Dsjidda

Dsjidda gewesen ist. Vielleicht erhalten die Europäer noch die ganze Schiffahrt auf dem arabischen Meerbusen. Denn die Araber sind so schlechte Seeleute, und der Transport zu Lande von Mekke nach Egypten und Syrien ist so kostbar, daß die mohammedanischen Kaufleute ihre indischen Waaren und die Kaffeebonen aus Jemen immer lieber den Europäern als ihren Landsleuten anvertrauen werden. Aber bisher ist die Regierung in Egypten noch sehr unbeständig, und daher die Handlung der Europäer nach diesem Lande sehr gefärlich, wie bereits in meiner Reisebeschreibung bemerkt worden. Wir haben aus den Zeitungen gesehen, daß schon einmal eine grosse Karwane der Engländer zwischen Sues und Kahira geplündert worden ist, und die Kaufleute haben sich dadurch nicht abschrekken lassen, wieder zu kommen. Wir müssen erwarten, ob sie dergleichen durch eine genauere Bekantschaft mit der egyptischen Regierung künftig vorbeugen können, oder was sie thun werden, wenn mehrere ihrer Karwanen geplündert werden solten.

Aus dieser Reisebeschreibung des Herrn J. werden die in Indien etablirten Europäer auch lernen, daß, wenn sie wichtige Sachen über den arabischen Meerbusen nach Europa berichten wollen, es nötig sei, mit ihren Briefschaften Leute zu senden, die arabisch verstehen, und mit Arabern umzugehen wissen; und die Engländer, welche gedenken, mit ihren in Indien erworbenen Schäzen über den arabischen oder persischen Meerbusen nach Europa zu gehen, (welchen leztern Weg Ives nahm, und sich auch überal über die Araber beklagt,) werden endlich wol einmal einsehen, daß ihnen auf einer solchen Reise ein Begleiter nötig sei, der mit Arabern umzugehen weis. Der kan ihnen viele Verdrießlichkeiten und unnötige Ausgaben ersparen, und der wird dafür sorgen, daß sie unterweges nicht so Mangel leiden, wie Herr Irwin mit seinen Reisegefährten, welche auf die Reise von 26 bis 28 Meilen

vom

vom arabischen Meerbusen nach dem Nil keine andere Lebensmittel als Zwiebak und Wasser, nicht einmal Kaffee, mitnahmen.

Obgleich mein Brief schon weitläuftig genug geworden ist, und Sie nur meine Gedanken über des Herrn Irwins Reisebeschreibung verlangt haben, so glaube ich doch, es werde Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich noch einer Entdekkung erwehne, die neulich ein anderer Reisender gemacht hat. Herr Norberg, ein schwedischer Gelehrter, hat im Oktober des verwichenen Jahres der Geselschaft der Wissenschaften zu Göttingen eine Abhandlung vorgelesen, nach welcher er auf der königlichen Bibliothek zu Paris einige Gesezbücher der Sabäer entdekte, selbige abschrieb und übersezte. In der erwehnten Abhandlung hat er davon bereits eine Probe geliefert, und er verspricht, daß er noch mehr bekant machen wolle. Wir leben, Gottlob! nicht mehr in einer Zeit, in welcher Mönche alle Bücher fremder Religionsverwandten unterdrükten; da man in dieser Absicht in Europa nicht besser dachte, als Omar, der die Bibliothek zu Alexandrien verbrennen ließ. Jezt wil man gern wissen, was denn andere eigentlich glauben? Aus eigener Erfahrung weis ich es, daß ein Reisender davon aus mündlichen Nachrichten nicht viel lernen kan. Hat man auch Gelegenheit z. B. einen Sabäer kennen zu lernen, so wird der sich ja nicht gleich hinsezen wollen, um uns eine umständliche Nachricht von seiner Religion zu geben; von Glaubenslehren und Ceremonien, wovon er weis, daß sie von seinen Miteinwonern verachtet, ja, wol verdamt werden. Und wenn man sich bei Mohammedanern, Christen oder Juden nach den Grundsäzen fremder Religionsverwandten erkundigt, so wissen die entweder gar nichts davon, oder sie erzälen dem Reisenden lauter unglaubliche Dinge. Man kan also von der Religion eines Volks keine zuverlässige Nachricht erhalten, als nur aus ihren eigenen Büchern.

chern. Herr Norberg wird sich daher um die Wissenschaften allezeit sehr verdient machen, wenn er uns Bücher über die Religion der Sabäer, die von Sabäern geschrieben worden sind, mitteilt, und über ihre Sprache Untersuchungen anstelt.

Aber alle mir bekante Europäer, welche auf ihren Reisen Sabäer oder St. Johannischristen angetroffen haben, erwehnen derselben bei Basra und der umliegenden Gegend. In einer alten Samlung von Reisebeschreibungen, die zu Paris herausgekommen ist, findet man gar eine Karte von der umliegenden Gegend der Stadt Basra, auf welcher eine Menge Dörfer, wo überal Sabäer wonen, mit arabischer Schrift bemerkt sind. Herr Norberg hergegen versichert uns, auf das Zeugniß des Vikars des maronitischen Patriarchen, eines zu Haleb gebornen Maroniten, mit Namen Germanus Conti, den er zu Konstantinopel kennen lernte: daß die Sabäer sich eigentlich Galiläer nennen, vor etwa 150 Jahren von den Bethlehemiten aus Galiläa vertrieben wären, und seitdem ihren Hauptsiz zu Markab, in der Gegend von Ladakia, hätten, wo sie noch sehr zalreich wären, und von ihren eigenen Schechs regiert würden. Ich habe mich auch in Syrien sehr sorgfältig nach den daselbst wonhaften verschiedenen Religionsverwandten erkundigt, und, nach dem 2ten Bande meiner Reisebeschreibung, von Sunniten, Metaueli, Drusen, Nassairiern und Ismaeliten; von Maroniten, Griechen und Jacobiten, von Pharisäern (Talmudisten) Karaiten und Samaritanern gehört. Aber, von Haleb an bis nach Jerusalem sind die Sabäer mir niemals als Einwoner von Syrien genant worden. Markab, wo sie ihren Hauptsiz haben sollen, ist bekantermassen eine Bergfestung. Ich selbst habe diesen Ort in der Ferne oben auf einem sehr hohen Berge liegen sehen. Er kan also in der Nähe wol keinen Fluß haben; und da sonst alle Reisende bemerkt haben wollen,

daß

daß die Sabäer gern an Flüssen wohnen, um die Taufe im Flusse oft wiederholen zu können, so ist es mir auch deswegen unwahrscheinlich, daß sie daselbst ihren Hauptsiz haben; ja daß daselbst Sabäer wonen.

Solte also Herr Norberg dem Vikar des Patriarchen nicht vielleicht eine grössere Kentniß seiner Landsleute zugetraut haben, als er wirklich hatte? Man trift auch unter den Morgenländern Leute an, die, wenn sie nur merken, wie ohngefähr wir unsere Fragen beantwortet haben wollen, gleich antworten, um sich ein Ansehen zu geben, als wüßten sie alles. Ich glaube es sehr gern, daß er ein Aleppiner gewesen sei. Der Vikar eines Patriarchen sol doch mehr gelernt haben, als ein blosser Mönch, und die Maroniten zu Haleb haben Gelegenheit, mehr zu lernen, als die, welche in ihren besten Jahren auf dem Berge Libanon bleiben. Aber hieß er Germanus Conti? Niemals habe ich von einem Maroniten gehört, der einen so europäisch klingenden Namen gehabt hätte. Und solte er die Namen Sabäer und Nassairier nicht mit einander verwechselt haben? Lezteres vermuthe ich daher, weil nach seinen Nachrichten einige Bücher der Sabäer der türkischen Obrigkeit ohngefähr auf eben die Art in die Hände gekommen sein sollen, wie das Buch der Nassairer, wovon ich in dem 2ten Bande der Reisebeschreibung S. 440. folg. einen Auszug geliefert habe; und ferner, weil die Sabäer des Herrn Norberg viel Tobak bauen, und just in der Gegend wonen sollen, wo ich die Nassairier angetroffen habe. Ueberdies hat ein Maronit aus Kesroan, der den Theil Syriens von Ladakia bis Seida gewiß gut kante, mir ausdrüklich gesagt, daß zu Markab ein Schech der Nassairier wone. Ich werde also die Sabäer auf das Zeugniß des erwehnten Germanus Conti, noch nicht nach der Gegend von Ladakia versezen, sondern sie noch ferner in der Gegend von Basra und Haviza wonen lassen, wo Kämpfer und andere Reisende, ja ich

 selbst,

selbst, (Reisebeschreibung 2ter Band S. 220.) sie angetroffen habe.

Auch der zweite Sprachmeister des Herrn N. komt mir räthselhaft vor. S. 15, wo der Verfasser von der Aussprache des Buchstaben Kaph redet, sagt er: Quam notitiam duo Arabes mihi dederunt, quibus magistris in lingua eorum discenda Constantinopoli usus sum, unus laudatus noster Maronita Aleppinus, alter nomine Abd Allah Scherif Meccanus, olim in thronum Meccae favore Ali Beji sublatus, inde vero post eius mortem deiectus, et iam vagus huc et illuc errans. Hic tamen vir Dionysio Siciliae tyranno, qui imperio summotus famem Corinthi arte erudiendi repulit, comparandus &c. Nach den Nachrichten, die ich von der Regierung zu Mekke erhalten habe, (Beschreibung von Arabien S. 367 ff.) kan niemand regierender Scherif werden, als nur die, welche von dem arabischen Propheten abstammen, und von diesen behauptet die Familie Al Bunemi nun schon seit langer Zeit die Regierungsfolge daselbst. Ihr Adel ist also der angesehenste, nicht nur in Arabien, sondern in der ganzen mohammedanischen Welt. Der regierende Scherif, als ein blos weltlicher Fürst, nach dessen Posten mehrere seiner Anverwandten trachten, muß ein guter Soldat sein, so wie auch die meisten Anverwandten des Scherifs wirklich als Soldaten dienen. Die Araber in Hedsjas haben eine so grosse Ehrfurcht für diese wahren Abkömlinge ihres Propheten, daß einer dieser Scherifs sich gar in einer Schlacht mitten unter die Feinde wagen könte, ohne befürchten zu dürfen, daß man ihm vorsezlich das Leben nehmen werde. (Beschreibung von Arabien S. 11.) So wie die arabischen Schechs, sorgen auch die wahren Scherifs für ihre arme Angehörige. Ja für diese sorgt die ganze mohammedanische Welt. Von Indien nach Westen bis Marokko schiffen die Prinzen jährlich grosse Geschenke nach Mekke. (Herr Irwin erzält, der Nabob

von

von Arcot habe mit eben dem Schiffe, worauf er nach dem arabischen Meerbusen ging, 1½ Lac Rupee, d. i. über hundert tausend Thaler, dahin gesandt.) Aus dem weitläuftigen türkischen Reiche besonders gehen jährlich erstaunliche Summen dahin: und weil alle Einwoner zu Mekke, als Beschüzer der Kaba, Anteil an diesem Gelde haben, so kan man sich leicht vorstellen, daß die Nachkommen des vermeinten Propheten dabei nicht leer ausgehen. Kurz, nach meinen von dieser Familie erhaltenen Nachrichten kan es auch einem abgesezten Scherif in seinem Vaterlande nicht an dem notwendigen Unterhalt fehlen; er darf nicht fürchten, daß man ihn einsperren, oder gar das Leben nehmen werde. Und diese Scherifs sind so stolz auf ihren Adel, daß sie, obgleich den Namen nach Unterthanen des Sultans, den Sultan und alle seine Paschas als Leute von niedriger Abkunft verachten. Ich kan daher nicht leugnen, daß mir die Nachricht: ein gewesener Scherif escheraf hätte zu Konstantinopel einen Europäer in der arabischen Sprache unterrichtet, ganz unwahrscheinlich sei. Ist aber der Sprachmeister des Herrn Norberg wirklich regierender Scherif zu Mekke gewesen, so muß ich bekennen, daß man mir von dieser Familie zu grosse Gedanken gemacht, oder daß die Regierung daselbst seit meiner Zeit eine grosse Veränderung erlitten habe. Künftig Reisende werden solches entscheiden.

Niebuhr.

2.
Ueber die kaiserliche Censur.
An Joseph, Edlen von Retzer *) in Wien.

Die Vaterlandsliebe, die jedem Manne von Talent wirksame Theilnehmung an der Erziehung seiner Mitbürger zur Wahrheit und Tugend einflößt, war sicherlich die Muse, die Ihrem Herzen öffentlich den männlichen Wunsch für die Freiheit zu denken erpreßte, und Sie mit weissagender Dichterahndung begeisterte. Und in der That, theuerster Freund, wenn wir die Ursachen aufsuchen wollen, warum Wissenschaften und Künste in unserm Vaterlande noch in einem so kraftlosen Zustand sich befinden, so ist gewiß Mangel an Freiheit eine unter den vielen. Schon der Gedanke ist für den Denker niederschlagend, daß er seine Ideen, so wie er sich nach seiner Manier in Worte, Ausdrükke, Wendungen einzuhüllen gewont ist, erst einer Inquisition des Verstandes unterwerfen, von ihrem nicht selten durch Vorurteile und Leidenschaft misgeleitetem Richterspruch, den Eintritt in die Welt, die Anreihung an die Ideen und Systeme anderer Gelehrten er-

*) Dieser auch schon ausserhalb seines Vaterlandes gekante und geschäzte Gelehrte war der erste, der mit brittischer Freiheit, nicht ohne Gefahr, öffentlich die Preßfreiheit begehrte, die Joseph erst einige Monate nachher seinem Lande schenkte. S. sein Gedicht auf die verstorbene Kaiserin, Beschüzerin der Wissenschaften. D. Museum 1781. Febr. S. 180.

erflehen muß. Aber noch weit grössere Uebel machen den Schriftsteller mutlos. Wenn man gleich in Deutschland den Denker, der seine Meinung mit edler Freimütigkeit heraussagt, nicht wie einen Kezer und Juden auf gut spanisch verbrennt, nicht zu einer Wiedertaufe, zur öffentlichen Glaubensbekentniß hinschleppt, kein unduldsamer Priester von der Kanzel herunter das Volk gegen ihn aufwieglen darf: so wagt er doch durch einen solchen Schritt, die Gunst des Fürsten, sein Amt, seinen guten Ruf zu verlieren. Aberglaube und Schadenfreude arbeiten unabläßig, ihn zu stürzen, verläumden ihn als einen Störer öffentlicher Ruhe, als einen Verächter der Gottheit, und einen Feind des Staates; durch die niederträchtigsten Kunstgriffe wird nicht selten der Haß der Obern auf die Kinder fortgewälzt, und das Glük ganzer Familien zerstört. Auf diese Weise werden dem Staat die thätigsten, uneigennüzigsten und rechtschaffensten Männer entrissen. Die Schiksale seiner Vorgänger schrekken den schüchternen Denker ab: *Vestigia terrent.* Wenn bei einer solchen Einschränkung dem ungeachtet grosse Wahrheiten, die man selbst in freien Staaten nicht gern anhört, laut gelehrt wurden:

Daß selbst die Fürsten Pflichten haben,
Und Priester Unterthanen sind,

So hatten wir dies der Weisheit und Güte einer Monarchin zu verdanken, die die Machtsprüche dieses Tribunals einem aufgeklärten und für die Menschheit edel gesinnten Weisen anvertraute, der über die Verläumdung und den Neid des Pöbels aller Stände, über die Ränke der Höflinge, und die Kabalen der Klerisei unendlich erhaben war.

Auch haben wir gar nicht zu befürchten, daß Freiheit zu denken der Religion und den guten Sitten zum Nachteil gereichen werde. Das Aergste gesezt! daß es

einem Menschen einfiele, laut zu predigen, was er in seinem Herzen vielleicht wünscht: es ist kein Gott; lassen Sie unter uns das System der Natur*) erscheinen; glauben Sie wol, daß ein so algemeines Verderben daraus entspringen würde, als gewisse Leute uns bereden wollen, die, um ungestört ihr Leben in sultanischer Behaglichkeit verschlummern zu können, so gern den Geist der Untersuchung aus der Welt verbannen möchten? Ein solches Gewebe metaphysischer Trugschlüsse und Spizfindigkeiten solte für die Fassungskraft des gemeinen Haufen sein? Man müßte, um dieses zu behaupten, nicht wissen, daß nichts seltener unter den Menschen gefunden wird, als diese Fertigkeit, auf abstrakten Begriffen fort zu klettern, die doch bei der Lektüre solcher Schriften notwendig vorausgesezet werden muß. Geübte Denker werden selbst das Buch widerlegen; für ungeübtere, die bei der beständigen Ebbe und Flut menschlicher Meinungen in ängstliche Zweifel gerathen, werden Hollande und Kastillone erscheinen, um sie Hand in Hand durch das Labirinth philosophischer Spekulationen zu leiten. Ueberdies haben Anfälle auf grosse und für das Wohl der Menschheit interessante Wahrheiten den Nuzen, daß diese wichtige Lehren die Aufmerksamkeit der Menschen von neuem erregen, und dadurch einen wirksamen Einfluß in das praktische Leben erhalten.

Was nun die Sitten betrift, so können wir volkommen beruhiget sein, daß Freiheit im Denken Zügellosigkeit der Sitten nicht begünstige. Wenn auch die Weichlichkeit**) selbst öffentlich unserer Jugend, wie einst dem

*) Dieses Buch, das öffentlich den Atheismus lehrt, ist in Frankreich geschrieben, mit offenen Armen aufgenommen, und in dem freidenkenden England mit Verachtung angesehen worden.

**) Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, Buch 2.

dem Herkules, erschiene, und mit ihrer Sirenenstimme die Sinnen und das Herz unbefangener Jünglinge zu bezaubern suchte; wie werden nicht diese Täuschungen verschwinden, sobald die himlische Tugend ruft, und das traurige Schiksal derer, die im Dienste der Weichlichkeit ihren Leichtsinn büssen, so wahr, so lebhaft darstelt: „Schwäche des Körpers ist das Loos ihrer Jugend; Stumpfheit der Seele bezeichnet ihr Alter. In sorgenfreier Heiterkeit schwinden die Tage ihrer Jugend dahin; aber frühe zieht das Ungemach des herannahenden Alters Furchen auf der glatten Stirne des Jünglings. Ihnen versüßt die Rükerinnerung keiner edlen That die Bitterkeit späterer Jahre, und die ungeübten Schultern werfen unwillig die Last ab, die sie zu tragen ungewont sind. Geizig nach Vergnügen haben sie zu früh den von der Natur jedem Wesen bestimten Anteil an sich gerissen, und izt bleibt ihrem Alter nur der unberührte Hefen der Widerwärtigkeiten. Ich wandle unter den Göttern; das Herz des Tugendhaften ist mein Wohnplaz. Keine That zur Ehre der Gottheit, keine zum Wohl der Welt geschieht ohne meinen Beistand; mit Wohlgefallen lächelt die Gottheit auf mich herab; willig beugt der Edle seine Knie vor meinen Altären. Wohlthätig trokne ich den Schweiß von der Stirne des dem Wohl seiner Familie sich opfernden Bürgers; unverschlossen sind die Schäze des Reichen sicher unter meiner Verwahrung, und mildthätig erleichtere ich dem unglüklichen Knecht die Fesseln, die ein unerbittliches Verhängniß ihm anlegt. Mit ausdauernder Standhaftigkeit und hohem Mute wafne ich den Helden am Tage der Schlacht; aber meinem Befehle weicht das blutbeflekte Schwert, und mit brüderlichen Händen bieten sich erzürnte Krieger den Zweig des Friedens; doch nur das dem Gefühl der Freundschaft offene Herz ist ganz mir geweiht. „

„Auch meine Verehrer geniessen die schuldlosen Vergnügungen des Daseins, aber Arbeit würzt ihr ungekünsteltes Mahl, und das Bedürfniß ist ihnen der Maaßstab des Genusses. Süsser ist ihr Schlummer nach den ernsten Geschäften des Tages; aber nie entreissen sie sich unwillig seinen Armen, wenn Fleiß zur Wachsamkeit ruft; nie wird seine sanfte Zauberkraft sie in Vergessenheit der Pflichten gegen Welt und den Staat wiegen. Unermüdet strebt der Jüngling nach dem aufmunternden Lobe des Alters, und süß ist dem Greis der laute Beifal der Jugend; mit lebhaften Farben malen sich seinem ungeschwächten Gedächtniß die edlen Thaten seiner Vorzeit, und Wollust wird ihm das gegenwärtige Geschäft; denn meinen Verehrer lohnt Wohlgefallen der Gottheit, und Liebe der Freunde; das Vaterland sezt ihm Monumente. Und erscheint endlich der Tag, den das Verhängniß jedem droht, so dekt kein unrühmlicher Leichenstein die kalten Gebeine; Vergessenheit fürchten sie nicht; unsterblich lebt der ehrwürdige Name im Munde der dankbaren Nachwelt. Darnach, o Herkules, schlägt der Busen meiner Anbeter empor; dies stärkt sie im keuchenden Laufe nach dem weit gestekten Ziele.„

Diese warnende Lehren, welche bei einer freidenkenden Nazion allezeit in den Schriften der Edlen herschen werden, sind wider die Ausbreitung epikurischer Grundsäze das sicherste Gegengift.

Und nun, theuerster Freund, lassen Sie uns mit einem flüchtigen Blik das neue Feld, welches seit der Epoke der erweiterten Censur eröfnet worden, übersehen! Schon erwartet der Ausländer reife Früchte, wo nur noch Blüte möglich ist; schon sucht der hönische Feind der Freiheit den Nuzen zu verkleinern, den dies Geschenk des Monarchen verbreiten solte, weil noch bis jezt kein Werk, das der Stempel des Genies und männlicher Denkart auszeichnet, es gerechtfertiget hat. Lassen Sie

uns aufrichtig sein; alles was wir aufweisen können, sind ein zalloses Heer von Gelegenheitsschriften, Brochüren gegen Brochüren, nur wenige, nur wenige aus der Fülle des Herzens überströmende Gedichte und Reden, hier und dort Aufloderung patriotischer Wünsche, und Wetterleuchten eines freiheitfühlenden Verstandes. Aber sie werden erscheinen, die Werke der Männer, die würdig des Geschenks der Freiheit waren. Die Natur schikt die Insekten vor der Ernte; wir müssen Mükkenstiche dulden, wenn wir Sommer haben wollen. Selbst in den glüklichen Inseln der Freiheit überwiegt die Anzal der Schriften, die Parteigeist und andre unredliche Absichten ausbrüten, die Werke der Edlen; aber nur die lezten kommen auf die Nachwelt, und verbreiten den Ruhm der Nazion in das Ausland; dies wird, dies muß auch der Gang unserer Litteratur sein. Lassen Sie uns also, edler Freund, unsere Kräfte vereinigen, die Absichten des Monarchen zu erfüllen, dessen der Wahrheit allein offene Seele die Vorrechte der Menschheit, und unter ihnen das schönste, die Freiheit, schäzt; der am richtigsten fühlt, wie schwer einem grossen Geiste Unterdrükkung fällt, weil sein eigener Geist der Maaßstab alles Grossen ist. Könten doch unsere schwachen Bemühungen Aufmunterung für unsere Mitbürger sein, einen edlen Gebrauch von dieser Freiheit zu machen! und Fluch treffe den, der sie misbraucht.

Eyerel.

3.

Schluß des Beitrags zur Geschichte der deutschen Schaubühne.

(Siehe im vorigen Stük S. 428.)

Jezt komme ich ans italienische Theater, wo ich kürzer sein muß, weil ich von Musik nichts verstehe. Bekantlich rührt der Name dieser Truppe daher, weil sie bei ihrer Entstehung in der lezten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus Italienern bestand, die Anfangs nur extemporirte Stükke gaben, wo halb wälsch, halb französisch gesprochen wurde, und wo immer die nämlichen Karaktere, ein Arlequin, Pantalon ꝛc. erschienen. Gherardi verfertigte hernach regelmässigere Komödien für sie, die unter dem Titel Theatre Italien gesamlet sind, und nach ihm thaten das mehrere von der Geselschaft, Riccoboni, Dominique, ꝛc. die man im Nouveau Theatre Italien findet. Ja, wie nach und nach die grossen Schauspieler für die eigentümlichen Karaktere des italienischen Theaters starben, so schrieben Marivaux, Boissy, de l'Isle und andere, ungefähr von 1720. bis 50, ordentliche französische Lustspiele, mit Weglassung dieser Karaktere, für diese Bühne. Das Theatre Français, dem sie grossen Abbruch gethan, sezte sich hiewider, und drang zulezt durch, so daß den Italienern die Aufführung von Stükken der leztern Gattung untersagt wurde. Nun fingen diese an, sehr wenig besucht zu werden; man hatte sich an den Lazzi des Arlequin müde gesehen, und wahrscheinlich wäre die Truppe zu Grunde gegangen, wenn sie sich nicht 1762. mit der komischen Oper, die damals nur ein Spectacle de Foire war, vereiniget hätte. Alles stürzte hierauf den Italienern zu, die sich auch so lange erhielten, bis Glucks

Iphigenie die Welt wieder in die Oper zog. Doch werden die Italiener jezt noch weit stärker besucht wie die Français, und vor zwei Jahren haben sie sogar, durch Vermittelung der Königin, die sie sehr begünstiget, die Erlaubniß bekommen, die Pieçes Françaises wieder auf ihr Theater zu bringen, wodurch hauptsächlich die armen Autoren, die von den Français so lange hingehalten und schlecht behandelt wurden, und nun 2 Märkte für ihre Waare haben, ausserordentlich gewinnen.

Carlin ist der einzige für die italienischen Karakterstükke noch übriggebliebene Schauspieler von Reputation, die mit seinem Tode auch wol ganz in Abgang kommen möchten. Die Welt hat ihn so sehr als Arlequin bewundert, daß ich ihrem Urteile kaum zu widersprechen getraue; mir scheint er sonst immer das selbige Spiel, immer die nämlichen Lazzi zu haben. —

In der komischen Oper behauptet Clairval den ersten Rang. Er hat eine sehr angenehme Figur und eine sehr angenehme Stimme. Macht die ersten Liebhaber.

Trial hat grosse, sehr grosse Talente fürs Niedrigkomische. In der Operette verlangt man sonst kein künstliches, feines Spiel, man ist zufrieden, wenn nur überhaupt viel Feuer da ist, und darum werden die Franzosen es uns, in dieser Gattung, immer zuvor thun; allein sein Mienenspiel als Grand-Cousin im Deserteur, als Marsyas im Jugement de Midas, überzeugt mich, daß er auch bei den Français sehr brilliren werde. Alle Pierrots gerathen ihm nicht minder.

Michu spielt auch Clairvals Rolle, hat eine gute Stimme, und ist dabei ein sehr hübscher Mensch, nur zu weibisch. In den Rollen der jungen Franzosen, z. B. eines Florival, im Amant jaloux, eines Celicour, im Ami de la Maison, gefällt er ungemein, auch als Alexander im Aristote amoureux. —

Mar-

Narbonne ist ein guter Bassist und guter Vater. Ausser diesen könte ich noch einige anführen, die nicht verwerflich sind; doch genug.

Madame Trial. Ein schönes Weib mit einer interressanten, aber schwachen Stimme. Die prima Amorosa abwechselnd mit Mademoiselle Colombe, deren Schönheit bei ihrer ersten Erscheinung so viel Aufsehen erwekte. Wirklich ist sies auch, zumal im Profil, bis zum Idealischen; mir würde sie aber wahrscheinlich, wenn sie's etwas weniger wäre, besser gefallen; denn ohne Statüe zu sein, hat sie doch viel vom Unbedeutenden der Schönheiten. Als Orphale, im Aristote amoureux ist sie zum Entzükken, hauptsächlich in der Stelle, wo sie, um den Aristoteles zu fangen, singt: Chantons d'une voix seduisante etc. Das seduisante giebt sie mit dem wahren Ton der Verführung. Ausser dem algemein herschenden Geschmak an Operetten hat Mademoiselle Colombe gewiß sehr viel zur starken Frequenz des italienischen Theaters beigetragen.

Madame Billioni hat einen Mund, qui d'une Oreille à l'autre va, wobei sie obendrein sehr mager ist; ihre blizende Augen, ihr lebhaftes, natürliches Spiel machen aber, daß mans vergißt, und sie vorzüglich als Soubrette gern siehet.

Madame du Gazon fehlts an regelmässigen Gesichtszügen, auch nähert sich ihre Taille immer mehr einem Fasse, und doch, wie sehr läßt sie nicht alle die vorigen hinter sich! Wie Ausdruksvol ist nicht die kleinste ihrer Mienen! das unmerklichste Rümpfen des petit néz retroussé! Sie spricht etwas durch die Nase, aber Sie glauben nicht, wie herlich sie diesen Fehler zu benuzen weis, wie sie damit kokettirt, so, daß man ihn um alles in der Welt nicht missen mögte. — Chloe, im Jugement de Midas, und alle Rollen, wo viel Esprit und Laune hinein gehört, sind ihre Stärke. Nichts geht über die

Art,

Art, wie sie die Roxelane in den trois Sultanes spielt, ein Stük, das ausserhalb Frankreich nie gegeben werden solte. Ich habe in Wien die ältere Jaquet in diesen Karakter gesehen, die sehr bewundert ward, und jeden, der nicht Madame du Gazons Spiel kante, gefallen muſste. Allein wie travestirt diese eigentlich Roxelanen! Das Air mutin wird determinirte Frechheit, das Eigentümliche einer Französin fällt weg, alle halbe Tinten werden schroffe Schatten; auch ist das Lachen bei der Pariser Aktrize natürlicher, und das Spiel ihrer feurigen, schwarzen Augen lebhafter und angemessener.

An einer guten Duegna oder Mutter fehlt es diesem Theater, seitdem Mad. Moulinghen kürzlich gestorben ist, gänzlich. Dies sind die vorzüglichsten Personen, die eigentlich zur Operette gehören, aber auch dann und wann in der französischen Komödie, seitdem sie wieder auf diese Bühne gebracht ist, mitspielen. Diejenigen, die blos für diese angenommen sind, verdienen keiner Erwehnung, den einzigen Rosieres ausgenommen, der auch singt, und wirklich Talente für komische Alte hat. Sonst wollen auch die Pariser bemerken, daſs die italienische Bühne, nach der Retraite von Mad. la Ruette und Nainvillens Tod, bereits gefallen wäre, und wahrlich, der junge Anwachs ist nichts weniger als versprechend.

Doch auch zwei Worte von der Oper, die bei mir ziemlich in Ungnade ist, weil erstlich Glücks und Piccinis Musiken sich zum italienischen Text ganz anders ausnehmen, und dann zweitens, die Stimmen, nach meinem Gefühl, sehr mittelmässig sind. An eine Mara darf man gar nicht denken. Mademoiselle le Vasseur, die prima Donna, ist ein grundhäſslich Geschöpf, das weder viel Natur, noch viel Kunst im Singen hat. Mademoiselle la Guerre ist hübscher, singt aber noch weniger gut. Kastraten sind nicht da, und die Männer nichts besser, wie die Prinzessinnen. Drittens ist von den Dekorazionen so

viel

viel Geschrei, was aber meistens eitel Wind ist. Ich habe vier Opern gesehen, und nur, in der Andromaque von Gretry, eine einzige schöne gefunden. Es war ein Tempel, wovon die Kuppel die Hochzeit Amors und Psychens vorstelte; die Malerei war vortreflich, besonders in Absicht der Perspektive. Die Londner, Berliner und Münchner Oper müssen in aller Absicht was anders sein. Aber die Pariser Ballette gehen über alle Beschreibung. Ich kan nicht die Hälfte von der Grazie eines Vestris fühlen, geschweige denn sie detailliren. Durch seinen Sohn wird dieser grosse Mann ganz ersezt. Er ist feiner, wie der Vater, und kleiner, welches, wie mir dünkt, immer ein Vorzug eines Tänzers ist, auch wird das herannahende Alter bei jenen schon sichtbar. Nur Mademoiselle Guimard möchte unersezlich bleiben. Eine Heinel, eine Theodore tanzen so leicht, so vol Grazie, wie nur möglich; allein sie tanzen, und die Guimard spielt, indem sie tanzt. Kaum wird die Pantomime höher, wie sie sie bringt, getrieben werden können, da die geringste ihrer Bewegungen zur volkomnen Sprache wird. Die Kaprizieuse ist der Karakter, der ihr am vorzüglichsten gelingt. Man sieht das unter andern in Noverrens grossen Ballet, les Caprices de Galathée. Ausser einer sehr geschmeidigen, proporzionirten Figur hat sie nicht die mindesten Reize; allein daß sie 40 passirt ist, das kan ihr keiner auf dem Theater ansehen. Mademoiselle Allard hat viel von ihrer pantomimischen Stärke; aber da sie einen sehr kleinen, dikken Körper hat, so kan sie nicht gut anders als zu Bacchantinnen, oder so etwas, gebraucht werden, die sie denn auch meisterhaft tanzt. So viel von der Oper im Vorbeigehen. Um nichts auszulassen, wil ich doch auch die *Theatres des Boulevards* berühren.

Ohne der kleineren zu gedenken, wovon es wimmelt, sind ihrer gegenwärtig vier, die in den Affichen unter den Spectacles du Jour angeführt werden. Die

Er-

Eröfnung dieser Bühnen ist nur nach Endigung der Haupttheater verstattet, so daß das früheste um 10, und das späteste des Abends um 11 Uhr anfängt. Ausser diesen stehet ihnen frei, um die gewönliche Zeit, so lang als die Messen von St. Germain und St. Laurent dauren, das ist ungefähr die Hälfte des Jahres, in deren Bezirk sie besondere Häuser dazu erbauet haben, zu spielen. Der petit Bourgeois und der gemeine Pöbel besuchen diese Schauspiele sehr häufig, theils der wohlfeilen Preise wegen; denn in dem grössern Theater kostet doch der geringste Plaz 1 Livre; theils weil sie dorten die Sitten des ihnen bekanten niedrigen Lebens geschildert finden. Vornehme gehen auch stark, meist en partie de filles, hin, und schreiben denn durch die Association der Jdeen das genossene Vergnügen auch den Schauspielern zu. Einmal hineinzugehen ist der Mühe wert, mehr aber auch nicht, so viel man immer zu ihrem Lobe gesagt hat. Der beste Beweis davon bleibt der, daß als die Italiens gezwungen wurden, Volange unter sich aufzunehmen, dieser, den man im Jeannot aux Boulevards, der neuere Name für den etwas veränderten Arlequin, so bewundert hatte, dorten so algemein misfiel, daß er 7 Monat darauf abgedankt wurde; und wahrlich war sein Spiel nur das des Possenreissers, ohne alle Kunst. Jch habe ihn in den trois Jumeaux Venitiens gesehen, das seine Hauptrolle sein solte; aber die weit verschiedene und richtigere Art, wie Monseul diese drei Karaktere gab, fiel mir alle Augenblikke ein; doch auch ohne Vergleichung war er elend.

Für einen Fremden zumal sind diese Theater als Schilderungen von Sitten des ganz gemeinen Pöbels interressant. Das wäre auch der einzige Wert, den man den Stükken beilegen könte, die meistens klein sind, und deren drei oder vier in einer Nacht gegeben werden. Die Namen dieser vier Truppen sind: 1) *Le Spectacle de Nicolet, ou les grands Danseurs du Roi.* Vorzüglich gute

Luftspringer und Seiltänzer, aber auch zugleich, mit den 2) *Varietés amusantes*, die besten Possenreisser. 3) *Le Spectacle d'Audinot ou l'Ambigu comique*, weit schlechtere Komödien und mittelmässige Pantomimen. 4) *Les Eleves de l'Opera*, meist nur Tanz. Doch hiemit endlich genug von Paris. Nun nach Wien.

Wenn Deutschland in irgend einen Ort ein gutes Theater erwarten konte, so solte es der Wahrscheinlichkeit nach in einer Stadt sein, die nicht nur wegen der Menge der reichen Privatpersonen, sondern noch aus so vielen andern Ursachen gewissermassen unsre Hauptstadt ist. Die besondere Aufmerksamkeit, die der Monarch selbst darauf verwendet, nachdem er es unter seine Direktion genommen, die starken und sichern Besoldungen der Schauspieler, und die Aussicht einer Pension, die den alten und verdienten nicht entgehen kan, müssen einen noch mehr in dieser Idee bestärken. Allein auf der andern Seite sind auch der Schwierigkeiten, die die mögliche Volkommenheit hindern werden, unzälige. Die Unterdirektion abgerechnet, die ich oben berührt habe, hat hier ein Schauspieler so wenig wie in andern Oertern unsers Vaterlands, und vielleicht noch weniger, Gelegenheit, sich durch den Umgang der feinern Welt zu bilden. Noch mehr muß ihn die schlechte Auswahl der Stükke in seiner Kunst zurüksezen, die theils, in dem immer nach Neuigkeiten strebenden Publikum, das die alten Meisterstükke gar nicht mehr sehen wil, (und wirklich sind die Pariser in Vergleichung mit den Wienern beständige Geschöpfe) theils in dem Geschmak der Nazion ihren Grund hat, die, so viel auch von der hiesigen Aufklärung, und mit Recht, in Vergleichung der vorigen Zeiten, geredet wird, doch eine der üppigsten, materiellesten Nazionen des Erdbodens bleibt, wahrscheinlich es auch so lange bleiben wird, bis die Jugend der mittlern Klasse, die doch fast überal den Karakter einer Nazion bestimt, früher und auf eine ganz andere Art, als es in den hie-

sigen

sigen Schulen geschiehet, gebildet wird. Der herschende Geschmak an Operetten thut auch hier, wie allenthalben, der wahren Komödie grossen Schaden. Ehe dieser so algemein würde, hatte man sonderbare Kontrakte mit einigen allezeit fertigen Skriblern, die sich anheischig machten, so und so viel Stükke jährlich zu liefern. Das war denn auch Waare nach der Elle; aber, obgleich diese Kontrakte nicht mehr fortdauren, so bleiben doch die Nazionalprodukte, sehr wenige ausgenommen, nur für Wien interressant. Die entsezliche Länge haben sie mit unsern bessern Originalen (auch Lessing's seine haben den Fehler) gemein. In Paris währet die ganze Vorstellung kaum so lange, wie bei uns das Hauptstük; aber wenn wir Deutschen einmal anfangen, können wir nicht wieder aufhören und in Wien heißts gar: je länger je lieber. Bei den kleinsten Stükken ist unsere Armut am einleuchtendsten. Sind es nicht fast alle, sehr wenige von Meisterhand ausgenommen, Ungeheuer, wo die Intrigue für den engen Zeitraum viel zu weitläuftig ist. Die Franzosen haben keinen Ueberfluß an Meisterstükken; aber man halte Saint Foix und le Grands Nachspiele gegen die unsrigen; selbst in ihren mittelmässigen, wird man Salz und Laune finden. In Absicht des Trauerspiels ist man in Wien sehr übel daran, da man, theils aus religiösen, theils aus andern Gründen, es bis jezt noch nicht hat wagen dürfen, viele unsrer vorzüglichsten Originale, wie z. B. den Julius von Tarent, Diego und Leonore, Clavigo, die Zwillinge rc. aufzuführen, und man hier, so wie überal bei uns, die Tragödien in Versen nicht mehr dulden wil. In Absicht der feinern Komödie trift auch hier das volkommen ein, was ich überhaupt von ihrem Schiksale in Deutschland gesagt habe. Konversazionston besizt fast keiner; aber dagegen muß man ihnen hier die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie Baurenstükke, Szenen aus dem ganz gemeinen Leben mit vieler Wahrheit spielen, wenn gleich

diese Wahrheit oft in's gar zu Tölpische fällt. Vorzüglich gut geben sie von Stükken dieser Gattung den Jurist und den Bauer, nächst dem Postzug das beste Wiener Lustspiel, die Wildschüzen, Stephanie's Meisterstük, den Bettelstudenten rc. Auch hier verkenne ich nicht die Kunst; aber gern möchte ich doch, wie Ludwig der 14te von Teniers Stükken, sagen: Otez moi ces magots! und für mich wenigstens, bleibt es Kunst die mir selten gefällt. Sonst hat dieses Theater den angenehmen Vorzug, daß die Schauspielerinnen meistens, wo nicht recht hübsch, doch gar leidlich sind, und ihr Lebenswandel auch kein Aergerniß giebt. Ueberhaupt ist das schöne Geschlecht hier le cote par ou on brille; denn nicht zu gedenken, daß die Sacco und ältere Jaquet gewiß in Deutschland nicht ihres gleichen haben, so sind die Uebrigen in Vergleichung mit den männlichen Schauspielern auch besser, von welchen, ausser Brockmann, sich kein Einziger über's Mittelmässige erhebt. Im Ganzen genommen bleibt diese Truppe entschieden unsre beste, zumal wenn Schröder erst hier sein wird.

Jezt wil ich nur noch von zwei Vorstellungen besonders sprechen, wozu ich mit Fleiß den Pere de famille und den Barbier de Seville nehme, weil ich diese in Paris auch gesehen. Hernach werde ich Ihnen meine Gedanken über die besten Schauspieler etwas mehr entwikkeln.

Gleich wenn die Gardine aufgezogen ist, wird einem im Barbier de Seville brühsiedenheiß, Herrn Weidmann, der sonst beständig die plumpen Bedienten spielt, und eine wahre Stalknechtsfigur hat, als Grafen von Almaviva zu erblikken. Ueberdem hat dieser Schauspieler, um der Gallerie zu gefallen, der er aufs ängstliche den Hof macht, den österreichischen Akzent so viel möglich beibehalten, (was doch, Gottlob! die Weiber auf dem Theater nicht thun, die meistens ganz gutes Deutsch sprechen, und angenehme

Stimmen

Stimmen haben,) und es daher in dieser Rolle nicht lassen kan. Seine Physiognomie ist eine der gröbsten, die ich kenne, und macht einen lieblichen Kontrast zum Grand d'Espagne, der auch noch als Liebhaber interressiren sol. In der betrunkenen Szene vergißt er sich am ärgsten, da ist er der wahre Johann, der aus dem Bierhause kömt; eben so ist sein Mienenspiel durchaus pöbelhaft. Wie fein giebt Fleury in Paris nicht diese Stelle. Hier sieht man den Mann von Erziehung auch durch den Soldatenrok. Gesezt er chargirte zu wenig, so ist das doch weit mehr im Karakter des Grafen, als das andere Extrem. Und nun, warum hat man Weidmann diese Rolle gegeben? Weil Almaviva zwei Arien singen muß, und Weidmann etwas singen kan. Um dieser elenden Ursache willen verdirbt man das ganze Stük; da hingegen in Paris die Arie beim Klavier, ganz ohne Schaden, weggelassen wird, und Fleury die erste (je suis Lindor &c.) so gut wie er kan fredonnirt. Vom Figaro mag ich nicht einmal sprechen; wer Previllen gesehen hat, wird schwerlich einen andern als Barbier leidlich finden können, um so mehr, da die Szene, wo er Verse macht, der Triumph der Previllischen Kunst ist. Herr Müller spielt ihn gewönlich possierlich, hat einen ausgestopften Bauch u. s. w. Mademoiselle Jaquet die Aeltere ist als Rosine ganz allerliebst, und gefällt, wenn sie gleich mit zu weniger Delikatesse den Karakter behandelt, und in ihr gewönliches, freilich unnachahmliches Spiel des naiven Bauermädchens verfällt. Wie sie erfährt, daß Figaro um ihre Liebe weis, streichelt sie ihn zweimal auf die Bakken; das thut Mademoiselle Doligny nicht; denn wenn gleich Rosine keine Dame du ton ist, so bleibts doch gegen den Karakter immer fille bien neé sich so mit einem Barbier zu familiarisiren, und muß man denn, um karressant zu sein, handgemein werden? Hierin ist die Pariser Aktrize weit feiner und wahrer. Das nemliche gilt auch von dem Auftritte, wo sie mit ihrem Vormunde einen Zank anfängt; Mademoiselle

Jaquet wird hier beinahe frech; aber wo sie, um ihn zu hintergehen, in Ohnmacht fällt, übertrift sie, in Absicht des stummen Spiels, die Französin sehr. Uns Männern muß sie, als ein hübsches, angenehmes Mädchen, um ein Grosses besser gefallen, wie die Doligny, die für diese Rolle ein wenig gar zu häßlich und zu weinerlich ist. Des des Essarts Figur paßt sich zum Doktor unvergleichlich, auch ist sein Spiel weit aktiver und feuriger als des jüngern Stephanie seines, der nicht einmal seine Rolle auswendig weis, wie sie denn im 4ten Akt alle stottern, und daher dieses wizigste Lustspiel der Franzosen, was Schlag auf Schlag gehen solte, erbärmlich schleppend geht. Ueberhaupt ist das immer die gröste Schande fast aller deutschen Bühnen, daß dieser für den Zuschauer so ängstliche und die Illusion ohne Ausname am meisten störende Fehler so algemein ist, bald so algemein, daß er nicht mehr Schande sein wird. Wie ganz anders ist das in Paris! Freilich habe ich's gesehen, daß der größte Schauspieler mitten in einem Verse stehen blieb, den der Souffleur ganz laut hersagen mußte; aber das thut bei weitem die widrige Wirkung nicht, als das unaufhörliche Schielen ins Buch des Souffleurs, das beständige Stottern, oder das langsam ziehende der Worte, auch wo der Schauspieler in Affekt sein sol. Wenn unsre Schauspieler fast allenthalben nicht geschwind genug einfallen, so komt das meistens vom schlechten Memoriren. Manche gute Komödie wird dabei lahm, und alles Leben, alle Naivetät geht verloren.

Nun vom Pere de Famille. Weder in Paris noch in Wien ist mir hier ein Genüge geleistet worden. Das Ideal, was ich von seiner Aufführung im Kopfe habe, muß ausserordentlich schwer zu erreichen sein, und doch kamen mir in Wien die Thränen einigemal in die Augen, auch weinte ich herzlich dabei in Paris; denn nur gewönlich gute Komödianten müssen von der Empfindung, womit

Di=

Diderot seine für alle Menschen und Stände interressante Wahrheiten schildert, hingerissen werden. Vanhove, der in Paris den Hausvater spielte, hat sonst wenig Gefühl, welches man auch in dieser Rolle bei einigen Stellen gewahr wird; wie er aber an die Szene kömt, wo er den Sohn verflucht, St. Albin verzweifelnd weggehen wil, und der Vater ausruft: Ou vas tu, Malheureux? weinte er wie ein Kind, war ganz in Wehmut versunken. Der Eindruk, den dieser Auftritt macht, ist fürchterlich feierlich. Herr Stephanie der ältere hat gar keine passende Bildung für edle Väter; er ist verwachsen, hat dabei ein gemeines Gesicht, vorzüglich einen breiten Mund, der auffällt, und einen heulenden Ton, der sehr widrig ist. Dazu kömt, daß, wenn er weint oder weinen wil, er Grimassen schneidet, und auf die komischste Art von der Welt sich mit seinem Schnupftuch die Augen troknet. Unerträgliche Kontorsionen macht er da, wie ihn St. Albin an seine Mutter erinnert; sonst ist nicht zu leugnen, daß er als Hausvater sich selbst übertrift, und mit Empfindung spielt. Nur zuweilen, vornemlich am Ende, wo er die Kinder segnet, verfällt er in den Predigerton, welches Vanhove nicht thut. Von Monvels St. Albin habe ich oben gesprochen. In Wien hatte Herr Lambrecht vom Hamburger Theater diesen Karakter als Gastrolle übernommen. Auch ihm muß ich Empfindung zugestehen; aber der fatale Provinzialakzent, und das, bis zum Ekelhaften getriebene deutliche vorkäuen der Worte widerstanden mir. Einige Stellen giebt er ganz schief, wie er z. B. zuerst mit dem Vater von Sophien spricht, addressirt er sich nicht an diesen, an den doch die ganze Erzälung gerichtet ist, sondern er steht in der einen Ekke, und scheint sich mit dem Parterre zu unterreden. Der jüngere Stephanie ist Kommandeur, und spielt ihn gemein, ohne Würde, und lange nicht heftig genug, auch weis er seine zu dieser Rolle glükliche Gesichtsbildung gar nicht zu nuzen. Des Essarts kennt ihren Wert besser, und giebt diese

Rolle volkommen. Den so schwer zu spielenden Genneuil, der nicht hervorstechen und doch intetressiren sol, macht Brockmann wirklich mit ungemein vieler Kunst, nur daß er durch seinen Gang, seine Stellungen ꝛc. zu sehr in's Praserhafte, in's Grandisonirende wenigstens, fällt, welches dem armen Genneuil Schaden beim Publikum thut. Fleury gefällt mir darum besser, weil, ob er gleich alle mögliche Sensibilität hineinbringt, seine Handlungen doch nicht so offenbar au coin de l'honneteté gestempelt sind. Cecile ist die jüngere Mademoiselle Jaquet. Sie hat den Ton des wahren Gefühls, aber einen zu einförmigen Ton. In der ersten Szene vorzüglich reicht sie der Mademoiselle Molé nicht das Wasser. Sie ist da viel zu gleichgültig, wenn der Kommandeur auf die Erziehung ihrer Mutter schimpft, wo die Pariserin hingegen, mit aller Wehmut und Empfindlichkeit einer zärtlichen Tochter, ihren Oheim durch abgebrochene Worte zum Schweigen zu bringen sucht; auch könte der Jaquet stummes Spiel in den Szenen mit Genneuil stärker sein, zumal da, wo sie die Hauptpersonen sind. Hier hat der Verfasser so ansehnliche Lükken für den Schauspieler gelassen, die, weil sie in Wien unausgefüllt blieben, langweilig wurden. Bei der Molé ward's einem weit einleuchtender, daß sie den Genneuil liebe, und eben weil sie ihn liebe, mit sich und ihm unzufrieden sei. Die ältere Jaquet war Sophie, die, wenn sie sich auch hier nicht in ihrer vollen Glorie zeigt, doch immer durch ihre Unschuld einnimt. Der Eindruk der lezten Szene ist bei den Deutschen sehr schwach, aber in Frankreich durchdrang er mir Mark und Bein. Erst ein dumpfes Geräusch, was bald Geschrei wird, so daß man die Stimmen erkennet, dabei der Vater auf dem Theater, dessen ganzes Vaterherz bei dieser unbekanten Gefahr seiner Kinder erwacht, der sich vom Kommandeur nicht mehr zurükhalten lassen wil, in dem Augenblik da alles hereinstürzt, und Mademoiselle Contat als Sophie, mit einem hellen Schrei ihm zu Füs-

sen fällt. Todtenblaß, mit halbfliegenden Haaren, lag sie da, mit einer solchen Wahrheit, daß ich im Begrif war aufzuspringen, fest überzeugt, daß ihr etwas zugestossen sei. Ich bin kein Freund von den sogenanten Coups de Theatre, weil sie meistens Spielwerk sind; aber dieser that seine völlige Wirkung. Zu Wien hingegen wolte man Wahrheit in die Nebenrollen bringen, daher die Frau Hebert volkommen so armselig, als möglich erschien, das denn herzlich choquirte, wie alle das ekelhafte Wahre.

Jezt komme ich zu den Schauspielern insbesondere.

Brockmann hat im Tragischen hier (Schröder ist noch nicht da) nicht seines gleichen, wird sie überhaupt in Deutschland suchen, auch ist in Paris keiner, der ihm in den heftigwütenden Rollen beikömt; aber den Würgengel muß er machen, sonst ist er nicht an seiner Stelle. Sie habens genug gesehen, wie Herzerschütternd er den spielt; ich wil also davon nichts sagen, nur so viel, daß ich's bedaure, ihn nur selten, weil man überhaupt hier wenig Trauerspiele giebt, darin gesehen zu haben. Für etwas mindere heftige Karaktere ist schon sein Spiel zu stark, zu übertrieben. Im mittelmässigen Affekt rolt sein Auge wildfürchterlich umher. Die Jahre, noch mehr aber sein immer zunehmendes Fett, das beinahe seine schöne Figur verunstaltet, zwingen ihn, den Liebhaber bald ganz fahren zu lassen, und sich auf die Väter einzuschränken. Möcht's drum sein, wenn er nur nicht so oft im Lustspiel gebraucht würde, wo er zwar das Seinige thut, man aber doch immer, da ihm der leichte Konversazionston durchaus fehlt, den guten Schauspieler sieht, der nicht an seiner Stelle ist. In denjenigen Stükken, wo er gute edle Karaktere vorzustellen hat, glükt's ihm, auch selbst im Lustspiele; nur ist alsdenn sein Gang, wie ich schon oben gesagt habe, zu Theatermässig, und seine Stellungen nicht abwechselnd genug, sondern von den unwahren, sogenanten

ten schönen, wodurch er vielen Prunk auf seine Tugenden zu werfen scheint, und diese gehässig macht. Die Wiener finden, daß er den Lord Heckingtom im Spleen vorzüglich herausbringt; allein mir scheint er ihn ohne viele Feinheit zu spielen.

Herr Lange, der erste Liebhaber und Favorit der Wiener, ist meines Bedünkens ein höchst gleichgültiger, frostiger Komödiant; der sich schon bläht, als wenn er Wunder was wäre, und darum nie etwas werden wird. Dabei hat er ein unbeschreiblich fades Milch- und Blutgesicht, und eine ekelhaft deutliche Deklamazion, die, ganz Konversazionswidrig, einem jedes Wort vorkäuet.

Herr Müller hat Talente für komische, niedrige Alte, würde diese auch ungleich besser spielen, wenn er seine Rollen gut auswendig wüßte; aber da er diese nie kan, immer denken muß was und nicht wie er's sagen sol, so verdirbt er oft seine Rolle. Aus der Ursache zieht er, unbekümmert ob es in den Karakter passet, die Worte fein langsam, damit der Souffleur Zeit gewinne, ihm recht einzuhelfen. Schade und Schande ist's, denn in einigen Stükken wird man ihm gut, vorzüglich im Stephanischen Loch in der Thür. Er ist da der Buchhalter Bernot, ein ehrlicher deutscher Handlungsbedienter, mit beinahe holländischen Sitten, durchaus brav, aber unverbesserlich, wie er der Friderike eine Liebeserklärung machen wil, eine Szene, die, wenn sie halb so lang wäre, von grossem Effekt auf dem Theater sein würde. Hier steht er leibhaft wie Saartje Jans auf Troostens Kupfer: *la Declaration d'Amour*, die Hände bald in den Taschen, bald am Rokke zupfend, dann sie reibend. In den Augen der volle Ausdruk eines Alten, der etwas geil auf das Mädchen ist, und im übrigen Mienenspiel und der Figur das Model eines genirten Wesens, das drehet und drehet, und doch nichts herausdrehet. Eben so gut ist er da, wo ihm sein Herr die abschlägige Antwort hinterbringen wil, und,

die

die Pille zu vergolden, mit dem Guten, was Fridrike von ihm gesagt hat, anfängt. Er antwortet weiter nichts, als, ein halb beschämtes, halb erfreutes „sagt Sie?„ Wie nun aber der hinkende Bote nachkömt, wiederholt er zwar dieselbigen Worte, jedoch mit einem Tone, als wenn er aus den Wolken gefallen wäre. Als der alte Landjunker, in den Wildschüzen, macht Herr Müller auch seine Sachen gut, so wie in einigen andern Karakteren dieser Art.

Vom ältern Stephanie habe ich schon mein Urteil bei Gelegenheit des Hausvaters gesagt. Der Mann hat sich grade in denen Zeiten gebildet, wo, von Frankreich aus, die weissen Schnupftücherkomödien, wie Lessing sagte, die Dramen, Deutschland überschwemten. Nun heult er jezt noch drauf los, und sieht dabei aus wie ein alter Korporal. Der beste Vater bleibt er inzwischen, weil kein andrer da ist. — Den ins Lächerliche fallenden Ausbruch der väterlichen Liebe giebt er als Vater des umgearbeiteten Goldonischen Lügners noch am besten.

Der jüngere Stephanie ist für die bösen, chargirten Alten; aber abgerechnet, daß er seine Rolle auch nie auswendig weis, bleibt er ein sehr gewönlicher Schauspieler. In einigen von seinen eignen Lustspielen zeigt er sich am vorteilhaftesten. Ueberhaupt, so klein sein Verdienst als Schriftsteller auch ist, zumal da, wo er die feinere Welt schildern wil, die er nicht kennt, so sind seine Stükke doch für die Schauspieler der hiesigen Bühne gut eingerichtet, für welche sie fast lediglich geschrieben zu sein scheinen.

Schüzen kennen Sie noch wol von der Schröderschen Geselschaft her. Er würde sich zu den Bösewichtern und Windbeuteln nicht übel schikken, wenn er nicht so entsezlich übertriebe; aber er spielt alle seine Betrüger, sie mögen nun Grafen oder Fürsten sein, mit einem Air de Crispin. Im Ganzen bleibts immer einer der wesent-

 lich-

lichsten Fehler unsrer lieben Landsleute, daß sie schlechte Geschöpfe der nemlichen Gattung, die Differenz des Standes mag noch so groß sein, über denselbigen Kam scheeren. In Rollen, die das starke Auflegen vertragen, wie z. B. der Lügner ꝛc. wird er gefallen, so auch als Fähnrich Saalstein in der Juliane von Lindorak; nur die Szene mit dem Feldmarschal ausgenommen, wo er völlig vergißt, daß er Fähnrich ist, und mit einer Impertinenz auf dem Theater herumspringt, die kein Hauptmann, geschweige den ein Commandant en Chef, dulden würde. Der Mangel der gehörigen Ehrerbietung ist auch bei uns ziemlich gemein; sonst hat Schütz viel Feuer und Spiel.

Herr Jaquet füllt seine Stelle als ehrlicher, bäurischer Alter recht gut, hauptsächlich wenn der Karakter schlichten geraden Verstand erfordert, wie der Pachter in den Wildschüzen, der Meister im Schneider und sein Sohn, und alle in dem Styl.

Herr Bergobzoom hat eine sehr widerliche Stimme; hiezu kömt, daß er alles übertreibt, und Grimassen schneidet, um nur vom Paradiese beklatscht zu werden. Sie können also leicht denken, daß er, im Tragischen zumal, herzlich unangenehm sein muß. Im Komischen glükken ihm einige Personen, als der spizbübische Schulze in den Wildschüzen, der alte Doktor im Lügner, und einige grämliche heftige Alte; nur den zärtlichen Solimann muß er nicht spielen wollen: das wird wahre Notzucht.

Auf Herr Dauer besinnen Sie sich vielleicht auch noch. Er ist wieder einer von den mittelmässigen Schauspielern, die doch einige Rollen glüklich herausbringen, z. B. den blöden Liebhaber im Lügner, wo er nur mit einer Lende sich auf den Stul sezt ꝛc. eben so gehts ihm mit dem adlichen, tölpischen Krippenreuter in den Wildschüzen. Singt auch in der Operette.

Herr

Herr Weidmann ist schon oben beim Barbier de Seville erwehnt. Er ist blos für die groben Bedienten gemacht, und weil er diese so viel möglich im österreichischen Dialekt spielt, auch oft einen selbsterfundenen Spaß hinzusezet, und immer aus der Coulisse mit einem kreischenden Na herauskömt, der Abgott der Gallerie. Im Bettelstudenten verdient er von mehr als dieser den Beifal.

Gottlieb ist der plumpste Bauerbengel mit einer ausserordentlich groben Gesichtsbildung, die ganz dazu gehört. Aber so wahr und richtig er auch den Jakerle in den Wildschüzen, und änliche Bruta spielt, so sind doch solche an sich zu widrig, als daß man sie oft sehen möchte.

Nouseul gilt hier weniger wie nichts, wird seiner Frau wegen einzig und allein beibehalten, und darf nur sehr selten in den unbedeutendsten Nebenrollen das Theater betreten, weil er durch seine Aufführung sich schon viele Verdrießlichkeiten zugezogen. Schade fürs Publikum, daß man ihn auf diese Weise bestraft, da er in Konversazionsstükken, wo es nicht aufs Edle ankömt, gewiß hier nicht seines gleichen hat. Doch genug des Mittelmässigen.

Ich komme auf Mad. Sacco. Wenn je eine Schauspielerin war, von der das Gerücht nicht zu viel sagte, so ist's diese. Ich war voller Erwartung; aber ich fand mehr, als ich erwartete. Algemein ist sie nicht; im Komischen sol sie gar nicht zu brauchen sein, und im Trauerspiele sind ihr die zärtlichen Rollen auch nicht so angemessen, ob sie gleich auch so sanft wie eine Nachtigal girren kan, wie die, wo Liebe und Haß mit einander abwechseln. Von der Natur hat sie eine schöne, beinahe grosse Figur, ein einnehmendes Gesicht, und eine nicht starke, aber höchst interressante Stimme, mit der sie machen kan, was sie wil. Wie ich sie das erstemal sah, war es mir nicht lieb, gleich bemerken zu müssen, daß sie schöne Zähne hat, die sie, wenns nicht etwa ein natürlicher Fehler der Lippen ist, zu sehr zeigt. Medea, in Gotters Melodrama, ist ih=

ihre Hauptrolle, und sie weis das so sehr, daß sie ihren Abschied begehrte, wie man das Stük nicht aufführen lassen wolte. Die Art, wie sie den Karakter behandelt, ist ganz neu. Ihre Medea ist keine Furie, kein Weib, wobei man ausrufen möchte: tu dieu quel Dragon! Es ist eine arme Verlaßne, die unmenschlich wird, weil man sie überal verfolgt; die aufs höchste haßt, weil sie aufs höchste liebend, betrogen ward, und doch in ihrer Rache noch mehr sich wie den Jason bestraft. Anfangs ist sie in Schwermut versunken. Die Erinnerungen des süssen Vergangenen mit dem Gegenwärtigen schweben vor ihrer Seele; nach und nach wird sie heftiger; sie wil nicht unthätig trauren, sie wil ihren Feinden zeigen, wer Medea sei. Als die Wut aufs höchste steigt, sagt sie: Ach, wenn Jason von Ornusen Kinder hätte! und jezt geht ein Stral auf in ihrer Seele, der aus ihren Augen Blize einer teuflischen Freude schießt. Hat er nicht Kinder? sezt sie hinzu. Es folgt der heftigste Streit der Rache und mütterlichen Liebe; sie ist ausser sich. Die Kinder kommen; bald drükt sie sie an ihre Brust, dann stößt sie sie mit Entsezen von sich. Sie wil ihr Vorhaben ausführen; kan's nicht; wirft den Dolch weg, und gebietet den Kindern zu fliehen. Nun fällt Medea, ganz gebeugt vom tiefsten Schmerz, vor dem Tempel nieder, so daß man glaubt, der Fal würde sie zermalmen; aber so heftig sie auch fällt, so geschiehts doch mit dem bewundrungswürdigsten Anstande, der ihre Handlung vom Anfang bis zu Ende begleitet. Nachdem sie einige Zeit liegen geblieben, raft sie sich auf. Jason zieht mit ihrer Nebenbulerin im Triumph übers Theater; sie hört das Frolokken des Volks, und ihre Rache erwacht in der größten Stärke. Sie stürzt hinein, ihre Kinder zu ermorden, komt nach volbrachter That betäubt zurük, überhäuft ihren ungetreuen Gemal mit den bittersten Vorwürfen, und fliegt so in ihrem Wagen davon. Unmöglich ist's mir, Ihnen zu sagen, wie sie das macht; aber wie ich die Sacco sah, hatte ich keinen Gedanken, daß nur eine

Stelle

Stelle anders oder besser gegeben werden konte. Ihre Akzion ist durchaus Ideal einer edlen Wahrheit. Ich habe nie so etwas Volkommenes gesehen, und glauben Sie mir, daß ich nichts übertreibe, wenn mir, verglichen mit einer Sacco eine Sainval oder Vestris nur Marionetten scheinen. In der Gräfin Waltron spielt sie auch herlich, vorzüglich da, wo sie vor Schmerz wahnwizig wird, und ihren Sohn zu sehen glaubt. Ihr Lächeln kan sie nur einem wirklich Wahnwizigen abstudirt haben. Ihr Beifal hier fängt an zu fallen, weil man so ungerecht ist, sie wegen ihrer unausstehlichen Kaprizen, die sie mit allen grossen Virtuosen gemein hat, auch von Seiten der Kunst minder zu schäzen.

Mademoiselle Jaquet die ältere ist im Naiven des Lustspiels eben so unnachahmlich, wie Madame Sacco im Tragischen. Es ist nicht möglich, eine verschmizte Bäurin, oder ein unerzogenes Stadtmädchen wahrer und liebenswürdiger vorzustellen; aber sie hat nur diesen Ton, den sie auch dann nicht ableget, wenn sie als eine Frau von Stande auftreten muß. Ihre Person ist sehr reizend. Sie hat einen ungemein zierlich gebaueten Körper, und ein eben so angenehmes Gesicht, so, daß man ihr, die beinahe 30 ist, gewis 10 Jahre weniger giebt. Am meisten habe ich sie in Wycherly's Landmädchen bewundert. In ihren geringsten Bewegungen sieht man une fillette dont le coeur a parlé. Aus Albernheit, aus Langeweile watschelt sie, wie eine Gans, auf dem Theater herum, legt dann ihre Arme auf den Rükken, oder zupft an ihres Vormundes Manschetten, und so das ganze kleine Spiel mit der größten Abwechselung. Ihr Mienenspiel entspricht diesen volkommen, ihre Augen haben durchaus den Ausdruk der unerzogenen Unschuld, und wenn sie ein Bekentniß ablegen muß, das ihr misfällt, beißt sie sich auf die Lippen, indem sie eine Grimasse dabei macht, die ganz der Natur abgeborgt ist. Als Fridrike im Loche in der Thür, Lepol-

poldine im Holländer, Fridrike in dem umgearbeiteten Goldonischen Lügner ꝛc. verdient sie nicht minderes Lob, und als Rosine in den Juristen und Bauern, so wie in mehreren, fast allen, Bauermädchenrollen ist sie die liebenswürdigste ländliche Einfalt selbst. Mit einem Worte, in ihrem Fach habe ich nie ihres gleichen gesehen, und zweifle auch sehr, ob sich eine findet.

Mademoiselle Jaquet die jüngere hat viel feine, aber schwache, eintönige Empfindung, und gar keine Modulazion in ihrer sonst angenehmen Stimme. Sie ist daher nur für die zärtlichsanften Rollen im Trauerspiele gemacht. In des Herrn von Ayrenhofs Irene, einer neuen elenden Kopie der Zaire, die ohne Mademoiselle Jaquet gar nicht würde zum Aushalten gewesen sein, ist sie in ihrer Stelle. Wie der Sultan an ihrer Liebe zweifelt, sagt sie, dadurch gekränkt, ein Paar Worte zu seiner Beruhigung die sie mit einem Blikke begleitet, in dem, wie in den Worten, wahrer, inniger Ausdruk der Liebe herscht. Für Konversazionsstükke ist sie nicht; hier fällt sie ins Deklamirende, und ein listiges, munteres Mädchen, wie z. B. die Miß Rusport im Westindier, verfehlt sie gänzlich. Ihre Figur ist schön, aber für ihre Rollen fast zu groß.

Madam Stephanie bleibt immer noch ein sehr schönes Weib, und aus dieser Ursache sehr brauchbar für die zweiten Liebhaberinnen. Ihr Spiel ist ohne grosse Kunst, aber doch mit Feuer und Leben.

Madam Weidner, ehemalige Huberin, ist eine vor diesen sehr bekante und bewunderte Schauspielerin. Sie agirt altmodig, nach der Henselin Art, überschreiet sich oft, bleibt jedoch für die komischen Mütter, worauf sie ihre Jahre nun lediglich einschränken, nicht zu verachten.

Madam Nouseul kennen wir, und wissen, daß sie für zärtliche Mütter und diejenigen Karaktere, wozu kein

starkes, heftiges Spiel gehört, gut zu gebrauchen ist. Hier sieht man sie nur in den ältlichen Rollen, die allerdings ihrer Figur anpassender sind, und die sie auch fein herausbringt. Daß man aber ihren Mann nur um ihrentwillen beibehält, scheint mir jedoch höchst ungerecht. Im Konversazionston übertrift er sie, wie mir dünkt, um ein Grosses.

Madam Brockmann macht als Kupplerin, alte schwazhafte Kammerjungfer, abgelebte Kokette, und in den übrigen Rollen der Art, ihr Sachen sehr gut.

Madam Stierle ist die Soubrette. Mit diesem Karakter ist seit 12 Jahren eine grosse Verändrung vorgegangen. Unsre ältere Dramatiker hatten völlig die französische Kammerjungfer beibehalten, die freilich nie zu unsern Sitten passen wolte. Lessing fing an sie zu verfeinern, und machte aus seiner Franziska eine Art von Geselschafterin. Die Neuern, Bock und die übrigen Umarbeiter der Engländer und Italiener vergröberten, oder vielmehr vereinfältigten sie um ein Gutes; und wahr ist's, daß so der Karakter mehr einheimisch wird, auch sich im Ganzen besser für unsre Schauspielerinnen schikt. Für diese lezte Gattung ist Madam Stierle nicht uneben.

Von der Operette muß ich Ihnen doch so viel sagen, daß nichts Steiferes, Hölzernes, Marionettenmässigeres gedacht werden könne, als die Akzion dieser Leute. Ich begreife nicht, warum man die Operetten nicht in Konzerte verwandelt. Herr Adamberger, der erste Tenorist, hat in London und mehreren Städten Italiens mit grossem Beifal gesungen. Ich glaube, das heißt genug zu seinem Lobe gesagt; aber er scheint mir doch auch im Singen wie im Agiren ohne Seele zu sein. Herr Fischer, der sonst in Mannheim war, ist bekantlich der erste Bassist Deutschlands, hat auch noch, nach Günthern, das meiste Spiel. Dieser Günther ist eben der, der in Hannover so oft den Jobsen Zeckel vorstelte, und kein übler Possenreisser.

Ma-

Madam Lange, ehemalige Mademoiselle Weber, die prima Donna, hat eine sehr angenehme Stimme, die aber fürs Theater zu schwach ist. Mademoiselle Cavalieri ihre ist ungleich stärker, aber ganz besonderer Art; sonst ist sie fürchterlich häßlich, hat nur ein Auge ꝛc. und beide spielen zum Erbarmen. — Mademoiselle Teyber, die dritte Stimme, spielt am besten von den Weibern. Madam Weiß singt nichts nuz, hat etwas Spiel, aber ohne Verstand, wird jedoch, weil sie ein schönes Weib ist, von den Wienern in der Rolle der schönen Schusterin angehetet. Ausser diesen sind noch eine Menge beiderlei Geschlechts da. Sie sehen also, daß es in der Operette, so wenig wie in der Komödie, an Personen fehlet. Nach Ostern sol Glücks Iphigenie en Aulide im Deutschen gegeben werden. —

Neben dem Nazionaltheater gab es noch eine Kinderkomödie, die mit einer elenden französischen Truppe abwechselnd spielte. Herr Müller hatte diese Entreprise, die das Gute hatte, daß die meist von der Strasse aufgeraften Kinder unter seiner Aufsicht auch in gemeinnüzigen Sachen unterwiesen wurden. Von der Seite ists ein Verlust, und nicht von Seiten der Kunst, daß diese Truppe, weil ihr Direkteur ansehnlich eingebüsset, aus einander gehen muß. Die Kinder, worunter doch schon grosse waren, hatten einmal eine falsche Wendung, heulten, zierten sich gewaltig, und schwerlich hätte die Kunst viel durch sie gewonnen.

In einer Vorstadt spielt die Badersche Gesellschaft. Diese Bühne ist ganz im Geschmak der *Theatres des Boulevards*. Das gemeine Volk drängt sich haufenweise hin, um den Hanswurst zu bewundern, der nur seinen Namen und seine Jakke ausgezogen, und dort Kasperle heißt. Der Hanswurst spielt wie ein Hanswurst, theils in selbstgemachten, theils in veränderten Stükken; das Uebrige ist unter der Kritik. Man sieht, daß man Unrecht that,

den Hanswurst verbannen zu wollen; denn wenn er gleich in Deutschland nicht zu Hause ist, so hat er doch vom Pöbel das Indigenat bekommen, und wird sich gewiß bei diesem, nur mit unbeträchtlichen Veränderungen, wieder eindringen.

4.

Schluß der Reise über die schwäbische Vorderalp.

(Siehe im vorigen Stük S. 442.)

Komt man das Städtchen hindurch, so reiset man auf der Strasse durch das fruchtbare Filsthal, in das Herzogthum Würtemberg, das 2 grosse Stunden unter der Stadt anfängt. Zur rechten Seiten aber ziehet sich ein Weg nach Eibach, wo der regierende Graf v. Degenfeld ein ansehnliches Schloß zu seinem Aufenthalt erbauet, und einen angenehmen Garten angelegt hat. Mein Entschluß war, von Eibach wieder auf die Alp zu steigen. Aber weil von der gräfl. Herschaft niemand im Orte war; so nahm ich den Weg nach Steten. In Geißlingen glaubt man in der größten Tiefe des Thales zu sein. Aber gegen Steten hin komt man auf dem Wege noch immer tiefer, bis zu der kleinen Brükke, welche über die Eibe geht. Ehe man zu dieser komt, hat man eine angenehme Aussicht in 5 Thale; das Eibacher- Lingen- Fils- Wiesensteiger- und Geißlingerthal, die alle mit hohen Bergen eingeschlossen sind, auf denen dikke Wälder aufwachsen. Aber auf der kleinen Brükke steht man wie in einer Höle. Der Himmel oben, etliche Ruthen um sich herum grüner Boden, und unter sich ein lieblich rieselnder Bach, die Wonung der lekkerhaften Forellen, die hier, wie die Wonung eines Einsiedlers in grossen Wüsteneien, den Vor-

beigehenden zu einem Stillestehen lokken. Sie spielen frölich in dem klaren Kieselbache, und befärben mit ihren blauen und goldenen Spiegeln das helle Wasser. Langsam schleicht izt der Fisch über das Wasser hin, erhebt sich aus der kleinen Tiefe, als rief er: da sieh mich! aber mit einem schnellen Schusse entfernt er sich weit, als wüßt er, daß der freundlich scheinende Zuschauer oft sein Räuber und Mörder sei. Ein ungesehen auf mich zukommender Mensch störte meine Ruhe, diente mir aber zum Leiter auf einem mir unbekanten Wege. Es war ein *) Mader, der mit seiner Säges ins Lingenthälchen ging, und mir den Weg nach Steten wies.

Wenn man den Berg vor sich siehet, den man hinaufsteigen muß; so wird es dem Wanderer bange. Aber der Weg zieht sich so quer über den Berg hin, daß er von seiner Steile viel verliert, und almälich doch auf die Höhe bringt. In der ersten Höhe des Berges siehet man links neben sich in das kleine Lingenthal hin, das von einem verstörten Schlosse am Ende desselben den Namen hat, und vom Tögelberg und Stetener Berge gebildet wird. Das taktänliche Rauschen der mähenden Säges durch das dikke Gras, und das **) Anschlagen des Sägeswezers und das Zischen des Wezsteins erfülten das Ohr, und dem Auge gaben die geschäftigen Menschen in der Tiefe, klein wie Kinder, neben den zerstreuten Hütten im Thale, und die besonneten Wälder und Büsche auf dem Berge, und die leeren Holzransen ***) zur Seiten mit Holzstößen

*) So heissen die Taglöhner, welche auf den Wiesen (Mädern) mit ihrer Säges, (anderer Orte Sense) das Gras abmähen.

**) Die Säges tangeln nennt der Bauer die Arbeit, wenn er mit einem Hammer die Sense klopft, daß sie schneidig wird.

***) Holzranse, Holzschleife, Holzbahn, sind von Bergen herab breite Wege von Holz ausgehauen, auf welchen man

stössen besezt, neue Anblikke. Endlich rieselte neben mir eine Quelle. Mitten auf dem Berge quillt sie aus harten Felsen hervor, und fließt, izt unschädlich, in den Gleisen am Wege herab. Aber im Winter thürmt sich das kleine Wasser in hohe Eisschollen auf, jedem Menschen und Vieh auf diesem Wege gefährlich. Der Bauersmann, der den Berg herab seinen Wagen führet, muß mit einer Axt das Eis durchhauen, um nicht von dem glatten Eise über das jähe Thal herabgestürzt zu werden. Ueber die Quelle hin wird der Berg steiler, die Felsen grösser, und der Baum höher und stärker, bis man durch den Wald auf die obere Höhe komt, und reiche Fruchtfelder um sich herum siehet.

Ich war schon eine Stunde auf dem Felde, und hatte noch keinen Sonnenblik gefühlt; hier fielen die ersten Stralen auf mich. So angenehm es sich im kühlen Morgen den Berg herauf stieg, so erquikkend war izt das Sonnenfeuer. Empfindlich kalter Nordwind wehete von der Seiten her, der dem Arbeiter im Schatten den Wunsch machte, Handschuhe zu haben. Die höher werdende Sonne milderte seine frostige Kraft, und den Wanderer zwischen den Feldern schüzte der hohe und dichtstehende Roggen. Zwischen diesen Winterfeldern gieng ich langsam daher, unvermögend die grossen mit Roggen, Korn, Gerste und Esparset angeblümten Feldfluren zu übersehen. Der lezte zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Der Akker war erst ein Jahr damit angeblümt, und nicht von fremden, sondern selbst gezogenem Saamen gebaut. Da ich schon oft meine Verwunderung gegen einige Feldleute äusserte, daß sie nicht lieber aus inländischen Saamen Klee ziehen, als das Geld dafür ausgeben: so war die gewönliche Entschuldigung, der Klee aus eigenem Saamen tauge nichts,

man das Holz in das Thal herabwirft, und das Reissig an Seilen herabschleift.

er werde mager, gehe bald aus, und stäude sich nicht dichte genug, und Esparset werde hölzern, und bekomme Stacheln, welche im Futter dem Viehe schaden. Ich sah keinen dieser Fehler weder an diesem noch an andern Kleefeldern. Und solte auch die Furcht, daß er nicht 15—20 Jahre daure, gegründet sein, was schadets? So lange mit einerlei Art Gewächsen angebaute Felder geben ja doch den Nuzen nicht, den die Abwechslung gewähret. Aufmerksam machten mich auch die zwischen den Feldern aufgeworfenen Steinhaufen. Wie Hügel waren da Steine aufgehäuft, welche der fleissige Bauersmann von seinem Akker aufgelesen, und da zusammengebracht hatte. Nach und nach überwachsen die Hügel und nähren dichte Wachholder- und Hambuttengesträuche, die ihm in vielem Betracht Nuzen verschaffen.

Der Fleiß des Landmanns, welcher der langsamen Natur auf diesen kalten Höhen nach Kräften zu Hülfe komt, und sie zu seinem Nuzen auf alle Art wirksam machet, freute mich sehr. Aber wie erstaunte ich, als ich nahe am Dorfe Steten aus den fruchtbaren Feldern auf unangebaute Pläze kam! Ganz betroffen stund ich auf einmal, da ich den ganzen Fluch Gottes: Dornen und Disteln sol dir dein Akker tragen, hier auf diesem Boden schreklich erfüllt sah. Dichte und hoch wie Gesträuche stunden die Aekker damit bewachsen, eben die Aekker, die nach der sprüchwörtlichen Redart der Leute daherum, den Rauch des Dorfes schmekken, das heißt, wegen ihrer Nähe am Dorfe vorzüglichen Anbau und Sorgfalt geniessen, und am schönsten stehen solten. Die Disteln waren an manchen Orten so häufig, daß kein anderes Unkraut vor ihnen aufkam. Das waren Brachfelder, die ein Jahr lang ungebaut bleiben, um auszuruhen, und sodann mit gesparter Kraft neuen Fruchtsegen hervorbringen sollen; als ob die hohen und masten Kronendisteln nicht mehr Säfte aus dem Boden zögen, als Weizen oder andere Frucht!

Da überdies die Disteln und alles andere Unkraut in dem ungebauten Felde frei wuchern kan; so machet es entweder dem Landmanne im künftigen Jahre viele Mühe, es auszureuten, oder geschiehet dies nicht; so hindert es das Aufgehen des Saamens, die Bestokkung und den Fortwachs, daß der Akker mehr Unkraut, als gute Früchte bringt. Aber wer wil die schädliche Brachäkker abbringen, wenn nicht eine ganze Aenderung im Feldbau geschieht? Ich hatte nun auch jenseit dem Dorfe keine bessere Aussicht, als über solche öden Brachen, bis mir auf einmal ein herlich schön ganz überwachsenes gelbes Feld in die Augen fiel.

In der Ferne glaubte ich, es wäre gebauter Rebs, weil mir gesagt wurde, daß um Geißlingen herum ein Versuch mit dessen Anbau gemacht würde. Aber ich betrog mich sehr. Das ganze Feld, etliche Jauchert groß, war mit nichts als Rahrien angefüllt, die, so viel ich wüßte, keinen andern Nuzen, als Vergnügen dem Auge schaffen. Da ich diesem Felde nachging, war ich einigen Buchbäumen nah, welche einzeln da stunden, und in der Sommerhize dem weidenden Viehe mit ihrem Schatten Erquikkung geben. Sie stehen am höchsten in der ganzen Gegend herum. Ich erwartete also eine vortrefliche Aussicht. Und gewiß hätten nicht die Dünste den Luftkreis verdikket, und dem Auge enge Grenzen zur Aussicht gemacht, ich würde auf dieser Höhe, einer der beträchtlichsten auf der ganzen Alp, vieles Vergnügen geschöpft haben. Das sind eben die Buchen, welche man in Stuttgard, wenn man beim Thore herausgeht, in einer Ferne von 12 Stunden wahrnimt. An dieser Stelle übersiehet man bei heiterer Luft einen grossen Theil der würtenbergischen oder hintern Alp. Hin, über das Donauthal, ost-süd- und westwärts, siehet man alle hohe Gegenden, Berge und Wälder, und auch noch die majestätischen Alpen. Mir war diese Aussicht nicht vergönt, ich verließ die Stelle,

und bereitete mich, weiter den Berg hinab, durch eine der schauervollesten Gegenden, zu wandern, klettern oder kriechen, wie es die Noth erfordern würde. Durchs Roggenthal wolte ich nach Steinenkirch.

Bei dem Anfang des Gehölzes, durch welches ein schmaler Fußsteig ins Thal führt, ergözte mich noch eine bei uns sehr gewönliche Frucht, Heidekorn, welches hier Wildkorn heißt. Rothe Blüte bricht schon aus den Knospen hervor. Unter diesem Akker fing der Steinweg an. Glatte Felsen und zersplitterte Steine sind der Weg, den hier ein Loch, dort ein Strauch, da ein Baumast unterbricht, bald jäh in eine Gruft hinab, bald einen Felsen hinauf. Zur einen Seite dichter, hoher, den Himmel verbergender Wald, zur andern überschattete Hölen, deren Tiefe mir nur der dumpfe Schal des hinabrollenden Steines verrieth. Da sah ich auf Gottes Welt nichts mehr auf allen Seiten als Felsen, Steine, Bäume und Dunkelheit. Das Tageslicht blinkerte nur durch die ob mir schwebenden Bäume, durch welche ich manchmal den Himmel erblikte, aber nicht mehr davon, als ein Gestirn daran Raum einnimt. Hoch im Walde zwitscherte etwa ein Vögelchen, das einzige lebendige Geschöpf, das sich regete. Selbst der Wind, der in der Höhe stark wehete, drang nicht in diese Tiefe, die schwerlich je ein Fremdling betrat. Der Jäger mit seinem Horn mag der einzige frohe Mensch sein, der durch diesen Fußsteig wandelt, wenn ihm das rund umher schallende Echo antwortet, und sein Hund ein Wild aufspürt. Nach einer Viertelstunde öfnete sich die Aussicht am Himmel, aber das Thal war noch nicht erreicht. Doch war nun Licht auf dem Wege, und sicherer Pfad vor mir, der durch ein offenes Gehölz zur unten stehenden Mühle leitete. Wie froh war ich, da mir eine zwar ferne, doch verständliche Menschenstimme ins Ohr schallete. Aus dem tiefen Thale tönete sie, und sang frölich dem auch in Einödden sichtbar gegenwärtigen

Gott

Gott ein Morgenlied. So kam ich endlich ins Roggenthal hinab.

Die Eibe, ein kleines Wässerchen, das hinten im Thale bei Treifelhausen entspringt, schleicht langsam in einem engen Graben daher, und treibt einige Mühlen. Das Thal ist sehr schmal, ein schöner Tobel, längshin von gesunden Wiesen grün, die von der Eibe Wässerung bekommen. Zu beiden Seiten sind hohe Waldungen, vol gesunder grosser Eichen und Buchen, unter denen sich hier und da mitten im Walde alte graue Felsen hoch erheben, und durch ihren Hang einen schreklichen Fal drohen. Furchtbar schön ist diese Gegend; schauervolles, schwarzes Dunkel, vom Schatten der Felsen und der benachbarten Berge erhöht, dekt die Mitte des Gebirges. Auf den obersten Bäumen spielten die Sonnenstralen, und brachen sich oft an den Felsenthürmen. Und unten am Fusse des Berges liegen die schmalen aber bunten Wiesen. Wenn der Mensch aus dieser Tiefe die Bergwaldungen und Felsen hinauf ansieht, wie verächtlich klein ist er gegen diese Naturriesen!

An der hintern Mühle, bei welcher man aus dem Bergwalde herabkömt, gehen 2 Wege den Berg hinauf durch dikke Wälder nach Steinenkirch, der eine hinten bei dem alten Schlosse Ravenstein, der andre gleich bei der Mühle vorwärts. Den lezten wählt' ich, weil er gangbarer ist, und einem eher jemand begegnet, der vor Irrgehen bewahrt. Man braucht wol eine halbe Stunde, bis man den ziemlich gähen Berg hinaufkomt, der, ungeachtet keine Sonnenhize durch die dikbelaubten Bäume dringt, doch vielen Schweiß macht, und, zumal wenn man schon eine Strekke gewandert hat, sehr ermüdet. Aber die mütterliche Natur hat für den müden Pilger auf diesem Wege wohlthätig gesorget. Mitten auf der Steige hat sie einen Felsen geschaffen, der eine bequeme Ruhebank ist, auf der gewiß jeder Wanderer, der diesen Berg

 her-

heraufsteigt, ausruhet, neue Kräfte holt, und dem gütigen Vater dankt. Mit Lust siehet man auf dieser Felsenbank die grosse Tiefe hinab, aus der man mühsam und gebeugt sich heraufgearbeitet hat, siehet unter sich die steilen Felsen, die im Thale in die Wolken zu reichen schienen, und erstaunt über den Wuchs der Bäume, die auf manchem solchen Felsen Wurzel gefaßt haben. Komt man endlich den Berg hinauf, und aus dem Gehölze hervor: so siehet man Steinkirch vor sich. Vom Bergsteigen erhizt, erschüttert man sich auf dieser kalten rauhen Alp heftig, wenn keine Sonne scheint, und ein Wind bläst. Ob es gleich schon 8 Uhr war, so wehete mich doch ein so kalter Nordwind an, daß ich aus allen Kräften ins Dorf eilete.

Die Häuser sind darinnen alle mit Stroh gedekt, und die Seitenwände von Brettern; vor jedem Hause lagen ganze Beugen von Holz und *) Wellen, und grosse lange Bäume, die von dem Ueberflusse an Holz in diesen Gegenden zeugen. Die Akkerfelder stunden dikke und fett, und geben dem fleissig gewordenen Bauersmanne reichliches Brod, das aber erst seit etwa 30 Jahren. Vor dieser Zeit waren die Inwoner daherum arm und dürftig, und ewige Schuldner an den herschaftlichen Abgaben. Sie lernten seitdem den Gebrauch des Mergels kennen, den die Natur häufig auf diese Alphöhen gelegt hat, und damit die Felder sowol vor der Kälte schüzt, die vom September an bis in den Mai hier herscht, als auch denselben dadurch neue Kräfte zum Wachsthum der Pflanzen ertheilt. Diese Mergelsteine holt nun der eine mit dem Pfluge aus der Tiefe seines Akkers herauf, der andre gräbt sie aus Gruben, und bestreut damit seine Aekker. Wenn ein Fremder diese Steine auf den Feldern

*) Wellen ist hier zu Land der Name der Reisholzbüschel.

dern erblikt, so vermutet er die unfruchtbarste Gegend; aber die Leute erndten 20 und 30fältig ihren ausgestreuten Saamen.

Im Dorfe nahm ich einen kleinen Einkehr im Pfarrhause, wo ich einen Vikar antraf, der mir vieles Vergnügen machte. Es giebt endlich schon Landgeistliche in diesen Gegenden, welche die Werke der Natur ihrer Aufmerksamkeit wert achten. Aber wenn man einen Mann findet, der eine Samlung der um ihn herumliegenden Naturgeschenke machet; so schaft dies einem Liebhaber innige Freude. Dieser junge Mann, der nun etwa ein Jahr in diesen Gegenden lebt, hat Schmetterlinge, Holzarten, und Vogeleier mit ihren Nestern zu sammeln angefangen. Die Samlung der einheimischen Hölzer ist schon sehr volständig, und mit Samlung der Eier hat er einen glüklichen Anfang gemacht. Sein Eifer verspricht auf die Zukunft sehr vieles. Während meines kurzen Aufenthaltes bei diesem Manne ritten wir beide unsre Stekkenpferde sehr mutig. Der gute alte blinde Herr Pfarrer hörte uns zu, lachte aber herzlich unsrer Kindereien, daß Männer mit solchen Spielwerken, wie er sagte, die edle Zeit vertändeln können. In ihrem Alter, sprach er zu uns, war meine Freude der grosse Chemniz, der tiefgelehrte Buddeus, der fromme Spener, und solche Leute. Er rühmte dabei vieles von dem Studium der Pastoraltheologie, der Polemik, Patristik ꝛc. Wir konten indessen unter dem Lesen seines Kollegiums bequem die Schönheiten der vor uns liegenden vollen Nester beschauen; denn er sah uns nicht. Es war mir leid, daß ich meinen Mittagtisch anderswo bestelt hatte. So aber mußte ich aufbrechen, um noch nach Rötenbach zu kommen.

Dahin geht der Weg fast in gerader Linie nordwärts. Biemenkirch ist noch der einzige Ort, den man antrift, ein grosser, volkreicher, aber nicht sehr wohlhabender Flekken,

der den vormals sehr reichen Grafen und Baronen v. Rechberg gehört, und katholisch ist. Er stund sonst in dem üblen Rufe, daß man da allerlei Gesindel Unterschleif gebe; aber nun ist es nicht mehr so. Ueber dieses Dorf hinaus, wenn man bei der auf dem Felde stehenden Kirche des heil. Patrizius vorbei ist, fänget eine 2 Stunden lange fast ganz unfruchtbare Heide an, durch die man oft ohne Fußpfad den Weg suchen muß. Mager und dürre stund auf dem ausgebranten Boden ein niederes Gras. Grosse Striche bedekt die Rahnenpflanze, die sie hier Veitsblume nennen. Dürres Heidekraut schattirt zwar wol neben dem hellen Gelb, aber es macht dem Auge Unlust, und die ganze Strekke Felds schaffet der Seele wenige Freuden. Eine geringe Anzal kleiner unansehnlicher Pferde, und eine Heerde Kühe, mager wie jene in Egypten, welche die Theurung verkündigten, weiden ganz allein auf dieser grossen Strekke Felds. Es führt den Namen Rauhfeld mit Recht; könte aber durch Menschenfleiß eben so nuzbar werden, als die sonst noch elendere Gegend, auf welcher Rötenbach stehet, geworden ist.

Dies war vor Zeiten ein einsames geringes Jägerhaus, das seines Alters halben baldigen Einsturz drohte. Die Stadt Ulm, welcher es samt dem grossen Kolomannswalde gehört, ließ durch ihren Bauinspektor ein neues Haus bauen, und dieser stelte ein Gebäude hin, das einem Ritter- oder gräflichen Schlosse gleicht. Seit einigen Jahren sind die darzu gehörigen Felder in 3 Bauerngüter vertheilt, von welchen 2 Theile den da angewonten 2 Bauern, der 3te aber dem Forstmeister gehört. Sie liegen auf der rauhesten Alp, von Morgen, Abend und Mitternacht von dikken und noch hohen Waldungen umgeben, und die warme Luft von Süden, die über höhere Gebirge, als diese Felder liegen, herweht, streicht darüber hin. Doch hat sie der fleissige Pflug und kluge Anbau der Menschen zu guttragbaren Feldern umgeschaffen.

Der

Der Forstmeister selbst ist ein denkender Oekonom, der alle Verbesserungen anbringt. Bei ihm sah ich eine Walze, die einzige, die man weit und breit in Schwaben findet, womit er dem leichten Boden eine Festigkeit giebt, daß ihn der Wind nicht von den Wurzeln der Pflanzen wegnimt. Pflüge und Eggen sind nach Beschaffenheit des Bodens eingerichtet. Ausser den gewönlichen Landgetreiden hat er den amerikanischen Weizen und Roggen versucht, und wird nun ihren Anbau vergrössern. Tabak ist das nächste, wovon er eine Probe machen wird. Mit Mohnsaamen von fünferlei Art hat er Versuche gemacht. Erdverbesserungen durch klugen Gebrauch des Gipses und Mergels, durch Vermischung der Erdarten und vernünftige Düngung macht er von Jahr zu Jahr. Das größte Vergnügen machte mir seine Baumzucht. Mitten im Reichtume des Holzes, das hier von so wenigem Wert ist, daß alles nur verkohlet wird, sorgt der Mann auf die Zukunft, und hat Eichen, Farren und Tannen angesäet. An allem Nadelholz war bisher in diesen Gegenden Mangel. So viel desselben jenseits der Donau angetroffen wird, so wenig wächset davon auf diesen Alpgegenden. Es wird also vorteilhaft sein, wenn sein gesäetes und gesund aufwachsendes Nadelholz einen glüklichen Fortwachs gewinnt. Nur Schade ists, daß dieser Landökonomieverbesserer in dieser einsamen Gegend wont, wo er von dem Landmanne nicht gesehen und bemerkt wird. In einer andern Gegend, wo seine glüklichen Versuche und Verbesserungen dem Landmanne in die Augen fielen, würden seine Nachbaren unvermerkt seine vernünftigen Grundsäze annehmen; denn dies ist der Weg zum Unterrichte für den Bauren, der gern glaubt, was das Auge sieht.

Von Röthenbach geht der Weg nach dem an das würtembergische Amt Heidenheim grenzende erste ulmische Dorf Altheim, eine kleine Strekke durch den Kolomannswald, bei der Kolomannskapelle vorbei. Sie steht auf der Mittagseite des Waldes, auf der Höhe, und fällt schon auf dem

dem Wege von Biemenkirch eine gute Zeit in die Augen. Die Baronen von Rechberg haben sie erbaut; und als sie den Wald an die Stadt Ulm verkauften, behielten sie sich das Eigentumsrecht dieser Kirche, und ihren uneingeschränkten Gebrauch vor. Dieser besteht meistens darin, daß am Pfingstmontage ein grosser Umgang um dieselbe gehalten wird, da man zugleich Pferde mit allerlei Krankheiten behaftet um sie herumführt, und den heiligen Kolomann, den berümten Patron der Pferde, bittet, daß er sie gesund mache, und vor Unfal bewahre. Zu andern Zeiten hatte dieser Heilige grosses Ansehen; seine Kirche pranget mit vielen alten Denkmaalen der Dankbarkeit für seine erteilte Hülfe. In neuern Zeiten geht es ihm aber, wie seinen Nachbarn, dem heiligen Patrizius bei Biemenkirch, und dem heil. Bernhard auf dem Bernhardsberge gegen Gmünd. Vormals hatten sie viele andächtige Besuche, und wurden reich. Nun müssen sie meistens vom Gewonnenen zehren; doch hat der heilige Kolomann noch immer die Ehre, daß an dem benanten Tage eine Walfahrt zu ihm geschiehet.

Nahe bei seiner Kirche komt man den Berg herab wieder in das rauhe Feld, das auf diesem Wege nach Seenstätten eben so wüste ist, als von Biemenkirch her. Nicht einen Vogel sah oder hörte ich auf dem ganzen Wege, der doch bei 2 Stunden durch diese Heide geht. Alles, was meine Aufmerksamkeit an sich zog, waren die grossen und vielen Erdfälle. Es sind grosse tiefe Kessel, die oben im Diameter 4. 5 und mehr Ruthen breit sind, und sich in der Tiefe konisch zuspizen. Manchmal sind viele solche Erdfälle beisammen, meistens aber sind sie in einer Entfernung von einander. Fern vom Wege hin hat sich in mehrern solchen Gruben Wasser aus der Tiefe gesammelt, daß es einem Weiher gleicht. Das unterirdische Wasser auf dieser Höhe verräth sich auch in einigen Gegenden dieser Heide, zumal in der Nähe bei Rötenbach, durch den morastigen Boden, und durch das Schwanken der Erde,

de, wie im Torflande. Ausser diesen Wassern findet man auf dieser Alp, so viel ich weis, keines.

Dieses Rauhfeld endigt sich endlich eine kleine halbe Stunde vor Seenstetten, da man durch ein angenehmes Gehölz kömt. Hier sah ich einmal wieder Menschen, die mir auf dem ganzen Felde, von Biemenkirch bis hieher, nicht unter Augen gekommen waren. In solchen Einöden empfindet man erst den Wert der menschlichen Geselschaft. Der Unbekanteste ist einem wie ein Engel Gottes. Das Oede in der Natur, und die Ungewisheit, wohin man wallet, macht fliegende Füsse, um bald wieder Menschen zu sehen. Aber die ich da im Holze mit Reismachen beschäftigt fand, waren mir wenig nüze. Kaum erhielt ich von ihnen die Versicherung, daß ich auf dem rechten Wege und bald in Seenstetten sei. Auch meine Zudringlichkeit, durch allerlei Fragen sie zu einem Gespräche zu bringen, war vergebens. Emsig mit Augen und Händen bei ihrem Geschäfte waren alle ihre Antworten: ja, nein, ich weis nicht. Ich ging also meines Weges, und stieg über eine jähe Felsensteig bergauf bergab nach Seenstetten.

Kaum war ich wieder aus dem Hohlwege auf die Höhe gekommen, so ragten schwarze rauchige Strohdächer gegen mir her, die mir einen häßlichern Anblik machten, als die verbretterten Wände in Steinekirch. Doch fand ich, wie ich in dieses erste würtembergische ziemlich grosse Dorf hineinkam, daß es anfange verschönert zu werden. Nach einem herzoglichen Befehle dürfen keine neue Häuser mit Strohdächern mehr erbaut werden. Es fanden sich auch schon manche recht gut gebaute neue Häuser mit platten Dächern. Hier fängt wieder eine angenehmere Gegend an, abwechselnd mit fruchtbaren Feldern, und kleinen Gehölzen auf Ebenen und über kleine Berge. Die Aussicht wird freier, bald in fruchtbare Thäler, wie das Stubenthal ist, das sich von Heuchstetten bis an die Brenz ostwärts erstrekt, bald über weite schön angebaute

Ak-

Akkerfelder. Und komt man in ein Gehölz, so ist es nicht mehr mit dikker Finsterniß bedekt; man siehet durch die Buschleeren Wälder manchen Haasen und Reh flüchtig durchspringen; die leichten Winde spielen auf den Wipfeln der Bäume, und machen ein liebliches Geräusch, und die durchscheinende Sonne färbt die grünen Blätter angenehm lichtgelb, und malt zwischen den in einander geschlungenen Schatten allerlei Gestalten. Unvermerkt kam ich auf diesem Wege nach Gerenstetten.

Dieser Ort ist ein volkreicher, grosser, nahrhafter würtembergischer Flekken. Er hat 2 Kirchen, von welchen die eine ganz neu erbaut ist, mit gutem Geschmak, ohne verschwendrische Zierrat, und doch schön. Die Anzal der Menschen in diesem Orte ist 1086. Der Bürger sind 230. An Feldern haben sie 4000 Jauchert. An Hornvieh sind 500 Stükke, der Schafe 900, und 80 Pferde. Die mitlere Zal der Gebornen ist 50, der Gestorbenen 40. Der Ueberschuß der Gebornen im vorigen Jahre war 15, und doch ist die Gemeine nur um 1 Seele gewachsen; weil nemlich der geringe Fruchtpreis den Unterhalt des Gesindes auf dem Lande erschwert, daß 14 Knechten und Mägden von ihren Bauren der Dienst aufgekündet wurde. — Ein kleiner Beitrag zu dem Beweise, daß zu grosse Wolfeile einem Lande eben so nachteilig ist, als zu grosse Theurung. Und ist die Wirkung des so niedrigen Fruchtpreises so merklich an nahrhaften Orten, wie groß muß sie sein, wenn der Ort gering und arm ist?

Auf der Morgenseite des Flekkens ist ein Ziegelstadel, welcher die umherliegenden Orte mit rothem Zeuge, nemlich Ziegeln, Blatten, Steinen und mit Kalch versiehet, und izt, bei den algemein verbotenen Strohdächern, seinem Besizer genug Arbeit und Einkommen giebt. Der Meister ist ein Mann, der die Welt gesehen, und viele Länder von Europa durchreist hat. Auf sein Zureden haben die Inwoner nahe beim Ziegelstadel eine Windmühle er-

erbaut von 3 Gängen. Das Werk kostete beinahe 3000 Gulden, steht aber zum Unglükke nun unnüz da, weil niemand das Mahlwerk auf solchen Mühlen versteht. Der Plaz, auf welchem sie steht, ist eine der höchsten Gegenden auf der ganzen Alp, daß man in das mittägige Schwaben, und gegen Norden die Waldungen und Berge am Ramsthal gegen Gmünd, und jene Buchen bei Steten sehen kan. Wegen des Regens konte ich aber auch diese Aussicht nicht benuzen.

Von diesem Orte nahm ich einen kleinen Umweg nach Heldenfingen. Es ist eine gute Stunde dahin. Die Felder sind fruchtbar, aber zu viel, als daß sie von den wenigen Dörfern alle gebaut werden könten. Es liegen viele hundert Jauchert Akkers ungebaut da. Solche ungebaute Aegeten nennen sie da herum Almende. Sie nehmen so grosse Bezirke ein, daß ein zalreiches Dorf zu ihrem Anbau erfodert würde. Es waren auch vor Zeiten zwischen Greenstetten und Heldenfingen zwei beträchtliche Weiler, Immenstetten und Kürgenstett, welche nach der Erzälung der Leute im dreissigjährigen Kriege verwüstet wurden, und seitdem öde liegen. Vielleicht daß die Vorsicht des Herzogs, der bekantlich sehr vieles auf die Landökonomie hält und verwendet, ein neues Dorf in diesen weiten fruchtbaren Gegenden anbaut. Wie leicht wäre es auch, neue Inwoner, in einem Lande, wie Schwaben ist, zu bekommen, da so viel Menschen aus demselben in fremde Länder ziehen? Bei dem izigen Ueberflusse an Feldern hat mancher Bauer so viele Jauchert Akkers, daß 3. 4 Bauren daran genug hätten. Der Wirt in diesem Orte besizt über 250 Jauchert.

Da ich an diesem Orte ankam, war eben Kirchenvisitation, welche alle Jahre in dieser Gegend der Spezial von Heidenheim, unter dessen Diözes sie gehört, halten muß. Nach gehaltenem Gottesdienste berichtet der Pfarrer des Orts von dem Zustande seiner Gemeine, der Zal der Inwoner, der Gebornen, Gestorbenen und Verehlichten,

von

von der Schule ꝛc. Gottesdienste, wann und wie er gehalten wird, besonders muß er die Ursachen anzeigen, wenn etwa ein Gottesdienst ausgesezt blieb. Man fragt ihn nach der Beobachtung der Polizei im Orte, und von allem diesen werden sodann auch der Amtmann, Gerichtspfleger und Schulmeister befraget. Sehr weislich, nach meinem Bedünken, wird auch nach dem Privatstudiren des Pfarrers geforscht. Auffallend aber war mir, daß ein Pfarrer auf der hintern Alp unlängst einen Verweis bekommen haben sol, weil er ein Liebhaber des Studii meteorologici ist, und seine Beobachtungen durch die Zeitungen bekant gemacht hat. Für gewiß wurde mir dies erzält, ob ich gleich kaum begreife, daß in unsern Tagen dergleichen geschehen kan. Denn wer ausser den Landgeistlichen kan bessere und richtigere Wetterbeobachtungen machen? da ihnen ihre Geschäfte Musse und Zeit, und ihre Wonungen die beste Gelegenheit dazu geben.

Von Heldenfingen liegt keine halbe Stunde weit ein Thal, so das Hungerbrunnenthal heißt, von einem solchen Brunnen, der zu Zeiten darinnen fließt, zu anderer Zeit aber vertroknet ist. Er liegt an der Grenze des würtembergischen Amtes Heidenheim und der ulmischen Herrschaft. Um diese Zeit floß der Brunnen seit dem Hornung, aus einem Kessel, der, wenn er trokken ist, 3.4 Schuh Tiefe und im Diameter eine Breite von etwa 10 hat. Gegen Morgen ist ein Graben gezogen, der im Thal fortgehet, und in die Lonthel, etwa 2 Stunden weit, reicht. In diesem Graben strömt das Wasser aus dem Hungerbrunnen; aber diesmal fasset er nicht alle das Wasser, das hervorquilt. Es fliesset noch in 3 andern Bächen ab, und wässert das Thal, daß es herlich grünet. Das Thal ist eng, etwa 100 Schuhe breit, südlich und nördlich mit hohen Bergen umgeben. Von diesen schiessen die Regen- und Schneewasser wild herab, daß grosse, weite Löcher im Thal gerissen werden. In diese versenkt sich das Wasser, und sammelt sich in den unterirdischen Gewölben, bis sie

von

von dessen Menge so angefüllt werden, daß sein Ueberfluß hervorbricht. Was man in andern Gegenden von dergleichen Brunnen saget, das hört man auch hier. Doch hat mich niemand die traurige Weissagung von einer zu befürchtenden Theurung mit einer zuversichtlichen Gewißheit versichert.

Dieser Plaz, wo die Quelle ist, verdient noch aus einer andern Absicht eine Bemerkung. Es stehen daselbst vier Marksteine, die ein Quadrat von etwa 70 Schuhen einer Seitenlänge einschliessen. Dieses ist ein Freiplaz. Alle Jahre kamen sonst am Ostermontage und die 2 folgenden Sontage die jungen Leute aus den umliegenden Dörfern, Heldensingen, Heuchlingen und Altheim dahin, tanzten und spielten nach Herzensluft. Welche von ihnen eine Schlägerei auszumachen hatten, kamen an diesen Tagen auf diesem Plaze zusammen, und balgeten sich ungestraft und ungehindert, so viel sie mochten. Seit undenklichen Jahren war diese Freiheit dieses Ortes; nun sind es etwa 30 Jahre, daß die ungesittete Gewonheit abgeschaft ist, der Ort aber doch noch ein Freiplaz bleibt, über den weder Würtemberg noch Ulm eine Herrschaft ausübet.

Aus diesem Thale steigt man durch einen schönen Wald auf die Höhe, auf welcher Altheim liegt. Gegen Mitternacht hin sind die Gebirge hoch, und verwahren die weiter gegen Mittag liegenden Felder vor dem strengen kalten Nordwinde. Von Süden her aber kan der wärmere Wind über die niedrigern Gebirge leichte herwehen, daß diese Gegenden daherum nicht mehr so viel Rauhes als die nördlichere Alp haben. Die Kornähren sind da schon abgeblüht, und die Roggenfelder fangen an zu gelben. Dik und vol stehen die Aekker, die aber nach Regen seufzen. Der Ort selbst ist groß, und einer der ansehnlichsten in der ulmischen Herrschaft. Der Oberforstmeister von der ganzen ulmischen Herrschaft, welcher 5 Forstmeister oder Forstverwalter unter sich hat, wonet hier. Ein

Pfarrer und Helfer besorgen eine etwas über 800 Seelen starke Gemeine. Der erste machte sich die dankwürdige Mühe, mir eine Geburt- und Sterbeliste auszuziehen, die ich Ihnen hier, nach den Dezennien aber nur, mittheile.

	Geborne			Gestorb.				Ehen
	Knab.	Mägdl.	Todte.	Männ.	Weib.	Söhn.	Tocht.	
von 1700/1710.	137	155	2	24	37	69	70	65
1720.	164	122	5	46	42	82	60	68
1730.	186	168	16	44	49	90	75	80
1740.	175	183	19	55	58	80	74	72
1750.	154	139	15	46	50	103	58	58
1760.	147	156	18	52	57	71	67	73
1770.	199	177	16	53	65	113	102	66
1780.	194	174	12.	35	51	126	94	52
	1356.	1274.	103.	355.	409.	734.	600.	534

Die Summe aller Gebornen ist 2733 und aller Gestorbenen 2201. Die Anzal der Todtgebornen wird gewiß jedem auffallen; unter 2733, 103 Todtgeborne! eine schrekliche Summe! Im Jahre 1710. war unter denselben eine Mißgeburt, welche 2 Köpfe, 4 Aerme, 1 Fuß und einen Schwanz hatte. Ich forschte nach genauerer Beschreibung derselben, konte aber mehr nicht davon auskundschaften. Das Verhältniß zwischen den Lebenden und Gestorbenen, wenn man der erstern 825, wie sie jezt sind, und die Mittelzahl der leztern auf 27 rechnet, ist wie 1 : 30. so daß unter 30 Lebenden 1 stirbt.

Die Inwoner dieses Ortes treiben ausser dem Bauernwesen allerlei Handwerker; es giebt unter ihnen Zimmerleute, Maurer, Schreiner, Schmiede, und besonders viele Weber, welche jährlich bei 6000 Stükke Leinwand wirken, davon sie den meisten Theil den Kaufleuten in der Stadt zutragen. Dieses Gewerb erfordert einen starken Flachsbau, der auch hier, wie in der ganzen ulmischen Herschaft viel getrieben wird. Man ziehet vornemlich zweierlei Art, früh und spät Flachs. Der erste wird

ge-

gewönlich vom rheinischen Lein gezogen, den man im April säet; den andern säet man um Veit, und ist selbst gezogener Leinsamen. In dem Dorfe Weidenstetten, und an noch ein paar Orten, ist in diesem Jahre ein Versuch mit Rigaer Leinsamen gemacht worden. An dem benanten Orte sah ich ihn schon über 1 $\frac{1}{4}$ Elle aufgewachsen, obgleich der Mangel des Regens das Wachstum des Flachses sehr gehindert hat. Vom Spatflachse war noch vieler Samen nicht einmal aufgegangen. Der starke Flachsbau macht auch, daß viel Oel geschlagen wird. Auf der Alp, wo keine Mühlen sind, haben sie Pressen, und gewinnen aus 1 Mittlen Schlaglein ungefehr 38 Pf. schwer, 9. 10 Pf. Oel. Die Leinkuchen braucht man, wie auch an andern Orten gewönlich ist, zur Mastung.

Das benante Dorf Weidenstetten liegt 1 Stunde von Altheim gegen Ulm. So beträchtlich volkreich und wohlhabend dieses Dorf nun ist, so gering ist es in vorigen Zeiten gewesen. Es waren blos einige Bauernhöfe, die einen Weiler zusammen machten. Diese ersten Höfe zeichnen sich noch vorzüglich aus. Ein jeder hat einen grossen Baumgarten an seinem Hause, und gleich hinter demselben ein Akkerfeld. So sahen wol alle unsere Dörfer in den ersten Zeiten aus, und hatten die glüklichste und vernünftigste Anlage zu vorteilhaftem Feldbau. Da hatten sie Hut und Weide, Feld und Garten, Haus und Akker, alles beisammen. Die der Landesverbesserung so nachteilige Gemeinheiten waren noch nicht. Am wenigsten hatten mehrere Dörfer mehrere Pläze, Wiesen, Aekker und Weide mit einander gemein. Der Vater theilte hernach etwa seine Güter unter seine Kinder, oder verkaufte davon einem andern: so bekam zwar wol ein grosses Gut durch mehrere Hände bessern Anbau; aber viele Gerechtsame wurden nun mehrern gemein. In diesem Dorfe ist es augenscheinlich so ergangen.

Damals, als es noch aus einigen Höfen bestund, hatte es noch keine Kirche; sondern die Bewoner gingen auf den nah gelegenen Berg zu unserer L. Frauen im Walde. Diese Waldkirche ist nicht mehr; aber unserer L. Frauen Glokke ist noch in der jezigen Dorfkirche. Und wie sie vor etlich 100 Jahren geläutet wurde, wenn der Priester aus unserer L. Frauenkirche auf die Höfe gehen mußte, um einen Sterbenden zu versehen: so läutet man sie noch auf den heutigen Tag, so oft der Pfarrer zu einem Kranken geht, um ihn zu kommuniziren.

Von Altheim komt man almälich an das Ende der Alpen gegen Mittag, wenn man durch ein angenehm schattiges Holz eine halbe Stunde lang nach Ballendorf gegangen ist. Daherum ist eine der gesegnetesten Fruchtgegenden. Die Felder tragen nicht nur gewönlich 25fältig, sondern das Korn ist auch wegen seiner Schönheit und Schwere unter den besten. Die Ulmer Bekker suchen es zu dem bekanten Ulmerbrodt, und am Gewichte hat ein Mittlen meistenteils 48 Pf. da anderes nur 46 wiegt. Hier ist auch die Bienenzucht beträchtlicher, als vielleicht nirgend im Ulmischen. Der Honig, der hie herum gewonnen wird, und ein anderer von der hintern Alp, wird von den Zukkerbekkern für einen der besten in Schwaben gehalten. Der Pfarrer, der gegenwärtig an diesem Orte ist, trägt nicht wenig zu noch grösserer Verbesserung der Bienenzucht bei. Er hat nicht nur selbst eine schöne Anzal Körbe, sondern seine schon 10 und mehrjährige Erfarung hat ihm auch grosse Einsicht in die ganze Oekonomie der Bienen verschaft, und ihn bei andern Bienenvätern in solches Ansehen gesezt, daß die meisten seine vernünftige und von den alten Vorurteilen freie Bienenzucht nachahmen. In dem Gespräche mit diesem Manne brauchten wir bei 2 Stunden von seinem Orte bis nach Nevenstetten, wohin man doch sonsten bequem in einer halben Stunde kömt. Hier ist man volkommen von den Alpen herab, am Fusse derselben, auf der Landstrasse, auf welcher man nach Albeck kömt. Von da

ziehen sie sich noch eine kleine Stunde südwärts gegen die Donau zum Kloster Elchingen, und von da herauf nach Ulm.

Wenn Sie, Freund, über der Erzälung meiner kleinen Reise so müde werden, als ich auf dem Wege geworden bin: so eilen Sie gewiß auch nach einiger Ruhe, wie ich that. Haben Sie so weit gelesen, mit dem Verlangen, noch mehr mich plaudern zu hören: so erwarten Sie bald die Beschreibung eines andern Spaziergangs, vielleicht über die Hinteralp. Den 1. Jul. 1780. Hd.

5.

Ueber die Militärakademie in Stuttgard.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

Schluß.

(Siehe voriges Stük S. 467.)

Ich komme nun auf die Militärakademie selbst, und wil Ihnen, so gut ich kan, eine kurze Beschreibung davon machen, in die ich meine Bemerkungen einmischen werde. Sie werden alsdann schon selbst vergleichen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war die Akademie in ihrem Ursprunge mehr ein Gegenstand des Zeitvertreibs für den Herzog, als ein Gegenstand der Politik. Er stiftete sie deswegen auf der Solitüde, um sie beständig beobachten und dirigiren zu können; eine Beschäftigung, die einem Fürsten nicht geringe Ehre macht. Die Eleven wurden alle unentgeldlich aufgenommen, und bestanden meist aus armen Soldatenkindern. Gegenwärtig aber ist sie eine öffentliche Erziehungsanstalt, und ein Gegenstand des Interesse zum Nuzen des Landes. Der Herzog verlegte sie nach Stuttgard, und hier befindet sie sich seit vier Jahren. Er hat ein grosses Gebäude mit zween Flügeln dazu er-

bauen und einrichten lassen, welchen man noch einen dritten beigefügt hat, der zum Speisesaal dient. Um diesen Saal herum geht oben eine Gallerie, und die Dekke ziert ein schönes Plafondgemälde von Herrn Galleriedirektor Guiballe. Die Einrichtung des Gebäudes ist gut: nur die Schlafsäle, von welchen ich nachher reden wil, wünschte ich etwas anders eingerichtet.

Nach der Benennung zu urteilen, glaubt man mehr Militarisches darin zu finden, als wirklich ist. Ausser der Uniform, die lichtblau und mit schwarzsammetnen Aufschlägen versehen ist, der militarischen Ordnung, welcher lauter Militarpersonen vorgesezt sind, und dem Auf- und Abmarschiren bei Tische findet wenig Militarisches Statt. Der Name Militärakademie dient dem Herzoge blos zu einem Privilegium, ein Erziehungsinstitut zu errichten und zu unterhalten; denn da er katholisch ist, so darf er sich in Kirchen- und Schulangelegenheiten nicht mischen. Um also sein Projekt auszuführen, bei welchem aber anfangs vielleicht nicht die nemlichen Absichten sein mochten, welche sie nunmehro sind, mußte er seiner Stiftung einen Namen geben, wider welchen die Landstände nichts einwenden konten.

Ehemals kostete die Militärakademie dem Herzoge jährlich 70 bis 80000 Gulden, weil er keine Pensionairs nahm. Jezt, wo von 366 Eleven etwa nur die Hälfte, oder einige drüber, Pensionen bezalen, hat er noch 45000 Gulden jährlich dazu angewiesen, ohne was noch aus der Kriegskasse dazugeschossen wird. Die Pension ist im ersten Jahre nur hundert Thaler, alsdenn aber steigt sie bis auf fünfhundert Gulden. Stärker wird sie nie, und wenn ein Eleve noch so lange drin bleiben wolte. Ausserordentliche Ausgaben für Kleider und Wäsche, wofür der Major steht, belaufen sich etwa jährlich auf sechzig Gulden.

Die Eleven bekommen ihre Taschengelder nie in ihre Hände, sondern ihre Aufseher verwalten sie, und schaffen ihnen das Notwendige dafür an. Dies dünkt mich nicht gut. Man solte immer jungen Leuten etwas Geld in die

Hän-

Hände geben, und sie darüber Rechnung führen lassen, daß sie damit umgehen lernten. Viele misbrauchen vielleicht einmal den Besiz desselben, wenn sie dazu gelangen, weil es ihnen wohl thut, nach Gutdünken damit wirtschaften zu können. Ich weis wol, daß diese Einrichtung aus dem Grundsaze, keiner Partei die Ungleichheit der Stände fühlen zu lassen, herrührt; aber warum führt man sie in andern Stükken wieder ein, da man sie hier aufhebt?

Die Offiziere und Aufseher haben ihre Besoldung vom Regimente, bekommen aber noch einige Zulage von der Akademie. Die Anzal der sämtlichen Lehrer beläuft sich, die Sprachmeister nicht einmal mitgerechnet, ohngefehr auf sechzig. Diejenigen, welche den Professortitel führen, bekommen höchstens 700, und die Lehrer 400 Gulden.

Das Institut dirigirt der Herr Oberster von Seeger, und unter ihm zween Majors; freilich aber ist es mehr die Hauptaufsicht; denn der Herzog dirigirt sie eigentlich selbst. Die ganze Zal der Zöglinge ist in fünf Divisionen abgeteilt. Die erste Klasse besteht aus lauter Adelichen, deren Eltern diese Unterscheidung begehren; die zwote, dritte und vierte aus verschiedenen Ständen, worunter sich auch Adeliche befinden, deren Eltern diese Auszeichnung nicht begehren. Die fünfte machen die Tänzer aus, welches meist arme Kinder sind, die zu diesem Stande bestimt, und auf herzogliche Kosten erzogen werden. Jede dieser Abteilungen wird von einem Hauptmann, einem Lieutenant und zween Aufsehern kommandirt, und hat zu ihrer Bedienung zwei Famulanten und vier Jungen.

In Ansehung ihrer Bestimmung aber, die von den Eltern oder Vormündern angezeigt wird, werden sie wieder abgeteilt in 1) Juristen, 2) Kameralisten, 3) Finanzverständige, 4) Mediziner, 5) Kaufleute, 6) Soldaten, 7) Jäger, 8) Bereuter, 9) Architekten, 10) Maler, 11) Bildhauer, 12) Kupferstecher, 13) Modelirer, 14) Kunstgärtner, 15) Musikanten, 16) Schauspieler,

17) Tänzer. Jeder Zögling ist einer von diesen Klassen vorzüglich geweiht; aber die schönen Wissenschaften, die Mathematik, die Geschichte u. s. w. wie auch Reiten, Fechten, Tanzen, Musik, Malerei u. s. w. haben alle Pensiosten, wenn sie wollen, mit einander gemein. Doch hat man dabei die gute Einrichtung gemacht, daß nicht mehr als höchstens zwanzig einer Lektion beiwonen dürfen, weil sonst die Zal zu groß würde, und man sich nicht mit allen gleich beschäftigen könte.

Je grösser der Umfang dieses Instituts ist, desto grössere Aufmerksamkeit verlangt es. Wäre es blos militarisch, das heißt, würden die jungen Leute blos zum Soldatenstande darin gebildet, dann möchten viele Einrichtungen passend und gut sein, die es izt vielleicht nicht sind, weil das Institut allen gesitteten Ständen gewidmet ist. Wir wollen einmal die Erziehung in ihrem dreifachen Gesichtspunkte betrachten, und alsdenn die Anwendung auf das Institut machen. Die physische Erziehung schränkt sich vorzüglich auf die Gesundheit und Stärkung des Körpers ein. Dahin gehören hauptsächlich Reinlichkeit, Ordnung, Diät, gesunde Speisen, Leibesbewegungen u. s. w. Diese ist in Ansehung der Ausführbarkeit die leichteste Seite, und in der Ausführung selbst oft eine der vernachlässigtsten, weil weder der Vorteil noch der Nachteil sogleich in die Augen fält. Diesem Theile von Erziehung gut vorzustehen sind allerdings Militärpersonen am geschiktesten, und in Ansehung der Ordnung, Reinlichkeit und Leibesbewegung sind auch die militarischen Einrichtungen in jedem Betracht die besten.

Die wissenschaftliche Erziehung betrift blos den Unterricht, der in allen Wissenschaften und durch alle Klassen hindurch methodisch getrieben werden sol. Daher ist eine genaue Vereinigung der sämtlichen Lehrer notwendig, die zum Fortgang ihrer Zöglinge in den zu erlernenden Kentnissen einander die Hand bieten müssen. Geschieht das nicht, und ist der Unterricht nicht methodisch, sondern jeder verfährt

fährt nach seinem eigenen Gutdünken: so kan man unmöglich etwas Vorzügliches erwarten. Die verschiedenen Behandlungsarten schaden in der wissenschaftlichen Erziehung ebenfals mehr, als man glaubt. Der Katalog der Wissenschaften und Künste, welche alle in einem Institute zu lehren versprochen werden, geben ihm zwar ein blendendes Ansehn; aber der methodische Unterricht, der nach der Faßlichkeit des Alters und der Geistesgaben eingerichtet und abgeändert werden muß, macht das Wesen davon aus. Je mehr Wissenschaften ohne methodischen Unterricht gelehrt werden, desto weniger werden die Zöglinge lernen; und je weniger sie lernen, desto mehr werden sie zu verstehen glauben. Ueberhaupt kan ich nicht billigen, daß man sie zu zeitig mit höhern und Fakultätenwissenschaften anfüllen wil. Und in dieser Absicht muß nun auch erst bestimt werden, ob die Zöglinge in einem solchen Institute ihre völlige Ausbildung erhalten sollen oder nicht. Ist es der erstere Fal, so könte man die Einrichtung entschuldigen; aber sie ist doch immer nur für einen Theil von Zöglingen; für Studierende, die sich doch erst, wie es verlangt wird, auf Universitäten ausbilden müssen, ist diese Einrichtung nicht gut. Im leztern Fal ist sie gar tadelhaft. Denn eigentlich müssen die Zöglinge in einer blossen Schul- und Erziehungsanstalt von allen Wissenschaften, ihren Bedürfnissen und Bestimmungen nur Präliminarkentnisse erhalten, damit sie von allen richtige Begriffe bekommen, und wählen können. Hier muß der Grund gelegt werden, der wahrlich sehr reell ist, und den man recht dauerhaft machen solte, ehe man das Gebäude drauf sezte. Wird man aber auf diese Art nicht vielmehr Gebäude ohne Grund aufführen, die nur so lange dauern, als bis man ihr Aeusserliches besichtiget hat? — Was die Lehrer selbst anbetrift, so müssen sie zwar nicht mit zu viel andern Geschäften, als ihren Lehrstunden, überladen werden; aber doch müssen sie auch ausser den Lehrstunden mit den Zöglingen in einiger Verbindung bleiben, denn sonst werden sie sie nie ganz so behandeln lernen, wie

sie einen jeden von ihnen behandeln sollen. Am Ende würden sie auch blosse Miethlingslehrer werden, die ihren Unterricht nach dem Maaßstab ihrer Besoldung erteilten. Einer der wichtigsten Bewegungsgründe ist aber in meinen Augen der, daß es notwendig ist, jedem Lehrer, Liebe, Vertraulichkeit und Freundschaft für seine Zöglinge einzuflössen; und dazu wird fleissiger Umgang mit ihnen und Teilnehmung an ihren Vergnügungen erfordert. Durch den Unterricht, der ohnedies oft mühsam und beschwerlich ist, wird das weniger bewirkt. Auch bei den Zöglingen bringt diese Verfassung eine sehr verschiedne Wirkung hervor. Ist der Lehrer blos Lehrer, nicht auch Geselschafter, Freund und Führer: so werden sie ihn vielleicht blos ehren, und wenn sie ihn auch gewissermassen lieben, so interessirt es sie doch nie so sehr, sich seine Gunst und seinen Beifal zu erhalten, als wenn er auch ausser den Lehrstunden mit ihnen in Verbindung stünde, wo vielleicht ihre Zufriedenheit, ihr Vergnügen und ihre Wünsche von ihm abhingen. Bei allen vorhandenen Instituten, die nicht so ausgebreitet sind, macht der Lehrer und Erzieher immer eine Person aus; und kan er beiden Geschäften gleich gut vorstehen, desto seltener ist der Mann, und desto mehr wird er nüzen; aber er muß auch wiederum nicht zu sehr von dem Fache, das er mit dem mehresten Ruhme bekleidet, abgezogen werden. Man sieht also, wie genau alle diese drei Klassen mit einander zusammenhängen, und wie sorgfältig man sein solte, diese Verbindung nicht zu stören, noch vielweniger gänzlich aufzuheben.

Die moralische Erziehung sol bei Erziehungsanstalten dieser Art eigentlich der Hauptzwek sein. Sie ist ungleich wichtiger als die wissenschaftliche, und erfordert daher eine noch weit genauere Uebereinstimmung in der Behandlungsart der Gemüther, als jene in dem methodischen Vortrage der Wissenschaften. Wehe dem armen Kinde, wenn es von dem einen geliebkoset und von dem andern verachtet, von dem einen gelobt und von dem andern bestraft wird! Wehe ihm, wenn ihm von dem einen zu gelind,

und

und von dem andern zu hart begegnet wird! Wehe ihm, wenn der eine gute Seiten an ihm rühmt, die es nicht hat, oder wann seine guten Seiten verkant werden, und man ihm Unrecht thut. Diese Fälle lassen sich erstaunlich weit ausdehnen, und die Nüancen sind oft unmerkbar. Weil nun nicht nur eine widrige, sondern auch verfehlte Behandlung erstaunlich viel schadet, so erhellt daraus zur Gnůge, wie sorgfältig man in der Wahl der Erzieher und Aufseher sein müsse. Die Forderungen, die ich an sie mache, sind groß. Sie müssen aufgeklärte junge Männer von Talenten und Wissenschaften, Erfarung und Menschenkentniß, und diese Eigenschaften des Geistes wieder mit dem vortreflichsten Herzen, mit wahrer anziehender Liebenswürdigkeit, mit guter körperlicher Bildung und Lebensart gepaart sein. Dieses sind die Hauptbegehren, die ich von Erziehern verlange. Jung, weil sie sich sonst nicht zu den Kindern so ganz mehr herablassen, und die Kinder sich ihnen nicht so ganz nähern können, und also zwischen beiden die Art von vertraulicher Freundschaft, die doch unter ihnen so notwendig ist, nicht wol Statt finden kan; aufgeklärt, um jedem Begehren, jedem Wunsche, jeder Wißbegierde des Kindes gehörig begegnen, und Ideen und Empfindungen auf so eine Art, wie sie seine Faßlichkeit verlangt, in ihm wekken zu können; von Talenten und Wissenschaften, damit sie nicht Ursache haben den Zöglingen auszuweichen, wenn sie über das und jenes, was ihnen aus ihren Lektionen einfällt, fragen möchten, oder sich etwa einige in den Erholungsstunden über einen wissenschaftlichen Gegenstand stritten, und von dem Erzieher Entscheidung begehrten; von Erfarung und Menschenkentniß, damit sie richtige Beobachter sein, und jedem nach Verdienst Gerechtigkeit wiederfaren lassen; nicht Unmöglichkeiten verlangen, und dann strafen, weil sie nicht in Erfüllung gebracht werden können; den Lebhaften nicht wie den Schläfrigen behandeln; diesen vorziehen, weil er aus Faulheit und Dumheit nichts Böses thut, und

den Aufgewekten züchtigen, wenn er Mutwillen äussert; kurz, damit sie jeden so behandeln, wie er vermöge seines Temperaments, seines Körpers und seiner Geistesgaben behandelt sein wil; von einem vortreflichen Herzen, damit sie die Würde ihres Amtes fühlen können, und keine Miethlinge sein; damit sie sichs angelegen sein lassen, für ihre Untergebenen alle mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu haben; damit sie ihre Väter sein können, und sie, wie Väter ihre Kinder, lieben; damit sie ihre Liebe unparteiisch unter sie verteilen, die Aeusserung derselben blos von ihrem Betragen abhängen lassen, und wenn ja ihr Herz einem oder dem andern unter ihnen heimlich den Vorzug zu gestatten Ursache hätte, diese ihre natürliche und gegründete Vorliebe weder dem Liebling, noch den übrigen merken lassen, sondern im Gegenteil über sich selbst wachen, daß sie nicht zu nachsichtsvol gegen ihn sein, und seine guten Eigenschaften durch das Vergrösserungsglas, seine schlimmen aber durch das Verkleinerungsglas der Parteilichkeit betrachten; von anziehender Liebenswürdigkeit und guter körperlicher Bildung, weil beide einen angenehmen Eindruk machen, und, besonders wenn sie beide mit einander verbunden sind, doppelt stark einnehmen, welches, bei Kindern zumal, einen sehr lebhaften Beweis von der moralischen Einwirkung des Schönen und Guten giebt; so wie es auch wieder wahr ist, daß eine widrige Gesichtsbildung, ein mürrisches Betragen, ein schlechter Wuchs, die Zuneigung und Hochachtung der Kinder schwächt, wo nicht gar unmöglich macht; wenigstens werden sie gegen dergleichen Erzieher geheim, schüchtern und unvertraulich werden; und endlich von einer guten Lebensart, worunter ich nicht blos die Bekantschaft mit dem eingeführten modischen Etikettenton verstehe, sondern feine Weltkentniß, natürliche Freimütigkeit, liebenswürdige Gesittetheit, edlen Anstand, wodurch Kinder im Umgang nach und nach gebildet werden, ohne daß man nötig hat, sie zwangvol dazu abzurichten. Wie schwer es sei, junge Männer von diesen

Eigenschaften zu bekommen, habe ich schon geäussert; aber man findet sie doch, wenn man sie sucht, und die rechten Wege einschlägt, sie zu behalten. In einer grossen Erziehungsanstalt ist es sehr notwendig, die Erzieher von den Lehrern zu unterscheiden. In kleinen Instituten, wo die Einnamen das nicht gestatten, müssen freilich Erzieher und Lehrer immer eine Person ausmachen; in einer grossen fürstlichen Anstalt hingegen ist es nicht nur nüzlich, sondern sogar notwendig, zwo verschiedene Klassen von Vorgesezten daraus zu machen. Aber verbunden und genau verbunden müssen sie immer bleiben. Die Erzieher müssen nicht ganz vom Unterricht, und die Lehrer nicht ganz von der Aufsicht und dem Umgange der Zöglinge entfernt werden. Die Erzieher könten zugleich Lehrbeschäftigungen überkommen, die mit ihrem Amte am meisten übereinstimten; sie könten die Religionsübungen versehen; sie könten in der Moral, in der Naturgeschichte unterrichten, sie könten Wiederholungen anstellen. Die Lehrer müßten freilich, um sich gehörig zu ihrem Unterricht vorbereiten zu können, weniger mit eigentlichen Erziehungsgeschäften zu thun haben, aber bisweilen mit den Zöglingen in Geselschaft sein, und die Aufsicht mit den Erziehern theilen. Unter den Geschäften des Erziehers verstehe ich nicht die blosse Aufsicht; der Erzieher muß die Herzen aller seiner Zöglinge regieren; er muß sie führen und ermahnen, oft im Stillen rühren und bessern; kurz, er muß gleichsam der Hausvater der Familie sein, und für ihr Bestes sorgen. Während dem Unterricht ist es fast unumgänglich notwendig, daß ein Erzieher oder wenigstens ein guter Aufseher zugegen sei, damit er den Fortgang der Zöglinge in den Wissenschaften bemerke, ihr Verhalten in den Lektionen kenne, und sie ausser denselben dem gemäß behandle.

Man übersehe nun die wichtigsten Pflichten des Erziehers. Sie fordern von selbst, daß er einen der angesehensten Posten in einer Erziehungsanstalt bekleide, und

weil

weil einmal eine Rangordnung gewissermassen notwendig ist, natürlicher Weise dem Lehrer vorgehe. Sein Rang müßte gleich nach dem Direktor der Anstalt festgesezt werden, und seine Besoldung der Wichtigkeit seines Amtes angemessen sein.

Wenn Sie diese Einrichtungen mit mir in einer grossen Anstalt nicht nur für gut, sondern selbst für notwendig halten, so lassen Sie uns einmal diesen Plan mit der Einrichtung der Militärakademie vergleichen, und darauf anwenden. Nur wil ich noch sagen, daß ich mir nicht einfallen lasse, eine solche Geselschaft von Erziehern und Lehrern da zu verlangen, wie ich sie geschildert habe, weil ich weis, daß diese Forderung nur nach vorausersanter Wahrheit und mit äusserster Mühe in Erfüllung gebracht werden könne. Aber ich verlange wenigstens den Plan so, oder auf änliche Art eingerichtet, wenn jedem Theile der Erziehung Gnüge geleistet werden sol.

Der physische Theil der Erziehung und das Polizeiwesen der Anstalt, in sofern es mit der Moralität in keiner Verwandschaft steht, ist in der Militärakademie vielleicht der beste. Hierzu schikken sich allerdings militarische Auffseher sehr gut; und die militarische Einrichtung ist unstreitig hierin die vorzüglichste, weil sie auf Genauigkeit, Geschwindigkeit, und Ordnung sieht. Ordnung im Schlafengehn und Auffstehen, Reinlichkeit am Körper, in der Wäsche und an den Kleidungsstükken, regelmässige Leibesbewegung, alles das wird dadurch am besten bewirkt. Polizeiangelegenheiten werden natürlicher Weise auch am besten von Militärpersonen verwaltet; aber sie müssen den Erziehern und Lehrern untergeordnet sein, und erst auf das Gutachten derselben warten, ehe sie etwas unvorgeschrieben unternehmen dürfen. Das ist nun in der Militärakademie umgekehrt: hier behaupten die Militärpersonen den ersten Rang, und machen subordinationsweise das eigentliche Direktionskollegium aus, dem der Herr Oberster von Seeger vorsteht, und

und zween Majors beisizen. Dieses scheint aber daher zu kommen, weil ihnen zugleich die Erziehung der jungen Leute anvertraut ist, wovon ich nachher reden wil. Ausserdem ist in Ansehung der Ordnung und Reinlichkeit viel Lobenswürdiges zu sagen. Die Schlafzimmer, die Betten, die Wäsche, alles wird sehr reinlich gehalten. Man spürt in den Schlafsälen, in deren jedem sich doch funfzig und etliche Betten befinden, nicht den geringsten Geruch. Von den Krankenzimmern läßt sich das nemliche behaupten. Es befinden sich nicht mehr als zwei höchstens drei Betten in einem, und sie sind ziemlich geräumig. Auch sorgt man dafür, daß keine Patienten von heterogenen Krankheiten in ein Zimmer gelegt werden. Die Akademie hat ihren eigenen Arzt und ihre eignen Chirurgen. Erheischt es die Krankheit der Patienten, so muß beständig ein Chirurgus auf dem Krankenzimmer gegenwärtig sein. Alle diese Anstalten sind vortreflich, und verdienen Lob und Nachahmung. Für gesunde Leibesbewegungen ist auch gesorgt. Ausser dem Tanzen, Fechten und Reiten können sich die Zöglinge auch natürliche Bewegungen machen. Jeder besizt ein Stükchen Garten, welches er selbst bebaut; eine sehr gute Einrichtung, die auch längst schon in Dessau eingeführt worden ist. In dem grossen Garten sind verschiedene geräumige Wasserbekken, wo die Zöglinge baden, und schwimmen lernen. Kurz, man hat Ursache, mit diesem Theile der Erziehung zufrieden zu sein. Auch ist ein einleuchtender Beweis der gesunden physischen Verfassung, daß seit einer Zeit von 8 Jahren nur 5 oder 6 junge Leute gestorben sind, welches für eine so beträchtliche Anzal junger Leute sehr wenig ist.

Der wissenschaftliche Theil der Erziehung kan in der Militärakademie eigentlich gar nicht beurteilt werden. Man erfährt nichts als die Aussenseite davon, welche freilich sehr glänzend ist; und mancher wird unstreitig da stehen, und das weitläuftige Verzeichniß aller Wissenschaften und Künste anstaunen, welche darin gelehrt werden. Der metho-

di-

dische wissenschaftliche Plan ist ein Geheimniß; weswegen niemanden verdacht werden kan, auf die Vermuthung zu gerathen, daß gar keiner vorhanden sei. Es ist streng verboten, jemanden, ohne ausserordentliche Erlaubniß, in die Lektionen zu führen; bei Fremden wird es am allerwenigsten gestattet. Ich gestehe, daß ich es sehr gut finde, den allzu häufigen Besuch in den Lektionen zu verbieten, weil er gewaltig stört; aber es ist doch ein Unterschied zwischen gänzlichem und eingeschränktem Verbot. Das erstere macht mistrauisch, zumal da Besuch der Lektionen der einzige Fal ist, diesen Theil der Erziehung richtig beurteilen zu können. Manche Lehrer werden dabei verlieren, andere vielleicht gewinnen. Wil man sagen: es werden ja jährlich öffentliche Prüfungen angestelt, wo man sehen kan, was die Zöglinge gelernt haben: so antworte ich darauf aus Erfahrung, daß das gar kein Probierstein ist, und wenn man selbst fremde Lehrer dazu verschreibt. Indessen wil ich hier nichts weniger als behaupten, daß die Zöglinge in der Militärakademie (das heißt der grosse Theil derselben; denn Köpfe helfen sich überal fort,) nichts lernen; o nein! dies wäre sehr voreilig; ich glaube gewiß, daß manche Fächer sehr gut betrieben werden; aber im Ganzen genommen wird jeder doch geneigt zu tadeln, sobald man sich da verbirgt, wo man sich zeigen solte.

Von der moralischen Erziehung nehme ich mir das Recht, freimütiger zu urteilen. Weil dieser Theil der Erziehung der wichtigste ist, auf welchen man in jedem Institut die meiste Rüksicht zu nehmen hat, so wünschte ich, ihm meinen ganzen Beifal geben zu können. Aber ich würde wider mein Gewissen reden, wenn ich das thäte. Nach meinen Grundsäzen muß ich die ganze Verfassung tadeln, und Bedenken tragen, ob die Zöglinge das Institut als moralisch gute Leute verlassen werden. Ich behaupte deswegen keineswegs, daß sie es als Lasterhafte und Bösewichter verlassen werden; o nein! aber unweise Strenge und widernatürliche Behandlung verdirbt das

Herz

Herz nur nach und nach, gewönt zu niedriger Denkungsart, und macht Heuchler. Diesen Karakter werden sie freilich nicht auf der Stirne tragen, aber im praktischen Leben äussern. Und wie viel Festigkeit mit feinem Gefül verbunden, wie viel Talent sich selbst zu bilden, muß in der Seele eines Knaben vorhanden sein, wenn er nicht auf diese Art wenigstens in etwas verdorben werden sol! Bei diesem, ich gestehe es harten Tadel, muß ich doch dem Institute die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß weder Unachtsamkeit noch Vernachlässigung, sondern unzwekmässige Einrichtung daran Schuld ist. Wer ein Kind als die delikateste Pflanze betrachtet, die einer beständigen sorgfältigen Wartung bedarf, der wird einsehen, wie viel, so zu sagen, Unbedeutendes, Geringscheinendes den größten Einfluß auf dasselbe hat. Es bedarf oft nur einer einzigen Handlung, um einen Schaden zu verursachen, der nie wieder gut gemacht werden kan. Im Kinde liegen alle Keime zum Guten und Edlen, und sie sprossen empor, wenn sie gut gewartet werden. Aber sie können keinen Widerstand vertragen; entweder bekommen sie eine andere Richtung, oder der Keim wird zerknikt; und ist er es einmal, so blüht er nie wieder so schön.

Ich habe die Eigenschaften beschrieben, welche Erzieher besizen müssen, die sich größtenteils mit der Aufsicht der Zöglinge und der Bildung ihrer Herzen beschäftigen sollen. Man vergleiche also nur mit ihnen die Aufseher in der Militärakademie, denen die Zöglinge, so zu sagen, beständig überlassen sind. Diese Aufseher (denn die Offiziere, worunter ich einige vortrefliche Leute gefunden habe, sind ja nicht die eigentlichen Aufseher, wenn sie auch alle erforderliche Eigenschaften darzu besässen,) sind — Korporale, Leute — doch das Wort ist genug, um das Widernatürliche ihres Amtes zu beweisen. Sie mögen sonst noch so gute Leute, und für alles Polizeiartige vortreflich sein; aber zu Aufsehern und Beobachtern taugen sie doch wahrlich nicht. Wie schief müssen nicht oft die Zög-

linge beurteilt werden! Wie viel Unrecht muß ihnen nicht öfters geschehen! Und führt nicht das Bewußtsein, daß jede wiederholte für fehlerhaft erkante Handlung dem Herzoge rapportirt wird, schnurgerade zur Heuchelei? — Aus Furcht werden sie sich verstellen, um gut zu scheinen, ohne es zu sein. Dies entsteht notwendig aus der falschen Beurteilung jugendlicher Handlungen. Und wie oft muß von einem solchen Beobachter, wie ein Korporal ist, selbst die unschuldigste muntere Handlung bösartig ausgelegt werden, wo an gar keine Bösartigkeit des Herzens zu denken ist! Wider die Arten von Belonungen und Strafen wäre vielleicht auch manches einzuwenden; aber ich wil das übergehn. Hierin kan man weit leichter irre gehen, ohne Tadel zu verdienen. Und wenn ich hier meine Meinung freimütig sage, so geschieht das aus der besten Absicht von der Welt. Der Herzog, der so viel an diese Anstalt gewendet, und sie zu seiner Lieblingsbeschäftigung gemacht hat, wird natürlicher Weise wünschen, daß alles volkommen darinnen sei. Wenn er nun, wie ich gewiß glaube, diese Mängel für Mängel erkennen wird: so bin ich versichert, daß er in Ansehung dieses Theils der Erziehung beträchtliche Abänderungen machen wird. Man hat es für hinreichend gehalten, die Zöglinge nie ohne Aufsicht zu lassen, und diese Einrichtung ist vortreflich. Aber sie müssen unter der strengsten Aufsicht ungezwungen und freimütig handeln können (und so bildet sich die Jugend unter einander selbst); sonst lernen sie sich verstellen, und werden Heuchler. Auch glaube ich, die grosse Eingezogenheit tadeln zu können, in welcher die Zöglinge, vorzüglich die ältern, gehalten werden. Sie bekommen die ganze Woche niemanden zu sehen als sich selbst. Einheimische können Sontags von ihren Eltern und Verwandten besucht werden. Die Fremden geniessen dieses Glük selten. Solte man nicht die Erwachsenen unter die Menschen führen, daß sie Welt- und Menschenkentniß bekämen? Die jungen Leute bleiben doch bis zu einem

ziem-

ziemlichen Alter in der Akademie. Wenn sie nun herauskommen, so ist ihnen die Welt fremd, so fehlt ihnen Bekantschaft mit den Menschen. Das bischen Lebensart, welches man ihnen beigebracht hat, ist steif und gezwungen, und man würde von den meisten sagen können, daß man ihnen ansähe, daß sie von Korporalen gebildet worden.

Nunmehro, mein Freund, will ich Sie noch ein wenig mit der äussern Einrichtung bekant machen, über welche ich hie und da auch noch mancherlei zu erinnern haben werde.

Jede von den fünf Divisionen hat ihren eignen Schlafsaal, worin an jedem Ende desselben zween Aufseher schlafen. Jeder Zögling schläft, wie bei der guten eingeführten Ordnung zu erwarten steht, einzeln. Die Reinlichkeit verdient, wie ich schon gesagt habe, alles Lob. Aber bei einem ganz neuen Gebäude hätten sich die Einrichtungen, meinen Gedanken nach, noch besser einrichten lassen, als sie hier gemacht worden sind. Ich gestehe, daß mir hierin (aber auch hierin und in den Wäschanstalten allein) die Einrichtung der Ecole militaire zu Paris ausserordentlich gefallen hat. Dort hat jeder Zögling sein eignes Schlafkabinet, und in demselben eine Kommode und das Notwendigste von Wäsche und Kleidungsstükken. Diese Schlafkabinetter befinden sich alle in langen Gallerien, und laufen auf beiden Seiten jeder Gallerie fort. In jedem Kabinet ist oben über dem Fenster ein grosses Luftloch, welches man den Tag über öfnet. Dies bringt immer frische Luft hinein. Auch das Bettzeug ist sehr weiß und reinlich. Die Thüren der Kabinetter haben Glasfenster ohne Vorhänge, so daß man beständig hineinsehen kan. Wenn die Zöglinge zu Bette gehen, so werden die Thüren alle verschlossen. Solte einer die Nacht über krank werden, oder sonst genötiget sein aufzustehen, so darf er nur die Wache rufen; denn in jeder Gallerie sind Schildwachen von Invaliden, die ein Hauptmann kommandirt. Die Gallerie ist die ganze Nacht

durch von Laternen erleuchtet, und auf diese Art kan allem, was vorgehen solte, ziemlich geschwind abgeholfen werden. Ich glaube, Sie werden mit mir einig sein, daß diese Einrichtung die von der Akademie in Stuttgard weit übertrift, ob ich gleich dieser ebenfals alles mögliche Lob der Reinlichkeit beilegen muß.

Um sechs Uhr stehen die Zöglinge in der Akademie auf: darauf wird in jedem Schlafsaal das Morgengebet verrichtet, und dann geht es zum Frühstük, welches in einer Suppe besteht; denn Kaffee oder Thee zu trinken wird den Zöglingen mit allem Rechte nicht erlaubt. Um sieben Uhr gehen die Lektionen an; eigentlich sollen einer Lektion nicht mehr als funfzehn beiwonen. Um eilf Uhr hören sie wieder auf, und die Zöglinge begeben sich in ihre Schlafsäle, wo sie sich frisiren und zur Parade anziehen. Sind sie völlig angekleidet, so werden sie von dem Offizier gemustert, und nach geendigter Musterung gehen sie in die Rangiersäle, wo sich halb zwölf Uhr der Oberste, und oft der Herzog selbst einfindet. Hier werden auch von den Offizieren die Rapporte übergeben, welches des Tages dreimal geschieht, nemlich Morgens, Mittags und Abends. Diese Rapporte beziehen sich auf die Gesundheit, den Fleiß, die Sitten und die Aufführung der jungen Leute. Nunmehro marschiren sie in vier Kolonnen in den Speisesaal, wo sich zwo lange Tafeln befinden, so daß jeder vor seinen Plaz zu stehen kömt. Die Künstler und Tänzer speisen in besondern Sälen, haben aber alles Essen mit den übrigen gemein. Zwischen den Kolonnen marschiren die Aufseher. Sobald sie bis zu ihren Pläzen gekommen sind, werden sie zum Gebet kommandirt. Alle legen die Hände mit militarischer Geschwindigkeit zusammen, und nun verrichtet ein Zögling das Gebet, welches besser ein Lehrer oder Erzieher verrichten solte. Nach geendigtem Gebete greifen alle maschinenmässig auf Ordre nach den Stühlen, und ziehen sie in einem Tempo unter sich. So gut und so notwendig eine gewisse militarische Ordnung in einer

solchen Erziehungsanstalt, selbst beim Einmarschiren in den Speisesaal ist, so finde ich sie doch beim Beten unschiklich und zwekwidrig. Die Andacht wird notwendig dadurch gestört, und die Ceremonie lächerlich. Lieber solte man die Zöglinge noch in andern militarischen Bewegungen üben. Man solte sie billig mit Gewehren umgehen lehren, damit ihnen der Gebrauch derselben nicht fremd bliebe. Dergleichen Uebungen machen übrigens jungen Leuten Vergnügen, und haben Einfluß auf die Gesundheit und Geschiklichkeit ihres Körpers.

Oben vor den beiden Tafeln steht ein runder Tisch, an welchem die Chevaliers speisen, denen der akademische oder wol gar der Militärorden des H. Karls für ihren Fleiß und für ihre gute Aufführung zu Theile worden. Wer ihn erhalten wil, muß sich sechs Prämien erwerben, und hierzu kan jeder Zögling ohne Ausname gelangen.

Während dem Essen bleiben die Aufseher gegenwärtig, und stellen sich in die Fenster. Das Essen wird gewönlich sehr still verrichtet. Es besteht in einer Suppe, Fleisch und Gemüs, und dreimal in der Woche wird noch ein Ragout, oder so etwas ähnliches hinzugefügt. Frisches Obst bekommen sie die Woche dreimal, und so viel, daß sie sich davon einstekken und bis auf den Nachmittag aufheben können. Hier würde ich aber lieber sehen, wenn man ihnen Mittags nur die Hälfte, und Nachmittags die andere Hälfte nebst dem Stükke Brod gäbe, welches sie beim Ausmarschiren erhalten, damit ihre vollen Taschen sie nicht beständig reizen, die zum Essen bestimte Nachmittagsstunde früher heranrükken zu lassen. Des Abends bekommen sie wiederum eine Suppe und Gemüs, oder Milchspeisen, aber kein Fleisch. Es wundert mich sehr, daß man ihnen keinen Braten giebt, da das gebratene Fleisch doch weit gesünder ist, als das gekochte. Ich sehe wol, daß es fast unmöglich wäre, aus einer Küche so viele Braten zu liefern, als man bedürfte; aber man könte ja abwechseln, und einer Tafel an diesem, der andern an

an jenem Tage Braten geben. Wein bekommen die Zöglinge gleich bei der Mahlzeit in einem Wasserglase so viel eingeschenkt, als ihrem Alter angemessen ist. Nach geendigter Mahlzeit, welche etwa drei Viertelstunden dauert, wird zum Aufstehen kommandirt, das Gebet wieder auf die nemliche Art verrichtet, und dann ausmarschirt.

Bis zwei Uhr haben die Zöglinge frei, bleiben aber beständig unter der Aufsicht ihrer militarischen Aufseher. Um diese Stunde nehmen die Lektionen wieder ihren Anfang, und dauern bis sechs Uhr. Um sieben Uhr wird gegessen, und um halb neun Uhr des Winters, und um neun Uhr des Sommers legt man sich schlafen. Dieses sind die äussern festgesezten Einrichtungen dieser grossen Erziehungsanstalt, deren Ordnung, im Ganzen genommen, allen Ruhm verdient.

Das Gebäude ist, bis auf die Schlafsäle, worüber ich meine Meinung schon geäussert habe, sehr gut eingerichtet. Das Parterre und das erste Stokwerk enthält lauter Lehrsäle, in welche man von einer ringsherum laufenden Gallerie, aber auch aus einem Lehrsaal in den andern, gelangen kan. In jedem befindet sich das Portrait des Herzogs, welches immer so allegorirt ist, daß man wissen kan, welcher Kunst oder Wissenschaft der Saal geweiht ist. In den Lehrsälen der schönen Künste findet man auch die Preisstükke der jungen Künstler von jeder Art.

Die Akademie hat auch ihre eigene Kapelle. Die Zöglinge bekommen den Religionsunterricht von den Geistlichen ihrer Kirche.

Oeffentliche Belonungen, die man den Zöglingen giebt, sind ein neben der Achselschnur angebrachtes roth und gelbes Band; bei den öffentlichen Prüfungen, wo die Namen der Zöglinge von dem Herzoge hergelesen werden, silberne und goldene Medaillen, und nach sechs erhaltenen Prämien die schon angeführten Orden.

Oeffentliche Bestrafungen hat sich eigentlich der Herzog selbst vorbehalten; in seiner Abwesenheit aber handhabt sie

sie der Oberste von Seeger. Erstlich sollen die jungen Leute nach einem begangenen Fehltritt ermahnt, nach Wiederholung des nemlichen Vergehens in den Rapport gesezt, alsdenn von allem Vergnügen ausgeschlossen, und wenn auch dieses Mittel nicht hilft, auf einen Termin für unfähig erklärt werden, Prämien zu erhalten. Bisweilen giebt der Herzog einem Zögling bei öffentlicher Tafel Verweise, welcher alsdenn zur Strafe vor seinem Plaze stehen, und den Teller umgekehrt liegen haben muß. Bei grossen Vergehungen bekömt der junge Mensch einen Zettel, den er dem Herzoge selbst überreichen muß. Der Herzog taxirt hierauf das Vergehen nach dem Alter. Ist er unter zehen Jahr alt, so wird er als Kind bestraft. Zu körperlichen Strafen sol es eigentlich bei den Pensionisten gar nicht kommen; denn im Fall sie gar nicht zu bessern sind, sollen sie heim geschikt werden.

Von der Klasse der Künstler habe ich auch noch einiges zu sagen. Sie haben mit den übrigen Pensionisten alles gemein, Essen und Unterricht, nur daß sie, so wie die Tänzer, an einer besondern Tafel speisen. Die Tänzer, welche, wie ich oben gesagt habe, eine besondere Abtheilung ausmachen tragen keine Achselschnüre.

Unter den jungen bildenden Künstlern sind verschiedene, die schon ziemlich weit gekommen sind. Aber sie haben auch sehr gute Lehrer. Herr Galleriedirektor Guiballe, ein geschikter Historien- und Plafondmaler, Herr Professor Harper, ein guter Landschaftsmaler, und Herr Professor Müller, einer unserer besten Kupferstecher, sind Männer, welche alle, jeder in seiner Kunst, geschäzt zu werden verdienen. Auch in der Bildhauerkunst und Architektur sind geschikte Meister da. Auf dem Plaze der Akademie kan man etwas von der Arbeit der jungen Bildhauer sehen. Es ist die Statüe des Herzogs mit vier Figuren an den Ekken des Postuments. Die Figuren sind von Stuk, und das Postument von Holz. Das ganze

Monu-

Monument ist sehr geschwind gearbeitet worden, und daher muß es auch mit aller Nachsicht beurteilt werden.

Die Musiker verdienen viel Aufmerksamkeit. Es sind junge Leute unter ihnen, die sehr gut spielen, und viel Talent verraten. Das Orchester beim Schauspiel besteht aus lauter Zöglingen.

Unter den Schauspielern sind ein paar junge Leute, Gauz und Haller, welche gute Schauspieler werden könten, wenn sie einen bessern Unterricht genössen. Aber der Direktor des Theaters ist ein Franzos, und man sieht allen Schauspielern an, daß sie auf französischen Fuß gebildet werden, der auf französischen Theatern recht gut, auf den deutschen aber unerträglich ist. Unter den Schauspielerinnen ist bis izt keine zu bemerken. Das Theater formirt ein ansehnliches Gebäude zur Linken der Akademie. Es hat zwo Reihen Logen und eine Gallerie. Im Parterre, wo man sizt, bezalt man vierzig Kreuzer. Man kan die jährliche Einname des Theaters immer auf 12000 Gulden rechnen. Diese Summe wird zu den Einkünften der Akademie geschlagen; so wie auch das, was etwa die übrigen jungen Künstler, welche man mehr auf das Studium als auf den Gewinn verweisen solte, verdienen können, da hinein fließt. Die Pensionisten dürfen den Theatervorstellungen eigentlich gar nicht, und allenfals nur an besondern Festen, beiwonen. Selber Rollen übernehmen ist ihnen folglich ganz untersagt.

Für die Sängerinnen, Aktrizen und Tänzerinnen ist im Schloß ein besonderes Institut errichtet, worin funfzig bis sechzig arme Mädchen erzogen werden.

Hier, mein Freund, haben Sie eine kurze Beschreibung dieser so berümten Erziehungsanstalt. Sie verdient alle Aufmerksamkeit und Achtung, und der Herzog allen Dank. Die Mängel, die es hat, sind von ihm gewiß nicht

nicht gekant, oder nicht für Mängel gehalten. Ich wünschte, daß sie ihm jemand mit noch grösserem Nachdruk erwies; ich weis gewiß, er würde sich bestreben, ihnen abzuhelfen. Und was könte alsdenn dieses herliche Institut werden! Wie viel ist nicht schon gewonnen! Sie sehen, mein Freund, daß ich nicht Mängel aufgedekt habe, um zu tadeln, sondern aus der reinen Absicht, damit Muzen zu stiften; und ich hoffe, diese Absicht sol nicht verkant werden. Freimütig mußte ich reden, da ich einmal davon reden solte; und ich wüßte nicht, worüber ich weniger parteiisch und mit mehrerer Strenge urteilen könte, als über Erziehung. Sie, mein Freund, wissen auch, was das sagen wil, und wie sehr das arme Wort in gegenwärtigen Zeiten gemisbraucht und herumgehudelt wird; Sie werden mich also verstehen und verstanden haben, wo ich nur vorübergeeilt bin. Ich habe Ihnen überhaupt nur das Wichtigste von diesem Institute gesagt; nehmen Sie damit vorlieb.

N. S.

So eben bekam ich den Wonnemond des deutschen Museums zu Gesicht, und fand ebenfals einen Aufsaz über diese grosse Erziehungsanstalt darin. Ich durchlas ihn sogleich, um zu wissen, ob ich Sie geradezu darauf verweisen, und Ihnen dadurch ein ansehnliches Porto für mein langes Schreiben ersparen könte; aber ich fand, daß es um so viel nötiger sei, Ihnen meinen Aufsaz zuzuschikken, theils um unserer beider abweichenden Bemerkungen willen, theils aber auch wegen der Uebereintreffung unserer Ideen von den Aufsehern der Militärakademie. Beide Aufsäze mögen einander zur Beleuchtung dienen. Sie werden in jener Nachricht viel vortrefliche Wahrheiten finden; aber auch, in Rüksicht auf das Institut, manches, das meinen Prüfungen widerspricht. Es

kömt da alles auf den Gesichtspunkt an, in welchen man hingestellt wird, der meinige war ziemlich frei; der Gesichtspunkt jenes Verfassers von einigen Seiten vielleicht beschränkt. Aus dem seinigen würde ich wie er, und er aus dem meinigen vielleicht wie ich gesehen haben. Er urteilt daher, wie er gesehen; und ich urteile, wie ich gesehen habe. Daß wir in der Hauptsache einig sind, und über die Karakterbildung gleiche Zweifel haben, freut mich; vielleicht bewirkt das eine nüzliche Beherzigung zu einer erwünschten Reform.

Ankündigung.

Die Karten zur alten Geographie, welche der königl. französische Geograph d'Anville, ein Gelehrter, der dem geographischen Studium sein ganzes Leben gewidmet, zu wiederholten malen und in verschiedenen Formaten herausgegeben hat, sind bekantermassen jedem, der die alte Geschichte treiben und die griechischen und römischen Schriftsteller verstehen lernen wil, unentbehrlich. In Deutschland war es bisher sehr schwer und kostbar, sich dieselbe anzuschaffen, ob man gleich ihre Brauchbarkeit kante. Man hoft daher dem Publikum eine angenehme Nachricht zu ertheilen, wenn man demselben hiedurch genaue Kopien der 12 grössern d'Anvillischen Karten von der alten Welt ankündigt, welche nach und nach erscheinen sollen. Um deren Gebrauch noch nuzbarer zu machen, sol zugleich mit denselben ein bisher längst vermißtes Handbuch der alten Erdbeschreibung in deutscher Sprache veranstaltet werden, bei dessen Ausarbeitung nicht nur eben dieses französischen Gelehrten Geographie ancienne, sondern auch andere Quellen und Hülfsmittel, z. E. neuere Reisebeschreibungen, einzelne in grössern Werken befindliche Aufklärungen dieser Wissenschaft, benuzt werden sollen. Den Preis beider Werke, welche zusammen verkauft werden, kan man zur Zeit noch nicht bestimmen; diejenigen Liebhaber sollen das Exemplar wolfeiler, und die ersten Abdrükke jeder Platte auf schön Papier erhalten, welche ihre Namen der unterzeichneten Verlagshandlung bis Neujahr 1781. angezeiget haben.

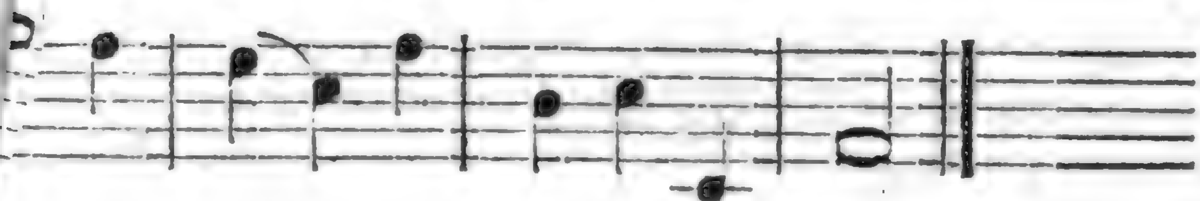
Christoph Weigelische Kunsthandlung
in Nürnberg.

Gedrukt in Isens Buchdrukkerei zu Weissenfels.

Ehrenberg.

h, Gruft! nach dei = ner Ruh; denn

i nem E = den wie = der zu!



Hinauf! hinauf! zu jenem Lande
Von wo du stammest, o mein Geist!
Wo du, im schimmernden Gewande,
Dich ewig deines Gottes freust!

Dort trinkst, in vollen Taumelzügen,
Du süße, niebereute Lust!
Dort wird der Zähren Quell versiegen,
Dort schwellt kein Seufzer mehr die Brust!

Dort strömt dir Paradieseswonne
Aus tausend Lebensbächen zu,
Dort lächelt eine mildre Sonne
Dir unaussprechlich sanfte Ruh!

h dich, an den ich glaube,
lle Ewigkeiten schaun!

Matthisson.

v Man,

Digitized by Google